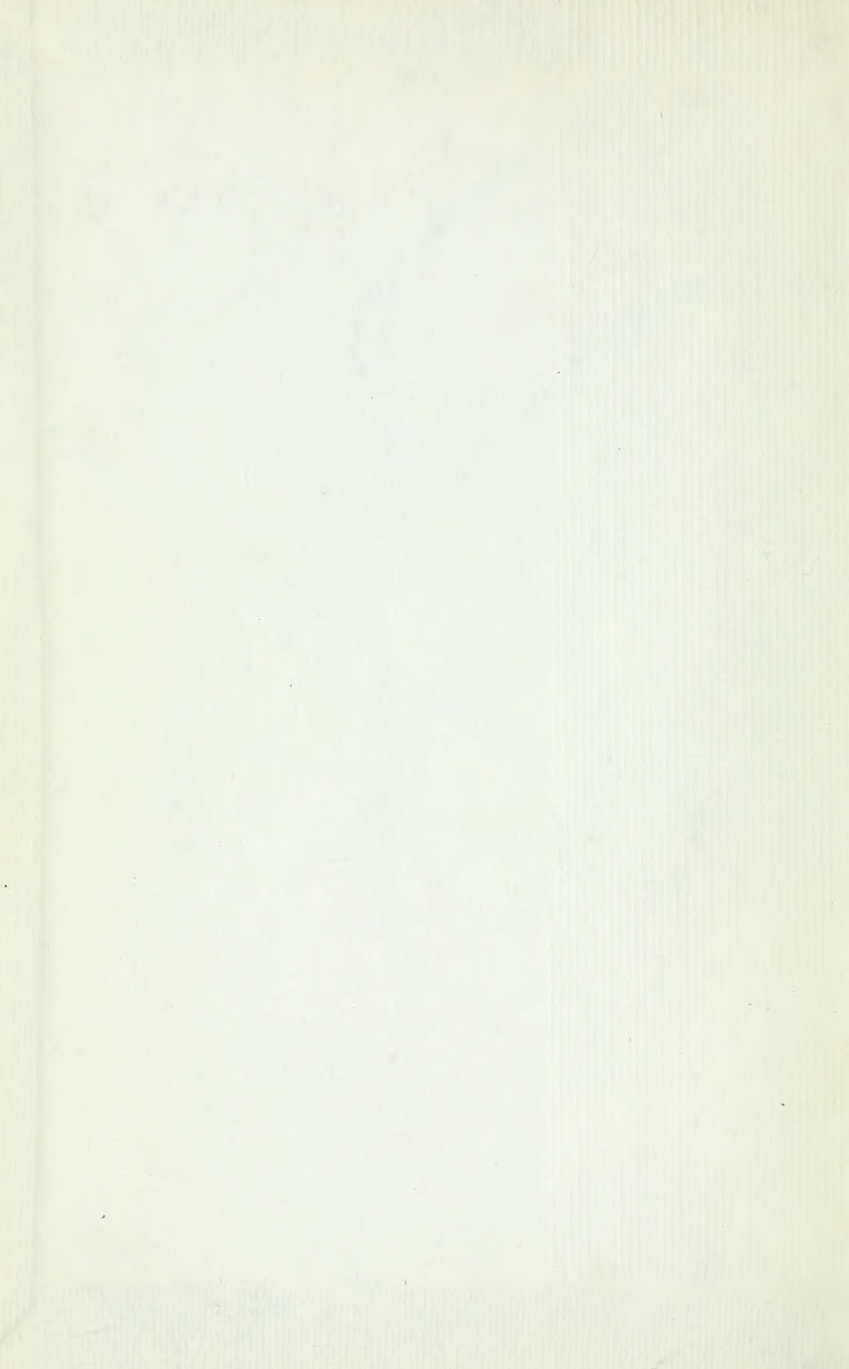
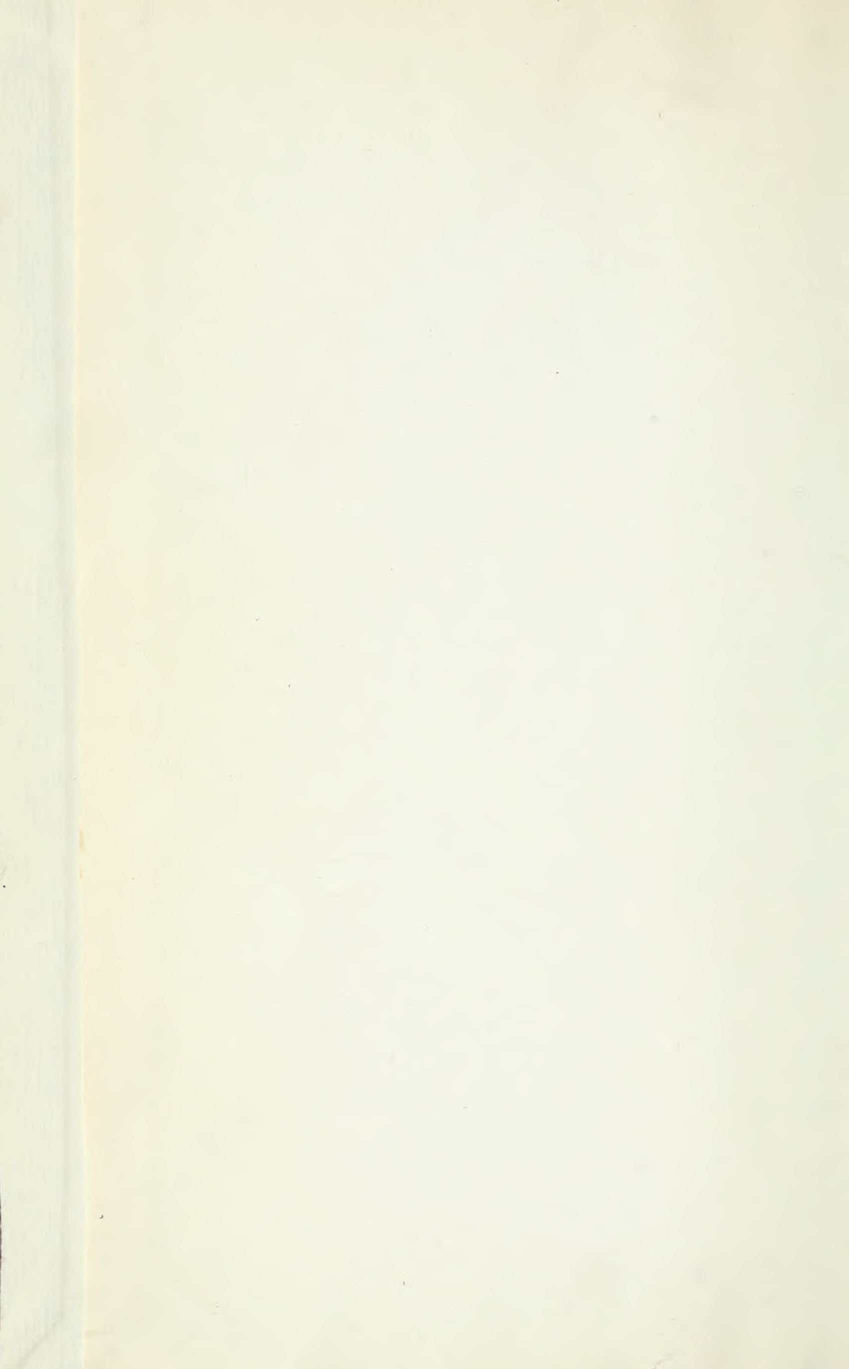
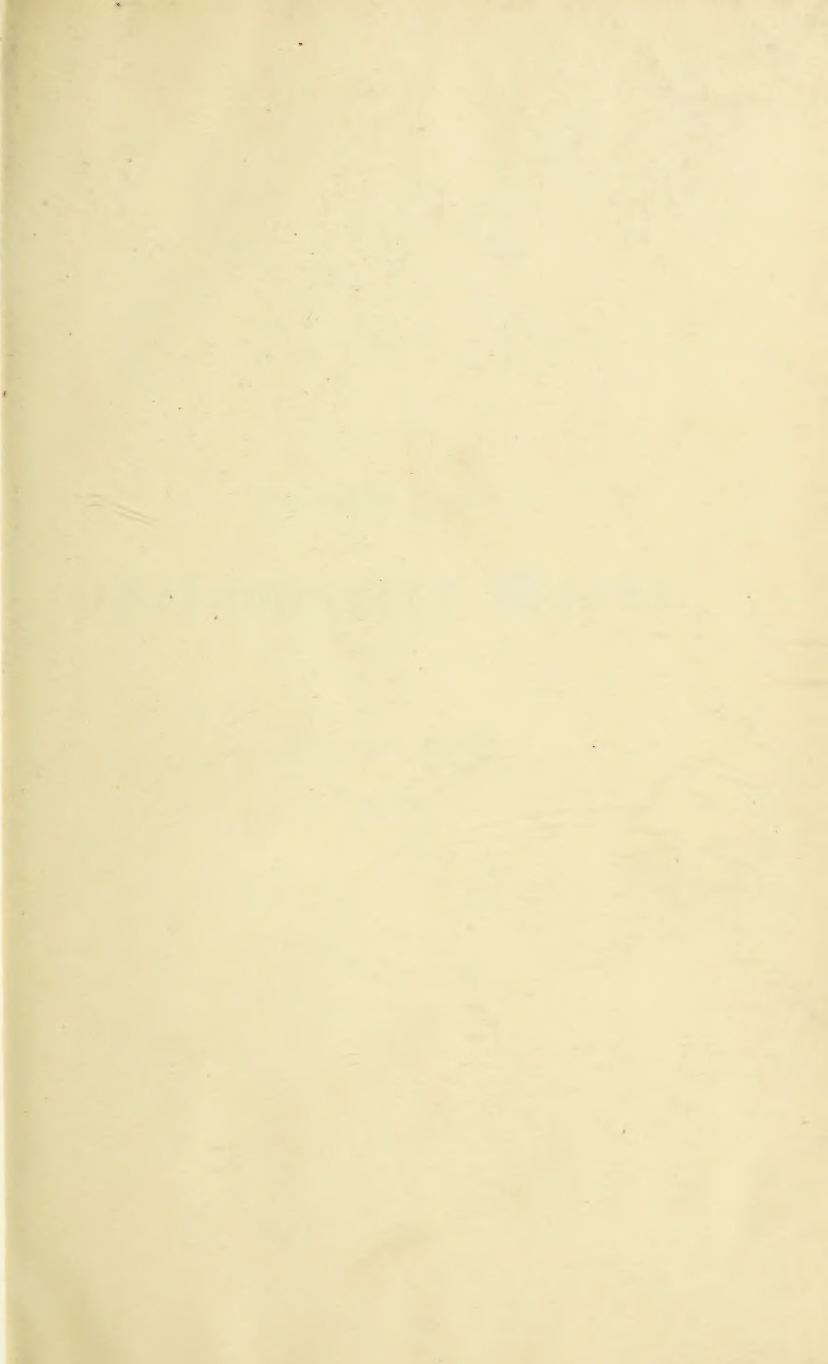
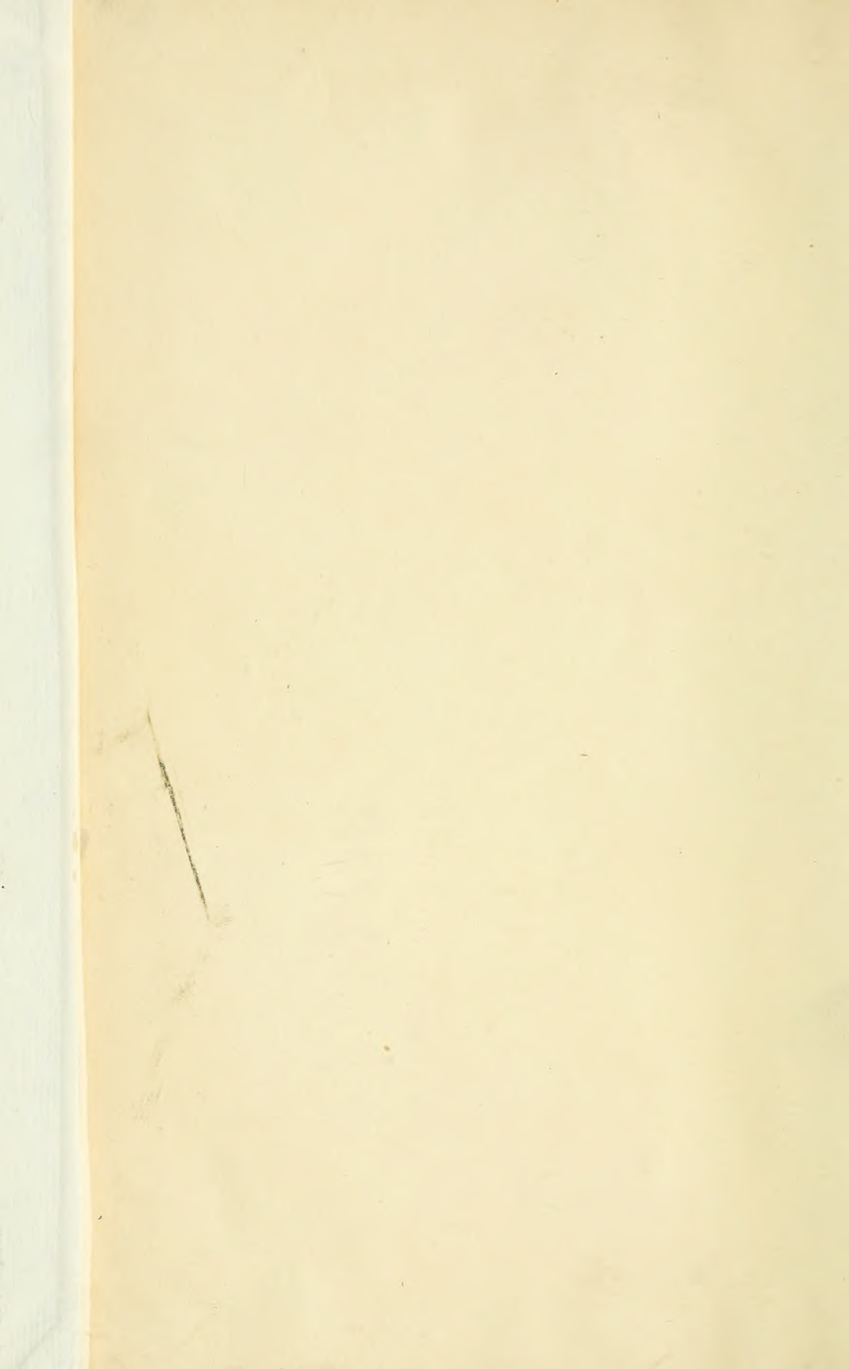












Heinrich Heine's
Gesammelte Werke.

Neunter Band:

Briefe.

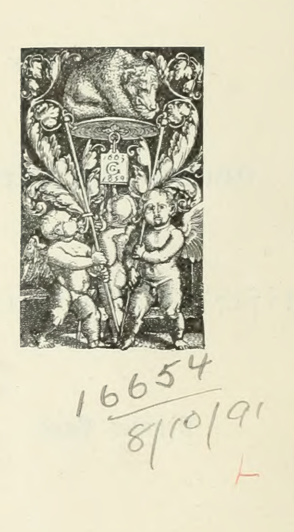
Heinrich Heine's
Gesammelte Werke.

Herausgegeben
von
Gustav Karpeles.

Kritische Gesamtausgabe.

Neunter Band.

Berlin.
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1887.



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Briefe

von

Heinrich Heine.

(1827—1855.)



1. An Friedrich Merckel.

Lüneburg, den 1. Januar 1827.

Glück zum neuen Jahr! 1827!

Recht herzlichen Glückwunsch, lieber Merckel! Ich sitze nur gar zu sehr bis am Hals in Schreiberei, sonst würde ich Dir viel schreiben — aber ich muß mich beschränken. Daher nur wenige Worte auf Dein gestriges liebes Schreiben.

Du mußt in den Seebildern „ausschilt" statt des unrichtigen „ausscheltet" setzen.[1]) Auch kannst du „gottbefruchtete Jungfrau" statt „gottgeschwängerte" setzen. Übrigens bezieht sich das auf die Königstöchter, die Juno immer verfolgte, wenn Jupiter sie geschwängert hatte, wie sie denn auch den Herkules, den 12=Wunderthäter, als solchen Gottessohn verfolgt. Die „Metze" lass' ich mir aber nicht nehmen, die muß stehen bleiben, und dieses plebejische Schimpfwort giebt eben der schönen Sonne das tragische Mitleiden — am Ende muß sie durch diese Ehe untergehen — „Sonnenuntergang."

Übrigens sahst Du recht, die drei Bilder sind gut. Sie zeigen mein Steigen im tragischen Humor. Der zweite Teil soll noch viele solcher Klänge enthalten. Leider muß ich, wenn ich kein Lump sein will, das Buch so rasch fertig machen, daß Campe sehen soll, ich thue ihm was zu Gefallen und er kann sich auf mich verlassen. Ich denke noch einige Tage vor dem 15. dort zu sein, dann fängt der Druck an, und ich denke ganz bestimmt, damit schnell zu Ende zu kommen. Ich befinde mich ziemlich schlecht. —

„Unauslöschliches Gelächter" ist ein homerischer Ausdruck und muß bleiben.

Ist das Wort „Josty=Baisers[2])" nicht richtig geschrieben, so ändre es. — Bitte, bitte, wenn du mir die No. 307 der „Hallischen Litteraturzeitung" auf einen Tag herschicken kannst, so thue es. —

Es ist mir lieb, daß Campe etwas von Immermann verlegen will; ich hatte Immermann darauf hingewiesen, daß mit ihm etwas Vernünftiges anzufangen ist, weil ich auch weiß, daß ich dem Immermann dadurch einen großen Dienst leiste. Es macht mir unsägliche Freude, dem Immermann bei solchen Gelegenheiten zu zeigen, wie sehr mir

---

1) Vgl. Bd. I. S. 235 und 239.
2) Vgl. Bd. I. S. 236.

seine Interessen am Herzen liegen. — Indessen, versteh mich nicht falsch, Campes Interesse liegt mir ebenfalls am Herzen. —

Dank für den närrischen Klabotermann.[1]) — Den Jan von Gent habe ich schon gestern abend zu gebrauchen gewußt. — Ich muß in Hamburg eine stille Wohnung haben, die zwischen der Druckerei und dem Alsterpavillon liegt Wenn Du spazieren gehst, so sieh Dich in dieser Hinsicht um. Doch dies ist nur zur Notiz gesagt; denn ich werde doch im Gasthof vorerst absteigen müssen.

Daß Du mit Adolph Embden aneinander geraten bist, wie mir Christiani erzählt, hat mir Spaß gemacht. Dieser ist ein feinerer Lump.

Campes Denunziation des „Schwarzen“[2]) war mir sehr lieb, und verdient meinen Dank. Grüß ihn herzlich. — Ich bin

Dein getreuer

H. Heine.

Wie ich Dir mal erzählt, so wirst Du Dich erinnern: der Schwarze hat überall herumgelogen, ich sei von Abendroth sehr barsch behandelt worden, er hingegen sei von Abendroth mit allen möglichen Zuvorkommenheiten überschüttet worden, und dadurch dürfe er sich schon etwas herausnehmen. Es wäre daher gut, wenn Campe an Michaelis[3]) das Resultat der abendröthlichen Unterhaltung billettlich mitteilte, indem dieser nicht ermangeln wird, solches Billett, worin meine Stellung gegen Abendroth ausgesprochen wäre, den Kindern des Steinwegs mitzuteilen und den elenden Lügner dadurch zu prostituieren.

Ich habe vergessen Dir zu sagen, warum ich so freundlich gegen W. Alexis bin. Erstens kann ich ihn wirklich gut leiden; zweitens ist er der intimste Freund des Herrn von Uechtritz, den ich vorige Woche für den zweiten Teil sehr barbarisch eingeschlachtet habe.[4]) Die Ironie gegen Hitzig wirst Du verstanden haben. Aber man muß sich mit Ironie doch in acht nehmen, am Ende werden die besten Freunde mißtrauisch, z. B. Merckel. Warum hast Du im Kinderhute[5]) meinen Kopf vermutet? — Grüß mir Zimmermann; es wär' fatal, wenn ich von seinen Vorlesungen nichts mehr anträfe. — Siehst Du Prätzel[6]), so frag ihn doch, ob er wirklich einen Brief für mich habe. Dies ist aber kein „Auftrag.“

2. An Friedrich Merckel.

Lüneburg, den 10. Januar 1827. (Mittwoch.)

Entschuldige, lieber Merckel, daß ich das Litteraturzeitungsblatt Dir wieder zu schicken vergaß.

---

1) Vgl. Bd. III. S. 84 ff.

2) Vgl. Bd. VIII. S. 105, Anm.

3) C. Michaelis, ein mit Heine befreundeter Papierhändler in Hamburg. Vgl. Bd. II. S. 235, Anm.

4) Vgl. Bd. III. S. 105.

5) Heine spielt hier auf „einen silbergrauen seidenen Kinderhut“ an, den R. Christiani in einer Nachschrift zu dessen Brief an Merckel vom 16. Dezember 1826 bestellt hatte.

6) K. G. Prätzel (1785–1861), ein in Hamburg lebender Dichter.

Schreiben will ich Dir heute nichts. Montag frühe werde ich Dich ja wiedersehen. Sonntag abend werde ich in Hamburg eintreffen.

Ich habe hier fürchterlich gearbeitet. Das verdammte Abschreiben ist das Bitterste. Die splendideste Partie meines Buches werde ich Dir abgeschrieben gleich mitteilen können. Du wirst sehen: le petit bon homme vit encore. Das Buch wird viel Lärm machen, nicht durch Privatskandal, sondern durch die großen Weltinteressen, die es ausspricht. Napoleon und die französische Revolution stehen darin in Lebensgröße. Sag niemanden ein Wort davon, kaum wag' ich es, Campen mit dem Inhalt des Buches zu früh bekannt zu machen. Es muß verschickt sein, ehe man dort eine Silbe davon weiß. Ich habe aber auch noch genug dran zu flicken; es ist gut, daß mir Campe in betreff des Schwarzen einige Ruhe geschafft hat. — Leb wohl und behalte mich lieb.

Dein Freund

H. Heine.

3. An Friedrich Merckel.

London, Craven Street No. 32, Strand, den 23. April 1827.

Lieber Merckel!

Draußen schneit es und in meinem Kamin ist kein Feuer, daher ein kühler Brief. Obendrein verdrießlich und krank. Schon genug gesehen und gehört, aber noch keine einzige klare Anschauung. London hat all meine Erwartungen übertroffen in Hinsicht seiner Großartigkeit, aber ich habe mich selbst verloren. Ich habe noch wenig Besuche gemacht — deine Freunde sah ich noch nicht — und das Theater war bis jetzt meine Hauptressource. — Ich erwarte mit Spannung Brief von Dir: meine Adresse steht zwar hier oben, aber es ist zweifelhaft, ob ich hier länger als acht Tage wohnen bleibe, und ich wünsche, daß Du Deine Briefe an B. A. Goldschmidt und Co., St. Helens Passage No. 5, adressierst. Sollten Briefe bei Campe für mich einlaufen, so sammle sie und schicke sie mir per Gelegenheit unter besagter Adresse der Herren Goldschmidt. Sollte sich keine Gelegenheit finden, so könntest Du auch, abgesprochenermaßen, sie erbrechen und mir den Inhalt referieren. Nur Briefe aus Düsseldorf, aus Göttingen und aus Münster wünsche ich, daß Du unerbrochen läßt, und mir nur sagst, daß deren da sind. Überhaupt wirst Du leicht merken können, was litterarische Briefe sind und was Familienbriefe sind; und, wie sich von selbst versteht, ich habe kein Recht über den Inhalt dieser letztern willkürlich zu verfügen. — Ich friere und leide fürchterlich.

Grüße mir Campe recht herzlich. Ich erwarte ungeduldig, von ihm zu hören, wie es mit dem Buche geht, und ob er seine Ruhe, seine philosophische Ruhe in Hinsicht desselben behaupten konnte. — Ich bin zu krank, um etwas thun zu können, doch meine nächste Arbeit soll die Vorrede der Gedichte sein. Hernach gehe ich an die Veränderung des „Ratcliff." — Ich werde höchstens bis Mitte Juni in London bleiben; alsdann gehe ich auf drei Monat nach einem englischen See-

bad. Ich habe letzteres durchaus nötig. — Fürchterlich kostspielig ist das hiesige Leben, bisher hab ich noch mehr als eine Guinee täglich gebraucht. 1½ Pfund hab ich für Beköstigung und Trinkgeld noch auf dem Dampfschiff zu bezahlen gehabt, für meine wenigen Bücher hatte ich fast ein Pfund Zoll zu bezahlen u. s. w. Bücher selbst sind hier rasend teuer. — Nichts als Nebel, Kohlendampf, Porter und Canning. — Meine Freunde in der Westminsterabtei habe ich noch nicht besucht. — Grüß mir meinen Bruder[1]; laß ihn oder Deinen Burschen in meinem alten Logis nachfragen, ob nicht etwas, den Tag meiner Abreise, für mich dort abgegeben worden. — Grüß mir Zimmermann recht herzlich; ich vermisse ihn täglich. — Ich glaube, lieber Merckel, wir werden uns alle nächsten Winter wieder vergnügt in Hamburg sehen. Das ist aber noch ein großes Staatsgeheimnis. — Schreib mir viel und bald. Sage mir, was die Welt sagt.

Den Dr. Lieber, einen Bekannten Campes und Bueks, den ich hier finden sollte, hab ich noch nicht gesehen; ich höre aber, er geht nächsten Sonnabend nach Amerika.[2]) Die armen Deutschen! — Wie wird es mir noch gehn in dieser Welt! Ich werde es, trotz meiner bessern Einsicht, nimmermehr lassen können, dumme Streiche zu machen, d. h. freisinnig zu sprechen. Ich bin begierig, von Dir zu erfahren, ob keine Regierung mir mein Buch übelgenommen. Am Ende will man doch ruhig am Herde in der Heimat sitzen, und ruhig den „Deutschen Anzeiger" oder die „Hallische Litteratur-Zeitung" lesen und ein deutsches Butterbrot essen. — Es ist hier so fürchterlich feucht und unbehaglich, und kein Mensch versteht einen, kein Mensch versteht deutsch. — Leb wohl!

Dein Freund

H. Heine.

4. An Varnhagen von Ense.

London, den 1. Mai 1827.

Wenn ich auch nicht viel schreibe, so denke ich doch desto mehr an Deutschland und an die französische Straße Nr. 20. Ihnen, lieber Varnhagen, bringe dies Blatt viel herzlichste Grüße. An Frau von Varnhagen brauche ich aber gar nicht zu schreiben, sie weiß alles, was ich denke und nicht denke — ich brauche mich auch bei ihr wegen meines langen Schweigens nicht zu entschuldigen. Ich war seither doch wieder so innerlich und äußerlich beklemmt, daß ich Ihnen nichts Vernünftiges sagen konnte. Und Männer, wenn sie auch keine Stockrationalisten sind, wollen doch immer was Vernünftiges hören. — Für Ihr Büchergeschenk danke ich Ihnen. — Um Gottes willen! wie kann man so dicke Bücher schreiben! Ihr „Blücher" hat mir ungemein zugesagt, ich hab ihn zweimal gelesen, und bewundre, wie der feine Diplomat diesen

1) Gustav Heine, der damals in Hamburg ein Speditions- und Produktengeschäft begründet hatte.

2) Dr. Franz Lieber (1798—1872), bekannter deutsch-amerikanischer Gelehrter.

rohen Stoff behandelt hat, ohne ihm Gewalt anzuthun. Die Gestalt tritt mächtig hervor. Blüchers Gastrollen in England sind unübertrefflich geschildert. Was Arnim darüber drucken ließ, unterschreibe ich ganz. Herrlich seine Zusammenstellung mit Napoleon. Es ist Wahrheit darin. Und das gesteht — der Verfasser des Buchs Le Grand.

Sonderbar! wie zwei Gleichgestimmte zur selben Zeit, jeder auf enthusiastische Weise, die feindlichsten Häuptlinge, Napoleon und Blücher, dem Publikum dargestellt. Und ich denke, wir haben beide doch dasselbe gewollt, und bleiben noch gleichgestimmt. Dennoch — ich will's gestehen — kann ich Ihren „Blücher" nicht mit Liebe lesen; vielleicht ist noch in mir der Widerhall der Le Grandschen Märsche, ich ärgere mich, wenn ich bedenke, daß der Mann der Idee, der ideegewordene Mensch, nämlich Napoleon, durch jene zwei Menschen vernichtet worden ist, wovon der eine ein pharaospielender Husar und der andre ein von allem Enthusiasmus entblößter englischer Taugenichts war, oder besser gesagt noch ist. — Sie können sich kaum vorstellen, wie jämmerlich er vorige Woche aussah, als ich ihn von St. James kommen sah; sein gnädiger König hatte ihm vielleicht eben mit Achselzucken den vollkommenen Sieg Cannings verkündigt, und er sah ihn auf den lachenden Gesichtern der vorbeigehenden Engländer. Die Idee siegte diesmal ohne Kanonen, und der Sieger von Waterloo mußte abziehen. —

Mein Buch, rot gebunden für Frau v. Varnhagen, werden Sie wohl empfangen und der teuren Friederike in meinem Namen überreicht haben. Auch das Paket an Moser werden Sie an diesen befördert haben. Ich mußte die Besorgung der Bücher einem dritten überlassen, weil ich allzu schnell von Hamburg abreiste. Daher habe ich keine Zeile mitschicken können. Es war nicht die Angst, die mich wegtrieb, sondern das Klugheitsgesetz, das jedem ratet, nichts zu riskieren, wo gar nichts zu gewinnen ist. Hätte ich Aussicht gehabt, in Berlin angestellt zu werden, so wäre ich, unbekümmert um den Inhalt meines Buches, direkt dort hingereist. Ich denke, da unser Ministerium gescheit ist, habe ich jetzt mehr als je die Aussicht, angestellt zu werden, und werde wohl am Ende wieder zu Ihnen nach Berlin zurückkehren. Ich reiste ab von Hamburg just an dem Tage, wo das Buch ausgegeben wurde — (viel Selbstüberwindung,) — und habe daher von dessen Schicksalen noch kein Wort erfahren. Ich weiß sie vorher. Ich kenne meine Deutschen. Sie werden erschrecken, überlegen und nichts thun. Ich zweifle sogar, daß das Buch verboten wird. Es war aber notwendig, daß es geschrieben wurde. In dieser seichten, servilen Zeit mußte etwas geschehen. Ich habe das meinige gethan und beschäme jene hartherzigen Freunde, die einst so viel thun wollten, und jetzt schweigen. Wenn sie zusammen sind und in Reih und Glied stehen, sind die feigsten Rekruten recht mutvoll; aber den wahren Mut zeigt derjenige, der allein steht. — Ich sehe auch vorher, daß die Guten des Landes mein Buch hinlänglich herunter reißen werden, und ich kann es den Freunden nicht verdenken, wenn sie über das gefährliche Buch schweigen. Ich weiß sehr gut, man muß staatsfrei gestellt sein, wenn man über meinen Le Grand sich äußern will. Ich denke, Robert wäre wohl jetzt, vermöge seiner Stellung, derjenige, welcher sich am besten

des Buches annehmen könnte. Ich habe ihm zwar nicht geschrieben, aber ich weiß, er ist selbst kein Freund langer Korrespondenz. Auch gestehe ich, daß ich, wie sehr seine Frau auch geistig ausgezeichnet ist, sie doch lieber sprechen sehe, als auf dem Papiere lese. — Unter uns gesagt, einer schönen Frau schreiben, scheint mir ebenso thöricht, als wenn ich mit einer Straßburger Pastete in Korrespondenz treten wollte. Jedes Ding in der Welt will auf seine eigene Weise genossen sein. Jene schönen Augen, deren Glanz unser Herz erfreut, und jene Trüffelpastete, deren Duft uns begeistert — sie verlieren gar sehr in der Ferne. — Wenn Sie Roberts schreiben, so sagen Sie ihnen, daß ich hier noch 4 Wochen bleibe, alsdann 2½ bis 3 Monat lang an der englischen Küste bade, und dann nach Paris reise, und bei meiner Rückkehr nach Deutschland meinen Weg über Karlsruhe nehmen will. Haben Sie mir unterdessen etwas mitzuteilen, so schreiben Sie mir unter Adresse von B. A. Goldschmidt und Co. in London. Dieses Haus weiß zu jeder Zeit meine Briefe richtig zu befördern. Daß man hierzuland doppelt Porto bezahlt, wenn ein Kouvert um den Brief ist, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Wollen Sie mich noch, zur nützlichen Anwendung meines Aufenthalts in London, auf etwas aufmerksam machen, so soll es mich freuen. Wenn Sie in Korrespondenz mit Cotta sind, so fragen Sie ihn doch, ob er mich für sein „Morgenblatt“ hier oder in Paris beschäftigen will. Aber dieses müßten Sie **bald** thun. Versteht sich von selbst, daß er etwas stark honorieren müßte, wenn ich etwa für ihn länger in England bleiben sollte. Hier ist alles beispiellos teuer, ich muß, weil ich alles sehe, täglich eine Guinee ausgeben, welches sehr viel für einen deutschen Schriftsteller. — Grüßen Sie mir Gans recht viel, so wie auch Chamisso. — Ihre Schwester und Dr. Assing habe ich in Hamburg noch kurz vor meiner Abreise gesehen; sie befinden sich recht wohl.

Mit meiner Familie stehe ich auf gutem Fuß. Ich selbst bin darin der einzige, womit ich schlecht stehe. Viel Selbstkummer habe ich in dieser letzten Zeit ertragen, es will sich noch nicht mit meinem Kopfschmerz geben, und alte Gemütswunden eitern. In diesem Augenblick hat mich eine starke Betäubung wie in ein bleiernes Grab eingeschlossen. Ich fürchte, daß ich nächstens ernstlich krank werde. — Leben Sie wohl, das Papier ist zu Ende. Frau von Varnhagen küsse ich die Hand und bin

Ihr

H. Heine.

5. An Friedrich Merckel.

London, den 1. Juni 1827.

Lieber Merckel!

Meine Schreibsaumseligkeit mußt Du nicht auf Rechnung meiner Gesinnung schreiben. Bin zu schlecht gestimmt, auch krank und verwirrt, um schreiben zu können. Diese Tage will ich nach dem Seebad reisen.

Ich danke Dir für Deine Mitteilungen. Erst wenn ich in Ruhe bin, kann ich Dir antworten. Auch über den „Ratcliff“ erst dann. Ich bin jetzt zu sehr en peines. Äußerlich und innerlich. Auch über die Gedichte kann ich noch nicht antworten. Ich kann ordentlich ärgerlich werden, wenn ich denke, wie Campe mich vor meiner Abreise damit gequält. — Von Berlin angenehme Briefe. Die unbekanntesten Menschen voll Enthusiasmus. Dagegen schreibt mir Varnhagen: „Aufsehen, viel Aufsehen macht Ihr Buch, und Dümmler und Konsorten nennen es nach ihrem Buchladenmaß ein gutes, aber die Leser verstutzen, sie wissen nicht, ob sie ihr Vergnügen nicht heimlich halten und öffentlich ableugnen sollen, selbst die Freunde thun erschrecklich tugendhaft als ordnungsliebende Gelehrte und Bürger“ — kurz, aus serviler Angst wird alles getadelt. Wie kontrastiert dagegen der offne süddeutsche Brief aus Augsburg. Es ist mir nichts Neues, daß mir von dorther viel Anlockendes zukam. Ach! ich bin gefesselt an Norddeutschland. Ein schöner Gedanke, Liberalenhäuptling in Bayern zu werden. Aber ach, ich bin krank, ruiniert und gefesselt. — „Wir sehen uns nächsten Winter in Hamburg“ — das ist das Bestimmteste und Sicherste, was ich Dir sagen kann. Alles andre meiner Zukunft liegt in trüben Nebeln.

Cottas Propositionen sollst Du beileibe nicht an Campe mitteilen, auch hast Du kein Recht dazu. Ich will beileibe Campen keinen Floh ins Ohr setzen. Das wäre jetzt ohne Nutzen, und ich hab ihn zu lieb, um ihn unnötigerweise zu prickeln. Er thut viel für meine Kinder, und ich bin dankbar. Aber auf seine Generosität werde ich mich nie mehr verlassen. Durch die vierzig Louis, die der Freund aufs Blaue hin mir angeliehen, hat er zwar viel Unmut gestopft. Aber er hat nie eigentliches Zutrauen zu mir gehabt; wenn ich ihm von eigenen Opfern, die ich für mein letztes Buch brachte, gesprochen, so hat er es als eine Redensart abgelehnt, ebenfalls wenn ich ihm versichert, daß mir Cotta längst anbieten ließ, mir meine Aufsätze fürs „Morgenblatt“ aufs allerglänzendste zu honorieren — kurz, er hat kein Vertrauen zu mir gehabt. Er soll mich aus meinen Handlungen kennen lernen. — Ach! ich bin heute sehr verdrießlich. Krank und unfähig, gesund aufzufassen. Und dennoch muß ich hier mit Gold alle jene Anschauungen aufwiegen, die ich einsammle. Tage, wo ich ein paar Guineen ausgebe. Ich werde nichts über England herausgeben; kein Buchhändler bezahlt mir die Kosten. — Gestern dachte ich, ob ich nicht einige Aufsätze über England fürs „Morgenblatt“ schreiben soll. — Aber das ist auch nicht der Mühe wert. Ich muß mich darin politisch zähmen, und die Sachen verlören ihr Interesse, wenn ich sie als Buch wieder abdrucke. Das beste ist, ich gebe gar nichts. Was ich seitdem aufgefaßt, kommt dann desto schöner in späteren Produkten. Ich will so kein Narr sein und gute Bücher schreiben im Sinne Dümmlers. — Cotta werde ich seinerzeit zu benutzen wissen. Ich will einige Aufsätze fürs „Morgenblatt“ schreiben, aber nichts über England. — Verzeih mir heute, lieber Merckel, meinen mißmütigen Brief, der sich um lauter gemeine Interessen dreht. Aber eben diese letztern sind es, welche mich in vielen Mißmut hinein verwirren. Ich lebe hier sehr isoliert; ich will es. Dennoch, Gott weiß, wie! haben die hiesigen Blätter unter andern wichtig politischen Nach

richten meine Anwesenheit in London angezeigt und bemerkt, daß ich auf dem Wege nach Frankreich begriffen sei. Erinnere doch Campe an meinen Wunsch, daß der „Hamburger Korrespondent" meine Reise nach England unter den politischen Artikeln seinen Lesern notifiziere. Meine Freunde erfahren dann auch, warum ich nicht schreibe. Habe noch nicht an Immermann geschrieben. Schändlich! Sieh doch die „Berliner Jahrbücher der Litteratur" zu bekommen, und findest Du darin Immermanns Kritik über mich, so sorge, daß sie dort recht unter die Leute komme, etwa durch partiellen Abdruck an einem angemessenen Ort. -- Schreib mir bald und viel. Grüß mir meinen Bruder; will ihm bald schreiben. Auch Zimmermann grüß mir herzlich. Die „dramaturgischen Blätter" habe ich noch nicht erhalten. Aber Moscheles hat sie, und die zwei ersten Nummern mir mitgeteilt. Ganz vortrefflich. Ich bin hier oft im Theater, und dann denk ich immer: Sähe dieses Zimmermann mit seiner kritischen Brille, wie viel Neues und interessant Vergleichendes erführen wir. Ich werde Euch mündlich viel erzählen. — Leb wohl, behalte mich lieb und schreib bald

Deinem Freund

H. Heine.

Der Brief von Frau von Varnhagen höchst interessant und geistreich; gelegentlich dessen Mitteilung.

---

6. An Moses Moser.

London, den 9. Juni 1827.

Lieber Moser!

Verzeih mir meine lange Saumseligkeit im Briefschreiben. Ich war in der letzten Zeit ein allzusehr gehetztes Tier. Vor meiner Abreise von Hamburg habe ich Sorge getragen, daß Dir mein Buch geschickt wurde. Ich dachte, Du wirst es als einen Brief betrachten. Du wirst daraus ersehen haben, was ich im letzten Jahr gedacht und gefühlt und gelitten. Ich denke, der „Le Grand" wird Dir gefallen haben; alles Übrige im Buche, die Gedichte ausgenommen, ist Futter für die Menge, die es auch mit vielem Appetit verzehrt. Ich habe durch dieses Buch einen ungeheuern Anhang und Popularität in Deutschland gewonnen; wenn ich gesund werde, kann ich jetzt viel thun; ich habe jetzt eine weitschallende Stimme. Du sollst sie noch oft hören, donnernd gegen Gedankenschergen und Unterdrücker heiligster Rechte. — Ich werde eine ganz extraordinäre Professur erlangen in der Universitas hoher Geister.

Der Hauptzweck meines heutigen Briefes ist die Wiederholung des alten Textes: daß ich Dich liebe und daß ich wünsche, mir Deine Liebe zu erhalten. Als einen Beweis meiner Liebe schicke ich Dir heute die 10 Louisdor zurück, die Du mir seit Jahr und Tag geliehen. Nur meinen liebsten Freunden pflege ich Geld zurückzubezahlen. Bei dieser Gelegenheit danke ich Dir auch, daß Du damals, als ich jenes Geldes

so sehr bedurfte, mir so freundlich damit beistandest. Ich weiß, daß Dir dieses Danken mißfällt, aber ich kann es nicht unterlassen — ich habe so selten Gelegenheit zum Danken. Über die 12 Louisdor, die ich, nach Abzug der Dir schuldigen 10 Louisdor, von der einliegenden Anweisung auf 22 Louisdor herausbekomme, wünsche ich folgendermaßen zu verfügen:

An den Assessor Christian Sethe, der jetzt wahrscheinlich in Münster ist und dessen Adresse Du von seinem Vater, dem Präsidenten des Kassationshofes Sethe in Berlin, erfahren kannst, bin ich 5 Louisdors schuldig und ich wünsche, daß Du sie ihm in meinem Namen schickest mit der Bemerkung, daß ich von London aus dazu Ordre gegeben. — Dann an meinen lieben Freund Karl von Raumer, Stud. juris, wohnend alldort Mauerstraße Nr. 53, bin ich von Göttingen aus noch 2 Louisdor schuldig, und wenn Du nicht vorziehst, sie ihm in meinem Namen zu schicken, so wünsche ich, daß Du sie ihm selbst bringst und ihn meines vollen Wohlseins versicherst — sonst glaubt er, ich läge auf dem Todbette, indem er weiß, daß Schuldenbezahlen nicht meine Passion ist. Er ist einer meiner liebsten Freunde und kann Dir erzählen, wie ich in Göttingen gelebt.[1] — Endlich erinnere ich mich auch, unsrem guten Josef Lehmann noch einen Louisdor schuldig zu sein, und da ich doch im Zug bin, so will ich auch, daß Du diesen in meinem Namen bezahlst. Der gute Lehmann wird sich zwar dieser kleinen Schuld nicht mehr besinnen wollen; aber ich habe ein gutes Gedächtnis. Sag ihm, daß ich ihm nächstens selbst schreibe. — Nach diesen Auszahlungen bleiben mir noch 4 Louisdor bei Dir zu gut, worüber ich nächstens verfügen will. Ich will Dir nicht auf einmal gar zu vielen Stoff zum Lachen geben. Entschuldige die Mühe, die ich Dir verursache

Wie ich hier lebe, kannst Du Dir wohl vorstellen, da Du mich und England kennst. Ich sehe hier viel und lerne viel. In einigen Tagen will ich in ein englisches Seebad reisen. Die Herren B. A. Goldschmidt & Co. in London, denen ich meine Briefe adressieren lasse, haben Ordre, mir solche nachzuschicken. — Mit meiner Gesundheit will es sich noch immer nicht ganz bessern; mein altes Kopfleiden will nicht weichen. — Der Hauptzweck meiner Reise war, Hamburg zu verlassen. Ich hoffe die Kraft zu haben, nicht zurückzukehren. Nach Berlin zieht es mich auch nicht sonderlich. Seichtes Leben, witziger Egoismus, witziger Sand. Hier ist alles zu teuer und zu weitläuftig. Viel Anziehendes hier — Parlament, Westminsterabtey, englische Tragödie, schöne Weiber. Wenn ich lebendig aus England herauskomme, so sind die Weiber nicht schuld dran; sie thun das ihrige. Englische Litteratur jetzt erbärmlich, erbärmlicher noch als die unsrige — das will viel sagen. —

Wenn Du dort in der Journalenwelt etwas für den zweiten Reisebilderband thun kannst, so unterlaß es nicht. Es wird nicht an erbärmlichen Ausfällen auf mich fehlen; — und die Freunde sitzen gewöhnlich still. Auch ist es für Beamte, königlich preußische, etwas mißlich, über mein Buch sich ehrlich auszusprechen. Ich will Dich, den Nicht

1) Vgl. Bd. II. S. 212, Anm.

beamten, darauf aufmerksam machen, aber ich weiß, es hilft nichts, Du bist zu tief, als daß man Dich leicht zum Schreiben bewegen könnte. Ein bißchen Seichtigkeit wäre Dir nützlich. Im Grunde, was ist tief? Ist die Grube tiefer als der flache Spiegel, der sie mit ihrer tiefsten Tiefe zurückstrahlt? — Lebe wohl und grüß mir Gans und Zunz, die beiden Freunde. Ich denke viel an Gans, und immer mit weicher, herzlicher Gesinnung. Der Doktorin Zunz meine Grüße. Siehst Du Bendavid, so grüß ihn von mir, sowie auch den alten Friedländer; es sind Menschen, die ich achte. Wenn Du mir schreiben willst, so schreib mir bald. Grüß mir Leßmann. Dem Kriminalrat Hitzig, wenn Du ihn siehst, meine Empfehlung; ich habe meinem Buchhändler vor meiner Abreise Ordre gelassen, ihm mein Buch zu schicken. —

Es ist heut schönes Wetter; etwas Seltenes in London. Ich will meine Freundinnen, die Chinesinnen, die hier sind, besuchen.

Dein Freund

H. Heine.

7. An J. H. Detmold.[1])

Ramsgate, den 28. Juli 1827.

Mein lieber junger Kollege! Ihren Brief aus Göttingen habe ich sehr spät erhalten. Er wurde mir etwas spät nach England nachgeschickt und hier spät überliefert. Er hat mir Freude gemacht.

Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, wenn man Ihnen vertraut, daß die Erstlingsprodukte, die jemand mir in Göttingen unter Ihrem Namen vorlas, einen ungewöhnlichen Eindruck auf mich machten. Indessen, ich gestehe Ihnen offen, war dieser Eindruck nicht von der freudigsten Art; es that mir leid, daß Ihr Talent sich nach jener Nachtseite der Poesie gewendet, die Hoffmann schon so leuchtend dargestellt; —

Eine leuchtende Nachtseite! Ich habe hier viel Umgang mit Irländern, und jedes Wort wird mir unter der Feder zum irländischen Bull.

Lassen Sie Hoffmann und seine Gespenster, die um so entsetzlicher sind, da sie am hellen Mittag auf dem Markte spazieren gehen und sich wie unser einer betragen. Und Ich bin es, Heine ist es, der Ihnen diesen Rat giebt. Und ich gebe auch zugleich das Beispiel, wie man sich aus jener Tiefe an den eigenen Haaren wieder heraufzieht. — Ich bin jetzt oben, nämlich auf dem east-cliff zu Ramsgate, und sitze auf einem hohen Balkon, und während ich schreibe, schaue ich hinab auf das schöne weite Meer, dessen Wellen den Felsen hinanklimmen und mir die freudigste Musik ins Herz rauschen. Ich sage Ihnen das, damit Sie wissen, daß mein guter Rat aus einer schönen, gesunden Höhe herabkommt. Ja, schicken Sie mir Ihre Produkte, und ich will gern meine Meinung sagen. Schicken Sie sie unter der Adresse: an H. H. Dr. jur. abzugeben bei Hoffmann & Campe in Hamburg. — Ich bin im Begriff, England, wo ich seit April gelebt, wieder zu verlassen, Brabant

1) J. H. Detmold (1807—1856), Advokat und Schriftsteller. Die Briefe Heines an ihn sind zuerst von H. Hüffer in der „Deutschen Rundschau" Bd. XLII. S. 428 ff. veröffentlicht worden.

und Holland zu durchstreifen und nach einigen Monaten nach Deutschland zurückzukehren. — Gern will ich Ihnen bei Ihrem Debut ins Publikum behilflich sein. Ich rate Ihnen, nicht unter eigenem Namen aufzutreten, und es ist daher ratsam, daß Sie die Produkte, die Sie für den ersten Druck bestimmt, nicht Ihren guten Freunden vorher mitteilen. Letztere können Ihnen auf keinen Fall nützen und auf jeden Fall schaden. Auch rate ich, mit Prosa aufzutreten, und ich sähe gern, daß Sie mir mehr Prosa als Verse schickten. Erst in drei Monaten kann mir Ihre Sendung zukommen, deshalb haben Sie Zeit zum Schicken. — Leben Sie wohl und lernen Sie viel reelle Kenntnisse. Dieser bedarf der Schriftsteller. — Ist mein Bruder noch in Göttingen, so gehen Sie zu ihm und bringen ihm meinen Gruß, und allenfalls können Sie ihm, was mich selbst betrifft, aus diesem Briefe mitteilen. Sagen Sie ihm, ich schriebe ihm nicht, weil ich zu faul sei. — Es ist ein geistreicher Mensch, den ich sehr liebe.

Ihr ergebener

H. Heine.

8. An Friedrich Merckel.

Nordernei, Nordernei, Nordernei, den 20. August 1827.

Lieber Merckel!

Wie Du siehst, ich bin wieder in Nordernei. Ich hörte, daß man hier sehr ungehalten gegen mich sei, mich totschlagen wolle u. s. w. — und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als hierher zu kommen. „Nun, dazu gehörte Mut“ — riefen mir einige alte Bekannte entgegen, als sie mich ankommen sahen. Indessen, ich glaube, ich bedarf hier keines Mutes; nur das Kommen selbst, die Verachtung aller etwa zu befürchtenden Anfechtungen, dazu gehörte Mut. Ich habe dieses Mal ein Recht zum Prahlen. Die Post ist im Begriff abzugehen, sonst geschähe es noch weit mehr. Ich kann Dir auch heute noch nicht recht schreiben. Auch an Lindner hab ich noch nicht geschrieben, es soll aber nächstens geschehen. Cotta hat mir sehr liberale Vorschläge gemacht. Indessen, ich gehe in nichts ein, und will ihm auch nicht früher antworten, bis ich mich in Hamburg mit Dir darüber besprochen habe. — Für Campen will ich wieder ein gutes Buch liefern, ich will wieder mein Möglichstes thun, und denke, er wird es auch. Noch immer wurmt es mich, daß er mir für den zweiten Teil nicht unbedingt das Verlangte gegeben, sondern mir 30 Louisdor Honorar abgerissen. Obschon ich in London 210 £ ausgegeben, so ist jene Bagatelle mir dennoch verdrießlicher, wenn ich an sie denke. — England hat mich in finanzieller Hinsicht zu Grunde gerichtet. Dennoch will ich es nicht wie Walter Scott machen, und ein schlechtes Buch, aber lukratives, schreiben. Ich bin der Ritter vom heiligen Geist.

Wenn Du an Christiani wissen läßt, daß ich hier bin, so merkt er vielleicht meine Mystifikation. Ich hab ihn nämlich fragen lassen, ob ich in Lüneburg nichts vom hannövrischen Adel, den ich in Nordernei verletzt, zu befürchten habe. — Ich bleibe wohl vier Wochen hier, und unter der alten Adresse kannst Du mir Briefe und, wenn Du willst,

Bücher zukommen lassen. Ja, es wär hübsch, wenn mir Campe etwas zum Lesen herschicken wollte. Grüße ihn herzlich. Sag ihm, er habe nicht im mindesten Ursache, über mich unzufrieden zu sein.

Dich, lieber Merckel, will ich noch nicht loben, in Hinsicht der „Lesefrüchte," bis ich jenen Aufsatz gelesen. Humoristische Kritik ist immer verdächtig. Wenigstens setzt sich der Kritiker in gleichen Rang mit dem Autor.

Grüße mir meinen Bruder, wenn Du ihn siehst. Grüße mir Zimmermann, recht liebevoll und herzlich.

Ich hab in Holland viel Spaß gehabt. Doch eilte ich sehr, um hierher zu kommen und die Badezeit nicht zu versäumen.

Dein Freund,
Dein bald Brief von Dir erwartender Freund
H. Heine,
Doctor juris, auf Norderney.

Aus einem Briefe Immermanns, Düsseldorf, den 6. August 1827: „Nun, Lieber, werden Sie nur in dem kastendunkeln London nicht ganz und gar zum Spleen-Mann. Obgleich das Leben nicht viel taugt, so muß man es doch lieben, wie man ja so manche Schöne liebt, die auch nicht viel taugt."

---

9. An Friedrich Merckel.

Wangeroge, den 11. September 1827.

Lieber Merckel!

Einliegenden Brief an Christiani versiegle und schick gleich auf die Post. Ich schick ihn Dir, damit ich dessen Inhalt nicht zu wiederholen brauche. Du siehst, ich blieb nicht in Norderney, ich habe dort Ordre hinterlassen, etwa nachkommende Briefe mir hierher zu schicken, und da ich sie noch nicht erhalten, so lasse ich hier, von wo ich in vier Tagen abreise, ebenfalls Ordre, sie zurückzuschicken, nämlich per Adresse Hoffmann & Campe. Ich werde daher vielleicht nichts von Dir erfahren, bis ich in Hamburg Dich wiedersehe. Da dieses nun so bald, gewiß in vierzehn Tagen, geschehen wird, so will ich auch nichts schreiben. In Norderney habe ich mich wie ein Held gezeigt. Hab ich mich etwa vor meiner Abreise von Hamburg etwas furchtsam erwiesen, so hab ich jetzt alles reichlich gutgemacht. Sage niemandem, daß ich komme. — Ich langweile mich hier erschrecklich, bin ganz allein. — Grüß Campe; vertröste ihn mit allem bis meine Rückkunft. Mit meiner Gesundheit steht es besser. Ich will diesen Winter viel schreiben. Das Material häuft sich in mir. Leb wohl, die Post geht ab.

Dein Dich liebender
H. Heine.

Freund Zimmermann grüß mir; ich werde wohl ihn über Goethe reden hören. Laß ihn nicht Goethes dritten und vierten Teil der neuen Ausgabe lesen; der Enthusiasmus wird abgekühlt. — Die Fortsetzung zum Faust, „Helena," ist darin das Beste.

10. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 26. September 1828.

Kann ich nach Berlin kommen?
Ihr in diesem Fall bald anlangender
H. Heine.

Adresse: H. H. per Adresse
Hoffmann & Campe in Hamburg.

---

11. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 19. Oktober 1827

Dank! lieben Dank! für die schnelle Beantwortung meiner bedenklich kurzen Frage. Ich bin noch in diesem Augenblick zu sehr gehetzt, als daß ich einen ordentlichen Brief schreiben könnte. In vierzehn Tagen aber werde ich schreiben. Professor Dirxen wird Ihnen, lieber Varnhagen, erzählt haben, daß ich wieder in Nordernen war.[1] Meine Frage wegen Berlin kam daher nicht aus Ängstlichkeit. Ich war, nachdem ich Frau v. Varnhagens Responsum erhalten, schon im Begriff zu Ihnen zu reisen, alle Verfügungen dazu waren schon getroffen, als ich einen Brief aus München erhielt, der mich kurz bestimmte, dorthin zu reisen. Schon längst hatte man mich hingewünscht. Jetzt verspricht man mir Holland und Brabant. Auf jeden Fall finde ich dort Ruhe, das ist mir jetzt die Hauptsache. Januar 1828 erscheinen die „politischen Annalen" in München unter der Redaktion Ihres Freundes Heine und des Dr. Lindner. Dieses wird den Leuten das erste Zeichen sein, was es bedeutet, daß ich in München bin. Über diesen Punkt nächstens mehr. Ich habe diese Redaktion angenommen, weil ich überzeugt war, Sie sind nicht bloß damit zufrieden, sondern auch darüber erfreut. Die Tendenz sehen Sie wohl voraus. — In einigen Tagen reise ich nach München: unterwegs schreibe ich Ihnen.

Sie, lieber Varnhagen, sind der einzige Mensch auf der Welt, auf dessen Verschwiegenheit ich bauen kann. Daher sollen Sie mir sogar in meinen dürresten Privatnöten behilflich sein. Alle meine andren Freunde sind Schwätzer. Ich muß Sie belästigen. Sie werden nämlich nächstens von den Herren Treutel & Würz, Treutel jun. & Richter in London einen Brief erhalten, worin diese Herren Ihnen für mich eine Summe von zirka achthundert Thalern überschicken. Diese Summe haben Sie die Güte für mich einzukassieren und bis zu näherer Verfügung mir aufzubewahren. Sie dürfen aber beileibe niemandem sagen, daß ich solchermaßen Geld erhalten habe und besitze. Ich habe mancherlei Schulden in diesem irdischen Jammerthal und bis jetzt keine fixe Einnahme. Die Verfolgungen, die ich erleide, sind bedenklich, und es ist nötig, daß ich zu jeder Zeit mit Reisegeld versehen sei. Was ich bei mir habe, pflege ich gewöhnlich zu verschlendern; und so wäre es gut,

---

1) H. E. Dirksen (1790—1868), Professor des römischen Rechts an der Berliner Universität.

denk ich, wenn Sie mir immer einen kleinen Zehrpfennig aufbewahrten. Nur Verschwiegenheit! —

Den 8. August, am Todestage Cannings, hab ich London verlassen: große geistige Ausbeute. Das Leben dort ist zu groß und zu teuer. Ich hatte mich bis an den Hals in Abenteuer versenkt, hatte durch Malheur und Dummheit über 300 Guineen eingebüßt, und bin froh, daß ich wieder heraus bin. Die Weiber sind dort schön und die Männer groß und großmütig. —

Von meiner ersten Reisestation aus will ich Ihnen schreiben und anzeigen, wo mich ihre Antwort treffen kann. Ich denke nämlich ganz gewiß, daß Sie mir über mein neues Redaktionsgeschäft manchen Verhaltungsbefehl geben werden. Sagen Sie mir, an wen ich zum Mitarbeiter mich wenden soll. Wollen Sie selbst die Hand im Spiel haben, so soll es niemand erfahren. Ich will alles selbst vertreten. Was ich Ihnen in betreff unserer Intimen vorschlug, als ich den 2. Band der „Reisebilder" schrieb[1], gilt hier bei den „Annalen" im vollen Maße. Kritik englischer und deutscher Litteratur, aus dem Standpunkt der Politik, soll ein leading article werden. Wie viel das Honorar für Aufsätze in den Annalen beträgt, weiß ich selbst in diesem Augenblick noch nicht bestimmt; doch ist es auf keinen Fall unbedeutend. — Das „Buch der Lieder" für Frau v. Varnhagen wird wohl richtig angelangt sein. — Es ist nichts als eine tugendhafte Ausgabe meiner Gedichte. Die 2. Auflage der „Reisebilder" habe ich meinem Verleger schon verkauft, und ich denke daher, sie wird bald erscheinen. Der 3. Band der „Reisebilder" soll erscheinen — sobald ich ihn geschrieben habe. Noch bin ich jung, noch hab' ich keine hungernde Frau und Kinder — ich werde daher noch frei sprechen. Frau v. Varnhagen soll zufrieden sein. Ich möchte der lieben Freundin einen Brief schreiben, lang wie die Welt, weitschweifig und unerträglich wie mein eigenes Leben. Aber — ich bin im Begriff diesen Morgen eine Frau zu besuchen, die ich in 11 Jahren nicht gesehen habe, und der man nachsagt, ich sei einst verliebt in sie gewesen. Sie heißt Mad. Friedländer aus Königsberg, sozusagen eine Kousine von mir.[2] Den Gatten ihrer Wahl hab ich schon gestern gesehen, zum Vorgeschmack. Die gute Frau hat sich sehr geeilt und ist gestern just an dem Tage angelangt, wo auch die neue Ausgabe meiner „jungen Leiden" von Hoffmann & Campe ausgegeben worden ist. — Die Welt ist dumm und fade und unerquicklich, und riecht nach vertrockneten Veilchen.

Ich aber bin Herausgeber der „politischen Annalen;" außerdem bin ich fest überzeugt, daß die Esel, wenn sie unter sich sind und sich ausschimpfen wollen, so schimpfen sie sich „Mensch."

Ärgert dich dein Auge, so reiß es aus; ärgert dich deine Hand, so haue sie ab; ärgert dich deine Zunge, so schneide sie ab; und ärgert dich deine Vernunft, so werde katholisch.

Im neuen Bedlam in London habe ich einen wahnsinnigen Politiker gesprochen, der mir geheimnisvoll vertraut hat, der liebe Gott sei eigent=

1) Vgl. Bd. VIII. S. 493.

2) Amalie Heine, die erste Liebe des Dichters.

lich ein russischer Spion. — Der Kerl soll Mitarbeiter werden bei meinen „Politischen Annalen."

Der Redakteur

H. Heine.

12. An Moses Moser.

Hamburg, den 19. Oktober 1827.

Lieber Moser!

Wenn Du mir auch nicht einen langen Brief schreiben willst, so schreib mir doch wenigstens sobald als möglich, ob Du meinen Brief nebst der darin enthaltenen Anweisung von 22 Louisdor auf Gebrüder Veit (ausgestellt von B. A. Goldschmidt & Co.) von London aus erhalten hast. — Ich bin im Begriff, Hamburg zu verlassen, und erwarte Deinen Brief unter Adresse von S. Heine in Lüneburg. Schreib mir nur gleich, und wenn es auch nur mit einer Zeile ist. Dein Stillschweigen und meine Nachlässigkeit ist mir plötzlich gar zu beunruhigend aufs Herz gefallen.

Dein Freund.

(Ich bin im Begriff nach München zu reisen. Von dort aus, oder noch auf der Reise, will ich Dir interessante Dinge schreiben.)

13. An Moses Moser.

Lüneburg, den 30. Oktober 1827.

Lieber Moser!

Ich reise diesen Abend weiter, muß noch packen, daher nur wenig Worte. Von Kassel aus will ich Dir auf Deinen lieben Brief ordentlich antworten. Ich reise nach München, wo mir viel versprochen worden, und, was noch besser ist, bereits garantiert ist. Meine Gesundheit, die wieder rückgängig, erlaubt mir keine große Thätigkeit. Schrecklich, daß ich trotzdem, in bitterer Jahreszeit, reisen muß. Was die äußeren Zeichen meines Lebens in München sein werden, sind die von 1828 an dort erscheinenden „Allgemeinen politischen Annalen," die in regenerierter Gestalt unter meiner Redaktion erscheinen sollen. Ich wünsche, daß dieses wichtige, gar vornehm diplomatische Journal auch von Dir mit geeigneten Aufsätzen unterstützt werden möge. Bestimme Dir eine fortlaufende Rubrik, worunter Du Deine Bemerkungen über Zeit und Bücher mitteilst. Geh gleich an die Arbeit, damit ich, wenn auch nur ein paar Blätter, für das Januarheft von Dir erhalte. Die Hoffnung geht mir auf, daß jetzt endlich Dir etwas Druckliches entlockt wird. Auf Verschwiegenheit kannst Du rechnen. Sag Gans nichts. Daß ich dem Aristokratenknecht Goethe mißfalle, ist natürlich. Sein Tadel ist ehrend, seitdem er alles Schwächliche lobt. Er fürchtet die anwachsenden Titanen. Er ist jetzt ein schwacher, abgelebter Gott, den es verdrießt, daß er nichts mehr erschaffen kann. Raumer kann bezeugen, daß ich ihn schon

vor drei Jahren nicht mehr geliebt, und jetzt nicht durch Deinen letzten Brief bestochen worden.[1])

Das „Buch der Lieder" ist nichts als eine Gesamtausgabe meiner bekannten Gedichte. Durch Buchhändlergelegenheit hab' ich das Buch schon an Dich von Hamburg aus abgeschickt. Es ist wunderschön ausgerüstet, und wird wie ein harmloses Kauffahrteischiff, unter dem Schutze des zweiten Reisebilderbandes, ruhig ins Meer der Vergessenheit hinabsegeln. Daß letzteres Buch ein Kriegsschiff ist, das allzu viel Kanonen an Bord führt, hat der Welt erschrecklich mißfallen. Der dritte Band soll noch fürchterlicher ausgerüstet werden, das Kaliber der Kanonen soll noch größer ausfallen, und ich habe schon ein ganz neues Pulver dazu erfunden. Soll nicht so viel Ballast wie der zweite Band führen. —

Da Du die 5 Louisdor noch nicht an Sethe besorgt hast, so wünsche ich, daß Du für diese und für die 4 Louisdor, die ich bei Dir zu gut habe, d. h. also für die 9 Louisdor, mir ein Wechselchen auf Frankfurt a. M. kaufst und mir solches sobald als möglich nach Kassel nachschickst. Du adressierst deinen Brief an H. H. Dr. jur. poste restante in Kassel (Hessen). Da ich einige Tage dort bleibe, so hoffe ich Deinen Brief zu finden. Solltest Du die 5 Louisdor schon nach meiner Ordre an Sethe befördert haben, so mußt Du mir diese 5 Louisdor auf 4 Wochen wieder borgen. Ich fürchte nämlich, mit meinem Reisegelde nicht auszukommen, und erst bei meiner Ankunft in München kann ich Gelder haben. Ich weiß, Du hilfst mir gern, und daher belästige ich Dich. In 4 Wochen, auf Ehrenwort, erhältst Du die 5 Louisdor zurück, im Fall Du sie mir oberwähntermaßen leihest. Gottlob, daß meine Finanzen in besseren Zustand jetzt kommen; nur das Disponieren verstehe ich noch nicht.

Lebe wohl, grüße mir die Freunde, und unterstütze mich für die „Annalen." Ich bin, solang ich lebe, Dein unwandelbarer

H. Heine.

14. An Varnhagen von Ense.

Lüneburg, den 30. Oktober 1827.

Lieber Herr von Varnhagen!

Wenn der Inhalt meines letzten Briefes nicht mit Ihren jetzigen Bestrebungen kollidiert, so wird wohl unser Briefwechsel einigermaßen lebhaft werden. Kürze wird dann auf jeder Seite verzeihlich. Nach solcher Bevorwortung darf ich Sie wohl kurzweg bitten: mir sobald als möglich per Adr. H. H. Dr. jur. Poste restante in Kassel (Hessen) anzuzeigen, ob Treutel & Würz Ihnen für mich die besagte Rimesse gemacht haben?

Ich bin im Begriff von hier abzureisen (ich traue den Hannoveranern nicht sonderlich), und werde in Kassel einige Tage verweilen. Über Frankfurt a. M. reise ich nach München. — Meine Gesundheit

1) Moser hatte ihm mitgeteilt, daß Goethe sich über seine Arbeiten mißfällig ausgesprochen habe.

verschlimmert sich wieder. — Sonnabend erst verließ ich Hamburg, mich plötzlich losreißend aus spaßhaften Verhältnissen. Es heißt dort, ich sei in die Schauspielerin Peche verliebt, sterbensverliebt.[1]) Zwei Leute wissen, daß es nicht der Fall sein kann — ich und Frau von Varnhagen. Frau von Varnhagen küsse ich die Hände; ich wollt', ich könnt' es mündlich thun. — Ach Gott! nun könnte ich so leicht über Karlsruhe reisen, und jetzt sind Roberts in Berlin. — Man will dort wissen, Wolfgang Goethe spräche mißfällig von mir; das würde Frau von Varnhagen leid thun. — Ich werde es mit den Aristokraten noch mehr verderben. Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geister verletzen, er kann doch nicht verhindern, daß sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen

H. Heine.

15. An Friedrich Merckel.

Kassel, den 7. November 1827.

Liebster Merckel!

Du begreifst wohl, warum ich Dich vor meiner Abreise nicht nochmals aufsuchte. Nächst dem leidigen Abschiednehmen fürchtete ich Deine Überredung zum Dortbleiben. — Der Stern von Sevilla hätte mein Unstern werden können.[2])

Vier Tage blieb ich in Lüneburg. In Göttingen besuchte ich den Hofrat Sartorius. Hier bin ich seit Sonntag nacht, schlecht gestimmt. Mitte dieses Monats denke ich in München anzulangen und bei Lindner einen Brief von Dir vorzufinden. — Grüß mir Zimmermann, recht liebherzlich. — Grüß mir Campen.

Es ist ein niederträchtig Wetter und ich hab' ehrlich die schönste Jahrzeit verstreichen lassen. Herbstnebel, dürre Bäume, frierende Gesichter, nasse Wege, und ein liebemüder Mensch, der sich zufällig nennt

H. Heine.

---

16. An Varnhagen von Ense.

Endlich München, ungefähr den 28. November 1827

Lieber Herr von Varnhagen!

Ihren gütigen Brief, poste rest. Kassel, habe ich dort richtig erhalten, und danke für schnelle Beantwortung meiner Anfrage. Ich muß dieselbe, nämlich ob Treuttel & Würtz nichts geschickt haben, nochmals wiederholen und wieder um schleunige Antwort, und sei es auch nur durch eine einzige Zeile, dringend bitten. Ach Gott! man kann sich so wenig auf Menschen verlassen, und die Saumseligkeit jener Londoner Herren ist mir wieder ein Beweis, wie sehr man sich decken

1) Therese Peche, berühmte Schauspielerin.

2) Heine hatte Therese Peche in Hamburg als Julie, als Cordelia und als Estrella im „Stern von Sevilla" auftreten sehen.

muß. — Hier bin ich vor einigen Tagen angekommen. Cotta, der einen Tag länger hier geblieben ist, um mich zu erwarten, ist bereits nach Stuttgart zurückgereist. Seine Frau ist eine liebenswürdige Dame, sie liest mit Vergnügen meine Verse, und ich gefalle ihr auch persönlich. In 6 Wochen indessen werden Cottas wieder hier sein. — Es sieht hier so aus, wie ich es erwartete, nämlich herzlich schlecht. Die Leute sind besorgt, daß es mir nicht gefalle, und wissen nicht, daß ich eigentlich nur ein stilles Zimmer in dieser Welt suche. Ich will mich in mich selbst zurückziehen und viel schreiben. Wenn das Klima mir nicht zusagt, so packe ich den Koffer. Drum will ich mich auch auf nichts Festes einlassen. Cotta will mich an sein „Ausland" anspannen. Prosit! Die „Annalen" sollen mir auch wenig Mühe machen, und um Bewerbungsvisiten zu machen, bin ich zu sehr herz- und kopfkrank. Cotta hat mir 2000 Fl. jährlich angeboten; aber ich habe die Sache anders gestellt. Ich will alles erst ruhig betrachten. — In Dr. Lindner habe ich einen guten, zuthulichen Mann gefunden, mit dem ich gut umkomme. — Ich sehne mich nach einem Lande, das noch nicht entdeckt ist. Manchmal auch nach Berlin. Besonders wenn ich Briefe von Ihnen erhalte und Frau von Varnhagen sprechen höre. Mit Verwunderung höre ich, daß wir ausgezogen sind; ich habe noch immer geglaubt, mein Vaterland sei Französische Straße Nr. 20. — Ich will an den König von Preußen schreiben, daß er mir, wenn Förster stirbt, die Hofdemagogenstelle geben soll. —

Der König von Bayern soll den Görres schlecht empfangen haben. Oken hat wieder fort wollen; da verstand man sich, ihm ein fixes Gehalt zu geben. Der größte Dichter der Welt ist Eduard Schenk. —

In Kassel war ich 8 Tage. Jakob Grimm, dem ich zu gefallen scheine (miserabile!), arbeitet an der Geschichte des deutschen Rechts! Ludwig Grimm hat mich gezeichnet; ein langes deutsches Gesicht, die Augen sehnsuchtsvoll gen Himmel gerichtet. — In Frankfurt habe 3 Tage mit Börne zusammengelebt. Sprachen viel von Frau von Varnhagen. Er ist beschäftigt, seine einzelnen Aufsätze in 3 Bände zu sammeln. Der erste enthält Theater. Ich hätte nie geglaubt, daß Börne so viel von mir hielte; wir waren inséparable bis zum Augenblick, wo er mich zur Post brachte.[1] Hiernächst sah ich auf der ganzen Reise niemand, außer Menzel in Stuttgart. Die edlen Sänger dort hab' ich nicht gesehn. Menzels Buch über Litteratur hat viel Schönes. Die Stelle über Goethe habe ich nicht ohne Schmerzen lesen können. Ich möchte sie für keinen Preis geschrieben haben. Wo denken Sie hin, lieber Varnhagen, ich, ich gegen Goethe schreiben! Wenn die Sterne am Himmel mir feindlich werden, darf ich sie deshalb schon für bloße Irrlichter erklären? Überhaupt ist es Dummheit, gegen Männer zu sprechen, die wirklich groß sind, selbst wenn man Wahres sagen könnte. Der jetzige Gegensatz der Goetheschen Denkweise, nämlich die deutsche Nationalbeschränktheit und der seichte Pietismus, sind mir ja am fatalsten. Deshalb muß ich bei dem großen Heiden aushalten, quand même — wahrscheinlich lasse ich im dritten Teil der „Reise-

---

1) Vgl. Bd. VII. S. 242 ff.

bilder" wieder eine Batterie gegen das Pustkuchentum losfeuern. Gehöre ich auch zu den Unzufriedenen, so werde ich doch nie zu den Rebellen übergehen. —

Leben Sie wohl, antworten Sie mir so bald, als nur möglich, leisten Sie mir etwas Nachschub bei den „Annalen," und wenn Sie mit Frau von Varnhagen von mir sprechen, so sagen Sie nur Gutes. — An Roberts viele Grüße. Danksagung für Ludwig Roberts Rezension meiner „Reisebilder" im „Litteraturblatt." Es soll viel Ironie drin sein, sagt man. In Hamburg glaubte man steif und fest, sie sei von mir selbst.

In ergebener Freundschaft

H. Heine.

17. An Julius Campe[1].

München, den 1. Dezember 1827.

Lieber Campe!

Um Gottes willen, lieber Campe! wie konnten Sie einem so unzuverlässigen Menschen wie Wit[2] einen Brief für mich anvertrauen? Wußten Sie denn nicht, daß ich, außer Wein und Theater, keine Berührungspunkte mit Wit haben kann und will? Ich habe Ihren Brief nicht erhalten. Sorgen Sie, daß er in keine unrechten Hände komme. Meine Adresse ist hier: H. H., Dr. jur., abzugeben in der Litterarisch artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung in München.

Vor einigen Tagen bin ich hier angelangt, halb tot. Ich bin langsam gereist, überall, in Kassel, Frankfurt, Heidelberg und Stuttgart mich aufhaltend. Ich bin so krank, daß ich bis jetzt fast immer das Zimmer gehütet. Cotta, der mich hier erwartete und gleich nach Stuttgart abreiste, sowie der Dr. Lindner und andere, womit ich hier zusammenstehe, haben mir sehr gut gefallen. Alle Verhältnisse zu meiner Zufriedenheit reguliert. Ich mag nun ein Amt nehmen oder nicht nehmen, für mein Lebensbedürfnis ist gesorgt. Ich brauche nicht mal zu schreiben, wo ich nicht will. Die „Annalen" redigiere ich mit Dr. Lindner, sowie ich auch einige Hauptartikel des „Auslandes" redigiere. Seien Sie ohne Sorge, Campe, der dritte „Reisebilder" Band leidet nicht darunter, und ihm sollen meine besten Stunden gewidmet sein. Wären nicht dergleichen Rücksichten gewesen, so hätte ich mich vielleicht beschwätzen lassen, das „Morgenblatt," dessen Redakteur[3] eben gestorben, oder die Hauptredaktion des „Auslandes" zu übernehmen und dabei sehr, sehr viel Geld zu verdienen. Aber ich will frei sein, und wenn das Klima wirklich so fürchterlich ist, wie man mir droht, will ich nicht gefesselt sein; finde ich meine Gesundheit gefährdet, so packe ich meinen Koffer und reise nach Italien. Ich werde nirgends verhungern, an Ehrenbezeugungen 2c. liegt mir wenig, und ich will am Leben bleiben.

---

1) Sämtliche Briefe an Campe sind in der ersten Ausgabe des Briefwechsels (Hamburg 1863) zuerst veröffentlicht worden.

2) Johannes Wit, genannt von Döring. Vgl. Bd. VII, S. 93 ff.

3) Wilhelm Hauff (1802—1827).

Überall auf meiner Reise fand ich die „Reisebilder“ en vogue, überall Enthusiasmus, Klage und Staunen, und ich hätte wirklich nicht geglaubt, schon so berühmt zu sein. Das hab' ich zwei Menschen zu verdanken: dem H. Heine und dem Julius Campe. Diese beiden sollen auch zusammenhalten. Ich wenigstens werde so leicht nicht aus Verbesserungssucht und Gewinnsucht mich umändern. Ich denke, wir werden alt zusammen werden und uns immer verstehen. Nehmen Sie jetzt, wo ich doch unabhängiger als früher situiert bin, meine Versicherung unwandelbarer Gesinnung. Ich bin jetzt mit Ihnen zufrieden — doch ich schreibe heut konfus, ich wollte eigentlich sagen, daß ich eben jetzt, wo ich berühmt geworden, das Schicksal deutscher Schriftsteller befürchte, nämlich frühes Hinsterben. Im Ernst, teurer Campe, ich bin sehr krank.

Mein Bruder Gustav Heine präsentiert Ihnen eine Anweisung auf zehn Louisdor. Ich bitte Sie, bezahlen Sie sie, obgleich ich erst Ostern von Ihnen Geld bekommen sollte. Ich bin kaum angekommen und will nicht gleich Geld nehmen (besonders nicht, um nach Hamburg zu schicken), und doch hatte ich meinem Bruder mein Ehrenwort gegeben, ihm zehn Louisdor, die er mir bei meiner Abreise lieh, gleich zurück zu besorgen. Es ist zwar eine kleine Bitte, aber ich hoffe, daß Sie, obgleich es mein Bruder ist, mein Wort honorieren. Ich verlasse mich also darauf, und Sie sollen sich auch auf mich verlassen können. Sehe ich aber, daß ich mich geirrt habe, so ist es billig, daß ich auch — Doch, das sind überflüssige Worte, Sie wissen, wie ich denke, und ich weiß, wie die Welt sich herumdreht. — Im Grunde weiß ich gar nichts. —

Ich bin heut ein krank altes Weib und schwatze.

Meinen Brief! Meinen Brief suchen Sie doch von Wit zurück zu erhalten oder schicken ihm meine Adresse zum Befördern desselben. — Ich höre von Merckeln, daß einer von Ihren beiden Hunden mein „Buch der Lieder“ angebellt habe. Den Pastor[1]) sollen Sie behalten, er kuscht. Aber den Magister, der den Lebrun immer umwedelt und an Gubitz apportiert, sollen Sie zum Teufel jagen, und auf keinen Fall auf meinem Papier mehr Plattdütsch pissen lassen. — Frankh in Stuttgart, ein unternehmendes Köpfchen, lobte Sie in Hinsicht der Auswahl Ihres Verlages. Ich seufzte und sagte ihm nicht, daß auch Sie einige niederträchtige Hunde halten, die Sie im Schranke verschlossen haben. Halten Sie sich deren, so viel Sie wollen, aber lassen Sie sie nie heraus. Wirklich, Campe, ich lege auch einigen Wert auf g u t e G e s e l l s c h a f t. —

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, und sein Sie meiner besten Gesinnungen versichert. Wenn ich kranker werde — ich scherze nicht — ordne ich meine Papiere und adressiere sie an Sie für den Fall meines Absterbens. Dann geben Sie solche heraus, und das Honorar soll meine irdischen Schulden hienieden decken. Aber, teurer

---

1 Dr. Pustkuchen-Glanzow, Verfasser der falschen „Wanderjahre.“ Dr. Nikolaus Bärmann, der für den Berliner „Gesellschafter“ korrespondierte und Heines Gedichte scharf getadelt hatte.

Freund, lassen Sie mich doch in meinem Erbbegräbnisse neben seinem toten Hunde ruhen.

H. Heine.

18. An Friedrich Merckel.

München, den 1. Dezember 1827.

Lieber Merckel!

Wenig Worte, denn ich schreibe Dir aus einem Abgrund von Misere. Ich bin nämlich bis auf den Tod krank. Ich habe alles hier nach Wunsch gefunden. Nur daß Cotta den geheimen Plan hatte, mich ganz an sein „Ausland," eine Zeitschrift, die er auf Wunsch des Königs, um Gelehrte hierher zu ziehn, unternimmt, anspannen wollte. Prosit! ich hab ihm gesagt, daß ich noch für Hoffmann und Campe zwei Bücher schreiben müsse und nur leitenden Anteil an jenes Blatt nehmen könne. Indessen, generöse wie er ist, hat er mir auf jeden Fall meinen Unterhalt zugesichert. Mein Leben hier kostet mir also nichts. Er reiste gleich ab, nachdem ich ihn sprach, und ich wollte nicht in der Willkommstunde gleich Geld fordern; daher muß Campe durchaus die im einliegenden Brief geforderten zehn Louisdor bezahlen. Durch Gleichgeldfordern hätte mich auch gleich zu einem Aufsäzlein verpflichten müssen, das er gleich wünschte. Aber eben der „Reisebilder" wegen hab ich dergleichen streng abgelehnt, und nun fühle ich es als billig, daß Campe auch für mich etwas sich geniere, wenn es auch der Fall ist, daß Buchhändler in diesem Monat kein Geld zu viel haben. Ich hab auf jeden Fall darauf gerechnet, und er muß. Sonst, thut er es nicht, werde ich auch so kein Narr sein, und der „Reisebilder" wegen die glänzendsten Vorteile aufgeben. Ich darf mich auf keinen Fall so blamieren, daß Campe ein Ehrenwort von mir — auch unter Brüdern ist es gültig, — nicht respektiere. Ich bin doch neugierig zu wissen, ob ich Campe etwas wert bin oder nicht.

Entschuldige mein Gekritzel, ich bin sehr krank, und sehe ich, daß das Klima hier meinen Zustand verschlimmert, gehe ich nach Italien. Nächstens mehr; ich würde dir heute noch nicht schreiben, wenn mir die Anweisung für meinen Bruder nicht am Herzen läge. Befördre daher die versiegelte Einlage und gebe ihr mündlich einigen Nachdruck. Lebe wohl und behalte mich lieb. Wenn ich nicht sterbe, so lebe ich noch lange und habe noch schöne Tage. Mit Lachen las ich, daß Du mich in Hinsicht der Peche, sozusagen, blamierst. Da ich nicht viel für sie thun kann, so erscheine ich ja ohnmächtig, wenn du den Leuten weiß machst, daß ich so viel für sie thun wolle.[1])

Dein Freund

H. Heine.

1) Vgl. Bd. VIII. S. 139.

19. An Friedrich Merckel.

München, Sylvesterabend 1827.

Ich wünsche Dir ein gutes Neujahr, ein besseres als das, welches im Begriff ist abzurollen. Ich wollte, ich könnt mitrollen in das ewige Nichts, denn ich bin sehr krank und schlechter Laune. —

Du scheinst, wie ich aus meines Bruders Brief merke, durch mein kurzes Schreiben ungehalten zu sein! Du solltest wissen, daß ich, der ich den nötigsten und liebsten Freunden jahrlang nicht schreibe, nicht, um dich zu amüsieren, lange Briefe anfertigen kann. Wahrlich, der Egoismus der Freundschaft ist unerträglicher, als der der Feindschaft. Ich kann keine lange Briefe schreiben. —

Von Campe habe ich den Brief noch nicht erhalten, den er dem Wit mitgegeben haben will. Ich weiß wohl, was ich denke. — Willst du Mord und Totschlag verhindern, so geh zu Campe und sage ihm, daß er alle Briefe, die für mich bei ihm ankommen mögen, auf keinen Fall an meinen Bruder Gustav geben soll. Denk Dir, dieser, auf Dein Beispiel sich berufend, hat die Impertinenz gehabt, Briefe, die ihm Campe für mich gegeben hat, zu erbrechen und mir — den Inhalt zu schreiben. Ich berste vor Wut. Mein Bruder, dem ich nicht die Geheimnisse meiner Katze, viel weniger die meiner Seele anvertraue! — Solche Briefe können mir ja per fahrende Post zugesandt werden.

Das Klima hier tötet mich, sonst aber gefällt es mir gut. Bin gut bewahrt. Der König ein netter Mensch. Liest mit Teilnahme die „Politischen Annalen," wie er sagt. In acht Tagen erscheint das erste Heft der „Annalen, herausgegeben von Heine und Lindner." Es ist ein kleiner Aufsatz drin von mir über Freiheit und Gleichheit. Trotz meiner Krankheit muß ich derart für die Annalen sorgen. Meine Finanzen sind zerrüttet, ich habe Schulden, will diesen Sommer wieder ins Bad, und wenn ich von Cotta, der reichlich für mich sorgt, so viel Geld nehme, muß ich auch etwas liefern. Drum sollen in jedem Heft der „Annalen" wenigstens ein paar Blätter aus meiner Feder kommen. Auch liegt viel Renommage zum Grund: ich zeige der Welt, daß ich etwas andres bin, als unsre sonettierenden Almanachspoeten.

Lebe wohl, grüß mir Zimmermann aus voller Seele. Ich würde ihm einen langen, herzigen Brief schreiben, wenn ich nicht totelend wäre durch das verdammte Klima. Herzensbrand, bei völliger Ermattung des Kopfes. — Schreib mir einiges aus Zimmermanns Vorlesungen über Goethe. Ich würde täglich 48 Kreuzer (das ist hier viel Geld) drum geben, wenn ich ihn hören könnte. Leb wohl, wenn Du —

Lach dich tot! eben kömmt ein Freund und bemerkt mir, erst morgen sei Sylvesterabend! Und ich habe schon seit einer Stunde in den üblichen ernsten Jahresabschlußbetrachtungen gebrütet — und muß sie morgen nochmals wiederholen. Grüß mir meinen Bruder recht herzlich. Ich liebe ihn sehr, aber nicht als Briefbeförderer.

Dein Freund

H. Heine.

20. An Wolfgang Menzel.

München, den 12. Januar 1828

Lieber Menzel!

Wenn ich Ihre freundlichen Zeilen noch nicht beantwortet, so habe ich die beste Entschuldigung, nämlich daß ich armer Schelm bis jetzt immer ernsthaft krank war. Das hiesige Klima tötet mich.

Das Heft der „Annalen," worin Ihre Streckverse, ist eben erschienen, und anbei folgt das Honorar in einer Anweisung auf Cotta. Ihre historische Nachweisung über den Ursprung des Zopfes bei den Deutschen war mir allein schon das Honorar wert. Ihre Sendung war echter Geistesextrakt. — Haben Sie Zeit, etwas Neues für die „Annalen" zu schreiben, so sagen Sie mir vorher, was? oder soll ich Ihnen selbst sagen, was ich wünsche? Wollen Sie nicht Münch oder Freunde in der Schweiz auffordern, etwas Starkes, nicht schwärmerisch Demagogisches, sondern ernst Mahnendes, Freisinn Weckendes oder Freiheitbeförderndes für die „Annalen" zu schreiben? Es kann sogar etwas Patriotisches sein. Zwei bis drei Louisdor, nötigenfalls auch vier, sind das gewöhnliche Honorar der „Annalen." — Halten Sie mich für einen Windbeutel in Hinsicht meiner Versprechung, Ihre Litteratur anzuzeigen, so irren Sie. Gleich nach meiner Hierherkunft schrieb ich eine Anzeige für den „Hamburgischen Korrespondenten" und schickte solche an Professor Zimmermann in Hamburg, um sie abdrucken zu lassen. Gott weiß, wie es kommt, daß ich sie noch nicht abgedruckt finde. Dieser Tage schreibe ich deshalb an Zimmermann; nichts macht mich verdrießlicher als der Schein der Unzuverlässigkeit. — An den „Gesellschafter" habe ich noch nichts geschickt, aus guten Gründen, erst vor acht Tagen konnte ich den ersten Teil (ich hatte bloß den zweiten gelesen) zu fassen bekommen. Jetzt beschäftigt das Buch sehr meinen kranken Kopf — es ist keine Übertreibung, wenn ich es in der Anzeige für den Corresp. mit einem Meere verglich, einem Weltmeer, worin die Sterne der Litteratur sich spiegeln, versunkene Zeiten in der Tiefe ruhen und — kein Tropfen Wasser ist. — Im dritten Teil der Reisebilder habe ich Gelegenheit, das Buch würdig zu feiern. Nun denken Sie sich, wie herzlich ich lachen mußte, als ich durch Cotta einliegenden Brief aus Mainz erhielt! Sie sehen, auch Sie haben Ihre Beifüße in der Welt! Schon war ich im Begriff, dem Mainzer zu schreiben, er möge seine Kritik an das Stuttgarter Litteraturblatt schicken. Aber ich darf Lindners und Cottas wegen, die um den Brief wissen, keine solche Perfidie begehen. Sagen Sie mir, wollen wir uns diese Rezension — sie muß göttlich werden — nicht kommen lassen? — Ja, ich will sie kommen lassen und Ihnen zuschicken, wenn Sie wollen, vielleicht ergiebt sich ein göttlicher Spaß, wenn sie mit gehörigen Noten abgedruckt wird. — Trotzdem, daß sich nach München kaum ein Echo des deutschen Parnaßlärms verliert, habe ich doch hier sogar viel über Ihr Buch vernommen. Es muß doch etwas Lärm in Deutschland machen. Einliegend folgt auch ein Papierschnitzel aus einem sehr wichtigen Briefe. — Sollte vielleicht Zimmermann, weil er jetzt Vorlesungen über Goethe

hält, dem Buche feind sein? — Lindner hat den „Witt" im Ausland rezensiert, verflucht bitter. Lassen Sie im Litteraturblatt ihm nicht ganz das Fell über die Ohren ziehen. Er ist doch ein geistreicher Mensch, man mag sagen, was man will. Vielleicht weil alle so erbittert gegen ihn sind, fasse ich ihn auf als Erscheinung. Auch erinnere ich Sie, wenn Sie an mein Buch der Lieder mal mit dem Rezensiermesser kommen, mich nicht zu skalpieren. Sind Sie noch gar nicht dran gekommen und haben keine Zeit, so würde Börne solche Arbeit gern übernehmen. — Was Ihre Anfrage in betreff meiner Verhältnisse zu Cotta betrifft, so kann ich kurz andeuten, daß ich mich für all seine litter. Institute interessieren soll und ganz besonders mit Lindner die Redaktion der „Politischen Annalen" zu führen habe. Dieser letzteren habe ich mich unterzogen, alles andere Redigieren u. dergl. habe ich abgelehnt. So auch das Mitredigieren des „Auslandes," um das ich mich nur beiläufig bekümmere. Cotta hält viel auf mich, folgt mir, wo ich ihm rate (ich gehöre zum litterarischen Staatsrat), ich bin ganz mit ihm zufrieden, und er wird immer Ursache haben, es mit mir zu sein, da ich wenig verspreche und immer mein Versprechen halte. Ich halte ihn für einen sehr edlen Menschen, für wahrhaft liberal, und daher werde ich mit ihm fertig. Auch Frau von Cotta behandelt mich gütig. Mit meinen Mitbrillanten allhier stehe ich sehr gut, da alle sehen, daß ich mit ihren Wünschen und Bestrebungen nie kollidiere und keine Ansprüche geltend mache. Auch wegen meiner Krankheit bin ich ein Solitär unter diesen Brillanten; wenig Zusammenleben mit Kolb, Mebold, Hermes, obgleich sie mir sehr gut gefallen. Letzterer hat einen geweckten Kopf, verdient mehr Anerkennung, als er bisher gefunden, soll (?) aber sehr vorlaut sein. Das Leben hier ist sehr angenehm, und wenn Sie eine gute Brust haben und sonst das Klima zu vertragen glauben, rate ich herzukommen. Kommen Sie wenigstens mal zum Besuch. Kneipen Sie bei mir, ich kann Sie bei mir beherbergen, und seien Sie mein Gastfreund in München, wie ich der Ihrige in Stuttgart.

Wenn einst unsere Nachkommen in einer litterarischen Schlacht sich gegenüberstehen, tauschen sie vielleicht die Rüstungen wie Glaukos und Diomedes, und ich denke, mein Enkel wird dabei Profit machen. Leben Sie wohl und bleiben mir gewogen. Meine Privatadresse ist: H. H., Dr. jur., wohnt im Rechbergischen Palais auf der Hundskugel. Dieser Tage nämlich ziehe ich in diese neue Wohnung; vor meiner jetzigen wird zu viel Holz gehackt — alle meine Perioden werden zerhackt

Ich bin, lieber Freund und Zeitgenosse,

Ihr

H. Heine.

Im zweiten Heft der Annalen erscheint von mir eine Rezension des Walter Scottschen „Napoleon."

21. An Dr. Friedrich Ludwig Lindner.[1])

Anbei, lieber Lindner, erhalten Sie Ihre Note, deren Abdruck, wie ich Ihnen gleich gesagt, mir nicht im mindesten mißfällt. Es kommt hier auf Gesinnungen an, und da darf man keine Rücksichten hegen. Frauen zeichnen sich aus durch Schönheit und Anmut; Männer durch Gesinnungen. Freilich — ehrlich gestanden — liebe ich auch die ausgezeichneten Frauen mehr als die ausgezeichneten Männer, und — noch ehrlicher gestanden — ich möchte nicht einmal ein Mann sein, wenn man den Frauen gefallen könnte, ohne ein Mann zu sein, ein Mann von Gesinnung, Grundsatz, Festigkeit, Unbestechbarkeit, Unerschrockenheit und dergleichen Erschrecklichkeiten mehr, mit welchen ich die Ehre habe zu sein

Ihr Freund

H. Heine.

München, den 11. Februar 1828.

*22. An J. H. Detmold.

München, den 15. Februar 1828.

Lieber Detmold! ich hab' wahrhaftig nicht so viel Zeit und gesunde Zeit, um Ihnen so viel zu schreiben, wie ich wünschte. Ihr Brief hat mir Freude gemacht, ich bin mit dessen Inhalt einverstanden[2]) — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich bin noch immer am hiesigen Klima leidend. Stecke bis am Hals in Politik. Wenn Sie die allg. politischen Annalen lesen, finden Sie darin Spuren meiner Thätigkeit. Seien Sie nur ohne Sorgen, diesen Sommer werfe ich mich wieder den Musen in die Arme. Wo werden Sie diesen Sommer sein? — Ich habe jetzt Heinses Ardinghello gelesen, ebenfalls dessen: „Fiormona oder Briefe aus Italien." Ich bitte, wenn Sie etwa den ganzen Heinse gelesen haben, schreiben Sie mir Ihre ganze Meinung über diesen Schriftsteller. Er ist einer jener Dämonen, die ich vielleicht jetzt repräsentiere, zu denen auch Sie gehören, und die einst den Olymp stürmen werden. Freilich die Zeit dieses Sieges ist noch lange nicht da; ich und Sie und die anderen Gleichzeitigen, wir werden mit verdrießlich abgemühtem Herzen ins Grab steigen, doch mit der festeren Überzeugung, daß die Stärkeren unser Bestreben fortsetzen werden. Ich bin jetzt umlagert von Feinden und intrigierenden Pfaffen; mein schlimmster Feind ist meine schlechte Gesundheit. Vielleicht ändern sich die Dinge, ich gehe nach Italien, sammle mich, kehre gerüstet nach Norddeutschland zurück und bilde eine Schule. Es thut not, daß einer das Nötige thue. — Schreiben Sie

[1]) Fr. L. Lindner (1772—1845). Es handelt sich in diesem Brief um eine Note zu Heines stark bonapartistischer Kritik des Buches von W. Scott über Napoleon. Vgl. Bd. III. S. 98 ff.

[2]) Die vier folgenden Zeilen hat Detmold, der den Brief, wie es scheint, für den Abdruck bestimmte, unleserlich gemacht. — Die zuerst in Kreuznach 1803 anonym erschienene Schrift „Fiormona" wird Heinse öfters, aber mit Unrecht zugeschrieben

bald meinem Bruder, so sagen Sie ihm, daß ich ihm nächstens schreibe; ich rate ihm, Würzburg zu wählen, München ist nicht gut besetzt, sehr zerstreuend und hat ein niederträchtiges Klima, woran jeder, der an Brust leidet, schwer zu tragen hat. Wenn Sie keine gute Brust haben, so bleiben Sie nur fern. Meine Adresse ist: H. H., wohnt im Rechbergischen Palais auf der Hundskugel in München. Leben Sie wohl, schreiben Sie mir oft und entschuldigen Sie unregelmäßiges Antworten

Ihr Freund

H. Heine.

Haben Sie gar kein poetisch starkes Talent unter den Heidelbergern entdeckt? Haben Sie kürzlich keine Bekannte von mir gesprochen? Ich lebe abgeschieden im äußersten Winkel Deutschlands.

25. An Friedrich Merckel.

München, den 14 März 1828.

Lieber Merckel!

Dank, herzigen Dank für Deinen letzten Brief. Ich möchte Dir viel antworten, würde mir nicht das Schreiben allzu sauer. Es sieht überhaupt sehr sauer mit mir aus. Das hiesige Klima hat vollendet, was der Ärger begonnen. Ich klage, ja ich klage, selbst auf die Gefahr hin, daß man meinen Klagen nicht glaubt. Wer nichts durch seine Klagen gewinnen kann, dem sollte man doch glauben. Ich danke Dir für Deine Berichtungen, absonderlich die Therese Heineschen. Ich habe die Nachricht der Verlobung dieser Verwandten [1]) bloß von meinen Eltern und Dir erhalten. Treibe doch meinen Bruder [Gustav], daß er mir schreibe, bald, bald; ich weiß, er hat mir nötiges mitzuteilen. Meine Adresse ist H. H. Dr. jur., wohnt im Rechbergschen Palais auf der Hundskugel in München.

Offen schick ich Dir die Einlage an Campe. Wenn er jetzt Dir den Saldo meines Guthabens ausbezahlt, so behalte davon die zehn Friedrichsdor, die Du mir geliehen, und gieb den Rest an meinen Bruder, der mir ihn leicht zuschicken kann. Du mußt wahrhaftig Dein Geld zurückhaben, denn Du bist der einzige, der mich nicht mahnen würde. Auch bin ich kein sicherer Schuldner. — Wenn Campe das Geld gezahlt hat, hernach rüffle ihn wegen seine Knickrigkeit. Er weiß nie zur rechten Zeit ein paar lumpige Louisdor wegzuwerfen; dieses sollte er von Cotta lernen. Cotta giebt mir für die Redaktion der „Annalen" 100 Louisdor bis Juli (ich habe mich nicht länger verpflichten wollen), und diese Generosität verpflichtet mich, ihm mehrere Aufsätze zu schreiben, verpflichtet mich um so mehr, da ich mich nicht dazu förmlich verpflichtet und er nur gegen Lindner den Wunsch geäußert, daß ich dergleichen thue. Er versteht seinen Mann.

Leb' wohl und behalte lieb

Deinen Freund

H. Heine.

1) Therese Heine, die jüngste Tochter Salomon Heines.

24. An den Baron Johann Friedrich v. Cotta.[1])

München, den 14. März 1828.

Herr Baron!

Ihre Wünsche in betreff der „Annalen," wie mir solche Dr. Lindner nach Ihrer Abreise notifiziert hat, sollen gewissenhaft erfüllt werden, und Sie werden demgemäß in jedem Hefte etwas von mir mit meinem Namen finden. Ich bestrebe mich auch einer löblichen Mäßigung des Ausdrucks; und bis auf ein gewisses Losbeißen nach Personen (nicht nach Prinzipien) bestrebt sich jetzt auch Dr. Lindner einer solchen Mäßigung, die ihm noch mehr ziemt als mir, da er Familienvater ist und Frau und Hunde hat. ...... Hier in unserem aufblühenden Bier-Athen giebt es nichts Neues, als daß nächstens der hohe Adel ein Turnier hält und der ehrsame Bürgersmann sich freut, daß er für 2 Fl. 42 Kr. zusehen kann, ebenso gut, wie bei Rappo, dem Jongleur Ich fürchte, das Theater wird durch die Konkurrenz dieser neuen Spiele etwas leiden. . .

25. An Varnhagen von Ense.

München, den 12. Februar 1828.

Ihnen und Frau von Varnhagen vielen Dank für gütigste Güte. Auch läßt sich mein „Buch der Lieder" für die gute Rezension bedanken. Wär' ich nur immer mit Ihnen als Rezensenten so ganz zufrieden! Ach! für Ihre Rezension des Napoleonischen Charakters müssen Sie noch manche Stücke von mir ausstehen. Einliegende Rezension[2]) schicke ich Ihnen zur Strafe, zur doppelten Strafe, denn erstens gab ich Ihnen selbst den Schein einer Gleichgesinnung mit mir, zweitens ist meine Rezension selbst herzlich schlecht. Hab' auch nur den 9. Band gelesen und mein Geschriebenes kaum überlesen. Wenn Sie dem Professor Dirxen diese Rezension mitteilen wollen, wär' es mir lieb. — Mein Zustand hier ist noch immer derselbe. Ich will deshalb nach Italien, und dazu werde ich die mir von Treuttel und Würtz geschickten 800 Thaler anwenden. Sie müssen mir daher dieses Geld noch eine Zeitlang aufbewahren. Ich war jenes Geldes wegen in nicht geringer Verlegenheit, und fürchtend, daß es ausbliebe, hatte ich noch besonders nach England deshalb geschrieben, und erhielt daher auch von dort die Nachricht der Absendung.

Cotta behandelt mich sehr genereuse. Bis Juli hab' ich mich ihm verpflichtet, und zwar giebt er mir 100 Karolin für dieses halbe Jahr. Auch dieses sagen Sie niemand. Niemand darf jetzt wissen, daß ich Geld habe. Auf der einen Seite habe ich viele Schulden, auf der andern Seite will ich dieses Jahr etwas thun, wozu ich viel Geld so nötig habe, daß ich es vom Himmel herabstehlen müßte, wenn ich

1) Sämtliche Briefe an Cotta wurden zuerst in der Wochenausgabe der „Augsburger Allg. Zeitung" 1867. Nr. 51 ff. publiziert.
2) Vgl. Bd. IV. S. 26.

es nicht hätte. Ich handle, wie Sie sehen, sehr bedachtsam, und meine Unbesonnenheit ist nur Schein. An dem Tage, wo mein zweiter Teil der „Reisebilder" ausgegeben wurde, saß ich auf dem englischen Dampfboot, und während man mich in Deutschland zerreißen wollte, saß ich zu London ruhig hinterm Ofen — Nach Hamburg werde ich nie in diesem Leben zurückkehren; es sind mir Dinge von der äußersten Bitterkeit dort passiert, sie wären auch nicht zu ertragen gewesen, ohne den Umstand: daß nur ich sie weiß. — Ich bin in diesem Augenblick zwar noch immer kopfkrank, aber sehr ruhig. Sagen Sie Frau von Varnhagen: daß ich endlich ein ruhiges Zimmer gefunden. Im ersten Heft der diesjährigen „Annalen" sind ein paar Zeilen, wobei ich sehr lebhaft an unsre liebe Freundin dachte.

Spät erfuhr ich, daß der Bewußte Ihren Auftrag an den Konsistorialrat Niethammer nicht ausgeführt; daß ich zu ihm ginge, war nicht thunlich, da ich mir streng vorgenommen, hier niemanden zu besuchen; dieses habe ich auch bis jetzt streng gehalten und noch keinen von den großen Tag- und Nachtlichtern gesehen. Daher kann ich Ihnen auch nichts über Schilling und Görres sagen. Letzterer wird täglich katholischer und wird gewiß Kardinal; Madame Görres strickt schon violette Strümpfe.

Wit von Dörring, der Berüchtigte, ist hier: Gott weiß, mit welchem Skandal er endigen wird.[1]) Ich hab' ihn persönlich sehr gern und er kompromittiert mich überall, indem er mich seinen Freund nennt; dadurch aber erlange ich erstens, daß die Revolutionäre durch Mißtrauen von mir sich fern halten, was mir sehr lieb ist, zweitens daß die Regierungen denken, ich sei nicht so schlimm, und überzeugt sind, daß ich in keiner einzigen schlimmen Verbindung stehe. Ich will ja nur sprechen. Übrigens ist Witt mein Fouché. Mir kann er nicht schaden, und wenn ich wollte, könnte ich durch ihn schaden, wem ich wollte. — Freilich, hätte ich Macht, ließe ich ihn hängen. — Ich glaube, sein Treiben ist heilsam; schon das Prinzip der Bewegung, sei diese auch feindlich, bringt . . . . . .

München, den 1. April 1828.

Lieber Varnhagen!

Schon vor 6 Wochen wollte ich Ihnen schreiben, und wurde inmitten des Briefes unterbrochen; zur Beglaubigung schicke ich Ihnen das Fragment selbst. Vielleicht ist noch einiges drin, was als Notiz auch noch heute gelten kann. Die Ursache des plötzlichen Unterbrechens war der famöse Wit selbst, der plötzlich von hier, ohne Recht und Urteil, verwiesen worden. Wit ist ein mauvais sujet, und wenn ich Macht hätte, ich ließe ihn hängen. Er hat eine Privatliebenswürdigkeit, die mich oft seinen Charakter vergessen ließ —, er hat mir immer ungemein viel Spaß gemacht, und vielleicht eben deshalb, weil die ganze Welt wider ihn war, hielt ich ihm manchmal die Stange. Das hat vielen mißfallen.

---

1) Vgl. S. 21.

In Deutschland ist man noch nicht so weit, zu begreifen, daß ein Mann, der das Edelste durch Wort und That befördern will, sich oft einige kleine Lumpigkeiten, sei es aus Spaß oder aus Vorteil, zu schulden kommen lassen darf: wenn er nur durch diese Lumpigkeiten (d. h. Handlungen, die im Grunde ignobel sind) der großen Idee seines Lebens nichts schadet, ja daß diese Lumpigkeiten oft sogar lobenswert sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unseres Lebens desto würdiger zu dienen. Zur Zeit des Machiavell, und jetzt noch in Paris, hat man diese Wahrheit am tiefsten begriffen.

Dieses zur Apologie aller Lumpigkeiten, die ich noch Lust habe in diesem Leben zu begehen. Ich denke, die nächste wird in der Gestalt einer Rezension erscheinen. Pst! Pst!

Mein Zustand ist noch immer derselbe, und ich mache mich bereit, nach Italien zu reisen. Es sieht hier schlecht aus: seichtes kümmerliches Leben. Kleingeisterei. Und gäbe es nicht zuweilen einige großartige Erscheinungen, z. B. eine Michel Beersche oder Schenksche Tragödie, so wäre dieses triviale schlechte Klima nicht zu ertragen. Ich leide so sehr an diesem Klima, daß ich nichts Gescheutes schreiben kann, und will bald packen. Meine Adresse ist und wird auch vorderhand noch immer sein: „H. Heine Dr. jur., abzugeben in der Litter. Artist. Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung in München."

Ich denke Ihnen bald minder saure Briefe zu schreiben — ich glaube nämlich, man kann diesen Zeilen mein grämliches Gesicht ansehen. — Indessen meine Verhältnisse sind hier sehr heiter und liebenswert. Ich lebe als grand Seigneur, und die 5½ Menschen hier, die lesen können, lassen mir auch merken, daß sie mich hochschätzen. Wunderschöne Weiberverhältnisse — indessen, diese befördern weder meine Gesundheit noch meine Arbeitslust. Am liebsten bin ich unter jungen Malern, die besser aussehen als ihre Bilder.

Da ich nicht weiß, wie bald ich nach Italien reise, so wünsche ich, lieber Varnhagen, daß Sie mir die 800 Thlr. herschicken. Aber wie? Das ist die Aufgabe. Ich glaube, ich verliere am wenigsten, wenn Sie mir für den Betrag in Berlin einen Zwei-Monatwechsel auf Frankfurt a. M. kaufen wollten. Indessen, es wäre mir lieber, wenn Sie einen Wechsel auf Augsburg bekommen könnten. Indessen, wenn man Ihnen sagt, daß ich dabei sehr verlieren würde, so schicken Sie mir doch nur einen Frankfurter Wechsel.

Entschuldigen Sie, lieber Varnhagen, die Mühe, die ich Ihnen verursache. Wenn ich Ihnen danken sollte, so wüßte ich überhaupt nicht, wo anzufangen. Sie waren auch so gütig, mein armes „Buch der Lieder" so wunderschön zu rezensieren. Ich mache mir nicht viel mehr aus Rezensionen (weil ich mir aus dem Leben selbst nicht viel mehr mache), aber wenn ich im „Gesellschafter" Ihre kleine, liebe Schrift sehe (Gubitz hat die rechten Typen dazu), so wird mein Gemüt immer wohlthätig erwärmt, und Ihr schönes Wort spricht gewiß nicht ganz erfolglos zu meinem Herzen.

Ich werde hier sehr ernsthaft, fast deutsch; ich glaube, das thut das Bier. Oft habe ich eine Sehnsucht nach der Hauptstadt, nämlich Berlin. Wenn ich mal gesund bin, will ich suchen, ob ich dort nicht

leben kann. Ich bin in Bayern ein Preuße geworden. Mit welchen Menschen dort raten Sie mir in Verbindung zu treten, um eine gute Rückkehr einzuleiten? —

Börne, wie ich höre, ist jetzt bei Euch. Er hat mich sehr lieb. Er ist viel besser als ich, viel größer aber nicht so großartig. Seine Taubheit wird gewiß Frau von Varnhagen sehr genieren Das ist ein schlimmer Mißstand. Wie befindet sich Frau von Varnhagen? Wie befindet sich ihr liebes, witziges Herz?

Ich will schließen. Eine unendliche Betrübnis überfällt mich. Eine dumme Trauer zieht durch meine Seele, und ich weiß kaum, was ich schreibe. Die Engländer haben mich angesteckt mit ihrem Spleen, und ich bin gründlich verdrießlich.

Diese Tage wird Cotta hierherkommen, und hätte ich nicht, die „Annalen" betreffend, allerlei mit ihm zu sprechen, so würde ich jetzt einen Abstecher nach Nüremberg machen, wohin von hier aus, zum Albrecht Dürer=Fest, viel Enthusiastenvolk hinströmt.

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, und sein Sie überzeugt, daß ich immer Sie ebenfalls liebe — so stark es meine müde Seele nur kann.

Ihr Freund

H. Heine.

---

26. An Friedrich Merckel.

München, den 11. April 1828.

Lieber Merckel!

Schneide obige Zeilen ab, und gieb sie an Campe nebst dem einliegenden Brief. Empörend! — Wie sehr ich herunter bin, an Leib und Seele, magst Du erkennen, wenn du nächstens im „Morgenblatte" einen langen Münchener Korrespondenzartikel von mir findest, worin ich nahe dran bin, Michael Beer für ein Genie zu erklären.[1]) — Daß ich ohne meine Schuld durch Campe im „Wandsbecker Boten" blamiert worden, siehst Du. Sind keine Briefe für mich gekommen? Ich hoffe, diesen Frühling von meinem Unmut zu genesen. Ich werde auferstehen —

Dein Freund

H. Heine.

27. An Friedrich Merckel.

München, den 14. April 1828.

Mit tiefem Unwillen, lieber Merckel, las ich diese Tage im „Morgenblatte" eine Korrespondenz aus Hamburg, worin die Peche schändlich malträtiert wird. Das Lebrunsche Wort „Anfängerin" habe ich wieder

---

1) Die Kritik über M. Beers „Struensee." Vgl. Bd. VIII. S. 127 ff.

erkannt. Schick mir doch eine Korrespondenz aus Hamburg, die ich im „Morgenblatt“ abdrucken lassen kann. Recht bald. Aber Verschwiegenheit. — Die Art, wie ich die Peche im Artikel über Beers „Struensee“ genannt, wird Dir aufgefallen sein.[1] Verzeih mir jenen Artikel — ich mußte ihn schreiben. — Du weißt nicht, welch ein geplagter Mensch ich bin. — Meinen letzten Brief an Campe betreffend wirst du mir unbedingt recht gegeben haben. Campe ist schuld, daß ich des Lebensunterhalts wegen Beersche Rezensionen schreiben muß. — Wie schön handelt dagegen Cotta! Glaub mir, dieser ist ein nobler Mensch. Er läßt den Schriftsteller leben und will nicht auf dessen Kosten typographig glänzen. Sehe ich, was Cotta für die Gedichte von Uhland und Platen thut, oder besser gesagt für die Dichter selbst, so muß ich mich vor mir selber schämen. Und obendrein bin ich krank. — Leb wohl, beklage Dich nicht über meine Griesgrämigkeit, diese bin ich selbst. Daß ich durch Campe in der Teufelzeitung ohne mein Zuthun — denn ich hatte ihm kein Wort darüber geschrieben — blamiert wurde, siehst Du. Leb wohl, grüß Zimmermann.

Dein Freund

H. Heine.

Wit schreibt mir, Campe habe ihm hierher ein Paket geschickt, worin auch Sachen für mich seien, und ich sollte das Paket auf der Post für ihn in Empfang nehmen. Das thue ich nicht. Deshalb schreibe mir um Gottes willen! es sind doch keine Briefe für mich darin? doch keine Briefe?

* 28. An Wolfgang Menzel.

Lieber Menzel!

Anbei das 4. Heft der Annalen, das folgende Heft, das jetzt in der Presse, bringt den Schluß Ihrer polit. Grillen, die leider in das vierte Heft nicht ganz hineingingen. Dies zur vorläufigen Anzeige.

Ach Menzel! wie ennuyant ist — unsre Aufsätze abgerechnet — der ganze Inhalt der Annalen! Ich habe mich überzeugt, daß die Deutschen keinen Sinn für Politik haben — da gar keine guten politischen Federn aufzutreiben sind. Bin noch immer krank, und sehne mich nach Italien. Schreibe blutwenig — Kolb kann Ihnen sagen, wie's mir geht. Hier sieht es schlecht aus. Ein Meer von kleinen Seelen und schlechtes Klima. — Ich gratuliere Ihnen zum neuen Frühling und bin

Ihr Freund

H. Heine.

D. 16. April 1828.

1) Vgl. S. 23.

29. An ??[1]

München, den 19. April 1828.

Entschuldigen Sie, Lieber, wenn ich erst heute Ihren vielwerten Brief mit einigen Zeilen erwidere. Erst jetzt meldet sich hier in München ein besseres Wetter und in mir eine bessere Gesundheit; — ich wollte Ihnen nicht bei schlechtem Wetter und kranker Stimmung schreiben. — Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Gesinnungen; ich glaube nicht, daß ich sie in so vollem Maße verdiene.

Über die Zeit, woran Sie mich in Ihrem Briefe erinnern, habe ich nicht ohne Wehmut lachen können. Die Prahlerei der eigenen Jugend, wie ergötzlich klingt sie uns in späterer Zeit! Aber wie traurig ist's, daß wir in späterer Zeit nicht mehr prahlen können! Jetzt wissen wir, was an uns ist; damals ahneten wir alle möglichen Kräfte und wußten nicht, daß sich nur wenige in uns entwickeln würden. — Ich muß mich sehr geändert haben; jetzt disputiere ich nicht, wenn ich Unsinn höre. Ich bin ein stiller Mann geworden; ein toter Merkutio. — Leben Sie wohl. Ich denke, es wird sich mal treffen, daß ich auch Ihre persönliche Bekanntschaft mache.

In freundlicher Ergebenheit

H. Heine.

30. An Wolfgang Menzel.

München, den 2. Mai 1828.

Lieber Menzel!

Sie kommt! sie kommt! Die unüberwindliche Armada! und anbei schicke ich die Druckbogen nebst Brief, der an die Redaktion der „Polit. Annalen“ zugekommen. Ich weiß nicht was damit anzufangen — außer, daß Sie darüber lachen sollen, und mir den Quark zurückschicken.

Ich darf nicht indiskret sein. In diesem Schacht ist kein Gold, ebensowenig wie der Her Dr. Leo ein Löwe ist; oder wissen Sie nicht, daß letzterer, der einst Ihre Geschichte in der J. Liter. Zeitg. malträtierte, auch jetzt in Berlin nebst Raumer, Streckfuß 2c. gegen Sie agiert? Ich wünsche Ihnen stärkere Gegner. — Wenn ich noch nicht gegen Sie aufgetreten, wahrlich so geschah es nicht aus Mangel an gutem Willen, sondern weil ich überhaupt hier noch zu nichts Vernünftigem gekommen. Aber, da geb' ich Ihnen mein Ehrenwort drauf, entgehen werden Sie mir nicht. Diesen Winter war ich fast kopftot und jetzt zerstreut mich der Münchener Frühling. Ich will mich daher, in vierzehn Tagen, ins Gebirge zur thätigen Einsamkeit zurückziehen. Über München wäre viel zu schreiben. Kleingeisterei von der großartigsten Art. Schelling und Görres hab ich noch nicht gesprochen.

Desto mehr sehe ich die zwei großen Lichter des Tages, die Dioskuren am Sternhimmel der hiesigen Poesie, M. Beer und E. Schenk.

---

1) Aus dem Buche von H. Hüffer l. c. S. 97. Die Adresse war abgerissen und aus dem Inhalt ist nicht zu ersehen, an wen der Brief gerichtet ist.

Über des ersteren Tragödie habe ich im Morgenblatt Bericht erstattet und der Welt gezeigt, wie wenig ich ihn beneide, wie wenig mich sein Ruhm pikiert — aber die böse Welt hat die Sache schief genommen und nennt es eine Mystifikation des Publikums, ja, ich habe für meine Gutmütigkeit leiden müssen. Über Schenks „Dürer" haben Sie selbst in Ihrem Liter. Blatt eine Rezension geliefert, die aus M. Beers Feder geflossen ist, und wovon ich gestern schon etwas gelesen; dagegen wird Ed. Schenk wieder in der Abendzeitg. seinen Beer lausen — Cotta wird beider Dichtungen verlegen — und so schreitet unsere Litteratur fort.

Ein bißchen merken Sie daraus, wie es hier zugeht.

Lesen Sie doch so bald als möglich Cottas Grafen Platen, nämlich dessen eben erschienene Gedichte, er ist ein wahrer Dichter. Leider! leider, oder besser, schrecklich! schrecklich! Das ganze Buch enthält nichts als Seufzen nach Pädrastie. Es hat mich deshalb bis zum fatalsten Mißbehagen angewidert. — Cottas Leute hier sehe ich selten, am seltensten Hermes. Gegen Cotta selbst, der sich gegen mich sehr brav und liebreich gezeigt, stehe ich frei wie ein Vogel. Er, so wie ich, beabsichtigen eine Regeneration der „Annalen." Nächstens mehr darüber.

Börne ist seit Mitte dieses Winters in Berlin, und da ich ihm wegen einer Rezension meines Buchs der Lieder nicht geschrieben habe, so müssen Sie, lieber Menzel doch selbst Hand anlegen. Kolb werden Sie wahrscheinlich dort sehen. Daß ich, wie Sie verlangen, keine Ex. der Annalen, worin Ihre kleinen Aufsätze, Ihnen schicke, ist nicht meine Schuld; ich bin nicht am Ort der Expedition, und nur Lindner steht mit dieser in Briefwechsel. Liegt Ihnen daher viel dran, so soll dieser dran denken. Ich kann nur für Geld sorgen, und schicke Ihnen demgemäß ein Honorar, nämlich 6 Karolin auf Cotta in Stuttgart. Das Heft, worin der Schluß der Grillen, ist jetzt fast fertig und wird in acht bis zehn Tagen ausgegeben. Ich schicke es alsdann. Ach Gott! wie erbärmlich sind die „Annalen." Ich kann nicht helfen. Leben Sie wohl, grüßen mir Ihre liebe Hausfrau und seien Sie überzeugt, daß es keine gewöhnliche Phrase ist, wenn ich mich nenne

Ihren Freund

H. Heine.

---

* 31. An Wolfgang Menzel.

München, den 8. Mai 1828.

Lieber Menzel, beikommende Blätter sind eine Woche liegen geblieben. Unterdessen ist das neueste Heft der „Annalen" herausgekommen, worin der Schluß der Grillen.

Auch hat mich ein Herr Harro Harring, ein klassischer Schriftsteller des Vaterlandes, beauftragt, Ihnen sein neuestes Buch mitzuteilen, welches Sie daher hiermit empfangen. Nun hab' ich auch Anstalten gemacht, ernstlich Wort zu lösen, und das Nächste, was Sie gedruckt von mir lesen, ist meine Kritik über W. Menzels Litteratur. Als

mich gestern Cotta frug, worüber ich jetzt schreibe und ich ihm Ihr Buch nannte, haben wir lange darüber gesprochen und auch er (das „auch" bezieht sich auf die Gegenwart der Frau v. Cotta) war der Meinung, daß die Art, wie Sie über Goethe den Stab gebrochen, doch zu hart sei, auf jeden Fall zu tadeln. Ich finde Ihr Buch das Bedeutendste der Art seit Fr. Schlegels Litteratur-Geschichts-Vorlesungen. Auf Ihren Anhang bin ich sehr gespannt, um so mehr, da ich darin nicht ignoriert sein werde. Haben Sie über mich etwas geschrieben, so wär' es mir sehr lieb, wenn Sie es sobald als möglich im Lit. Bl. abdrucken ließen, damit es vor meiner Rezension der Litteratur erscheine. Wahrlich auch Herausgeber „politischer Annalen" müssen politisch sein. In Hinsicht letztgenannter Zeitschrift werde ich Ihnen nächstens mehr schreiben. — Ich freute mich gestern, als Kolb mir die Hoffnung gab, Ihren Schwager Mönnich hier zu sehen. Da wurde auch die Hoffnung in mir rege, Sie, lieber Menzel, herzuziehen, dies würde für mich von äußerster Wichtigkeit sein und mich bestimmen, in meinem Schwanken bei der großen Frage: Hier bleiben oder absegeln.

Leben Sie herzlich wohl

Heine.

---

32. An Varnhagen von Ense.

München, den 6. Juni 1828.

Lieber Varnhagen!

Obgleich mir das Briefschreiben in diesem Augenblick schrecklich sauer wird, so muß ich mich doch dazu entschließen, und zwar um pflichtschuldigst Ihnen anzuzeigen, daß ich Ihren letzten Brief nebst dem darin enthaltenen Wechsel auf Frankfurt richtig erhalten. Ich danke Ihnen für Ihre Mühe, die ich Ihnen verursacht. Der Brief an Fr. Baader ist gleich befördert worden. — Die Nachricht Ihrer Unpäßlichkeit macht mir Kummer — aber ich denke, das schöne Wetter wird Sie bereits kuriert haben. Mit meiner Gesundheit geht es passabel. Ich bleibe noch 8 Tage hier, dann reise ich auf 3 Wochen ins Gebirg, komme dann wieder auf ein paar Tage hierher, und folglich bin ich noch nicht aus dem Bereich Ihrer Briefe, wenn Sie mir binnen der nächsten 4 Wochen sagen wollen, wie es Ihnen jetzt geht. Überhaupt bleibt meine Cottasche Adresse ganz sicher, wenn ich auch weiter reise. — Werde ich wirklich nach Italien reisen?

Wie soll ich Frau von Varnhagen für ihren lieben, hübschen Brief danken! Ich hab' ihn ganz durchgefühlt Sie hat ganz recht in dem, was sie über Napoleon sagt. Er hätte nie sich den Freuden der Sozietät hingeben dürfen, das freundliche Lächeln der Sozietät zieht alle Kraft aus der Brust des Mannes — wie der Magnetberg alles Eisen aus dem nahenden Schiffe zieht. Aber was will Frau von Varnhagen von mir? Ich bin kein Napoleon. Ich denke nicht einmal daran, Pankow zu erobern, viel weniger die Welt. Meine ganze Eroberungssucht beschränkt sich vielleicht auf 10 bis 11 Herzen. Ich bin ja ein

Mensch, der zu seinem Vergnügen lebt. Ich könnte den Tod aufladen durch eine Vergleichung mit Napoleon — ich kann schon jetzt nicht mehr so gut schlafen wie sonst, seit ich weiß, daß ein junger Maler mich in eine fürchterliche Schlacht hineingemalt hat. Nun stehe ich auf dem Bild in Lebensgefahr — und wer steht mir dafür, daß nicht mal so eine gemalte Flinte losgehen kann, und mein wirklicher Leib sympathetisch mitfühlt, wenn der gemalte durchlöchert wird?

Und doch hat Frau von Varnhagen recht — in meiner Rezension The life of Napoleon hört man die Einflüsterung bonapartistischer Freunde. Nun, ich will mich bessern, ich habe mich schon gebessert, und in einer Rezension der Menzelschen Litteratur habe ich so freimütig über Goethe gesprochen, als wenn ich keinen einzigen Goethianer unter meinen Freunden zählte. Ganz freimütig? Nein! In 8 Tagen bekommt Ihr diesen Aufsatz — laßt Gnade vor Recht ergehen — setzt mich nicht ab.[1])

H. Heine.

33. An Johann Friedrich v. Cotta.

Herr Baron!

Nach dem, was ich Ihnen gestern mitgeteilt, begreifen Sie leicht, daß mir viel daran gelegen ist, die beikommenden drei Bücher[2]) so bald als möglich in des Königs Hände zu befördern. Bitte, vergessen Sie nicht, sie mitzunehmen, wenn Sie zum Könige gehen; es käme mir auch sehr zu gute, wenn Sie ihm andeuten wollten: der Verfasser selbst sei viel milder, besser, und vielleicht jetzt auch ganz anders, als seine früheren Werke. Ich denke, der König ist weise genug, die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu schätzen, und nicht nach dem etwa guten oder schlimmen Gebrauch, der schon davon gemacht worden. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie überbillig belästige; aber mein Hierbleiben hängt so sehr davon ab, und ich bin ja ganz

Ihr gehorsamst ergebener

H. Heine.

---

*34. An Wolfgang Menzel.

München, den 16. Juli 1828.

Lieber Menzel!

Wenn ich mit Anworten lang gezögert, so geschah es aus Faulheit. Sie sehen, es fehlt mir nicht an Entschuldigung. Vielleicht zögerte ich auch, um Ihnen über das Schicksal der „Annalen“ Bestimmtes zu sagen. Dies kann ich erst heute. Cotta will sie nicht aufgeben, sondern will sie bis Neujahr suspendieren, um sie dann in verjüngter

---

1) Vgl. Bd. VIII. S. 142 ff.
2) Die „Tragodien“ und die ersten beiden Bande der „Reisebilder.“

Form und neuem Glanz erscheinen zu lassen. Ihre dritte Grillensammlung, worin allerliebst Hübsches, erhalten Sie daher zurück, da ich nicht weiß, ob Sie unterdessen anderen Gebrauch davon machen wollen. Sind sie bis zu der Eröffnung der neuen „Annalen“ noch nicht gedruckt, so erbitte ich sie mir zurück. Auf jeden Fall müßte ich Ihrer Beihilfe in der Folge versichert sein, wenn ich ein gutes Journal herausgeben soll. Künftig näheres hierüber.

Über die Gustav Schwäbische Rezension[1]) würde ich schweigen, wenn es nicht kleinlich wäre, meine Meinung zu verschweigen. Indessen ist es ebenso kleinlich, irgend eine Empfindlichkeit zu verraten. Unter uns gesagt, sie findet auch nicht statt; nur daß man von allen Seiten über Skandal schrie und empört war, daß in einem Cottaschen Blatte mit so wenig äußerer Achtung von mir gesprochen worden. Der arme Schwab hat's gewiß ehrlich gemeint, und erst gedruckt mag das Ding Euch in seiner fatalen Objektivität aufgefallen sein. Wahrlich, ich hätte in einem anderen Tone und respektierlicher von einem auf jeden Fall gleichbürtigen Dichter gesprochen. Nach dem Inhalte jener Rezension zu schließen, sollte man glauben, ich sei eben der Galeere entsprungen; sie wirkt sogar auf meinen Kredit: ich glaube, wer sie gelesen, borgt mir keinen Groschen mehr. Ich komm' ins Schwatzen.

Eine größere Beleidigung ist es, wenn man von einem bedeutenden Geiste nur ein Stückchen auffaßt. Dies ließ ich mir gegen Sie zu schulden kommen. Ich habe in der Rezension der Menzelschen Litteratur nur Formelles besprochen. Von Ihrem positiven Wesen, von der Innerlichkeit des Autors, z. B. von seiner Feindschaft gegen die Zeit rc., war nicht die Rede. Diesen Teil der Rezension werde ich im 4. Teil der Reisebilder, der zumeist aus Rezensionen bestehen soll, nachliefern, und Sie werden eine bessere Meinung von meinem Verständnisse Ihrer Werke bekommen. Ich eilte zu sehr mit jener Rezension — den lachenden Vorwurf der Politik konnte ich nicht lang ertragen — und so geschah es, daß ich eine Rezension lieferte, die mehr zum Lesen des Werkes anreizte, als daß sie dessen Inhalt erklärte. Ersteres habe ich erfolgreich bewirkt. Ich ließ einige Schock Abdrücke von meiner Renzension machen und versandte sie als Privatmitteilung. In Berlin hat man meine Ansichten über Goethe am feinsten verstanden und Zeter geschrieen. Niederträchtig sind die Ausfälle auf Sie im „Berliner Konversationsblatt.“ Wie Sie leicht begreifen, sie sind von Friedrich Förster. Sein Bruder, der hiesige Förster, der stinkige Maßmann, einige Professoren des philosophischen Vereins — aber ich werde selbst ein Waschweib und gerate ins Schwatzen. Dieser Förster ist ein jämmerlicher Patron und spielt den Verteidiger Goethes. Es ist ein trister Anblick, wenn der Esel sich spanischen Pfeffer in den Steiß steckt, um in Ekstase zu geraten und desto besser den wütenden Champion des Löwen machen zu können. Sie haben gewiß sein Y—A schon gelesen, sowie auch den honetten Aufsatz von Will. Alexis. Dieser behandelt Sie mit Würde, die ihn selbst ehrt. Es ist traurig,

1) Die Rezension von Gustav Schwab über Heines Gedichte erschien im „Tübinger Litteraturblatt“ vom 27. Juni 1828.

wenn solch ein Besserer mit einem Förster zusammen redigieren muß. Ich glaube, es steht in der Bibel, man solle nicht ein Pferd mit einem Ochsen vor denselben Pflug spannen; wie viel weniger erst als Redaktoren vor dasselbe Journal.

Dieser Tage erhalten Sie einen Besuch von Dr. Lindner. Wenn ich Ihre dritte Grillensammlung nicht beilege, so erhalten Sie solche durch Lindner. Aber Sie finden etwas anderes hierbeiliegend, nämlich einen Aufsatz, überschrieben „Humoristen,“ dessen Abdruck ich im Litteratur-Blatt zu sehen wünsche. Ich bitte Sie, lassen Sie ihn bald abdrucken. Er mag als Balsampflaster auf die schwäbische Rezension gelten. Wollen Sie es aber nicht thun, so schreiben Sie mir umgehend ein kurzes Nein, und ich schreibe an Cotta, jenen Aufsatz von Ihnen in Empfang zu nehmen und auf jeden Fall im Morgenblatte abzudrucken. Nicht nur, daß ich überzeugt bin, daß er mir nichts abschlägt, weiß ich auch, daß es ihm Freude macht, mich zu verpflichten. Er hat dieses aber schon in so hohem Grade gethan, daß ich mir nicht gern neue Verpflichtungen auflade. Sie fühlen daher, lieber Menzel, warum ich wünsche, daß Sie den beiliegenden Aufsatz ohne weiteres abdrucken mögen. Er ist verfaßt von Dr. Lautenbacher, der Sie herzlich grüßen läßt und Sie anfragen läßt: ob Sie ihm nicht einige Rezensionen über geschichtliche Werke für das Litteraturblatt auftragen wollen? Geschichte ist sein Fach. Seine Adresse ist Dr. J. J. Lautenbacher bei Direktor von Annetsberger, vor dem Carlsthor Nr. 7 in München.

Sagen Sie nichts an Lindner von dem Lautenbacherschen Aufsatz. Leben Sie wohl und grüßen Sie mir recht herzlich Ihre Frau.

A propos! in den Hamburgischen „Originalien“ stehen die gemeinsten Schimpfreden gegen Sie, und zwar unverkennbar aus der Feder des großen Müllner. Die Rezension Ihres Werkes im Litteraturblatt ist kein sonderliches Chef-d'oeuvre. Entre nous. Kolb hatte ich aufgetragen, als Korrespondenzartikel aus München, meine Annalenrezensionen Ihres Werkes, teils referierend, teils ergänzend und zumeist im Auszug im Morgenblatte abdrucken zu lassen; aber wie Sie aus dem Billett sehen, das er mir von Stuttgart aus schrieb, wollte der junge Cotta es ihm nicht gestatten. Nur weil mir diese Notiz durch den Kopf läuft, schreibe ich sie Ihnen. — Schacht habe ich jetzt gelesen und durchgelacht. — Haben Sie oder Frank niemand, der die Goethische Apotheose Ihres Werkes ins Englische übersetzen kann? Ich möchte sie in einer englischen Zeitschrift abdrucken lassen. — Ich bin im Begriff ins Gebirge zu reisen, dort habe ich Muße und schreib Ihnen vielleicht über das hiesige Leben! Ach! könnte ich nur dazu beitragen, Sie hierher zu ziehen! Sie haben hier Verehrer und würden das hiesige Leben goutieren. Meine Adresse bleibt: per Litter.-Artistische Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung in München. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

55. An Eduard v. Schenk.[1])

Jetzt erst schreib' ich — denn jetzt erst komme ich einige Monate zur Besinnung und vermag mit Sicherheit Ihnen den Ort zu bestimmen, wo mich Ihr Brief treffen kann, (worin Sie mir die längst erwartete freudige Nachricht[2]) mitteilen können). Schreiben Sie an Dr. H. H. poste restante in Florenz; in zwei bis drei Wochen wandle ich auf dem Boden, wo Dante, Machiavell, Leonardo da Vinci, Michel Angelo gewandelt. Dort lese ich Ihre Zeilen. Ich weiß, Sie stecken bis am Hals in Geschäften, deshalb sage ich: Zeilen. Im Grunde ist es auch nicht nötig, daß Leute unserer Art sich einander viel schreiben. Unsere Bücher sind große Briefe, die doch zumeist an die Leute unserer Art gerichtet sind.

Was ich über Italien denke, werden Sie daher spät oder früh gedruckt lesen. Der Mangel an Kenntnis der italienischen Sprache quält mich sehr. Ich versteh' die Leute nicht und kann nicht mit ihnen sprechen. Ich sehe Italien, aber ich höre es nicht. Dennoch bin ich oft nicht ganz ohne Unterhaltung. Hier sprechen die Steine, und ich verstehe ihre stumme Sprache. Auch sie scheinen tief zu fühlen, was ich denke. So eine abgebrochene Säule aus der Römerzeit, so ein zerbröckelter Longobardenturm, so ein verwittertes gotisches Pfeilerstück versteht mich recht gut. Bin ich doch selbst eine Ruine, die unter Ruinen wandelt. Gleich und Gleich versteht sich schon. Manchmal zwar wollen mir die alten Paläste etwas Heimliches zuflüstern, ich kann sie nicht hören vor dem dumpfen Tagesgeräusch; dann komme ich des Nachts wieder, und der Mond ist ein guter Dolmetsch, der den Lapidarstil versteht und in den Dialekt meines Herzens zu übersetzen weiß. Ja, des Nachts kann ich Italien ganz verstehen, dann schläft das junge Volk mit seiner jungen Opernsprache, und die Alten steigen aus ihren kühlen Betten und sprechen mit mir das schönste Latein. Es hat etwas Gespenstisches, wenn man nach einem Lande kommt, wo man die lebende Sprache und das lebende Volk nicht versteht und statt dessen ganz genau die Sprache kennt, die vor einem Jahrtausend dort geblüht und, längst verstorben, nur noch von mitternächtlichen Geistern geredet wird, eine tote Sprache.

Indessen, es giebt eine Sprache, womit man von Lappland bis Japan bei der Hälfte des menschlichen Geschlechtes sich verständlich machen kann. Und es ist die schönere Hälfte, die man par excellence das schönere Geschlecht nennt. Diese Sprache blüht in Italien ganz besonders. Wozu Worte, wo solche Augen mit ihrer Beredsamkeit einem armen Tedesco so tief ins Herz hineinglänzen, Augen, die besser sprechen als Demosthenes und Cicero, Augen — ich lüge nicht — die so groß sind wie Sterne in Lebensgröße.

Quand on parle du loup, il est derrière nous. Eben kömmt meine schöne Wäscherin, und ich muß aufhören mit meinem eigenen

1) Ohne Datum, nach einer Notiz auf der Rückseite des Briefes wahrscheinlich aus Livorno den 27. August 1828.

2) Die Ernennung zum Professor in München, welche ihm der Minister v. Schenk in Aussicht gestellt hatte.

Gewäsche. Adieu, Dichter des „Belisars!" Ich denke oft an Sie, wenn ich Lorbeerbäume sehe, und je mehr ich an Sie denke, desto mehr muß ich Sie lieben.

36. An Moses Moser.

Bagni di Lucca, den 6. September 1828.

Lieber Moser!

Diesen Brief erhältst Du aus den Bädern von Lucca, wo ich jetzt bade, mit schönen Frauen schwatze, die Apenninen erklettere und tausenderlei Thorheiten begehe. Ich hätte Dir viel zu schreiben, aber ich sehe eben mit Entsetzen, daß das Papier fließt. — Ich werde noch 14 Tage hier bleiben, dann gehe ich nach Florenz, Bologna, Venedig und dort in Venedig erhalte ich Brief von Dir poste restante. — Ich denke viel an Dich, und finde es unrecht, daß Du mir nicht in München geantwortet. In München habe ich ein köstliches Leben geführt, und werde mit Freuden dorthin zurückkehren und immer dableiben. Während der letzten Wochen meines dortigen Aufenthalts habe ich mich von einem der besten Porträtmaler abkonterfeien lassen [1]), und da ich rasch abreiste, gab ich ihm Deine Adresse und die Ordre, das Bild an Dich nach Berlin zu schicken. Wahrscheinlich hast Du es jetzt schon erhalten. Es ist für meine Eltern in Hamburg bestimmt, und ich ließ es über Berlin reisen, damit Du und die Freunde dort es sehen können. Ich bitte Dich daher, besagtes Bild, wenn Du es zur Genüge betrachtet, an Varnhagens zu schicken und ihnen sagen zu lassen oder zu sagen, daß ich ihnen bald schreibe und daß sie bis dahin das Bild zu meiner Verfügung bewahren sollen.

Sage mir, lieber Moser, was Dir das Porto gekostet, und, was mir noch wichtiger ist, sag mir, ob endlich die längst beschriebenen fünf Louisdor an meinen Freund Sethe bezahlt sind? Ich bin Dir dann das Geld schuldig und schicke es Dir von München aus. Ich brauche jetzt so rasend viel Geld — es kostet mir hier täglich 1½ Napoleondor, — daß es eine Schande wäre, meinen besten Freunden etwas schuldig zu bleiben. Ich weiß sehr gut, Du lächelst, — aber ich habe jetzt den Grundsatz, nur solchen Leuten etwas schuldig zu sein, an die ich selten denke. — Das Papier fließt ganz entsetzlich — Ich will Dir nächstens, noch ehe ich Italien verlasse, wieder schreiben. Bis dahin leb wohl und grüß mir Gans, Zunz, sowie auch Lehmann und Leßmann. — Hast Du in den „Politischen Annalen" meine Rezension über Menzels Werk gelesen? Ich spreche da von Goethe. — Cotta quält mich, anstatt der „Politischen Annalen" ein neues Journal zu begründen. Ich weiß noch nicht, was ich thue. Ich habe keine Freunde, auf deren litterarische Unterstützung ich mich verlassen könnte. Ich stehe allein. Vorderhand aber will ich mich noch etwas in Italien herum amüsieren. Ich lebe

---

1) Dieses Porträt, von Gottlieb Gassen ausgeführt, findet sich als Holzschnitt vor der Sammlung der „Dichtungen von Heine," welche K. Hessel (Bonn 1887) herausgegeben.

viel und schreibe wenig. Ich lese die schönsten Gedichte, sogar Heldengedichte. In Genua hat ein Schurke bei der Madonna geschworen, mich zu erstechen; die Polizei sogar sagte mir, solche Leute hielten gewissenhaft ihr Wort, und riet mir, gleich abzureisen — ich blieb aber sechs Tage, und ging, wie gewöhnlich, des Nachts am Meer spazieren. — Ich lese alle Abend im Plutarch und ich sollte mich vor einem modernen Meuchelmörder fürchten?

Wenn ich nach Deutschland zurückkehre, will ich den dritten Band der „Reisebilder“ herausgeben. Man glaubt in München, ich würde jetzt nicht mehr so sehr gegen den Adel losziehn, da ich im Foyer der Noblesse lebe, und die liebenswürdigsten Aristokratinnen liebe — und von ihnen geliebt werde. Aber man irrt sich. Meine Liebe für Menschengleichheit, mein Haß gegen Klerus war nie stärker wie jetzt, ich werde fast dadurch einseitig. Aber eben um zu handeln, muß der Mensch einseitig sein. Das deutsche Volk und Moser werden eben wegen ihrer Vielseitigkeit nie zum Handeln kommen.

Grüß mir Gans noch einmal. Vergiß nicht, Robert und Madame Robert von mir zu grüßen.

H. Heine.

37. An Salomon Heine.

Lucca, den 15. September 1828.

Diesen Brief erhalten Sie aus den Bädern von Lucca auf den Apenninen, wo ich seit vierzehn Tagen bade. Die Natur ist hier schön und die Menschen liebenswürdig. In der hohen Bergluft, die man hier einatmet, vergißt man seine kleinen Sorgen und Schmerzen und die Seele erweitert sich.

Ich habe diese Tage so lebhaft an Sie gedacht, ich habe so oft mich danach gesehnt, Ihnen die Hand zu küssen, daß es wohl natürlich ist, wenn ich Ihnen schreibe. Wollt ich's aufschieben, bis ich wieder herabkomme und Bitterkeit und Kummer wieder in meine Brust einziehen, so würde ich auch kummervoll Bitteres schreiben. Das soll aber nicht geschehen, ich will nicht denken an die Klagen, die ich gegen Sie führen möchte, und die vielleicht größer sind, als Sie nur ahnen können. Ich bitte Sie, lassen Sie daher auch etwas ab von Ihren Klagen gegen mich, da sie sich doch alle auf Geld reduzieren lassen und, wenn man alle bis auf Heller und Pfennig in Bco ⁄. ausrechnet, doch am Ende eine Summe herauskäme, die ein Millionär wohl wegwerfen könnte — statt daß meine Klagen unberechenbar sind, unendlich, denn sie sind geistiger Art, wurzelnd in der Tiefe der schmerzlichsten Empfindungen. Hätte ich jemals auch nur mit einem einzigen Worte, mit einem einzigen Blick die Ehrfurcht gegen Sie verletzt oder Ihr Haus beleidigt — ich habe es nur zu sehr geliebt! — dann hätten Sie recht, zu zürnen. Doch jetzt nicht; wenn alle Ihre Klagen zusammengezählt würden, so gingen sie doch alle in einen Geldbeutel hinein, der nicht einmal von allzu großer Fassungskraft zu sein brauchte, und sie gingen sogar mit Bequemlichkeit hinein. Und ich setze den Fall, der graue Sack wäre

zu klein, um Salomon Heines Klagen gegen mich fassen zu können, und der Sack risse — glauben Sie wohl, Onkel, daß das ebensoviel bedeutet, als wenn ein Herz reißt, das man mit Kränkungen überstopft hat?

Doch genug, die Sonne scheint heute so schön, und wenn ich zum Fenster hinausblicke, so sehe ich nichts wie lachende Berge mit Weinreben. Ich will nicht klagen, ich will Sie nur lieben, wie ich immer gethan, ich will nur an Ihre Seele denken und will Ihnen gestehen, daß diese doch noch schöner ist, als all die Herrlichkeit, die ich bis jetzt in Italien gesehen.

Leben Sie wohl und grüßen Sie mir Ihre Familie, Hermann, Karl und die niedliche Therese. Bedingterweise habe ich mich über ihre Vermählung gefreut. Nächst mir selber hätte ich sie keinem lieber gegönnt, wie dem Dr. Halle. Tilly[1] ist jetzt so gut bei mir wie bei Euch; überall folgte mir das liebliche Gesicht, besonders am Mittelländischen Meer. Ihr Tod hat mich beruhigt. Ich wollte nur, ich hätte einiges von ihren Schriftzügen. Daß wir die süßen Züge auf keinem Gemälde aufbewahren, ist jammerschade. Ach! es hängt so manches überflüssiges Gesicht an der Wand.

Moritz Oppenheimer[2] zu grüßen. Ich liebe ihn zwar nicht, obgleich ich als Christ sogar meine Feinde lieben sollte; aber ich bin erst ein junger Anfänger in der christlichen Liebe. Moritz Oppenheimer ist aber schon ein alter Christ, und sollte mich lieben, und mich nicht aus der Achtung der Menschen herauszulächeln suchen.[3]

Grüßen Sie mir Onkel Henry recht herzlich.

Und nun leben Sie wohl! Es ist gut, daß ich Ihnen nicht sagen kann, wo eine Antwort von Ihnen mich treffen würde; Sie sind um so eher überzeugt, daß dieser Brief Sie in keiner Hinsicht belästigen soll. Er ist bloß ein Seufzer. Es ist mir leid, daß ich diesen Seufzer nicht frankieren kann, er wird Ihnen Geld kosten — wieder neuer Stoff zu Klagen. Adieu, teurer, guter, großmütiger, knickriger, edler, unendlich geliebter Onkel!

1) Mathilde Heine, die Nichte Salomon Heines, war am 6. April 1828 im zwanzigsten Lebensjahre gestorben.

2) Ein Schwiegersohn Salomon Heines.

3) Anstatt des obigen Absatzes fand sich im Brouillon dieses Briefes folgende ausführlichere Stelle:

„Ich fühle tiefer, wie andere Menschen: das habe ich Ihnen mal aus Göttingen geschrieben, und Sie haben darüber gescherzt. Unterdessen ist manches schöne Herz in Deutschland auf den Gedanken gekommen, daß es wohl der Fall sein mag. Ich hätte Ihnen jetzt wieder über das, was ich in der Welt noch thun werde, Dinge zu erzählen, die Ihren Scherz hervorrufen könnten, ich will deshalb warten, bis die öffentliche Meinung Ihnen dasselbe sagt. — Madame Heine zu grüßen, so kalt als möglich, denn ich weiß: sie fühlt auch für mich keine allzu große Hitze. Ich habe zuletzt in Hamburg eine einzige Silbe aus ihrem Munde gehört, die mir verriet, woher der Wind pfiff. Ich bin zu groß, um etwas verschweigen zu müssen, und gestehe daher ehrlich: ich glaube, der Wind pfiff aus Moritz Oppenheimers Nase. Seitdem hasse ich diese Nase, obgleich ich als Christ alle Nasen lieben sollte, sogar die, welche Böses von mir schnüffeln. Aber ich bin in der christlichen Liebe erst ein junger Anfänger, und es wird noch lange dauern, bis ich Moritz Oppenheimers Nase lieben kann. Er aber als alter Christ sollte mich mehr lieben.

„Es ist freilich kleinlich, daß ich über kleine Leute klage, um so mehr, da ich eine Peitsche habe, die von der Höhe der Apenninen bis an die Mündung der Elbe hinabreicht; sind es aber Leute, denen ich wegen Rietchen Heine nichts thue, so muß ich mich durch Klagen erleichtern."

38. An Eduard v. Schenk.

Florenz, den 1. Oktober 1828.

Lieber Schenk!

Diesen Morgen um 7 Uhr bin ich hier angelangt, und mein Erstes war, nach der Post zu eilen — und da finde ich keinen Brief von meinem lieben Schenk. Zum Glück ist die Post hier auf dem Markt, und der Markt von Florenz ist der herrlichste und interessanteste Anblick, den nur ein Mensch finden kann. Die Altertümlichkeit, die bedeutungsvollen Statuen, die hohen Arkaden, die Großartigkeit, dabei dennoch überall der Hauch altflorentinischer Grazie, überall Blüte des Mediceertums, und gar oben im Palast Uffizi die griechischen Götterwohnungen! Ich will Ihnen freimütig gestehen, im Boudoir der mediceischen Venus vergaß ich Schenk und seinen Brief. Es war aber doch nicht die uralte zusammengeflickte Göttin der Liebe, die mich so gewaltig erhob, vielmehr waren's die Augen einer Italienerin, die gar andächtig an sie hinauf sah — ich glaube, die alten Götter werden in Italien noch immer angebetet.

Ach, Schenk! die Seele ist mir so voll, so überfließend, daß ich mir nicht anders zu helfen weiß, als indem ich einige enthusiastische Bücher schreibe. Im Bade zu Lucca, wo ich die längste und göttlichste Zeit verweilte, habe ich schon zur Hälfte ein Buch geschrieben, eine Art sentimentaler Reise. Sie und Immermann habe ich mir meistens als Leser gedacht, und wenn ich die ersten Kapitel nächstens im „Morgenblatt" abdrucken lasse, so werden Sie sehen, wie ich Immermann abzufinden gewußt habe. Ich muß bei diesem Wort laut auflachen, um so mehr, da ich weiß, Sie verstehen es nicht. Doch wozu Ihnen etwas verbergen, da es mir das größte Vergnügen macht, es Ihnen schon jetzt zu sagen! Ja, lieber Schenk, Sie werden wohl Ihren ehrlichen Namen zu diesem Buche hergeben müssen, ohne Pardon wird's Ihnen dediziert. Doch seien Sie nicht in Angst, es wird Ihnen auch erst zum Lesen gegeben, und es wird viel Artiges und meist Sanftes enthalten. Ich muß Ihnen durchaus ein öffentliches Zeichen meiner Gesinnungen geben, Sie haben's um mich verdient, Sie gehören zu den Wenigen, die darauf bedacht waren, meine äußere Stellung zu sichern, und so wahr mir Gott helfe, ich hoffe, auch der König von Bayern wird es Ihnen einst danken. Ich fühle viel Kraft in mir und will sie gern zum Guten anwenden

Und nun weiß ich, in eben diesem Moment macht Schenk ein verdrießliches Gesicht, und zwar über sich selbst. — Nein, seien Sie außer Sorge, ich habe freundschaftliche Phantasie genug, um hundert Ursachen zu erdenken, weshalb ich keinen Brief von Ihnen vorfand. Und vielleicht trage ich selbst die Schuld, Sie haben vielleicht zu der Zeit, wo ich Ihnen schrieb, daß ich hier sein würde, mir die Ausfertigung des königlichen Dekrets nicht anzeigen können, und glaubten, ich würde jetzt nicht mehr in Florenz sein. Die Erwartung Ihres Briefes hat mich nun freilich bestimmt, einige Zeit hier zu bleiben, nämlich bis ich Brief von Ihnen habe. Dies ist kein Unglück, Florenz wird mir unterdessen genug Unterhaltung geben. Lieber Schenk, ich weiß, ebensowenig wie ich, sind Sie Freund vom Briefschreiben, aber so lange ich nicht

la sureté de la sureté habe, wie sich Herr von Savigny ausdrückt, solange ich nicht die Ausfertigung des Dekrets habe, lebe ich in einer gewissen Unbestimmtheit, die sehr unbequem ist. Ich habe z. B. bis jetzt noch nicht an Cotta geschrieben; erst wenn ich Ihren Brief erhalte, schreib' ich ihm meinen Entschluß, eine neue Zeitschrift unter meinem Namen statt der „Annalen“ Januar vom Stapel laufen zu lassen, alsdann muß ich auch Januar wieder in München sein u. s. w. Sie sehen, es ist nicht bloß meine kindische Eitelkeit, sondern auch die Notwendigkeit, weshalb ich Sie um schleunige Antwort dränge. Schreiben Sie mir poste restante in Florenz. Ich weiß, Sie haben genug zu thun, deshalb verlange ich nur wenige Zeilen. Ihre Tragödien müssen jetzt gewiß schon aus der Presse sein, und da ich sie von Ihnen selbst haben will und an die kleinklatschende Buchhandlung nicht deshalb schreiben möchte, müssen Sie mir das Buch per fahrender Post hierherschicken, ebenfalls poste restante. — Und ich würde noch mehr schreiben, wenn ich nicht von der Nachtreise und von den neuen Eindrücken der Stadt Florenz allzu erschöpft wäre.

Leben Sie wohl und bleiben Sie gut

Ihrem ganz ergebenen

H. Heine.

39. An Feodor Iwanowitsch Tjutschew.[1]

Lieber Tutschef!

Diesen Morgen bin ich in Florenz angelangt. Ich habe schon die Götter und Göttinnen im Palast Uffizi gesehen, ich habe schon die Bekanntschaft einiger Gottheiten gemacht, die ebenso schön und nicht so kalt wie diese sind, ich schrieb eben einen langen Brief an Herrn Schenk — Sie begreifen wohl, daß ich ein Recht habe, müde zu sein.

Trotzdem muß ich Ihnen schreiben, vielleicht können Sie mir nützen — Sie werden mir ja gewiß baldmöglichst antworten! Hören Sie.

Der Stand meiner Angelegenheit betreffs meiner Ernennung zum Professor ist Ihnen bekannt. Es war mit Herrn Schenk verabredet, daß ich ihm, sobald ich in Italien angelangt sei, meine Adresse mitteilen solle, damit er mir von dem königlichen Dekret dorthin Kenntnis gebe. In dieser Erwartung schrieb ich vor beinahe vier Wochen an Schenk, er möge mir jene Nachricht poste restante nach Florenz senden. Diesen Morgen angelangt, eile ich zur Post, und finde keinen Brief. Ich habe daher einen zweiten Brief an Schenk geschrieben, worin ich ihm angezeigt, daß ich hier bleiben werde, um seine Antwort zu erwarten. Tausend Gründe können die Ursache seines Schweigens sein, aber da er Poet ist, vermute ich, daß es die Trägheit, jene Geistesträgheit ist, die uns so arg zusetzt, wenn wir an unsre Freunde schreiben sollen. Auch für Sie gilt diese Bemerkung — was mich betrifft, so seien Sie überzeugt, daß ich weder an Schenk, noch an Sie schriebe, wenn ich

1) F. J. Tjutschew (1803—1873), russischer Diplomat und Dichter. — Das Original dieses Briefes ist in französischer Sprache abgefaßt.

nicht möglichst rasch die Nachrichten erhalten müßte, die mich bestimmen werden, entweder in Italien zu bleiben oder nach München zurückzukehren, was ich sofort nach Empfang meines Ernennungsdekrets thun werde. Einliegend der Brief, den ich an Schenk geschrieben, und den Sie ihm gütigst sogleich übersenden wollen. Besuchen Sie ihn dann ein paar Tage nachher — er weiß, wie sehr Sie mein Freund sind, — sagen Sie ihm, ich hätte Ihnen mitgeteilt, wovon meine Rückkehr nach Deutschland abhängt, und da Sie Diplomat sind, wird es Ihnen leicht sein, den Stand meiner Angelegenheit zu erfahren, ohne daß Schenk ahnt, ich hätte Sie gebeten, mich darüber zu unterrichten, und ohne daß er sich der Pflicht entbunden glaubt, mir selbst zu schreiben. Sie wissen, wie sehr ich Schenk liebe, wie sehr ich von seinem Wohlwollen für mich überzeugt bin; er ist mehr noch eine große Seele, als ein großer Dichter, er kennt seine Pflichten gegen Pairs des Talents, er weiß, daß die Nachwelt ihn mit Rücksicht hierauf beurteilen wird — aber er ist bei alledem ein Staatsmann.

Schreiben Sie mir also, lieber Tutschef, baldmöglichst poste restante nach Florenz; ich werde hier bleiben, bis ich Ihre und Schenks Antwort erhalten habe. Meine Empfehlung an Madame Tutschef; sie ist eine treffliche Frau. Ich liebe sie sehr — und damit genug! Wäre ich nicht so ermüdet, wie es der Fall ist, so fände ich wohl eine minder triviale Phrase. Grüßen Sie Herrn Lindner von mir, wenn Sie ihn sehen; sagen Sie ihm, daß ich ihm bald schreibe. Grüßen Sie Ihre allerliebste Schwester, Ihre Tante, und auch, wenn Sie wollen, die Frau déchargeuse d'affaires Amalie von Krüdener. Ich denke an sie, weil ich eben Frau von Medicis, vormals Frau von Vulkan, geborne Jupiter, gesehen. Ich bin

Ihr Freund

H. Heine.

Noch ein Wort. Sagen Sie ja dem ersten Kommis in der artistisch-litterarischen Anstalt der Cottaschen Buchhandlung zu München (sein Name ist Wittmeyer), daß ich ihn bitten lasse, falls er Briefe für mich erhalten, dieselben mir poste restante nach Florenz zu schicken.

Florenz, den 1. Oktober 1828.

---

40. An Johann Friedrich v. Cotta.

Florenz, den 11. November 1828.

Herr Baron!

Ich hoffe, dieser Brief findet sie ohne Schnupfen, Husten und ähnliche Freuden, die jetzt in dem Lande, wo die Citronen blühen, ebenfalls ganz besonders gedeihen und noch wohlfeiler zu haben sind. Ich armer Schelm bin jetzt in der Blüte eines Katarrhs, der es nicht ratsam macht, jetzt über die Alpen zu gehen. Ich muß wohl hier überwintern und Ihnen schreiben, statt Ihnen persönlich aufzuwarten.

Damit Sie aber nicht glauben, ich sei in eine Tänzerin verliebt und bliebe deshalb hier und wär' recht bërnisch faul, so habe ich den Anfang meines italienischen Tagebuchs ausgearbeitet, d. h. die starken Worte und Kapitel ausgemerzt, so daß das beikommende Manuskript[1] im „Morgenblatte“ (und zwar recht bald) abgedruckt werden kann.

Ich habe seitdem in den Bädern von Lucca sehr angenehme Tage verlebt, sowie auch in Livorno. Hier bin ich seit sechs Wochen, warte auf Briefe und studiere schöne Künste, wozu auch das Ballett gehört. Ich mache Sie aber nochmals darauf aufmerksam, daß ich in keine Tänzerin verliebt bin, obgleich sich eine solche Liebe sehr gut mit Schnupfen und Husten verträgt und ein ebenso großes Unglück ist. Im Gegenteil, ich bin fleißig, schreibe sogar ein Buch, lese Malthus und Bentham, und habe eine neue Strafrechtstheorie aus meinem eigenen Kopfe herausgedacht, die Ihnen gefallen wird.

Was die Fortsetzung der „Annalen“ betrifft, so weiß ich nicht, was ich Ihnen Bestimmtes drüber sagen soll. Wenn Sie den Wunsch hegen, sie nicht fallen zu lassen, so habe ich mir gedacht, es sei gut, den Titel einigermaßen beizubehalten und nur bequemer zu machen. „Neue Annalen; eine Zeitschrift für Politik, Litteratur und Sittenkunde,“ dies wär' ein Titel, der dem Redakteur die größte Freiheit ließe, ein Titel, der ihm auch gestattet, das belletristische Publikum ins Interesse zu ziehen und diejenigen Materialien, die das „Ausland“ nicht brauchen kann, vollauf zu benutzen. Was die Redaktion betrifft, so gestehe ich Ihnen, daß weder meine politischen Kenntnisse oder vielmehr meine Kenntnisse von der Tagespolitik, noch meine Schreibart mich zum Redakteur eines solchen Journals geeignet machen. Sollten Sie aber dennoch, Herr Baron, ganz besonders wünschen, meinen Namen als Redakteur auf den Titel der „Annalen“ zu setzen, so will ich Ihnen darüber meine Gedanken, so weit ich sie selbst kenne, offen mitteilen.

1) Werden immer Ihre Wünsche, wenn ich sie, wie hier der Fall ist, erfüllen kann, mir mehr gelten, als Privatrücksichten, und wenn Sie darauf bestehen, so will ich gern meinen Namen als Redakteur geben, mit der billigen Bedingung, daß Sie alsdann auch für das Journal etwas thun, d. h. ein anständig Honorar aussetzen für Originalaufsätze, Bearbeitungen und Übersetzungen; ich dächte: für erstere 4 Louisdor, für Bearbeitungen 2 bis 3, je nachdem sie mehr oder minder selbständige sind, 1 Louisdor für Übersetzungen. Wahrlich, ich denke nicht sehr an Selbstnutzen, aber ich will auch mein sauer erworbenes bißchen Namen nicht einbüßen durch ein schlecht dotiertes Journal.

2) Dr. Lindner hat in der letzten Zeit immer geseufzt, er wünsche von den „Annalen“ loszukommen u. s. w. War dieses eine damalige Extrapolitik und haben sich jetzt seine Ansichten geändert, seitdem die Russen bei der Eroberung der Türkei einige Schwierigkeiten finden, so will ich gern noch mit ihm, nach wie vor, die „Annalen“ herausgeben, mit der einzigen Bedingung, daß er keine Noten macht. Würde er aber nicht redigieren, so hat er versprochen, dennoch viel für die er

[1] Vgl. das „Morgenblatt,“ Nr. 288—298, vom 1.—12. Dezember 1828.

neuten „Annalen" zu schreiben, so daß die Lindnersche Politik immer darin einen stehenden Artikel bilden würde.

3) Wenn Lindner aber nicht redigiert, so muß unser Freund Kolb sich des Ganzen annehmen, besonders bis Ende April, wo ich ganz bestimmt nach Deutschland zurückkehre. Es würde mir auch Vergnügen machen, seinen Namen neben dem meinigen als Mitredakteur auf dem Titel zu sehen. Mebold und Hermes haben in diesem dritten Fall ihre Mitwirkung versprochen. Menzel würde, wenn Sie, Herr Baron, ihn noch besonders darum ansprechen, das Seinige beitragen; — und bei gutem Willen dieser Herren würde man monatlich ein gutes Annalenheft liefern können.

Was mich selbst betrifft, so sage ich voraus, daß auf mich in Hinsicht der Beiträge nicht viel zu rechnen ist, und noch weniger in Hinsicht der redaktorischen Betriebsamkeit — Kolb und wieder Kolb muß für alles sorgen. — Aber wahrlich, ich will nicht durch fremde Mühe lukrieren, und erst späterhin, wenn das Journal einige Zeit in Gang ist, mögen Sie, Herr Baron, selbst bestimmen, was ich Ihnen dabei wert war.

Ich glaube mich bestimmt genug ausgesprochen zu haben, und im letzteren Falle können Sie an Kolb den Inhalt dieses Briefes mitteilen, und ich will noch besonders einige Zeilen an ihn schreiben.

Hoffentlich hat mich Lindner schon wieder bei der Frau Baronin Cotta hinlänglich entschuldigt, warum ich ihren freundlichen Anforderungen für den „Damenalmanach" nicht Folge geleistet. Ich habe direkt nicht schreiben wollen, gab lieber an Lindner den verdrießlichen Auftrag, und lief fort nach Italien. Ich hatte keine Muße, Poetisches zu schreiben, wenn ich nicht die Badezeit versäumen wollte. Indessen, glaub' ich, hat Herr Köchy in Br[aunschweig], den ich dazu aufforderte, eine Novelle für den Almanach eingeschickt, und ich habe eine ungewöhnlich gute Meinung von ihm. Hat ein Herr Detmold von Heidelberg aus etwas für das „Morgenblatt" geschickt, so bitte ich, es eines baldigen Abdrucks zu würdigen; er ist ein ausgezeichneter Kopf. — Der Kunstbaron Rumohr [1]) hat mir aufgetragen, Ihnen zu schreiben, daß er das besprochene Romanfragment nicht ins „Morgenblatt" schicken würde. Ich sehe ihn selten, er kann mich nicht ausstehen, ich liebe ihn ebenfalls nicht sonderlich, und trotzdem kann keine rechte Freundschaft zwischen uns aufkommen. Zuletzt sah ich ihn im Foyer der mediceischen Venus, als er eben dem Kronprinzen von Preußen als Cicerone diente. Ich bin mit diesem Fürsten mehrmals solcherart zusammengetroffen, ohne die Gelegenheit zu benutzen, ihn zu sprechen und mich ihm zu empfehlen für den Fall, daß ich mal unter seiner Regierung auf die Festung käme. Es ist seltsam, beim Anblick von Kronprinzen denken wir immer an das Böse, welches sie einst thun können, und nicht an das Gute, welches sie wahrscheinlich thun werden. Der Mensch fürchtet immer mehr, als er hofft, und so fürchte ich, dieser Brief wird zu lang, und ich schließe.

---

1) C. F. v. Rumohr (1785—1843), bekannter Kunsthistoriker.

41. An Dr. Gustav Kolb.

Florenz, den 11. November 1828.

Lieber Kolb!

Ich habe heute dem Baron Cotta geschrieben: wenn Lindner darauf besteht, von den „Annalen“ zurückzutreten, so sei ich erbötig, für die Fortsetzung derselben als Redakteur genannt zu werden, und ich wünschte alsdann ganz außerordentlich, daß der Dr. Kolb sich als Mitredakteur nenne. Außerdem müsse sich mein Freund Dr. Kolb die ganze Last der Redaktion aufladen, wenigstens bis nächsten Mai, wo ich nach München zurückkehre.

Lieber Kolb, der Baron Cotta kann Ihnen selbst sagen, wie wenig Privatinteresse mich dabei leitet; mein einziger Wunsch ist nur, der liberalen Gesinnung, die wenig geeignete Organe in Deutschland hat, ein Journal zu erhalten, und ich dächte, auch Sie, Kolb, bringen gern ein Opfer für einen solchen Zweck. Es ist die Zeit des Ideenkampfes, und Journale sind unsere Festungen. Ich bin gewöhnlich faul und lässig, aber wo, wie hier, ein gemeinsames Interesse ganz bestimmt gefördert wird, da wird man mich nie vermissen. Lassen Sie also die „Annalen“ nicht fallen; mein Name steht Ihnen dabei zu Diensten, und auch für die Geldmittel ist in so gesorgt, da ich den Baron Cotta gebeten habe, für Originalaufsätze 4 Louisdor, für Bearbeitungen 2 bis 3 Louisdor und für Übersetzungen, wie gewöhnlich, 1 Louisdor auszusetzen. Für solch Honorar können Sie schon in jedem Monatheft etwas Gutes liefern.

Hermes und Mebold haben ihre Mitwirkung zugesagt, Menzel wird gern ebenfalls etwas geben, und Lindner liefert jeden Monat einen politischen Artikel. Ich werde freilich, wenigstens solang ich in Italien bin, kaum ein Scherflein jeden Monat beitragen können. Wir sind aber auch durch die Materialien, die „Das Ausland“ hat und nicht brauchen kann, hinlänglich gedeckt. Ist Herr Lautenbacher noch in München, so grüßen Sie mir ihn, er ist ein fleißiger Arbeiter, und ich wünsche, daß er für die „Annalen“ so viel als möglich liefere. Kurz, lieber Kolb, thun Sie das Ihrige, unterziehen Sie sich der Redaktion, ich bin mit jeder Bedingung, die Sie etwa machen möchten, im voraus einverstanden. Ich wiederhole Ihnen: nur im Fall es der Baron Cotta besonders wünscht und es besonders zweckdienlich erachtet, mag mein Name als Redakteur genannt werden; ich wiederhole nochmals, daß ich alsdann sehr wünschte, den Ihren neben dem meinigen zu sehen, und endlich mache ich Ihnen auch den Vorschlag, gar keinen einzelnen Redakteurnamen, sondern die Namen der Mitarbeiter in französischer Journalweise auf den Titel zu setzen; auch hiermit wäre ich ganz zufrieden. Nach meiner Ansicht mag folgender Titel gewählt werden: „Neue Annalen; eine Monatschrift für Politik, Litteratur und Sittenkunde,“ und als Motto schlage ich Ihnen vor die Worte: „Es giebt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien.“

Sie dürfen auch auf keinen Fall unterlassen, lieber Kolb, am Ende des Heftes in einer Note zu bemerken, daß man während meiner Abwesenheit alle Beiträge an Sie adressieren soll. H. Heine.

42. An Friederike Robert.

[Berlin,] Friedrichstraße, den ? März 1829.

Madame!

Ich bin heute jenseits des Jordans zu Tische geladen und muß mir das Vergnügen versagen, den langen Weg nach dem Ende der Leipziger Straße hinaufzulaufen, und von Ihnen, denselben Weg retour, nach dem Konzerte mitgenommen zu werden. Aus Furcht vor Mißdeutung begehe ich die zarte Aufmerksamkeit, Ihnen mein Nichterscheinen zu erklären.

Gestern abend 11 Uhr las ich nochmals Ihre hübschen Verse, und mein Herz machte dazu die Passionsmusik. Heute morgen aber ist mein Herz mausetot, und ich selbst bin nur der wandelnde Fleischsarg meines Herzens.

Ich bin einer der unglücklichsten Monarchen, die jemals gelebt haben. Nur der König Nebukadnezar war unglücklicher als ich, da er assyrisches Gras fressen mußte, welches schwerlich so gut zubereitet war, wie der borussische Kuchen unserer Dlle. Maaß. Aber wie lange wird's dauern, und auch ich muß ins Gras beißen? Bis dahin

Votre

H. Heine.

43. An Dr. Leopold Zunz.

Berlin, den 22. März 1829.

Lieber Zunz!

Ich habe gestern mit dem Baron Cotta über das von Ihnen zu schreibende Werk[1]) ziemlich wirksam gesprochen und ihn demgemäß nicht abgeneigt gefunden, den Verlag desselben zu unternehmen. Nach dieser Eröffnung können Sie jetzt selbst am besten mit ihm darüber verhandeln. Er wohnt Hôtel de Brandebourg, und ist am besten des Morgens bis 11 Uhr zu sprechen. Ich habe ihm gesagt, daß Sie bereit wären, die äußere Form des Buches den Absatzbedürfnissen gemäß einzurichten, und daß Ihr Werk zu gleicher Zeit als theologisches Fakultätsbuch den Theologen nötig sein wird, und zugleich als wichtige litterarische Erscheinung auch den Nicht-Theologen und dem gesamten gebildeten Publikum interessant erscheinen muß, dergestalt, daß auf Leser und Käufer von beiden Klassen zu rechnen ist.

Sie werden mich zu jeder Zeit bereit finden, in dieser Angelegenheit Ihr Interesse zu vermitteln, indem keiner mehr als ich das Geschriebenwerden Ihres Werkes, der beförderten Wissenschaft und meines eigenen Vergnügens wegen, wünschen kann.

Mit Hochachtung

Ihr Freund

H. Heine.

1) Die „Gottesdienstlichen Vorträge der Juden."

44. An Rahel Varnhagen von Ense.

Berlin, den 1. April 1829.

Frau von Varnhagen!

„Wenn ich gar so großen Wert darauf legte, daß ich zu Ihnen komme, so wollten Sie mich gar nicht haben" — Dies sagten Sie mir gestern, wenigstens dem Sinne nach, wenn auch nicht mit denselben Worten. Indem ich noch heute morgen darüber nachdachte, mußte ich mir leider gestehen, daß ich seit zwei Jahren von anderen Freundinnen sehr verwöhnt worden bin, indem diese immer froh waren, wenn sie mich nur haben konnten, gleichviel unter welcher Bedingung, gleichviel wie überhoch ich mich selbst schätzte. Es wird gewiß eine geraume Zeit dauern, bis ich besser gewöhnt werde und so tief in meiner Selbstschätzung herabsinke, wie Sie mich brauchen können. Bis dahin werden Sie sich wohl mit ebenso hochgeschätztem Federvolk, das so schnattern kann, wie man es eben braucht und in jeden beliebigen Käfig paßt, behelfen müssen.

Sie werden mich für einen eitlen Mann erklären. Immerhin! Die Folge mag ausweisen, daß ich für ein edleres Interesse meine Privateitelkeit und allen äußeren Schein zum Opfer bringen kann. — Ich verharre, in der Wahrheit meines Herzens, Frau von Varnhagen!

Ihr Freund

H. Heine.

45. An Moses Moser.

Potsdam, den 22. April 1829.

Lieber Moser!

Diese Zeilen haben nur zum Zweck, Dir meine Adresse mitzuteilen. Ich wohne nämlich seit vorigen Freitag hier bei Herrn Witte auf dem hohen Weg Nr. 12.

Ich befinde mich wohl und denke und arbeite — Ach Gott! wenn ich bedenke, wie wenig ich seit sechs Monaten gedacht und gearbeitet habe, so habe ich gute Gründe, zu denken und zu arbeiten.

Ich sehe hier nichts, als Himmel und Soldaten. Bücher sind hier genug, sowie auch Zeitungen. Ich las gestern, wie auch in Paris ein Dutzend Bühnendichter sich vereinigt, um einen Geniestreich zu machen. Nämlich die Bittschrift an den König wegen der gefährlichen Romantik.

Die Dummheit der Menschen ist immer dieselbe, nur überall modifiziert nach Zeit und Ort. Es giebt keine neue Dummheit unter der Sonne, hätte Salomo sagen können.

Schicke mir meine Briefe, sobald deren für mich ankommen. Ich bitte Dich, frage nach in meinem vorigen Logis, ob nichts für mich da abgegeben worden. Leb wohl, wahrscheinlich seh' ich Dich nächste Woche. —

Dein Freund

H. Heine.

Schick mir doch die Bibel, sprich Gans in betreff der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik," beweg ihn, mir den Thiers zu besorgen, und wenn du den Sterne bekommen, so schick ihn mir. Hat die Börsenhalle die ersten Jahrgänge des Globe?

Wie befindet sich Frau von Varnhagen?

46. An Friederike Robert.

Potsdam, den 29. April 1829.

Ma chère Madame Robert —!

Das Wetter ist so schlecht, ich habe diese Nacht so wenig geschlafen, oder besser gesagt: so viel gewacht, mein Kopf ist davon so wüst, fast so wüst wie mein Herz, und ich will daher nicht persönlich meinen Glückwunsch nach Berlin bringen.

Ich wünsche Ihnen viel Glück, möge der liebe Gott (oder der Gott der Liebe) noch lange Ihre Schönheit erhalten, mögen Sie nie von Leuten geliebt werden, die Ihnen fatal sind, mögen Sie selbst niemals diejenigen lieben, die Ihnen nicht ganz gefallen, und mögen Sie täglich Gelegenheit und Appetit haben, schönen Kuchen zu essen.

Schreiben Sie mir bald und erheitern Sie einen Menschen, den ein toller Gram verzehrt. Ich bin halb

Ihr ganz ergebener

H. Heine.

47. An Friederike Robert.

Madame Robert (une des plus jolies femmes qu'on puisse imaginer).

Diese Zeilen sollen Ihnen nur sagen, daß ich morgen (Montag) nicht zur Stadt komme, und Sie daher kein Konzertbillet für mich zu nehmen brauchen. Nebenbei meinen innigen Dank für Ihren lieben Brief, den ich 50mal gelesen. Daß Sie zu Ihrem Geburtstag einen Vivatkuchen bekommen, ist mir sehr lieb; auch ich hatte Ihnen einen zugedacht, und Sie sollen ihn nicht einbüßen, indem ich mir vorbehalte, ihn nachträglich zu überreichen und persönlich mitzuverzehren. Ich würde Ihnen Blumen oder Verse präsentieren, wenn nicht jene zu sentimental dumm und diese zu kostspielig wären, und ich halte Sie für eine vernünftige Frau, die selbst einsieht, daß Kuchen ein delikateres Präsent sind. Leben Sie wohl und grüßen mir Robert, Frau und Herrn von Varnhagen, und die „Familie" da drüben.

Es ist hier ein fatales Wetter, die Frühlingsblumen möchten gern gemütlich aufblühen, aber von oben bläst ein kalter Verstandeswind in die jungen Kelche, die sich ängstlich wieder schließen.

C'est tout comme chez nous! flüstert mein Herz, mein Herz, das Sie und andre Leut', trotz des schlechten Wetters, sehr liebt.

H. Heine.

[Potsdam,] den 2. Mai (Sonntag) 1829.

48. An Friederike Robert.

Sehr schöne Freundin!

Ich dürste nach einem Tropfen Brief von Ihnen. Sie haben ja nichts zu thun, das Schreiben wird Ihnen leicht, und im bewegten Berlin giebt's alle Tage was Neues. Ich hingegen hab' genug zu thun, hab' auch nichts zu schreiben (außer daß ich Sie liebe), denn ich lebe hier wie Robinson auf seiner Insel — mein Stiefelputzer ist mein Freitag, die Hausmägde sind meine Lamas u. s. w.

Robert soll Frau von Varnhagen sehr drängen, Herrn von Varnhagen zu drängen, das zu schreiben, was ich wünsche. Sie aber müssen Robert drängen, er soll an Varnhagen sagen: wenn er Bewußtes nicht schreibt, so rebelliere ich wieder gegen Goethe und schiffe mich gleich ein nach Amerika. Ich habe jetzt Goethe in Händen — denn ich lese jetzt seinen „Wilhelm Meister." — Ich leide jetzt noch mehr als früher, und Varnhagens, die mich Sonntag zum Essen festhielten, sind schuld, daß ich die Stunde versäumte, wo ich Kasper sprechen wollte.

Ich befinde mich in jeder Hinsicht schlecht. Bin ich krank? dumm? verliebt? Wer kann das unterscheiden!

Leben Sie wohl und grüßen Sie mir die Welt.

Ihre getreue Freundin

H. Heine.

Potsdam,
den und den Datum 1829.

---

49. An Friederike Robert.

Potsdam, Mai 1829.

Schöne, generose Friederike!

Wenn man seit 5 Uhr am Arbeitstisch gehockt und über einen Druckbogen geschrieben hat, darf man schon um Mittagzeit müd und dumm sein; um so mehr, wenn man kranken Kopfes ist.

Ich darf aber doch nicht länger zaudern, Ihnen für Ihren letzten Brief zu danken, für diesen wunderbaren Frühlingsbrief, der mich vor Entzücken ins Freie trieb — freilich, die alte Wehmut kam auf ihren eisernen Krücken bald nachgehinkt. — Wir beiden sind noch die zwei besten Schriftstellerinnen Deutschlands! wir können die Herzen von Grund auf bewegen.

Da Sie meine Gedanken kennen, so erraten Sie leicht, was ich jetzt denke. Der Stolz bricht mir den Hals. — Kommen kann ich nicht, wenigstens noch nicht in den ersten Tagen, aus zwei Ursachen; die erste weiß ich selbst nicht, die zweite besteht aber darin, daß ich Juli mit all' meinen Arbeiten fertig sein will — und dann geht's fort, weit, weit fort.

Ein ganz einsamer Robinson bin ich hier nicht mehr. Einige Offiziere sind bei mir gelandet, Menschenfresser. Gestern abend im Neuen

Garten geriet ich sogar in eine Damengesellschaft, und saß zwischen einigen Potsdamerinnen, wie Apoll unter den Kühen des Admet.

Vorgestern war ich in Sanssouci, wo alles glüht und blüht, aber wie! du heiliger Gott! Das ist alles nur ein gewärmter, grünangestrichener Winter, und auf den Terrassen stehen Fichtenstämmchen, die sich in Orangenbäume maskiert haben. Ich spazierte umher und sang im Kopfe:

> Du moment qu'on aime. — l'on devient si doux!
> Et je suis moi-même — aussi tremblant que vous.

Das singt nämlich das Ungeheuer in „Zemire und Azor". Ich armes Ungeheuer, ich armer verwünschter Prinz, bin so kummerweich gestimmt, daß ich sterben möchte. Und ach! wer tot zu sein wünscht, der ist es schon zur Hälfte. Mein großes humoristisches Werk habe ich wieder beiseite gelegt, und mache mich jetzt aufs neue an die italienische Reise, die den 3ten Teil der „Reisebilder" füllen soll, und worin ich mit allen meinen Feinden Abrechnung halten will. Ich habe mir eine Liste gemacht von allen denen, die mich zu kränken gesucht, damit ich, bei meiner jetzigen weichen Stimmung, keinen vergesse. Ach, krank und elend wie ich bin, wie zur Selbstverspottung, beschreibe ich jetzt die glänzendste Zeit meines Lebens, eine Zeit, wo ich, berauscht von Übermut und Liebesglück, auf den Höhen der Apenninen umherjauchzte, und große, wilde Thaten träumte wodurch mein Ruhm sich über die ganze Erde verbreite bis zur fernsten Insel, wo der Schiffer des Abends am Herde von mir erzählen sollte; jetzt, wie bin ich zahm geworden, seit dem Tode meines Vaters! jetzt möchte ich auf so einer fernen Insel nur das Kätzchen sein, das am warmen Herde sitzt und zuhört, wenn von berühmten Thaten erzählt wird.

Ich bin so niedergeschlagen, so zusammengedrückt, so beengt — ach, ich möchte ein Kätzchen sein! Grüßen Sie mir Mimi — — Auch Ihren Hauskater lasse ich herzlich grüßen; ebenfalls alle Nachbarschaftskatzen. Auch Varnhagens. Leben Sie wohl, und behalten Sie lieb

Ihre kleine Freundin

H. Heine.

Potsdam, ohne Datum 1829.

---

50. An Moses Moser.

Potsdam, ich glaube den 30. Mai 1829.

Lieber Moser!

Wenn Du mir nicht gleich vierzig Thaler schickst, so werde ich auf Deine Kosten hier verhungern. Du mußt sie gleich also auf die Briefpost geben. Am liebsten wär' es mir, wenn Du mir sie morgen (Sonntag) selbst brächtest, denn ich glaube, daß ich wohl nicht so bald auf den Gedanken des Nachberlinreisens gerate. Ich befinde mich zu sehr in Mißstimmung und Arbeit. Ich habe die Bücher erhalten und danke

Dir für diese Güte, besonders für die Grammatik. — Wenn Du Veit[1] mitbrächtest, wär's hübsch. Zu seinem Almanach werde ich ganz bestimmt nichts geben, indem ich nichts habe und auch kein Gedicht machen kann, was besser wäre als die schon gelieferten. Ich werde immer zur rechten Zeit aufzuhören wissen, wenn ich in einer Gattung nichts Besseres, als das schon Geleistete, geben kann. — Jetzt habe ich die italienische Reise zur Feder genommen, und sie soll den dritten Band der „Reisebilder" füllen. Du wirst sehen, daß ich nicht im Gleise der alten Manier, sondern in einer neuen, freien Form weiter schreibe. Ich umarme Dich.

Dein Freund

H. Heine.

51. An Moses Moser.

Potsdam, 5. Juni 1829.

Lieber Moser!

Schönen Dank für die Besorgung des Geldes. — Das Wetter ist wieder so schlecht, daß ich wohl auf die Hoffnung, Dich morgen zu sehen, verzichten muß. — Ich habe mich seit vorigem Sonntag äußerst schlecht befunden, und war gezwungen, zu Arzt und Apotheke zu schicken. Jetzt geht's leidlich besser. — Ich denke an Dich hier viel mehr, als es sonst Dir wohl vergönnt sein möchte, in der treibenden Tageszerstreuung an mich zu denken. — Diese Tage hat mich auch mein Verleger Campe hier besucht. — Ich kann wenig schreiben. — Bitte Dich, sag doch an Lehmann, daß er Dir die drei Hefte der „Politischen Annalen" geben soll; wenn ich zu Dir nach Berlin komme, kann ich sie dann zu mir stecken Außer französischen Memoiren, treib' ich jetzt wieder englische Geschichte. Ich bitte Dich, laß das Sanskrit liegen und lerne Chinesisch und übersetze mir einen chinesischen Roman; das ist das Beste, was einer thun und lesen kann. Seit meiner Bekanntschaft mit den beiden Kousinen ist meine Seele in Peking, Nanking und To-tzong, ja in Orten, die meine Zunge nicht einmal aussprechen kann. Ich umarme Dich; leb wohl.

Dein Freund

H. Heine.

52. An Heinrich Stieglitz.[2]

Potsdam, den 20. Juni 1829.

In Beantwortung Ihres lieben Briefes bekenne ich ganz freimütig, daß ich unter meinen Papieren keine Gedichte finden konnte, die denen, die ich in früheren Jahren geliefert, an Wert gleich kämen, und daß ich Ihnen deshalb gar nichts zu Ihrem Almanach gebe, was ich auch schon früherhin ganz bestimmt dem Moritz Veit wissen lassen.

1) Moritz Veit (1808—1864), Buchhändler und Abgeordneter, ein Freund Heines

2) H. Stieglitz (1801—1849), bekannter Dichter, gab 1829 den „Berliner Musenalmanach" heraus.

Glauben Sie nur nicht, daß ich dies aus kläglicher Bescheidenheit sage; vielmehr erstolzt mich das Bewußtsein, daß ich selbst jetzt mehr wert bin als meine Verse; vielleicht ist das ehrliche Bekenntnis, warum ich nichts zum Almanach gebe, viel mehr wert als das beste Gedicht, das ich sonst wohl machen konnte. — Ich bitte Sie auch, erschrecken Sie mich nicht mehr durch allongeperückliche Titulaturkurialien; ich habe es besonders um die Mitjugend nicht verdient, wie ein alter Hofrat angeredet zu werden.

53. An Johann Friedrich v. Cotta.

Potsdam, den 7. Juli 1829.

. . . . Anbei schicke ich etwas Italienisches für das „Morgenblatt," und spreche die Hoffnung aus, daß Sie nichts Anstößiges drin finden mögen, indem es das Gemäßigtste ist, was ich geben kann — — und ich deshalb schon gegen die geringste Verstümmelung protestieren muß. Ist der unverkürzte, unverkümmerte Abdruck nicht möglich, so bitte ich mir das Mspt. unter Varnhagens Adresse zurückzuschicken. Im dritten Fragmente kommen Namen vor, die ich allenfalls gegen Anfangsbuchstaben zu vertauschen bereit wäre. — Sie, Herr Baron, den ich so sehr liebe und dem ich so ungern mißfallen möchte, dürfen mir beileibe meine Unnachgiebigkeit in den geistigsten Interessen nicht mißdeuten. Ich finde jetzt, daß es oft darauf abgesehen ist, mich zu beschränken und zu avilieren, und ich muß mich daher männlicher zu verhärten suchen, als mir eigentlich selbst lieb ist. . . . .

54. An Moses Moser.

Helgoland, den 6. August 1829.

Lieber Moser!

Da eben ein Schiff nach Hamburg abgeht, kann ich nicht unterlassen, Dir einige freundliche Grüße nach dem Kontinent hinüberzuschicken. Ich habe mich, nach einem kleinen Seesturm, glücklich hierhergefunden, wo ich mich wohl und heiter auf dem roten Felsen ergehe. Ich befinde mich in der That recht wohl und heiter. Das Meer ist mein wahlverwandtes Element, und schon sein Anblick ist mir heilsam. Ich bin, jetzt fühl' ich es erst, unsäglich elend gewesen, als ich mich in Berlin befand; Du hast gewiß darunter leiden müssen. Ein melancholischer Freund ist eine Plage Gottes. Hoffentlich treffen Dich diese Zeilen in vollem Wohlsein. Schreib mir hierher: an Dr. H. H. bei Brother Nikkels in Helgoland in der Nordsee.

Alle Okeaniden lassen Dich grüßen. — Ich wünschte, Du sähest mal das Meer; vielleicht begriffest Du die Wollust, die mir jede Welle einflößt. Ich bin ein Fisch mit heißem Blute und schwatzendem Maule; auf dem Lande befinde ich mich wie ein Fisch auf dem Lande. Auch

die Seehunde lassen Dich grüßen. Eine weiße Möwe, die ich gestern kennen lernte, läßt sich erkundigen, ob Gans' sein Buch fertig ist? Leb wohl, es giebt wenig Papier auf Helgoland.

H. Heine.

55. An Moses Moser.

Hamburg, den 13. Oktober 1829.

Liebster Moser!

Ich hoffe, daß Dich diese Zeilen in behaglichem Wohlsein antreffen, und ich sende sie Dir eigentlich, um beiliegenden Brief meines Bruders zu begleiten, den ich schon zehn Tage liegen habe. Unterdessen ist schon Brief aus der Türkei, wo er sich wohl befindet, von ihm angelangt. — Zwei Monate bin ich in Helgoland gewesen, und seit etwa vierzehn Tagen bin ich hier, beschäftigt mit Liebe, Politik und Ärger.

Wie gefallen Dir einliegende Verse, die ich auf den Musenalmanach gemacht, mehr aus nonchalanter Selbstpersiflage, als um unsere kleinen Freunde zu stacheln! Glaubst Du, daß sie von diesen nicht mißdeutet werden können, so schick sie an Gubitz für den „Gesellschafter." Glaub aber nicht, daß ich keine wichtigeren Dinge im Kopfe habe, als diese Bagatelle und ähnliches. Der dritte Band der „Reisebilder" gehört zu diesen letzteren und soll jetzt gedruckt werden und Dir Weihnacht seine Aufwartung machen. — Mein Schnupfen läßt Dich grüßen. — Kannst Du mir Deine Mendelssohnrede mitteilen?[1] Meine Adresse Hoffmann & Campe. — Leb wohl, laß bald etwas von Dir hören und behalte mich lieb.

Dein getreuer Freund

H. Heine.

56. An Friedrich Merckel.

[Hamburg, den 13. Oktober 1829.]

Ich bitte Dich, lieber Merckel, die etwa übrig gebliebenen Druckfehler mit Bleifeder an die Seite zu bemerken. Das Manuskript lasse ich jetzt immer in der Druckerei, damit nichts verloren geht. — Sage entweder meinem Kerl, wann er den Bogen wieder abholen soll, oder schick mir ihn selbst: Mühlenstraße, die erste Thür des Schimmelmannschen Palais, ehe man zur Treppe hinaufgeht, zweite Etage, (Graue Nr. 1 steht auf der Hausthür.) — Guten Morgen — ich bin sehr verschnupft und kopföde.

Dein Freund

H. Heine.

Ich bitte Dich, schick mir auch „Romeo und Julie," sowie auch den ersten Band des „Tom Jones." „Heinrich IV." erhältst Du hier zurück.

---

1) Am hundertjährigen Geburtstage Moses Mendelssohns hielt M. Moser in der „Gesellschaft der Freunde" zu Berlin die Festrede.

57. An Friedrich Merckel.

[Hamburg, den 24. Oktober 1829.]

Guten Morgen, Klabotermann!

Hier erhältst Du den ersten Aushängebogen des dritten Teils. Das war also das Papier, das meiner so sehnsüchtig harrte, und um dessentwillen unser typographischer Julius mich beständig pisachte! Zweifelst Du jetzt daran, daß er nicht einst Cotta übertrifft! Wär' es nur nicht von dieser Seite! Cotta läßt auch auf schlechtem Billard spielen, aber wer gut spielt, hat mehr Nutzen davon. Campe verläßt sich auf mein gut Spiel und sorgt nicht einmal im geringsten für meinen Nutzen; außerdem daß ihm bei mir seine Partiegelder mehr als bei andern sicher sind, will er noch mehr Vorteil haben, und indirekt soll ich andre Leute bezahlen. Ich laufe wütend im Zimmer herum und betrachte vergleichend meine alte Unterhosen und dann wieder meinen Aushängebogen. Ich sterbe vor Unmut.

Dein Freund

H. Heine.

---

58. An Friedrich Merckel.

[Hamburg, den 29. Oktober 1829.]

Lieber Merckel!

Anbei Dein Regenschirm, den Du bei mir stehen lassen. Ich befinde mich heute wieder schlecht und schlecht gelaunt, als bestände ich aus Campeschem Fließpapier.

Im Fall es noch immer Deine Absicht ist, mit Campe zu sprechen, so kann ich Dir nicht verhehlen, daß, wenn Du es etwa bis Sonnabend aufschiebst, auch Deine Güte mir nicht viel fruchten würde, indem alsdann jede Vermittlung zu spät käme. Ich bin entschlossen, und koste es mir auch die größten Geldopfer, die unmutige Stimmung, die durch Campes schnöde Behandlung befördert wird, abzuwerfen. Du kannst ihm sagen, daß ich, nachdem ich auf die billigste und schonendste Klage keine Antwort bekommen und er mir vielmehr durch dritte Hand sagen lassen, er könne sich nicht mit mir in Schreibereien einlassen, ich ein Lump sein müßte, wenn ich mir alles bieten ließe, und daß ich ihm das Buch wegnehme, und ihm jede Schadenforderung bezahle, die er etwa wegen des Druckes der ersten Bogen machen möchte, so daß ihm auch nicht der Schein einer Beeinträchtigung bliebe, und er sich unbedingt vor dem Schriftsteller schämen müßte, den er, durch seinen Geiz, in Geldverlust gebracht. Ich wiederhole, nicht den Schein des Rechts werde ich ihm gönnen, ich gebe Dir Vollmacht, ihm jeden Betrag in meinem Namen zuzusichern, den er als Kostenersatz fordern mag, und wenn Du willst, bis auf Heller und Pfennig meine Verhältnisse mit ihm zu regulieren. Ich gebe Dir hiermit schriftlich, daß ich alles billige, was Du thust. Jede Stunde, wo er sich einnarrt, recht zu haben, ist mir fatal. Aber, ich bin überzeugt, sein Unmut

kommt eben daher, weil er weiß, daß er unrecht hat; da sind die Menschen am starrsten. Er läßt sich mit dem Papier nicht bei mir sehen; als er zum zweiten Teil, in der Schnelligkeit, noch besseres Papier als zum ersten nehmen mußte und einige hundert Thaler in die Schanze schlagen mußte, da konnte er zu mir laufen — aber damals galt es, mir am Honorar abzuzwacken. Damals konnte er weitläuftig mit mir überlegen und rechnen.

Dein Freund

H. Heine.

59. An Karl Immermann.

[Hamburg, den 17. November 1829.]

Guten Morgen, lieber Immermann!

Ich habe Ihnen nichts zu sagen, als was die ganze Welt weiß, nämlich daß gestern abend Ihr Trauerspiel[1]), bei gut besetztem Hause und gutem Spiel, mit dem würdigsten Beifall aufgenommen wurde.

Zum erstenmale seit sechs Monaten war ich wieder im Theater, in Gesellschaft lieber Damen, deren Lippen allerliebst aussahen, als sie das Lob Immermanns aussprachen.

Heute habe ich Kopfschmerzen, da das Theater, und besonders wenn ich ein ganzes Stück ansehe, mich immer angreift. Aber dafür war ich gestern desto gesund glücklicher!

Gestern morgen habe ich den Grafen Platen ausgepeitscht und gestern abend Karl Immermann applaudiert. Zu ersterem Geschäfte, das erst zur Hälfte gediehen, habe ich doch endlich gehen müssen, hab's lang genug aufgeschoben, und ich selbst war ebenso wie die anderen sehr neugierig, was ich thun würde. Sie, Immermann, haben den Richter gespielt, ich will den Scharfrichter spielen oder vielmehr recht ernsthaft darstellen. Der „Oedipus" hat in Berlin nur Unwillen erregt; desto mehr wird er hier von einer gewissen Clique, die mit dem Grafen steißlich einverstanden ist, sehr goutiert. Sein Leibfreund Rumohr, der große Koch, der die ganze Suppe eingerührt, ist gestern arriviert, und ich bin gefaßt auf die jämmerlichsten Machinationen. Ich sprach ihn zuletzt in Italien, und zuerst von ihm erfuhr ich, daß Platen eben durch eine Xenie von Ihnen[2]) so sehr in Harnisch gekommen. Ich kann vor lauter Lachen nicht schreiben. Unglückliche Xenie, sie hat mich ins Verderben gestürzt! Hätte ich Zeit, ich würde Ihnen die schrecklichsten Vorwürfe machen! Aus Rache soll Ihnen der dritte Teil der „Reisebilder" dediziert werden, und ich denke Ihnen das Buch in 4 bis 5 Wochen zu schicken. Ich hatte Ihnen freilich ein besseres Buch zugedacht, aber ich darf diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, Ihnen eben das Buch zu präsentieren, worin die Spolia opima des großen Champion der Klassizität enthalten sind. Ich spreche im Ernst, ich hatte Ihnen etwas Besseres zugedacht — aber das Zeitgemäße hat

1) „Das Trauerspiel in Tirol."
2) Vgl. Bd. III. S. 109.

auch seinen Wert. Übrigens ist das Buch zahm geschrieben, nicht im mindesten demagogisch, sogar gut russisch, was jetzt so viel ist wie ultra preußisch. Wenn es mir möglich, besuche ich Sie nächstes Jahr. — Durch den Tod meines Vaters war ich lange trübsinnig, und erst jetzt komme ich allmählich wieder in bessere Stimmung. Ich bleibe noch einige Monate hier. —

Ihren „Friedrich"[2]) habe ich mit Entzücken gelesen. Er ist mir unendlich lieber, als der „Hofer," den ich, so hoch ich ihn verehre, dennoch am wenigsten unter Ihren Stücken liebe.

Gestern abend freilich gefiel er mir besser, als bei der Lektüre; als ich ihn las, kam es mir vor, als sei er in gedrückt krankhafter Stimmung geschrieben. Köstlich machten sich gestern abend die Tirolerlieder, während in der Ferne geschossen wurde. Lenz hat gut gespielt, Schön-Elsi vortrefflich. Der letzte Akt, poetisch der schönste, war theatralisch der schwächste. Bis zum vorletzten Akt erhielt sich im Publikum die atemschöpfende Erwartung, die herzklopfende Spannung; aber der letzte Akt enthielt keinen theatralischen Reiz und einen wohlbekannten Ausgang. Er hat daher weniger zugesagt, als die früheren Akte. Ich will jetzt das Stück nochmals lesen, und nächstens sage ich Ihnen mehr darüber. — Meine Adresse ist: Hoffmann und Campe. Es freut mich, daß Campe Ihre sämtlichen Schriften herausgiebt Je n'y ai pas nui. — Sämtliche Redakteure Cottascher Zeitschriften sind mir feindlich, im „Morgenblatt" verstümmeln sie meine Aufsätze aufs schändlichste. Der alte Cotta selbst ist sehr brav. Einige Abende vor meiner Abreise von München, als ich ihm sagte, daß in seinem Verlage das Platensche Pasquill erschiene, sagte er mir, daß ich es mir von seinen Leuten geben lassen solle. Es hätte mir nur ein Wort gekostet, und der Druck wäre unterblieben. Aber ich lehnte es ab, wie Sie wohl denken können.

Leben Sie wohl, herzinnig wohl. Ich liebe Sie sehr, denke täglich an Sie. Empfehlen Sie mich Gut- und Gleichgesinnten. Alle Damen, die Ihnen lieb sind, umarme ich; ich erlaube Ihnen — nämlich à distance — alle Damen, die ich liebe, ebenfalls zu umarmen.

Ihr Freund

H. Heine.

60. An Friedrich Merckel.

[Hamburg, den 5. Dezember 1829.]

Ich will jetzt alles aufbieten, um in acht Tagen fertig zu werden. Darum schick' ich Dir diese Blätter, die ich Dir nur einen Tag lassen kann. Besprechung über das Minderwichtige erlaubt die Zeit nicht mehr; nur in Hauptsachen kann ich jetzt Dein Bedenken gelten lassen.

---

1) „Friedrich II."

61. An Karl Immermann.[1]

Anbei, lieber Immermann, mein Buch, dessen zweite Hälfte etwas wert ist, da ich darin zum erstenmale versucht habe, einen Charakter leben und sprechen zu lassen; es ist dies Stück, „Die Bäder von Lucca,“ nur Fragment eines größeren Reiseromans, den ich Ihnen vielleicht nächsten Herbst vollendet schicke. Dies soll mich auch decken gegen die mögliche Beschuldigung, daß ich Ihnen nichts Ausgezeichnetes dediziert. Wenn mal das Ganze gedruckt wird, wird auch der Herr Graf, wie sich gebührt, aus dem Buche hinausgeschmissen. Sein anonymer Aufsatz: „Aus dem Tagebuche eines Lesers“[2]) bewog mich, ebenfalls ein Motto von ihm selbst zu nehmen. Ich habe diesen Wurm jetzt so tief durchschaut, er ist mir so bestimmt aufgegangen in all seiner Misere, daß ich ihn nur noch wie ein eigenes Werk der Phantasie betrachte: ich könnte gleichsam jetzt die Platenschen Werke fortsetzen, und sogar alles selbst schreiben, was er noch gegen Sie und mich vorbringen wird. Nicht gegen ihn habe ich Groll, sondern gegen seine Kommittenten, die ihn mir angehetzt. Ich sah den guten Willen, daß man mich in der öffentlichen Meinung vernichten wollte, und ich wäre ein Thor oder ein Schurke gewesen, wenn ich Rücksichten und Verhältnisse halber schonen wollte. Mein Leben ist so rein, daß ich ruhig erwarten kann, daß man allen Skandal gegen mich aufwühle. Ich war so mäßig, daß ich keinen Skandal auftischte, daß die wenigen Personalnotizen, die ich gab, nur das Litterarische erklären sollten. Der Dieb, der in Odensee im Zuchthause sitzt — ist ein Graf Platen. Während Platen bei Cotta wedelte, schrieb er an Schenk, daß Cotta ihn verhungern lasse, daß man etwas bei dem König für ihn thun müsse, daß er ja doch nicht lange leben könne, er sei in der Auflösung. Zu jener Zeit beschwor mich Beer, gegen Schenk nichts Nachteiliges von Platen zu sagen, weil von Schenk die Königliche 600-Guldengnade abhinge — ich sprach zu seinen Gunsten, ich stimmte Madame Cotta für ihn, ich that noch mehr, was ich jetzt verschweigen muß — und zu derselben Zeit schrieb der Elende den „Oedipus.“ Ich weiß, er haßte Schenk und Beer ebenfalls, weil er glaubte, daß wir Drei (lachen Sie nicht!) ihm die Münchener Lorbeeren, die nur ihm gebührten, abweideten! Gegen mich aber trat sein Haß ins Wort, um so freier, da ich zufällig nicht der Minister bin, und um so stärker, da er dem Minister noch schmeicheln mußte. Und, heiliger Gott! welcher Bassesse der Schmeichelei ist solch Auswürfling der Adelskaste fähig! Ich weiß Greuel, die ich nicht dem Papier zu vertrauen wage.

Sein Groll gegen Sie hat minder persönliche Anlässe. Er empfiehlt sich nur dadurch einem Bund von Pfäffchen, Baronen und Pädrasten, der verbreiteter und mächtiger ist, als man glaubt. Lachen Sie nicht, ich spreche so ernst wie eine Bildsäule: die Pädrasten sind dienende Brüder, Mittelglieder in dem großen Bunde der Ultramontanen und

[1] Dieser Brief, dessen Schluß verloren gegangen, ist wohl am 22. oder 23. Dezember 1829 geschrieben.

[2] „Morgenblatt,“ Nr. 279, vom 21 November 1829. Der Aufsatz ist nicht von Platen.

Aristokraten. Warum man eigentlich so erbittert gegen Sie ist, weiß ich nicht; aber man ist es. Die litterarischen Erscheinungen, worüber Sie Ihr Befremden aussprachen, sind keine Zufälligkeiten. Menzel gehört vielleicht gar nicht zur Kongregation, aber er macht ihr die Kour.

Wie es hier mit Ihrem „Hofer" gegangen, kann ich nicht begreifen. Den fünften Akt ausgenommen, ist das Stück mit großem Beifall gesehen worden. — Glauben Sie nur nicht den Korrespondenten in den Blättern, die alle gegen das Stück sind, ihm Poesie genug zuschreiben, aber eben deshalb behaupten, es sei nicht für die Bühne. Lebrun, den ich deshalb sprach, sagt auch, das Stück habe nicht mißfallen, im Gegenteil; so auch Zimmermann hat nur von Beifall gehört. Es ist läppisch, von solchem Parterregeklätsche zu sprechen. Ich verachte das ganze Theater. — Die hiesige Primadonna ist vorgestern Pietistin geworden, hielt gestern schon Betstunden, und hat der Direktion anzeigen lassen, daß sie in keinen sinnlichen Opern mehr auftreten würde. Sie heißt Kraus-Wranitzky. —

Was Üchtritz betrifft, so haben Sie recht, und ich habe unrecht. Aber warum darf ich denn kein Unrecht haben? Auf der Leiche Platens sitzend, gestehe ich ganz ruhig mein Unrecht gegen Üchtritz, der nur privatim einiges Harte verdient hatte. Es ist mir lieb, ihn doch mit Namen nie genannt zu haben, und bei nächster Auflage soll alles auf ihn Bezügliche wegfallen.[1]) — Nach einer Schlacht bin ich immer die Milde selbst, wie Napoleon, der immer sehr gerührt war, wenn er nach dem Siege über ein Schlachtfeld ritt. Der arme Platen! — C'est la guerre! Es galt kein scherzendes Turnier, sondern Vernichtungskrieg, und bei aller Besonnenheit kann ich die Folgen meines Buches noch nicht überschauen. Ich schrieb es unter schlechten Umständen, und der Ton der Indifferenz, der vielleicht drin ist, entstand durch Kontrast — ach, ich salbadere. Ich wünsche, daß die Art, wie ich bei Platen die Pädrastie behandelt, Ihnen nicht ganz mißfalle. Es galt Mäßigung im Tone. Hätte ich erzählt, daß er . . . ., ..., so würde man mir Leidenschaftlichkeit zugemutet haben. So mußte ich die Wahrheit selbst verschweigen, um glaubwürdig zu bleiben. . . . . Desto bestimmter war ich in Hauptsachen.

---

62. An Friederike Robert.[2])

Allerliebenswürdigste Friederike!
Hochzuverehrende Frau!

Ew. Schöngeboren werden mein langes Stillschweigen verzeihen. Wenn ich so lange nicht geschrieben habe, so lag die Schuld nicht an meinem Gedächtnisse, worin Sie wie eine schöne Fee leben und blühen.

---

1) Vgl. Bd. III. S. 105.
2) Ohne Datum, jedoch wahrscheinlich am 22. oder 23. Dezember 1829 geschrieben.

Ach, schöne Friederike, ich bin unglücklich, und in solcher Lage hat man kaum das Recht, an schöne Frauen zu denken, viel weniger ihnen zu schreiben. Ich leide nämlich an einem hohlen Zahn und an einem hohlen Herzen, die beide eben wegen ihrer Hohlheit mir viel Qual verursachen. Leider habe ich nicht die Kourage, mich der heilsamsten Operation zu unterziehen — ich meine in betreff des Herzens. Wenn ich an Sie denke, fühle ich manchmal Linderung — ich meine in betreff des Herzens. Wenn ich sagte, liebe Robert, ich wäre in Sie verliebt, so löge ich; wenn ich aber sage, daß ich an Sie mit außerordentlicher Liebe denke, so sage ich die Wahrheit. Ich sterbe täglich mehr und mehr, ich bin fast ein Toter, und solche Leute haben das Recht, die Wahrheit zu sagen, da ihnen die Lüge keinen Spaß mehr macht.

Von der letzten amourischen Bekanntschaft ist nichts übrig geblieben als ein öder Katzenjammer, ein widerwärtiger Spuk, ein gespenstiger Ärger; manchmal um Mitternacht miaut eine tote Katze in den Ruinen meines Herzens.

Anbei schicke ich Ihnen den dritten Teil der „Reisebilder," den ich erst gestern aus der Druckerei erhalten und schnell broschieren ließ, damit Sie und Robert gleich brühwarm lesen, was ich diesen Monat über den Grafen Platen geschrieben, der, wie Sie sich erinnern, in seinem Lustspiel so giftig war. Ich habe nun ein Gegengift drucken lassen, woran noch zwanzig Grafen ihr Lebtag genug hätten. Wie ich höre, schreibt er jetzt gegen Robert. — Ich habe das Meinige gethan. — Ich bitte Sie nur die 2. Abteilung des Buchs, „Die Bäder von Lucca," zu lesen. Das Buch wurde zu dick. Sobald ich nach Berlin komme, lasse ich es Ihnen einbinden; auch der Varnhagen schicke ich es roh, sonst hätte ich es, wegen der Festtage, wo die Buchbinder so viel zu thun haben, erst in 10 Tagen schicken können. Ich bitte Sie, da ich Varnhagens erst in einigen Tagen schreibe, mich in dieser Hinsicht zu vertreten. Ich denke bald nach Berlin zu kommen. — Leben Sie wohl, meine Adresse ist: Dr. H., bei Witwe Heine, geb. von Geldern, auf dem Neuen Wall Nr. 28, Lit. D. — Es sind hier so viel Namensgenossen, daß die Adresse ausführlich sein muß.

Ihr Anbeter

H. Heine.

63. An Moses Moser.

Hamburg, den 30. Dezember 1829.

Lieber Moser!

Ich wünsche Dir Glück zum neuen Jahre, und, um mich kurz zu fassen, wünsche ich Dir alles, was mir fehlt. Dazu gehört in diesem Augenblick auch Gesundheit.

Meine Schreibsaumseligkeit entstand dadurch, daß ich Dir zugleich mit einem Briefe auch den dritten Teil der „Reisebilder" schicken wollte. Doch da dieser die Presse verließ, fast noch ehe er geschrieben war (irländischer Bull), so hatte ich kaum Zeit, das kaum geheftete Exemplar auf die Post zu schicken — und nun gar versäumte sie mein Bursche.

Doch jetzt wirst Du das Buch erhalten haben. Du mußt mich bei Lehmann und Zunz vertreten, daß ich ihnen nicht, wie früher, das Buch geschickt, es geschah aus dem natürlichen Grunde, weil mein Verleger mir früherhin 24 Freiexemplare, und diesmal nur 12 gegeben hat. Du mußt daher den Freunden Dein Exemplar leihen zur vorläufigen Lektüre.

Da Du in Deinem wohlverschanzten Kontor keine Idee von den giftigen Pfeilen hast, die seit Jahr und Tag gegen mich heimtückisch geschossen werden, so erlaube ich Dir immerhin, die strenge Gerechtigkeitspflege, die ich gegen den Grafen Platen ausgeübt, zu mißbilligen. —

Ich wünsche, daß Dich das Buch durch teilweises Amüsement für die Ennui der Lektüre entschädige; spätere Bücher mögen im stande sein, manche Herbheiten darin als notwendig nachzuweisen. — Da dieses Buch schon vor der Geburt seine kompetentesten Feinde hatte, deren Umtriebe ich bereits sehe, so wünsche ich, daß Du die Freunde, die für die öffentliche gute Aufnahme des Buches etwas thun können (namentlich Gans), dazu aufforderst, und zwar bedürfte es der schleunigsten Thätigkeit. Die Natur des Buches erklärt diese Bemerkung. Will der junge Veit die Güte haben, etwas Kritisches darüber zu schreiben, wie er mir versprach, so bitte ich ihn, es bald zu thun, und wenn keine dortige Redaktion solches bereitwillig ist zu drucken, so bitte ich ihn, es mir selbst zu schicken. Es ist Krieg, und Du wirst sehen, wie sehr ich der Beihilfe bedarf. Auch an Lehmann mußt Du in meinem Namen solche Bitte vortragen. — Was Dich selbst betrifft, so bin ich zufrieden, wenn Dir, in Deiner idyllischen Kontorruhe, das ferne Waffengeräusch nicht gar zu unangenehm an die Ohren tönt. Verzeih mir, lieber Moser, daß ich meine Feinde totschlage, die mich totschlagen wollten. — Ich denke Dich bald wieder zu sehen. — Das Wetter ist das einzige, was mich vom Reisen abhält. Meine Adresse ist Dr. H. bei Witwe B. Heine, geb. von Geldern, Neuer Wall Nr. 28. Lit. D. in Hamburg. Bei dem Überfluß an Namensgenossen, deren sich diese Stadt erfreut, bedarf es solch ausführlicher Adresse. —

Leb wohl, und laß die Ritzen an dem Fenster, wo Dein Pult steht, mit Baumwolle verstopfen, die Zugluft ist bei jetziger Witterung schädlich. Ich habe Zahnschmerzen — folglich darfst Du im Scherze selbst 50 % Ernst annehmen.

Dein Freund

H. Heine.

---

64. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 3. Januar 1830.

Lieber Varnhagen! Der Kopf dumpf, die Brust voll widerwärtigem Schmerz, von tausend Verdrießlichkeiten umringt, schreibe ich Ihnen diesen Brief. Wie trübe beginnt dieses Jahr, wie beängstigend! — könnte man nur der Zeit entlaufen, wie man einem Ort entläuft! Ach, ich muß dies ganze Jahr ausdauern, ehe ich zu 1831 gelange!

Seit meiner Rückkehr aus dem Bade lebte ich hier zurückgezogen, und schrieb und druckte zugleich an dem dritten Bande der „Reisebilder," der Weihnacht plötzlich gedruckt erschien, noch ehe ich es selbst merkte. Durch die Hast meines Verlegers ist das Buch noch naß verschickt und ausgegeben worden. Um nicht mit der Übersendung später zu kommen, habe ich Ihnen ein kaum geheftetes Exemplar geschickt und behalte mir das Recht vor, sobald ich nach Berlin komme, es den frühern Bänden gemäß binden zu lassen. Durch Moser schickte ich das Exemplar und wünsche, daß Ihnen Kapitel XXIX bis XXXI nicht zu schwach erschienen sei. An wen ich bei der Abfassung dachte und auf wessen Beifall ich zunächst rechnete, werden Sie gleich merken. Hiernächst wünsche ich, daß die „Bäder von Lucca" Ihnen mit ihren Gestalten gefallen mögen. Mein Hyacinth ist die erste ausgeborene Gestalt, die ich jemals in Lebensgröße geschaffen habe. Sowohl im Lustspiel wie im Roman werde ich dergleichen weitere Schöpfungen versuchen. Hier ist wieder ein Narr, der sich für den Marchese Gumpelino ausgiebt und Mordjo schreit und fatale Sprünge macht.

In betreff Platens bin ich Ihres Urteils am begierigsten. Ich verlange kein Lob, und weiß, daß Tadel ungerecht wäre. Ich habe gethan, was meines Amtes war. Mag die Folge sein, was da will. Anfangs war man gespannt: was wird dem Platen geschehen? Jetzt, wie immer bei Exekutionen, kommt das Mitleid, und ich hätte nicht so stark ihn treffen sollen. Ich sehe aber nicht ein, wie man jemand gelinder umbringen kann. Man merkt nicht, daß ich in ihm nur den Repräsentanten seiner Partei gezüchtigt; den frechen Freudenjungen der Aristokraten und Pfaffen habe ich nicht bloß auf ästhetischem Boden angreifen wollen, es war Krieg des Menschen gegen Menschen, und eben der Vorwurf, den man mir jetzt im Publikum macht, daß ich, der Niedriggeborene, den hochgeborenen Stand etwas schonen sollte, bringt mich zum Lachen — denn das eben trieb mich, ich wollte so ein Beispiel geben, mag entstehen, was da will — ich habe es den guten Deutschen jetzt gegeben.

Rumohr war seitdem hier und hat in seinen Kreisen viel Unheimliches gegen mich angezettelt. Er ist seit 14 Tagen nach Lübeck zurückgereist, nachdem hier sein Plan, auf einem Gartenhaus bei Hamburg ein Künstlerserail anzulegen, gescheitert ist. — Einige hannövrische Platen dröhnen schon in der Ferne.

Dazu kommen häusliche Verdrüsse, Ärger über meinen Verleger. — Mißverstehen Sie mich nicht, meine Not ist teils litterarisch, teils für meine persönliche Sicherheit, teils für meine Zukunft, indem ich sehe, wie man mir überall das Wasser abgräbt. Ich bemerke Ihnen dieses alles, weil ich Sie fragen will: soll ich nach Berlin kommen? Die dortigen Platen, womit man mir droht, daß sie eine Kabinettsordre des Königs gegen mich bewirken könnten, fürchte ich nicht; auch fürchte ich nicht die Injurienprozesse, die ich dort etwa bestehen könnte — sondern ich weiß nicht: ist der Standpunkt eines Privatisierers in Berlin überhaupt für mich günstig, läßt sich dort etwas für die Zukunft erlangen? Ich will ruhig und arbeitsam dort leben. Ich möchte in Ruhe bis zur Sommerzeit dort einige Bücher ausarbeiten, nachher

wieder ins Seebad reisen, und mich in Berlin domizilieren. Ich muß einen Halt haben gegen den Süden, wo ich alles in die Schanze geschlagen. Ach! Sie wissen nicht, wie viel Opfer mir es gekostet, ganz rücksichtslos zu schreiben. — Ich bitte sobald als möglich um Ihre Antwort.

Was meine litterarische Not betrifft, so werden Sie mir da leichter helfen können. Sie haben von jeher unaufgefordert so viel für meine Bücher gethan, daß Sie jetzt, wo es sich um meine persönlichsten Interessen handelt, gewiß nicht unthätig sein werden. Ich bitte Sie diesmal, suchen Sie die öffentlichen Stimmen für mich zu gewinnen, es thut wahrhaftig not. Sagen Sie an Gans, daß er diesmal für mich ins Feld müsse. Robert wird wohl seiner Selbsterhaltung wegen das Seinige thun, er ist mir Dank schuldig. Ich glaube jetzt nicht, daß Platen noch die Absicht hat, gegen mich zu schmähen, nachdem er gesehen hat, wie man ihn fassen kann. Ach! welch Übel ist der Krieg! Man ist hier allgemein gespannt, was Platen thun wird. Ich glaube, er wird vom hohen Pferd herab gräflich vornehm über mich verächtlichen Zwerg herabphrasen, wie auf Immermann im „Tagebuche eines Lesers," das ich ihm ohne Umstände, als von ihm herrührend, auf den Kopf zusprach. Es hilft ihm aber nichts, er hat geschimpft, und ich habe jedes derbe Wort vermieden, suaviter in modo, fortiter in re. —

Meine Freundin Frau von Varnhagen wage ich kaum in diesem Brief voll Nöten grüßen zu lassen. Jedoch, in dem Momente, wo ich ihren Namen ausspreche, werde ich heiter, wohlgestimmter, fast lachend munter — ja, grüßen Sie sie dennoch herzlich, recht lieb herzlich von mir. Sagen Sie ihr, daß ich ihr alles sagen lasse, was ich seit sechs Monat gedacht habe; was das aber ist, kann sie sich selbst denken. Leben Sie wohl und bleiben Sie freundgütig

Ihrem Freunde

H. Heine.

65. An Friederike Robert.

Hamburg, den 15. Januar 1830.

Liebenswürdige und sehr Schöne! Sie schreiben mir nicht? Oder glauben Sie, ich wäre schon tot? Fürchten Sie etwa, daß in solchem Falle Ihr Brief in fremde Hände geraten könnte, so adressieren Sie ihn: an H. H. Dr. abzugeben bei der Witwe Betty Heine, geb. v. Geldern, auf dem Neuen Wall Nr. 28. Lit. D. in Hamburg; stürbe ich auch unterdessen, so werde ich doch auf jeden Fall meiner Mutter als Geist erscheinen und bei dieser Gelegenheit Ihren Brief in Empfang nehmen. Wie gern würde ich jetzt meinen Freunden in Berlin als Körper erscheinen, aber Privatkrankheit hält mich in diesem Augenblick hier fest. Ich bin wirklich krank und hab' dazu viel Verdrießlichkeiten um die Ohren. Dazu kommt noch der 3. Theil der „Reisebilder" und das schlechte Wetter und Zahnschmerz. — Heute schrieb ich, um mich in Gedanken so weit als möglich von hier zu entfernen, an meinen

Bruder Max, der in der Türkei ist — der Glückliche, er hat nur mit der Pest zu kämpfen!

Auch Robert soll mir schreiben, und zwar sobald als möglich. Er soll mir seine Gedanken über das 11. Kapitel meines Buches nicht vorenthalten. Er soll bedenken, daß die Prügel abseiten des Platenschen Schönheits-Freundes, womit er im „Morgenblatt" bedroht worden, jetzt gewiß einen Ableiter gefunden. — Seine „Tochter Jephtas" wird jetzt hier einstudiert. An Varnhagen habe ich geschrieben und Brief für Moser eingelegt; von beiden keine Nachricht. Ist etwa Varnhagen verreist? — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir, ehe ich tot bin; denn meine Feinde (es regnet hier an Schmähaufsätzen über mein Buch) sind zwar uneinig, ob ich geköpft oder gespießt werden soll, aber in der Hauptsache sind sie sich einig, nämlich mich umzubringen.

(Hier folgt eine Federzeichnung: ein Grabhügel mit Kreuz, darunter einige Striche.)

Die unteren Striche sollen Wasser bedeuten, und zwar Thränen-Wasser. Leben Sie wohl und womöglich noch besser.

Ihr Freund

H. Heine.

---

66. An Karl Immermann.

Hamburg, den 3. Februar 1830.

Liebster Immermann!

Ihr „Tulifäntchen" [1]) liegt seit 10 Tagen auf meinem Tische (ich glaube nicht, daß Sie dieses ungerne hören, obgleich Sie mich nicht besonders dazu berechtigt, es zu lesen), und ich würde Ihnen schon vor 8 Tagen darüber geschrieben haben, wenn ich nicht so halb und halb Brief von Ihnen erwarten konnte oder erwarten wollte. Aber jetzt drängt mich Campe, Ihnen zu schreiben; ich sprach ihm gestern von der Freude, womit ich Ihr Gedicht gelesen, und daß ich nur einige Kleinigkeiten daran auszusetzen hätte. Dies, wollte er nun, sollte ich Ihnen schreiben, und in der That, lieber Immermann, ich habe zu sehr die innere Verpflichtung, Ihnen die Wahrheit zu sagen, als daß ich Ihnen etwas verschweigen dürfte, was Ihnen vielleicht mißfallen könnte. Ich will den bitteren Tadel vorausschicken; ich tadle an „Tulifäntchen" einige Longeurs, und dann hie und da das Metrische. Beides ließe sich leicht verbessern, ersteres durch Streichen, das andre durch einige Wortversetzungen und Vertauschung einiger Worte. Die metrischen Mängel bestehen nämlich darin, daß die Worte und die Versfüße immer zusammenklappen, welches bei vierfüßigen Trochäen immer unerträglich ist, nämlich wenn nicht just das Metrum sich selbst parodieren soll, was im „Tulifäntchen" oft Ihre Absicht ist. Sie verstehen: ich meine, daß da, wo das Wort sich endet, auch immer der Versfuß (– ⏑) sich bei Ihnen endigt. Wie leicht läßt sich dem meistens ab-

1) „Tulifäntchen," ein Heldengedicht (Hamburg 1830.)

helfen! Mit einer einzigen Partikelveränderung wird der metrischen Einförmigkeit einer ganzen Strophe abgeholfen. Wollen Sie nun das Gedicht, was Sie gewiß schnell genug geschrieben, nochmals in solcher Hinsicht durchsehen? Die zweite Durchsicht wäre gewiß Gewinn. Oder wollen Sie, daß ich es für Sie in solcher Hinsicht durchgehe und Ihnen dann einige Veränderungen vorschlage, die Sie dann nach Wohlgefallen annehmen oder abweisen können?

Haben Sie noch das Brouillon des Gedichts?

Ich habe Campe ersucht, das Gedicht noch zur Ostermesse zu bringen (welches nicht seine Absicht zu sein schien, da er es an Zimmermann gegeben, welcher dergleichen monatelang behält, und dem ich es, da er es nicht las, abnahm), und um jenem Wunsche zu entsprechen, verlangte Campe, daß ich Ihnen gleich schreibe. Ich erwarte daher umgehend Antwort von Ihnen. Lassen Sie sich nicht davon abhalten, im Fall Sie mir Ihre Meinung in betreff meines letzten Buches noch vorenthalten möchten und deshalb nicht schreiben. Ach, lieber Immermann, ich würde es Ihnen sogar nicht verdenken, wenn Sie jetzt nur die Schattenseite jenes Buches sähen und es Ihnen mißfiele.

Dazu kommt noch das Schweinekonzert der Angestochenen, die jetzt grunzen, quieken und quirren; das könnte einen leicht verwirren, wenn man nicht seiner Sache sicher wäre. Lieber, trauen Sie mir diesmal und meiner Ruhe. Vertrauen Sie diesmal nur meiner Einsicht, ich habe drei Monate nachgedacht über das, was ich thun wollte, und ich that nur, was die eiserne Notwendigkeit verlangte. Man klagt mich an der leidenschaftlichen Übereilung. Gottlob! es heißt jetzt nicht mehr: „Der arme Heine, der arme Immermann!" — Das Mitleiden war nicht zu ertragen. — Noch eins — ich will Sie bestechen — als ich in München zuerst hörte, daß der Graf Platen gegen Sie ein Pasquill schreibe, sagte ich zu Schenk (vielleicht auch zu Beer, ich weiß nicht mehr genau), daß ich ihn dafür züchtigen werde, selbst wenn er mich darin verschont. — Ich habe nie gegen Angriffe, die nur mich selbst betrafen, etwas gethan, und wenn ich diesmal das Stärkste that, so geschah es, weil dieses oder gänzliches Schweigen notwendig war.

Doch, ich bin froh, meine Freunde in Berlin, besonders Varnhagen, der besonnene Varnhagen, giebt mir Recht, und obgleich hier ein Nest platonischer Liebenden und alle Sottisen gegen mich von hier ausgehen, so hat mein Buch hier die enthusiastischsten Zustimmer, darunter auch, ganz unbedingt, unsern Freund Zimmermann. Doch ich verließ ein lieberes Thema, nämlich unser liebes „Tulifäntchen," den kleinen Helden, den epischen Kolibri. Er ist durch und durch poetisch, besonders das vorletzte Kapitel gehört zu den hängenden Blumengärten der Feendichtung. Einheit des Tones, Drolligkeit der Beiwörter und Wortbeugungen überall, süße Drolligkeit und Anmut überall durchlauernd. Es ist ein Epos, worin die Formen des Heldengedichtes zum Spaß angewendet werden und sich allerliebst mit den Elementen des Kindermärchens vermischen, die mit naivem Ernste darin laut werden.

——— ———

67. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 4. Februar 1830.

Heute, lieben Freunde, habe ich Ihnen Wichtiges zu schreiben, das Wichtigste, was mich jetzt bewegt, nämlich, ich muß Ihnen für Ihren letzten Brief danken. Ihr Stillschweigen hatte mir schon viel Sorge gemacht, und ich fühlte, daß Ihr Schweigen mir mehr Gram machen könnte, als das Schreien aller Feinde, die sich in diesem Augenblick gleichsam das Wort gegeben haben, gegen mich loszubrechen. Ich lasse mich freilich von solchen Feinden und ihrer Wut nicht irre machen — ebensowenig wie ich mich bei der Güte und Großmut meiner Freunde selbst täuschen will. Ja, lieber Varnhagen, ich fühle es tief, daß Sie aus Edelmut mich jetzt nicht tadeln und nicht ebenfalls über mein letztes Buch den Stab brechen. Dafür danke ich; das will ich nie vergessen. Keiner fühlt es tiefer, als ich selbst, daß ich mir durch das Platensche Kapitel unsäglich geschadet, daß ich das Publikum, und zwar das bessere, verletzt — aber ich fühle zugleich, daß ich mit all meinen Talenten nichts Besseres hervorbringen konnte, und daß ich dennoch — coute que coute — ein Exempel statuieren mußte. Der Nationalservilismus und das Schlafmützentum der Deutschen wird sich bei dieser Gelegenheit am glänzendsten offenbaren. Ich zweifle, ob es mir gelungen, das Wort „Graf“ seines Zaubers zu entkleiden. Die Satisfaktionsfrage kommt schon aufs Tapet. — Sie erinnern sich, daß ich von Anfang daran dachte — gleichviel, ich hab' es in solcher Vorsorge so toll gemacht, daß dem Grafen mehr daran liegen müßte, von mir Satisfaktion zu bekommen, als mir von ihm. Die Macht der Verhältnisse soll diesmal ein Lustspiel werden; dann wieder die Klage: ich hätte gethan, was in der deutschen Litteratur unerhört sei. — Als ob die Zeiten noch dieselben wären! Der Schiller-Goethesche Xenienkampf war doch nur ein Kartoffelkrieg, es war die Kunstperiode, es galt den Schein des Lebens, die Kunst, nicht das Leben selbst — jetzt gilt es die höchsten Interessen des Lebens selbst, die Revolution tritt in die Litteratur, und der Krieg wird ernster. Vielleicht bin ich außer Voß der einzige Repräsentant dieser Revolution in der Litteratur — aber die Erscheinung war notwendig in jeder Hinsicht. Ich glaube nicht, daß ich hier, wie bei meinen Liedchen, viel Nachfolger haben werde, denn der Deutsche ist von Natur servil, und die Sache des Volkes ist nie die populäre Sache in Deutschland. Doch, hier läßt sich nichts vorausbestimmen — jeder thue das Seinige. Freilich glaubt jeder seine eigene Sache zu führen, während er doch nur das Allgemeine repräsentiert. — Ich sage das, weil ich in der Platenschen Geschichte auf keine Bürgerkrone Ansprüche machen will, ich sorgte zunächst für mich — aber die Ursachen dieser Sorgen entstanden aus dem allgemeinen Zweikampf. Als mich die Pfaffen in München zuerst angriffen und mir den Juden zuerst aufs Tapet brachten, lachte ich — ich hielt's für bloße Dummheit. Als ich aber System roch, als ich sah, wie das lächerliche Spukbild allmählich ein Vampyr wurde, als ich die Absicht der Platenschen Satire durchschaute, als ich durch Buchhändler von der Existenz ähnlicher Produkte hörte, die mit demselben

Gift getränkt manuskriptlich herumkrochen — da gürtete ich meine Lende und schlug so scharf als möglich, so schnell als möglich. Robert, Gans, Michel Beer und andere haben immer, wenn sie wie ich angegriffen wurden, christlich geduldet, klug geschwiegen — ich bin ein anderer, und das ist gut. Es ist gut, wenn die Schlechten den rechten Mann einmal finden, der rücksichtslos und schonungslos für sich und für andere Vergeltung übt. Genug davon. — Daß Sie und Frau von Varnhagen krank sind oder wenigstens leiden, hat mich sehr betrübt; ich bin ebenfalls in schlechter Gesundheit und weiß noch nicht, wann ich nach Berlin kommen kann. Frau von Varnhagen küsse ich die Hände, und ich kann ihr versichern, daß die Angst, die mir ihre Krankheit vorigen Winter einflößte, noch nicht aus meinen Gliedern ist. Ich hoffe, Sie beide bald zu sehen. Ich würde an Gans selbst schreiben, wenn ich seine Kompromittierungstalente nicht kennte.

Von Ihrer Schwester werden Sie wohl ein bißchen Brief erhalten haben; sie läßt Ihnen durch mich einen sehr langen Brief prophezeien. Ihre Kinder sowie auch Dr. Assing befinden sich ganz wohl. — Und nun leben Sie wohl, und wenn es Zeit und Lust erlauben, schreiben Sie mir bald und viel; Ihre Briefe haben immer etwas, was mich stärkt und hebt und im Wollen befestigt. Ich bedarf solchen geistlichen Zuspruchs jetzt mehr als je. — Ich bin

mit Freundschafts-Ergebenheit

H. Heine.

68. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 27. Februar 1830.

Lieben Freunde! In diesem schändlichen Ultrawinter, wo jeder honetter, liberaler Mensch krank war, habe auch ich sehr gelitten; ich bin jetzt wieder auf die Besserung, nachdem ich vier Wochen lang mich von Blutegeln, spanischen Fliegen, Apothekern und bedauernden Freunden quälen lassen. Ich warf viel Blut, und da ich aus der Litteraturgeschichte wußte, was dergleichen bei Versifexen zu bedeuten hat, so wurde ich ängstlich und habe mir aus Angst alle poetischen Gefühle und noch viel mehr alles Poetisieren streng untersagt. Mit der Poesie ist es also aus; hoffentlich aber werde ich deshalb um so prosaisch länger leben. In jener kranken Zeit hat mir auch Ihr und Frau von Varnhagens letzter Brief recht wohl gethan; denn wenn auch meine Buchangelegenheiten, insofern wie sie zur Publikumsache werden, mich im Grunde wenig affizieren, so haben sie doch in Privatverhältnissen manches hervorgebracht, oder bringen's noch hervor, was mir viel crève-coeur verursacht. Alle meine Verhältnisse verschieben sich aufs unleidlichste, und da noch nicht alle Folgen meines Buches zur Erscheinung gekommen, so kann ich vielleicht erst diesen Sommer meine eigene Stellung in der Welt begreifen. Nichtsdestoweniger bin ich die Ruhe selbst; ja, ich möchte jetzt einen Ausdruck auf mich anwenden, den ich einst für Sie, Herr von Varnhagen, erfunden habe: die Ruhe ist meine größte Leidenschaft. — Daher mögen Sie auch sicher sein, daß ich gegen die Angriffe,

die ich meines Buchs halber noch erwarte, nicht Öffentliches schreiben werde. Verleumdet man und lügt man noch stärker, als ich es zu ertragen vermag, so lasse ich mir die Hände binden, damit ich nichts schreibe. Sollte Platen öffentlich wieder gegen mich etwas schreiben, so soll es von Ihnen abhängen, ob ich antworten werde, und was und wie.

Wenn der letzte Aufsatz im „Konversations-Blatte" von Ihnen ist — was ich glaube, obgleich ich Ihren Stil darin ganz verändert finde — so war das rechte Hilfe in der Not, da ein vorhergehender Artikel in jenem Blatte überaus niederträchtig war (er ist in süddeutschen Blättern nachgedruckt) und auch hier meinen Gegnern viel Gaudium verursacht. Das Scharfrichterlob hat mir mehr Vergnügen gemacht, als hätte man mich für einen Shakespeare erklärt. Ach, es ist mir bei meinem letzten Buch nicht um Lob und Anerkennung für meine Poesie zu thun, sondern ich will nur wissen: ob es mir gelang, ein Exempel zu statuieren, und ob der Kopf herunter ist. — Haben Sie keine Spur, wer der Verfasser jenes Schmähartikels im „Konversations-Blatte" ist? Nach inneren und äußeren Kennzeichen ist er derselbe, der jüngst im Globe einen Artikel über deutsche Litteratur drucken lassen, worin ich ebenfalls gemein mißhandelt worden. Hier soll Gans aushelfen. Ich habe Ihnen durch einen Reisenden, der just nach Berlin reiste, 6 Exemplare meines Buchs zugeschickt (ich hoffe, daß Sie solche bereits erhalten), und ich bitte Sie, zwei Exemplare an Gans zu geben, damit er sie an seine Pariser Bekannten, nämlich den Litteraten des Globe und der Revue française, schicke, und somit jeder feindseligen Machination von jeder Seite vorgebaut werde. Die übrigen 4 Exemplare stelle ich zu Ihrer Disposition, lieber Varnhagen, und Sie können sie an solche Leute verschenken, von denen Sie glauben, daß sie für die Streitfrage des Buches günstig wirken können. Ich habe nötig, dergleichen zu thun, da ich meinen eigenen Buchhändler in feindseligen Umtrieben ertappt. Daß im „Gesellschafter" ein Artikel erschien, der in der Hauptsache nicht schlimmer sein konnte, hätte mich verdrießen können, wenn ich nicht zu viel Ekel dabei empfunden hätte. Voll Vertrauen auf den Menschenverstand meines Freundes Moser, mit dem ich immer gleich dachte, schickte ich ihm mein Buch, sobald es die Presse verließ, vertraue ihm meine Besorgnisse in Hinsicht der Platenschen Affaire, bitte ihn in dieser Hinsicht dem Buche Freunde zu werben, und sage ihm dabei, daß er seinen Freund Veit ersuchen soll, mir da Beistand zu leisten, da dieser junge Mensch in Berlin als blinder Enthusiast und Anbeter mir anhing — ach! er überlief mich so oft und verdarb mir so manche Stunde! Infolgedessen hat der junge Mensch seinen ganzen Scharfsinn aufgeboten, mich als einen Schurken (d. h. ein Mensch, der das Gute heuchelt) darzustellen und mein Buch als verrufen, dessen er in seiner guten Gesellschaft (gottlob! ich habe just 10 Invitationen dieser guten Gesellschaft, die mir zu schlecht war, ausgeschlagen) nicht erwähnen dürfe. Ebenso singt mein Freund Moser — wenn ich den noch Freund nennen kann, der in den Hauptdingen des Lebens nicht mit mir stimmt. Das sind Odiosa. Ich habe mir aber fest vorgenommen, solchen Freunden abzusagen und, was erklärte Feinde

betrifft, keinem was zu vergeben, wenn ich sie in der Platenschen Sache in flagranti ertappe. — Von Immermann habe ich unterdessen mehrere Briefe erhalten, voll Übereinstimmung; den ersten lege ich bei und erbitte ihn mir gelegentlich zurück.

Den 28. Februar 1830.

Ich hatte gestern meinen Brief schließen wollen, als ich Ihre Zusendung des „Konversations-Blattes" erhielt und Frau v. Varnhagens Imperativ (Antwort!) mich bewog, die Absendung dieses Briefes aufzuschieben, um noch einige Zeilen hinzuzufügen — welches mir aber sauer wird, da mein armer Kopf im Zustand der ödesten Ermattung.

Für den „Konversations-Blatt"-Artikel danke ich nochmals; Sie sind der einzige, der sich in dieser tristen Not ganz praktisch meiner annimmt — ich habe alles, was ich dabei empfinde, in diesen Worten angedeutet. In den hiesigen „Lesefrüchten" ist jener Artikel, ohne mein Zuthun, gleich abgedruckt worden, und ich benutze ihn vielleicht noch außerdem, in einer Buchhändleranzeige verwebt, für die „Allgemeine Zeitung," wenn die den Abdruck gestattet. Mit Stägemann steh' ich gut, Lebret ist mein Glaubensgenosse in Buonoparte — nur auf Cottas kann ich mich nicht mehr verlassen. Madame ist mir feindlich, und sobald der Alte stirbt, brech' ich ihr den Hals! Diese Feindschaft verdank' ich meiner Vorliebe für Madame Robert. Ich bemerke diese Dinge noch, für den Fall Sie etwa es bewerkstelligen könnten, daß ein Korrespondenz-Artikel aus Berlin in die „Allgemeine Zeitung" geschmuggelt werde, worin, unter anderem, hingesagt wird, was man in Berlin über den Platenstreit verschiedentlich spricht. Auf jeden Fall wünsche ich, lieber Herr von Varnhagen, daß Sie mir einen solchen Artikel für den „Hamburger Korrespondenten" schrieben, denn ich stehe ganz superbe mit dessen Redakteur, dem kleinen Runkel, der alles druckt, was ich will. Nur Sie können einen so delikaten Artikel schreiben, der um so schwerer, je kürzer er sein muß, der in den vagsten Worten das Bestimmteste sagt. Es gilt dem Publikum weiß zu machen, es habe schon jetzt die Bedeutung jenes Streites begriffen, und lasse sich nicht irre machen von Intriguen, die es seinem eigenen Interesse entfremden möchten. Trotz aller Versuche vermochte ich nicht, mir selbst so einen Schutzartikel zu schmieden, mir fehlt jene diplomatische Farbendämpfung, jene zierliche Gewandtheit, die Ihnen so eigen ist. Sie könnten nun, wie Sie wollen, einen solchen Artikel (ich setze voraus, er macht Ihnen wenig Mühe) direkt an Runkel schicken oder auch an mich direkt, obgleich ersteres viel paßlicher. — Zimmermann hat für den „Hamburger Korrespondenten" eine Beurteilung meines Buches versprochen, und ich denke, Sie werden sie dort nächstens lesen. Hier gilt er schon für den Verfasser Ihres Aufsatzes — und er scheint diese Ehre nicht bestimmt ablehnen zu wollen.

Ich wiederhole, daß ich im ersten Momente Ihren Stil bei jenem Artikel nicht erkannt, nur bei näherer Betrachtung kamen mir die Feinheiten ganz wohlbekannt vor. Ich lese jetzt den 4. Band von Goethes und Schillers Briefwechsel, und wie gewöhnlich mache ich Stilbeob-

achtungen. Da finde ich wieder, daß Sie nur mit dem frühesten Goethe, mit dem Werther-Goethe, Ähnlichkeit im Stil haben; Ihnen fehlt ganz die spätere Kunstbehaglichkeit des großen Zeitablehnungsgenies, der sich selbst letzter Zweck ist. Er beherrscht seinen Stoff, Sie bezwingen ihn. Abründung, Helldunkel, Perspektive der Zwischensätze, mechanisches Untermalen der Gedanken, dergleichen kann man von Goethe lernen — nur nicht Männlichkeit. Es ist noch immer meine fixe Idee, daß mit der Endschaft der Kunstperiode auch das Goethentum zu Ende geht; nur unsere ästhetisierende, philosophierende Kunstsinnzeit war dem Aufkommen Goethes günstig; eine Zeit der Begeisterung und der That kann ihn nicht brauchen. Aus jenem 4. Briefsammlungsteil sah ich klar, wie ingrimmig er die Revolution haßte, er hat in dieser Hinsicht ungünstig auf Schiller eingewirkt, den er vielleicht am Ende zum Mitaristokraten gemacht hätte. Vgl. seine Verhöhnung Posselts, Campes, des Bürgerdiploms, das Schiller aus Frankreich erhielt u. s. w.

Entschuldigen Sie mein wirres Schreiben, mein Kopf ist so matt; sonst würde ich auch vieles an Frau von Varnhagen sagen, an Frau von Varnhagen, die für die Wahrheit gekämpft, gelitten, gestritten und sogar gelogen hat. — Wie ergötzt mich jede Zeile, die sie schreibt!

Grüßen Sie mir Robert und seine Frau, der ich dieser Tage schreiben will. Ich lasse sie bitten, noch ehe sie Brief von mir erhält, mir nochmals einige Zeilen zu schreiben; ich will's ihr in besseren Zeiten schon gedenken. — Wie lang ich hier bleibe, weiß ich nicht; was ich jetzt beginne, weiß ich auch nicht, kurz ich weiß gar nichts. Ich glaub' aber auch nicht, daß andere viel mehr wissen.

Leben Sie wohl, recht innig herzlich wohl, so gut es Ihnen nur möglich ist, und behalten Sie mich lieb und wert

Ihr

H. Heine.

69. An Friedrich Merckel.

[Hamburg, den 7. März 1830.]

Ich kann Dich also nie mehr zu Hause treffen! Hast Du den fünften Teil von Goethes und Schillers Briefwechsel, so bitte ich Dich, ihn mir durch Überbringer zu schicken.

Guter Sonntagmorgen.

H. Heine.

70. An Karl Immermann.

Lieber Immermann!

Trotz einer übergroßen Müdigkeit in Kopf und Gliedern schreibe ich Ihnen dennoch, lieber Immermann, um Ihnen ohne Zeitversäumnis einliegende Bildchen zu schicken, die mir eben der Maler Lyser[1]) endlich

1) Vgl. Bd. IV. S. 338, Anm.

fertig gebracht. Was Ihnen daran mißfällt, sagen Sie, auch können Sie nach Belieben eins oder das andre verwerfen. Sie müssen auch selbst die Unter- oder Überschriften angeben, die der trübselige Campe (wir stehen nicht gar zu süperbe) vorderhand verfertigt hat. Das Manuskript hat seitdem und noch immer der Maler in Händen gehabt, so daß ich es nicht zum zweitenmale durchgehen konnte; es wird wohl nicht viel Zeit zu weiterer Besprechung übrig sein, wenn das Gedicht gleich nach Ihrer Genehmigung der Zeichnungen in die Presse kommen soll. — Und wenn ich es genau bedenke, sind die metrischen Veränderungen, die Sie wohl vornehmen könnten, nicht von der Art, daß der Mangel derselben dem Gedichte in den Augen des großen Publikums schaden könnte; denn das große Publikum versteht gar nichts von Metrik und verlangt nur seine kontrahierte Silbenzahl. Überhaupt sind ganz gute Verse im Deutschen eine Unmöglichkeit. An diese Bemerkung schließt sich meine Danksagung für die Gedichtesammlung — doch mißverstehen Sie mich nicht, ich bin voller Bewunderung für einen großen Theil derselben, in poetischer Hinsicht, ich staune ob Ihrer Produktivität überhaupt (ich mache gar keine Gedichte mehr), und nur an – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ hab' ich allenfalls etwas auszusetzen. „Die Wiege des Königs von Rom" ist süperbe; die letzten 4 Zeilen hätte ich fortgewünscht. Die Elegien herrlich, auch die Vorsprüche bei jedem Abschnitt — doch wer kann eine Gedichtesammlung in solcher Einzelweise loben oder tadeln! Am liebsten wär's mir, ich könnte mündlich mal mit Ihnen schwatzen. Wird aber nicht so bald angehen. Meine Gesundheit ist zerrüttet, und ich muß wieder in die Ruhe des Landlebens und in die Wellen des Meeres. Ich bleibe hier in der Nähe, bis ich wieder in Helgoland baden kann. Sagen Sie an Herrn Schnaase[1]), daß der Vogeljäger Vogt, der mit mir zuletzt auf Helgoland zurückblieb, sich bald nach meiner Abreise dort erschossen hat, und zwar aus Liebesmelancholie. Ich hatte ihm schon vorher abgemerkt, daß ihm das Leben zur Last war, da er am liebsten bei hoher See zum Vogelschießen ausfuhr, wo ich ihn dann nur aus Ambition, um nicht ein Poltron zu scheinen, manchmal begleitet habe. Er schoß noch viele Vögel, manch hübschen Vogel, und den merkwürdigsten zuletzt.

Dies alles schrieb mir mein Freund, der Apotheker, der mir auch Damengrüße spedierte — sagen Sie das an Schnaase.

Ich bin sehr lebensheiterer Stimmung und habe dem siechen Körper diesen Winter manchen Genuß abgetrotzt — eine Folge solchen Trotzes ist meine Müdigkeit in diesem Augenblick.

An Platen denke ich wenig, obgleich ich oft genug an ihn erinnert werde. Man schimpft — und darauf war ich gefaßt. Doch regen sich schon einsichtsvolle und unparteiische Stimmen. Wenn Sie irgend eine tüchtige Feder für mein Buch gewinnen können, so unterlassen Sie es nicht; man kann für fremde Bücher mit mehr Eifer die Leute zum Verfechten anregen, als für eigne Bücher. Es könnte not thun; im Süden, höre ich, rüstet man sich. Was gehts mich an! Ich habe meine Schuldigkeit gethan.

---

1) Karl Schnaase (1798—1875, berühmter Kunsthistoriker, wurde mit Heine in Helgoland bekannt.

Campe ist ein echter Buchhändler — es ist alles damit gesagt; es ist eine Sünde, wollte man generöse gegen ihn sein. Sehen Sie sich vor.

Mit Menzel hab' ich seit Jahr und Tag keine Berührung gehabt; habe ihm mein Buch nicht geschickt, da ich nichts Gutes von ihm erwarte. Haben Sie Nachricht von Beer? Ach, ich bitte Sie, legen Sie es ihm ans Herz, mich in München, besonders gegen Schenk, in der Platenschen Sache zu vertreten. Ich verliere nicht gern Freunde, obgleich ich mir jetzt immer für den kleinsten Freund, den ich verliere, gleich zwei große Freundinnen anschaffe. — Und nun, leben Sie wohl und schreiben mir bald. Die Zeichnungen können Sie direkt an Campe schicken; er versichert mir, Ihr Unmut beruhe auf Mißverständnis. Ich hab' ihm gehörig den Text gelesen. — Gestern abend, bei einem Diner, habe ich sehr viel mit dem Theaterdirektor Schmidt über Sie gesprochen; er verehrt Sie sehr. Schreiben Sie nur immer ohne Rücksicht auf die Bühne, überlassen Sie das Bühnengerechtmachen einem Handwerksverständigen, und die Sachen werden besser gehen. So ließe sich der „Petrarcha" sehr gut aufführen. Ein andermal mehr davon.

Ihr Freund

H. Heine.

Hamburg, den 14. März 1830.

---

71. An Varnhagen von Ense.

Wandsbeck, den 5. April 1830.

Meine lieben Freunde — entschuldigen Sie zuerst die blasse Tinte und dann mein langes Stillschweigen. Ich würde Ihnen aber doch noch nicht schreiben, wenn ich nicht stachelnde Begier hätte, etwas von Ihnen zu erfahren, wie es Ihnen geht. Ich bin so isoliert, daß Sie in diesem Augenblick die einzigen pouvoirs intermédiataires zwischen dem bessern Mir und der bessern Erscheinungswelt sind. Seit zehn Tagen wohne ich ganz allein in Wandsbeck, wo ich seitdem noch mit niemanden gesprochen, außer mit Thiers und dem lieben Gott — ich lese nämlich die Revolutionsgeschichte des einen und die Bibel des anderen Verfassers. Das Bedürfnis der Einsamkeit wird mir nie fühlbarer als beim Anfange des Frühjahrs, wenn das Erwachen der Natur sich auch in den Gesichtern der Stadtphilister zeigt und unerträglich gemütliche Grimassen darin hervorbringt. Wie viel nobler und einfacher gebärden sich die Bäume, die ruhig grün werden und bestimmt wissen, was sie wollen! — Auch ich weiß bestimmt, was ich will, aber es kommt nicht viel Grünes dabei heraus.

Indem ich die vorherige Seite, um zu wenden, mit ruhigem Sand bestreute, bemerkte ich, daß meine Handschrift mit Frau v. Varnhagens Handschrift sehr große Ähnlichkeit bekommt. Im Grunde ist es auch Unnatur, wenn ich anders schreibe. Sind sich doch unsere Gedanken ähnlich wie ein Stern dem andern — besonders meine ich hier Sterne, die so recht viele Millionen Meilen weit von der Erde entfernt sind. Wenn ich nun sage, daß ein Brief von Frau von Varnhagen manchmal Ähnlichkeit mit der Milchstraße am Himmel hat, so liegt dabei

auch eine heimliche Anspielung auf die Klagen der Astronomen, die ob des allzu leuchtenden Gewimmels in besagter Milchstraße nicht deutlich genug die einzelnen Sterne heraussehen und betrachten können, und sich die Augen verderben, wie ich, der ich in diesem Augenblick einen Brief von Frau v. Varnhagen vor mir liegen habe. Gleichviel, schreiben Sie, Frau von Varnhagen, mir bald wieder einen jener himmlischen Briefe, woran ich mir die Augen verderbe und das Herz erquicke.

Ich will wieder Sand streuen, und die dummen Gedanken dieses Blattes darunter begraben.

Während des vorigen Monats, besonders seit dem Ende des Karnevals, ist es mir in Hamburg nur allzu gut ergangen. Ich habe kein Talent, recht leidend gar zu lange hinzukränkeln, und als ich, außer meinem körperlichen Unwohlsein, auch mit geistigem Mißbehagen, welches größtenteils durch mein letztes Buch verursacht wurde, zu schaffen bekam, griff ich zu meinem gewöhnlichen Hausmittel, welches darin besteht, daß man nicht mehr zu Hause eingezogen lebt, und daß man dem kranken, verdrießlichen Leibe so viel Lebensfreuden als möglich abtrotzt. Nach solchem Leben pflegt aber mit der Ermüdung auch eine ernste Arbeitssehnsucht bei mir einzutreten, und die Leichtigkeit und Gleichgültigkeit, womit ich Hamburgs Fleischtöpfe und Fleischtöpfinnen, seine Theater- und Ballvergnügungen, seine guten und schlechten Gesellschaften verlassen habe, um mich in Einsamkeit und Studien zu vergraben, giebt mir die Überzeugung, daß ich noch anders bin — als die anderen. Große Vorsätze wälzen sich in meinem Geiste, und ich hoffe, daß auch öffentlich dieses Jahr manches davon zur Erscheinung komme.

Ob man mir zu dergleichen Ausführungen genug äußere Ruhe lassen wird, das kann ich nicht wissen. Ich darf mich in betreff der Platenschen Affaire keiner gänzlichen Sorglosigkeit hingeben. Obgleich ich das bisherige Stillschweigen des Helden zu meinem Vorteil deute, so ist ein allzu frühes Wähnen, alle Gefährdung sei vorüber, ebenso feige wie jede Furcht vor Gefahr und jede Überschätzung derselben. Wir glauben nur gar zu gern, was wir wünschen, und wir glauben deshalb so selten an Gefahr. Der wahre Mutige weiß solche Einflüsterungen seiner Wünsche abzuweisen, ebenso wie der Feigling sich ihnen gern hingiebt und, wenn er etwas Kühnes thun mußte, immer dabei heimlich glaubt, es werde ihm so hingehen. Dieses ist aber Frechheit; — hingegen der Mut täuscht sich nicht über die Folgen seiner Handlungen und erwartet die schlimmsten. Vielleicht erinnern Sie sich, Herr v. Varnhagen, daß Sie selbst dieses mal gegen mich aussprachen, und Sie sehen, ich habe es nicht vergessen. —

Herr v. Rumohr, höre ich, ist in Berlin. Mein Argwohn in betreff des Injurienaufsatzes, der im Brockhausschen Blatte stand, konsolidiert sich gegen den Professor Ulrich in Hamburg, den Sie von Berlin aus kennen werden. Das ist sehr schlimm. In dieser Sache kann ich nicht verzeihen. Er steht mit Platen in Briefwechsel. Es ist möglich, daß Platen vor lauter Material nicht zum Schreiben kommen kann. — Ich kann nicht umhin — und Sie werden mich nicht mißverstehen — einer Stelle Ihres letzten Briefes zu erwähnen, deren Er-

wähnung ich nicht mal unterdrücken darf, um so mehr, da sie mir nicht aus dem Kopf will. Ihnen besonders deshalb zu schreiben, hielt ich aber nicht für nötig, und noch weniger für geziemend. Sie schrieben mir nämlich, daß Sie denselben Tag an Runkel einen Berliner Artikel für den „Korrespondenten" geschickt, worin eine zweckmäßige Erwähnung der besprochenen Polemik. Nun möchte ich doch wissen, ob ich dem kleinen Runkel unrecht thue, wenn ich ihm mißtraue — denn er versicherte mich, keinen solchen Artikel erhalten zu haben, und beteuert mir beständig seine Bereitwilligkeit zu jeder Dienstleistung, die in seinem Bereiche. Jenen Artikel erwartend — ich muß jetzt lachen — habe ich es immer noch aufgeschoben, einen Rezensionsartikel unter „Gelehrte Sachen" im „Korrespondenten" abdrucken zu lassen. Das heitere Leben, das ich in der letzten Zeit führte, war schuld, daß ich dergleichen wenig bedachte. Jetzt bin ich sehr rassuré und will hier mit Muße überlegen, wie man durch solchen Gelehrte Sachen-Artikel und durch eine Buchhändleranzeige (auch diese ist noch nicht aufgeschoben worden) allerlei Reservative gegen zu erwartende Verunglimpfungen vorausdruckt. Raten Sie mir dabei.

Aus dem Süden habe ich keine Nachrichten. Dagegen weiß ich, daß man in Norddeutschland noch immer nicht erbaulich über mein Buch zu sprechen ist — aber allmählich frißt es sich durch. Wer hat im „Freimütigen" den schönen Aufsatz über mich geschrieben? Ist er von Alexis? — Der hat mir Freude gemacht. Es ist viel, wie ich höre, über mein Buch geschrieben worden, und zwar zu dessen Gunsten, was durch allerlei Machinationen von Zeitungsredakteuren zurückgewiesen worden. So z. B. schrieben hier dergleichen: ein sehr geistreicher Mann, der Dr. Wienbarg (von ihm ist eine Anzeige der Börneschen Schriften im „Korrespondenten"), und auch der Rektor Nöldeke in Harburg, ein freier Protestant. Überhaupt sehr viele freie Protestanten sind enthusiastisch für mich gestimmt, und ich sehe ein, daß ich mir unter dergleichen Leuten sehr leicht eine Partei machen könnte. Man kann nicht wissen, welcher Gegensatz durch Enthüllung jesuitischer Ränke im protestantischen Deutschland hervorgerufen wird, und da könnte es wohl geschehen, daß ich unter den evangelistischen Leuten einen Anhang bekäme. — So viel weiß ich, die Jesuiten glauben, daß sie die protestantischen Pietisten weit leichter gewinnen könnten, als die Denkgläubigen und Starrkirchlichen, und in diesem Wahne (denn sie irren sich wirklich) unterstützen und befördern sie den Pietismus. Dessen habe ich mich in Bayern überzeugt. — Politisches will ich heute und vielleicht auch nächstens nicht schreiben. Über Frankreich denk' ich manches, um so mehr, da ich diese Tage im Thiers las: daß der jetzige König und die Familie Polignac die ersten gewesen sind, die aus Frankreich emigrierten. — Meine Adresse bleibt dieselbe; meine Mutter besorgt mir die Briefe hierher.

Leben Sie wohl, grüßen Sie mir Robert, und bleiben Sie freundschaftlich gewogen

Ihrem gehorsamen

H. Heine.

72. An Karl Immermann.

Änderungs-Vorschläge zum „Tulifäntchen."

Erstes Buch.

Erstes Lied.

S. 11. Das Geschlecht der Tulifant
Blüht' einst hoch im Reich der Fante.
Zwanzig Schlösser, reiches Kornland u. s. w.

Die Endungen der Verse wollen mir nicht zusagen durch ihren Gleichklang. Ließe sich nicht etwa setzen:

Einst im Fantenreiche blühte
Das Geschlecht der Tulifant u. s. w.

S. 12. Seht Ihr dort . . . . .
. . . .
Jenes Mäuerchen, zwei Schuh hoch,
Und im Mäuerchen die Holzthür?

Das „chen" als lange Silbe, wenn „zwei" als kurz gebraucht wird, mißfällt mir. Da doch die Verse mit spondäischen Trochäen sich endigen, so könnten Sie in beiden Versen sehr gut „Mäuerlein" setzen. Die schweren Trochäen machen sich überhaupt im komischen Pathos sehr gut.

S. 12. Eine Mauer ist die Mauer,
Und die Thür ist eine Thüre,
Und die Mau'r umgiebt, die Thür
Öffnet den Kartoffelteller.

Den dritten Vers versteh' ich nicht. Ist da nicht ein Schreibfehler?

S. 13. Aber wie der Abend dunkelt,
Klappt' er zu das Buch und rufte: (?)

Zweites Lied.

S. 14. Christoph, Don Christofo
Soll er heißen; wie Sankt Christoph u. s. w.

Im ersten Vers ist ein Fuß zu wenig; soll's etwa „Christophoro" heißen?

S. 16. Und Don Tulifant, entgegen
Gehend der Genossin . . . .
. . . .
Und er sprach zu ihr bedeutend:

Ich würde, auch schon wegen des Wortsinnes, „bedeutsam" setzen; es klänge mit der folgenden schweren Trochäusendigung gut zusammen.

S. 16. Denn ich seh' des alten Hauses
— ◡ | — ◡ — ◡ | — ◡
Junge Hoffnung winken glanzreich!

Denn ich seh', wie junge Hoffnung
Glanzreich winkt dem alten Haus!

schlag' ich vor.

Der gleich folgende Vers:

S. 16. Pflückt entzückt drauf zarte Schotlein

mißfällt meinem Ohre ebenfalls.

Drittes Lied.

S. 18. Dieser Däumerling der Zweite.

Däumling wäre doch besser und dürfte doch dem Metrum nicht aufgeopfert werden.

S. 18. Nimmer baut des Hauses Ehre
Solch chinesisch Teufelchen.
Nimmer kann zu Leben tragen
So ein Würmchen Vatererbe!

Besser wäre wohl auch:

Solch ein Wurm das Vatererbe.

S. 20. Ach, wie soll, spricht Donna Tulpe
Hohes Wesen, das geschehn wohl?

Die Fee Libelle, die kleine, dürfte wohl nicht „hohes Wesen" angeredet werden.

S. 21. Rieben ängstlich sich die Augen.

? Etwa: „Und sie rieben sich die Augen." (Wär' auch episch einfacher.)

Viertes Lied.

S. 12. Willst zu den Lilliputtern
Du wandern gehn, dein Schwert dort abzufuttern?

Letzterer Ausdruck mißfällt mir, riecht zu sehr nach der Reimnot. Haben Sie keinen Reim auf: Lilliputten oder Lilliputanern? (Willst zu Lilliputanern?" klänge, obschon schlecht, doch immer besser, als „futtern.)" Das Ganze ist aber köstlich; drolliger Ernst.

Fünftes Lied.

S. 24. Tulifant, der Vater, sitzet,
Rüstet's Schwert dem tapfern Söhnlein.

Außer der Härte „Rüstet's Schwert" mißfällt mir auch der Ausdruck selbst.

S. 25. Edle Donna, nun beweiset
Mut, gleich der spartan'schen Mutter!
Denn es geht zum Scheiden jetzo,
Doch es geht in hohe Thatbahn!

Soll das „Doch" nicht ebenfalls „Denn" heißen?

Siebentes Lied.

S. 32. Liebend mit Nixe kost' er.

„Mit der Nixe" soll's wohl heißen? ist ein Schreibfehler.

S. 33. Feu'r vom Wirbel bis zur Zehe,
Trotzig rief er u. s. w.

Könnte der erste Vers nicht verbessert werden?

S. 34. Groß ist unser Reich, noch nicht
Schlossen sich des Landes Grenzen.

„Noch nicht?"

S. 34. Doch wie kam es, daß das Mannsvolk
Euch gewichen ist so kraftlos?
Sprach die kräftige Brünette u. s. w.

Ich wünschte ein anderes Wort für „kraftlos," damit an dem hübschen epischen Beiwort „die kräftige Brünette" nichts verloren gehe.

S. 36. Dort wächst eine Sorte Bäume,
Die vor Zeiten man aus Täuschung
Sucht' in dem galanten Sachsen.

Besser wär' wohl „Irrtum."

S. 36. Dieser Baumflock ist Regale.

Oder heißt es „Baumfleck?" Undeutlich geschrieben.

S. 37. Denn so hieß die Stadt, die große.

Mir gefiele besser: „die große Stadt."

Achtes Lied.

S. 38. Weiblichen Kron-Würdenträgern.

Ich schlüge vor: „Reichskronwürdenträgerinnen."

S. 38. Sich zurückzieht jetzt Brünette

Allzu hart!

S. 39. Statt: Doch die Premierministrin
Lauschet durch des Zuges Falte.

würde ich setzen:

Aber die Premierministrin u. s. w.,

Premier als Jambus gebrauchend.

S. 40. Unablässig flog die Wilde
Um die Fürstin, um die Krone, (um die goldne)
Spaniolreichsapfeldose,
Um den Scepter, Hermelinflies. (um die Krone).

Bei solchem Tausch der Worte gewänne der Vers und die Deutlichkeit; auch wär' es eine Art Steigerung.

Ich kann manche Verse, wie etwa:

S. 40. „In der Linken den Reichsapfel,"
„Der bemeldete Reichsapfel"

nicht ganz verwerfen, wenn ich das Prinzip des Zeitmaßes statuieren will, und ich muß wirklich gestehen, daß letzterer Vers dem Ohre nicht widersteht, indem das Aussprechen des Wortes „Reichsapfel," besonders da eine kurze Silbe vorherging, zwar viel Zeit braucht, aber diese Zeit durch die vorhergehenden vielen kurzen Silben erspart worden ist und somit das Zeitmaß richtig auskommt. Aber manchmal chokieren mich doch dergleichen Verse, z. B. (noch im achten Liede):

S. 41. Denn dann fließen ihre Thränen
Einem schönen Ideale
Von dem goldenen Weltalter.

Neuntes Lied.

S. 44. Das geliebte, stets ersehnte,
Nie genug geleckte Fressen,

Etwas stark unedel!

Das Erstechen der Fliege ist etwas zu breit beschrieben, auch könnte wegbleiben:

S. 45. Opfer seiner Leidenschaften,
Haucht der Wütrich aus zum Hades
Seine Seele, lasterschmutzig.

Paßt nicht zum Tone des Ganzen.

S. 46. Statt: Sprach die Premierministrin
Sprach jetzt die Premierministrin.

S. 47. Auf den Fächer Tulifäntchen
Hebend, präsentierte knixend
Sie den Helden Grandiosen.

Könnten Sie den Vers nicht etwas ändern? Alles dran ist richtig, und doch gefällt er mir nicht.

Zweites Buch.

Erstes Lied.

Wunderschön! Dieses Metrum gelingt Ihnen unübertrefflich, besonders die Reime, auch die Beiwörter, die Appositionen, die Whims. Nur ein Wort mißfiel mir, nämlich „bekleiden."

Zweites Lied.

S. 57. Blut'ge Steine! Roter Rasen!
Einen Jüngling, bleich zum Tode,
Schwarzes Blut in gelben Locken,
Trug das rote Bett von Rasen.

Das Beiwort „schwarz" mißfällt mir hier, weil der „rote Rasen" ja ebenfalls von Blut gefärbt ist. Ich schlüge vor, gar kein Farbbeiwort bei Blut zu setzen.

S. 61. . . . . denn sie gähnet
Über Gott selbst und den Himmel.

Ich schlüge vor:

. . . . denn sie gähnet
Über Gott sogar und Himmel.

S. 61. Eine welthistor'sche Stimmritz'

Was ist das?

S. 64. Heilen will ich Luft mit Blute

Es wäre einfacher und kindermärchenhafter, wenn er bloß sagt, daß er die Luft heilen will.

S. 64. Bauer, Schläfer stehn im Schutze u. s. w.

Hier hätte ich weit lieber die epische Wiederholung, daß er den Bauer schützen will, daß er dem Schläfer helfen will u. s. w. Die Luft heilen, weil sie zerrissen worden, scheint mir etwas zu kühn. Die Luft reinigen, weil sie mit schmutzigem Atem vermischt worden, möchte etwas milder klingen.

Drittes Lied.

S. 67. Ratet mir, von wem er's taufte? mir
Von dem alten Tulifante,
Welcher damals Geld gebrauchte.

Schlüge vor: „Geldes brauchte."

S. 69. Macht's auf Ehre ganz charmant.

Dieser Vers (nachdem der Riese die letzte Tonne ausgesoffen) klingt mir etwas matt. Lassen Sie ihn lieber mit der Tonne die Nagelprobe machen.

Viertes Lied.

S. 78. Einen tiefen Blick heut abend
Hab' ich in mein Herz geworfen,
Es geht gleichfalls bei mir los.

Dieser Vers ist zu sehr schlagadodrisch.

S. 79. Noch drei Tage soll sie leben,
Nach drei Tagen soll sie dran!

Wär' nicht besser: „sterben?"

Fünftes Lied.

S. 80. Was den Helden nur verdrossen?
Was den Mut ihm nur verdüstert?

Das mangelnde Hilfszeitwort ist gegen die epische Einfachheit, welche auch immer den gewöhnlicheren Bildungspartikeln vor den ungewöhnlicheren den Vorzug giebt, und so z. B. klänge besser:

Aber was verdroß den Helden?
Was hat ihm den Mut verdüstert!

S. 81. Mir gilt's gleich, wenn Tulifäntchen
Ewig sitzen bleibt im Walde.
Und am schwanken Binsenaste
Schwertlein, Schildelein der Rost zehrt.

Mir klänge besser: „Schwertlein, Schildlein dort verrostet." Es versteht sich, daß das „dort" ein Flickwort ist und durch jedes beliebige ersetzt werden kann.

S. 82. Sprang dein Schild? Zerbrach dein Schwert dir?
Lahmt dein unvergleichlich Kampfroß?

Ich würde das „dir" im ersten Vers fortfallen lassen, und im zweiten Vers würde ich dann, statt „unvergleichlich," ein Beiwort nehmen, dessen letzte Silbe kürzer als „lich" ist und somit das Zeitmaß besser auskomme und mit dem vorhergehenden Verse korrespondiere.

S. 83. Schon drei Tage lagr' ich u. s. w.
. . . .
Schon drei Tage klopf' ich u. s. w.
. . . .
Schon drei Tage fordr' ich schlachtheiß
Meinen Gegner Schlagadodro
Mir herab auf Schwerteskampfstreich;
Sitzt er auf der Mau'r und kaut,
Der Vernagelte, an Tüpto —
Doch mein Lagern, doch mein Klopfen,
Doch mein wildes, zorn'ges Fodern
Ist vergebens, nicht bemerkt er's.
Seine Augen übersehn mich u. s. w.

Fast sollt' ich glauben, es sei hier ein Abschreibefehler; die unterstrichenen Verse müßten erst vor dem letzten Vers kommen, ungefähr so:

. . . .
Mir herab auf Schwerteskampfstreich.

Doch mein Zagen, doch mein Klopfen,
Doch mein wildes, zorn'ges Fodern
Ist vergebens, nicht bemerkt er's –
Denn derweilen auf der Mauer
Sitzt er hoch und kaut sein Tupto;
Seine Augen übersehn mich u. s. w.

S. 83. Seine großen Ohren hör'n nicht
All mein Dringen, Zürnen, Schelten.

Mit den großen Ohren hört er
Nicht mein Dringen, Zürnen, Schelten.

S. 83. Aus ist meine Bahn. Der Stern fiel.

Meine Bahn ist aus. Der Stern fiel.

S. 84. Sprach's, und in dem Auge glänzt' ihm
Eine schwere, heiße Zähre.

Der Reim chokiert. Auch vier reine Trochäen!

S. 85. Dieser Sir war seines Volkes,
Des maschinengrübeltiefen, u. s. w.

„Sir" ist nicht zu statuieren. Schiller gebraucht es in „Maria Stuart" aus Unwissenheit. „Dieser Sir" kann man gar nicht sagen. Statt „Sir" müssen Sie „Gentleman" setzen.

S. 86. Jener Sir sprach denkend also u. s. w.

„Der Sir" kommt nochmals vor.

S. 88. In der Alten Angesicht
Glätteten die Runzeln sich.

Daß beide männliche Versendungen auch assonieren, tadle ich.

S. 89. Und ein Streif von rotem Lichte
Zog sich, wo die Fee geflogen,
Nach der göttlichen Erscheinung.

Deutlicher wäre:

. . . .
Zog sich nach, wo sie geflogen,
Diese göttliche Erscheinung.

Auch das Beiwort „göttlich" will mir bei einer Fee nicht munden.

Sechstes Lied.

S. 90. . . . (Der Riese saß . . . .
Traurigkeit im finstern Auge
Über seine strenge Tugend,
Die ihn morden hieß, den Guten.

Ich würde bei einem Epos auch auf Zuhörer rechnen, nicht bloß auf Leser, die das Komma sehen, und des verständlicheren Klanges wegen würde ich die Apposition nicht hinzusetzen, oder ich würde ungefähr sagen:

Die den Mord befahl dem Guten.

Die Schilderung des Sturzes der Mauer (S. 95 und 96) finde ich doch zu sehr überladen.

Siebentes Lied.

S. 101. . . . . das Gesicht
Glich, ein wenig abgeschmackt u. s. w.

S. 101. . . . . . . der Sir aus England

S. 101. Die Leidträger aber sind
Dampfbedienter, Dampfmistreß.

„Mistreß“ kann gewiß nur als Trochäus gebraucht werden, auch sagt man nicht „die Mistreß“, sondern „die Lady;“ ich würde vorschlagen:

Dampfbedienter und Dampflady.

S. 103. Ach, mein Roß, mein liebes Rößlein! (Roß!)
Ach, mein vielgetreuer Schimmel!

Ich würde den kleinen Tulifanten nicht „Rößlein“ klagen lassen. Dasselbe gilt nachher:

S. 103. . . . . . . Ach, mein Rößlein,
Ach, mein Schimmel, lieb und brav!

Mir klänge besser:

. . . . . . Ach, mein Roß,
Ach, mein vielgetreuer Schimmel!

oder:

Ach, mein treuer Zuckladoro!

S. 104. — daß wir durch keinen Sieg
Sieger werden des gemeinen
Loses aller Sterblichen.

Wegen des bald endigenden Gesanges wäre mir ein anderes Wort mit einer gültigeren langen Silbe viel lieber.

Drittes Buch.

Vorspruch.

S. 107. Doch im Innern blieb sie, wie
Sie gewesen, Chaos blieb sie.

S. 108. Unter deinem milden Scepter
Lebt sich's herrlich und vortrefflich.

Das „sich's“ ist zu hart, besser „man.“

Erstes Lied.

S. 111. Ja, ihr kennt die Hand der Toten,
Kennt die Tot' im falt'gen Pruntkleid
Von verblichnem, gelbem Atlas.

„Die Tot'“ würde ich nicht sagen; das „e“ darf nicht wegfallen. Ist ja leicht zu ändern.

Zweites Lied

S. 115. Aber ach! die Liebe gleicht
. . . .
Eine Blüte, augenblicks
Aufgeknospet, blühnd, verwittert!

Statt der letzten Zeile würde ich setzen:

Aufgeknospet, duftend, blühend,
Und auch augenblicks verwitternd.

Versteht sich, statt des „duftenden“ Flickworts ist jedes andre ebenso gut, doch das Wort „verwittern“ drückt das plötzliche Verwelken nicht recht aus.

Drittes Lied

S. 121.
Dem Gatte, der geschändet
Zum Himmel auf rachflehend sein Antlitz wendet!

Zu hart!

S. 121.
Ich sehe, o ihr Götter,
Von welcher Farb' und Stimmung ist das Wetter.

„sehe, o i" — ein raffinierter Hiatus!

S. 124.
Jetzt wisse, daß ein Zwang war
Die Heirat. Sie befahl, ich folgte dankbar.

Diese Reime mißfallen mir; zum Spaß gebe ich zwei Parallelverse, wovon ich nur die Reime empfehle:

Aus Etikettezwang war
Vermählt' ich mich — ich that, was meines Rangs war.

Viertes Lied.

S. 126.
Polizeisoldaten suchen,
Vetter Hinz schlägt Vetter Kunzen
Auf die Schulter u. s. w.

Ich wünsche diese Verse heraus, da im vorigen Lied die Rückberufung der Männer nur so beiläufig unbestimmt erwähnt ist, und daher die Männer hier nicht motiviert genug im Frauenstaat erscheinen.

S. 126.
Die Frau Premierministrin
Nimmt, sehr aufgeregt, stark Cremor.

Zu hart!

S. 127.
Menschenschicksal! Was ist Größe,
Die der Sterbliche sich anträumt?

Ich würde wenigstens vorschlagen:

Die ein Sterblicher sich anträumt.

Die Verse, S. 127: (Tulifäntchen)

Er saß eingekauert. Nacht war
Um ihn, Nacht in seiner Seele.
Ohne Trank und ohne Speise
Saß er, ohne süßen Schlummer,
Einsam, wach, verzweiflungsstarr.

Diese Verse sind nicht bloß zu matt, um des Helden Zustand im Käfig darzustellen, sondern sie sind auch überflüssig. Lassen Sie sie nur ganz weg. Das Schweigen des Helden, wenn er verhöhnt wird, tritt dann um so mächtiger hervor und macht Effekt. Wenn er allein ist nachher, hält er ja doch einen Monolog, worin er seinen Zustand genug ausspricht. Es ist überdies weit epischer, wenn der Held seine Zustände, besonders die Gemütszustände, in dem, was er spricht, andeutet, als wenn der Dichter solche mit seinen eigenen Worten referiert.

Fünftes Lied.

S. 129. „vorlocken" (gar die Sonne lockt vor) statt „hervorlocken" möcht' ich nicht billigen.

S. 129.
Aus den Seufzern . . . .
Hallt sich der Luftfahrerinnen
Wunderlicher Zauberchor u. s. w.

Verwerflicher Vers. Das „der" als lang zwischen „sich" und „Luft," die kurz gebraucht werden, ist nicht zu tolerieren.

S. 130. (Die langen Woltenstreifen,)
Die ihr alle wohl am Himmel
Oft saht stehn so dumm und thöricht,
Daß sie euch zu sagen schienen u. s. w.

Besser wäre wohl, aus begreiflichen Gründen:

Die ihr alle oft am Himmel
Stehen saht so dumm und thöricht u. s. w

S. 130. Seine Hölle predigen.

Wenn Sie der Hölle ein Beiwort geben und „pred'gen" zweisilbig annehmen, schlösse sich die Periode viel besser.

Sechstes Lied.

S. 133. (Denn heut ist Johannisabend,)
Wo der Gnom schlüpft aus dem Stollen,
Von der Kapp' und von dem Leder
Bürstet ab den Katzenglimmer,
Aus vom Klopfen ruht, vom Pochwert,
Sitzend auf der Felsenkante.

Vorschlag:

Wo der Gnom aus seinem Stollen
Schlüpfet, und von Kapp' und Leder
Ab den Katzenglimmer bürstet,
Und, um auszuruhn vom Pochwert,
Auf die Felsenkant' sich hinsetzt.

Das Wort „dahlen" (S. 135) scheint mir in der Elfenfête nicht zierlich genug. Ich erinnere mich, daß Pandemchen es einst gebrauchte. Worte von putzig winziger Kourtoisie wären hier an ihrer Stelle.

S. 136. Kam geritten hoch am Himmel
Auf dem Wind, dem schnellen Rosse,
Jetzt die silberblühnde Wolke.

Ich würde „Roß" statt „Rosse" setzen.

Liebster, liebster Immermann! Diese Elfenwirtschaft ist meisterhaft, ich kann vor lauter Entzücken nicht auf die Füße sehen. Diese drollige Zartheit, dieser kleine Blütenpunschtropfenrausch ist entzückend, und gar das pittoreske In-Ohnmacht-fallen des verliebten Elfchens! Letzteren Moment — der lieblich zarteste im ganzen Gedichte — hätten Sie noch etwas bestimmter hervorheben können. In den wichtigsten Zeilen haben Sie gar Buchstaben sparen wollen, z. B. die „Jüngst'" statt „die Jüngste," „schreind in Ohnmacht" statt „schreiend:"

S. 137. Dunkel wurden vor Entsetzen
Alle glühnde Exzellenzen.
Die Zikaden machten Pause,
Zitternd sprangen durcheinander
Die Libellen von dem Tau; (?)
Doch die Jüngst', ein schönes Kind
Mit dem weichsten Herzen, fiel
Schreind in Ohnmacht. Rosalindchen
Hieß das Kind voll Sympathie.

Dunkel wurden vor Betrübnis
Alle glühnde Exzellenzen.
Die Zikaden machten Pause,
Voll Bestürzung durcheinander
Rannten zagend die Libellen;

Doch die Jüngste fiel erbleichend
Und mit leisem Schrei in Ohnmacht
Rosalindchen hieß das weiche
Schöne Kind voll Sympathie.

Indem Sie, ungefähr in nebenstehender Art, den Schrecken der Versammlung nicht zu stark schildern, wird das In Ohnmacht-fallen der Kleinen desto hervorstechender. Dann müßten auch etwas gemildert werden die Verse:

S. 136.
Sprach's. Da drang in aller Brust
Trauer, Gram und wilder Schrecken

Siebentes Lied.

S. 142.
Und aus Nacht zu sel'gem Schreck
Seine Wimpern öffnend, sah
Um sich, über sich, empor
Er in Fee-Libellens Augen,
Er in Rosalindens süße,
Klare, himmeltrunkne Äuglein.

. . . .
. . . . . sah er
Um sich, über sich, empor
Nur in Fee Libellens Augen,
Nur in Rosalindens . .
. . . .

S. 143. Sich „zu“ einem Palast verwandeln, statt „in?“

Wandsbeck, den 25. April 1830.

Ich denke, lieber Immermann, Sie werden die Andeutungen, die ich auf die vorhergehenden Blätter gekritzelt, leicht begreifen und in keiner Hinsicht mißverstehen; da Sie gewiß noch ein Brouillon des Gedichtes besitzen, werden Sie mit dessen Hilfe bestimmen können, was in Ihrem Manuskript etwa zu ändern wäre. Ich wollte mir und Ihnen das nochmalige Hin- und Herschicken desselben ersparen.

Nachdem es mir Campe auf 14 Tage vertraut, will ich es ihm morgen wieder zurückstellen. Ich hätte Ihnen schon früher diese neben stehenden Blätter geschickt, wenn es mir weniger Mühe gekostet hätte, ein Gedicht, dessen Lektüre mich poetisch bewegte und manchmal berauschte, auch zugleich mit nüchternen Metrikeraugen durchzuschnüffeln. Ich muß Ihnen jetzt noch stärker, als vorher, meinen Beifall aussprechen; ja, ja, das Gedicht ist vorzüglich, voll echten Humors, bestimmte, überraschend bestimmte Gestaltungen enthaltend, und, wie ich jetzt glaube, auch metrisch gut genug. Wenigstens, neben den metrischen Mängeln enthält es auch metrische Vortrefflichkeiten, die aus der Seele, dem Ursitz der Metrik, hervorgegangen sind, die kein Graf Platen mit all seinem Sitzfleisch (dem Aftersitz der Metrik) hervordrechseln könnte. Überhaupt möchte ich diesem letzteren seine metrischen Verdienste nicht allzuhoch anrechnen; aus Perfidie ließ ich sie gelten, der scheinbaren Gerechtigkeitsliebe wegen. Auch die Metrik hat ihre Ursprünglichkeiten, die nur aus wahrhaft poetischer Stimmung hervortreten, und die man nicht nachahmen kann. Sie, lieber Immermann, sündigen oft genug gegen die äußeren Regeln der Metrik, die man

allenfalls auswendig lernen kann; selten aber gegen die innere Metrik, deren Norm der Schlag des Herzens. Besonders zeigt sich das in Ihren Cäsuren; diese, das geheime Atemholen der Muse, dessen kürzeres oder längeres Anhalten nur derjenige kennt, der in ihren Armen träumte — das ist Ihre metrische Force, wie sie sich besonders in Ihren Sonetten gegen Platen zeigt. Gott weiß, in welchen pedantischen Armen dieser sich die Metrik abklaviert, die er nur im Wiegen der Silben ergriffen hat. — Gestern schickte mir Campe das neueste Blatt des „Kometen," worin von Herloßsohn (den ich gar nicht kenne) mein Buch vertreten wird. Ein toller Druckfehler, der mit roter Kreide in dem Blatt, das ich erhalten, — wahrscheinlich von dem Verfasser selbst — verbessert ist, injuriiert Sie; das verdarb mir die halbe Lust. In einem ähnlichen Aufsatz des „Freimütigen" glaube ich Härings Feder zu erkennen. Allmählich werden die Leute vernünftig, aber nur allmählich. — Campe reist Ende dieses Monats nach Leipzig. Ich lebe isoliert auf dem Lande, unter französischen Revolutionsmemoiren und großen Bäumen, die allmählich grün werden. —

Behalten Sie mich lieb!

Ihr Freund

H. Heine.

73. An Friedrich Merckel.

Lieber Merckel!

Ein unvorhergesehenes Ereignis (worüber wir mündlich sprechen wollen) nötigt mich, persönlich (nämlich übermorgen) eine kleine Reise zu machen, von welcher ich erst nach vierzehn Tagen zurückkehre. Kannst Du mir bis dahin zehn Louisdor leihen? Du erzeigst mir dadurch einen großen Gefallen und ersparst mir unbequeme Gänge und Opfer, die jenen Betrag weit übersteigen. Laß mir aber umgehend wissen, ob Du meinen Wunsch gewähren kannst und wann ich Dich morgen zu Hause treffe.

Dein Freund

H. Heine.

Wandsbeck, den 1. Juni 1830.

*74. An Th. v. Kobbe.[1]

Tränke man in Deutschland so starken Thee wie in Holland, so würden Sie es nimmer wagen dürfen, den beikommenden Thee-Absud dem deutschen Publikum, welches Sie zum Thee einzuladen im Begriffe stehen, vorzusetzen, da darin wenig Theegeist, aber desto mehr Wasser enthalten ist. Nehmen Sie daher mit meinem guten Willen vorlieb.

H. H.

---

1) Ohne Datum. Als Begleitschreiben zu der Humoreske „Der Thee." Vgl. Bd. VIII. S. 95.

75. An Varnhagen von Ense.

Wandsbeck, den 11. Juni 1830.

Obgleich ich Ihnen, lieber Herr v. Varnhagen, schon diese Tage geschrieben habe, so kann ich doch nicht umhin, das beikommende Büchlein und den Brief des Verfassers[1]), den ich erst gestern erhielt, an Sie zu befördern. Das Büchlein besitze ich bereits seit 6 Monaten, und obgleich ich die meisten Gedichte schon in metrischer Hinsicht, besonders die holländischen Bilder, vortrefflich fand, so zögerte ich doch bis vor 2 Monaten, ehe ich dem Verfasser antwortete — und ich glaube aus kleinlichem Unmut gegen alles, was nach Noblesse riecht. So mußte eine liebe Freundin, ja eine Freundin, die ich so wie meine Seele liebe, sehr viel Murrsinn von mir ausstehen, bloß weil sie eine hannövrische Komtesse ist und zu adlig fatalster Sippschaft gehört. Das ist die Krankheit, und deren ich mich schämen muß. Denn z. B. jene Freundin (warum soll ich den Namen verschweigen — Tutscheff mit Frau und Schwägerin haben mich rührend liebevoll hier aufgesucht auf ihrem Wege nach Petersburg), jene Freundin tröstete mich in einem Kummer, den ich der plebejischen Kanaille verdanke (viel häuslicher Kummer bedrückt mich), und der Baron Gaudy beschämt mich durch einliegenden Brief, der das vorsichtig Verfänglichste offen beantwortet. Durch Zusendung desselben möchte ich Sie für Mann und Buch interessieren und Ihrem Ermessen unmittelbar anheim stellen, wie weit ersterer ein Interesse verdient. Haben Sie also mal einen Schnitzel Zeit übrig, so widmen Sie ihn einer kurzen kritischen Besprechung dieses Buches, wie Sie es bei so manchem gemacht, den Sie nicht kannten vorher, z. B. bei mir. Freilich, diese Zuführung eines andern lahmen Poeten mahnt mich an den gutmütigen Heilkundigen in Tiecks „Cevennenkrieg," den der geheilte Pudel aus Dankbarkeit an den hilfsbedürftigen Spitz rekommandiert.

Frau v. Varnhagen grüße ich herzinnigst, sowie auch Roberts. Ich hoffe diesen Winter in Berlin zuzubringen, wo ich den Vorteil habe, an meine Freunde denken zu können, während ich ihnen persönlich ins Gesicht sehe. — Für die Notiz in der „Allgemeinen," die ich Ihnen beimesse, danke ich. Ich lasse sie im „Korrespondenten" abdrucken. — Diesen Brief erhalten Sie vielleicht etwas spät, da er mit Buchhändlergelegenheit geht. Es soll nun in Deutschland nichts schnell gehn, und selbst die Begeisterung soll sich nur im langsamen Schneckengang bewegen. Es hat gewiß sein Gutes. Z. B. die französische Revolution wäre nicht zu stande gekommen, wenn die korrespondierenden Jakobinerklubs sich langsamer Buchhändlergelegenheiten bedient hätten, wie die deutschen Demagogen. Es lebe die Buchhändlergelegenheit! Sie ist eine langsame Sicherheitsanstalt, und durch diese erhalten Sie die freundschaftlichsten Grüße

Ihres

H. Heine.

---

1) Die „Erato" von F. v. Gaudy.

Ich bin doch kein rechter Deutscher! es dauerte mir zu lange, als ich von dem Buchhändler erfuhr, daß er diesen Brief in der kurzen Zeit von 2 Monat über Leipzig nach Berlin befördern wollte. Ich schicke Ihnen daher diese Zeilen mit der Post, und das darin erwähnte Büchlein des Baron Gaudy nebst dessen Brief erhalten Sie durch einen Schnellpostreisenden, der gestern abend von Hamburg nach Berlin abreiste. Obgleich ich keine Staatsgeheimnisse schreibe, so kann ich eigene Briefe doch nie mich überwinden, durch sogenannte Güte zu befördern.

Das Wetter erlaubt mir erst Ende dieser Woche ins Bad zu reisen. Ich befinde mich öde gestimmt, kopfleidend und zu nichts aufgelegt. Ich habe ein wüst lieblos fatales Jahr verbracht! Möge meine Stimmung und Stellung sich bald ändern! Hätte ich nicht wichtige Pflichten, die mich fesseln, ich flöge davon! Ich fürchte nur, am Ende fallen mir noch gar die Federn aus und ich vermag alsdann nicht mehr davon zu fliegen, selbst wenn ich mich dazu entschlösse.

Ihr armer Freund

H. Heine.

Den 21. Juni 1830.

76. An Varnhagen von Ense.

Wandsbeck, den 16. Juni 1830.

Schönes Wetter erharrend, bereite ich mich wieder zu einer Badereise nach Helgoland, und diese Zeilen sollen dazu dienen, mir baldigst einige Nachrichten von Ihnen, lieben Freunde zu erwerben; ich lebte die letzten Monate so isoliert, daß ich um so dürstender wünsche, etwas von Ihren jetzigen Zuständen zu erfahren. Wenn Ihr Brief (die Adresse bleibt dieselbe) mich nicht mehr hier träfe, so würde er mir auf dem noch isolierteren Meerfelsen Helgoland nicht minder willkommen sein. Für Ihren letzten Brief vom 16 April danke ich Ihnen, sowie auch für die Übersendung des Zinzendorfs[1]), der mir so unbequem entgegentrat, wie manche verdrießliche Personnage, die uns von einem besten Freund, mit den triftigsten Rekommandationsschreiben, über den Hals geschickt wird. Ich kann den süßlich vermufften Betgrafen nun ein für allemal nicht ausstehen, und daß Sie ihn so gut equipiert haben, verdrießt mich noch am meisten. Er mischt sich in eine Gesellschaft besserer Gefreundeten, die auf meinem Sofa Platz genommen, nämlich die Helden des Evangeliums, des Thiers, der englischen Revolution, Memoiren und dgl. und da spielt er eine dämische Rolle. Warum sollen wir den Pietisten nicht die Schilderung ihrer Heroen selbst überlassen? Mögen die Kreuzluftvöglein zusehen, wie weit sie mit ihrem frommen Gepiepe reichen, ob sie mit all ihrer Liebe, Demut, Gläubigkeit eine gute Biographie hervorbringen können. Nicht einmal das Notwendigste, nämlich den Schreibstil, würden sie erschwingen, denn letzterer ist nicht ohne Vernunftübung entstehbar; Zinzendorf selbst

---

1) „Biographische Denkmale" (Berlin 1824 45. V.) Bd. V enthält die Biographie von Graf Ludwig Zinzendorf, dem Stifter der Brüdergemeinde.

würde nicht so gut schreiben können, wenn er nicht nebenher ein bißchen Filou gewesen wäre. Seine blinden Dupes werden nimmermehr einen vernünftigen Stil schreiben können. — Ich ärgere mich, daß Sie Zeit und köstliches Darstellungstalent an das Unersprießliche verschwendet. Laßt die Toten ihre Toten begraben, und die Stillen ihre Stillen beschreiben. Ein gutschreibender Herrnhuter ist aber gewiß ein Heuchler; und in der That, die ganze Konstitution jener leidigen Sekte ist eine Beförderungsanstalt für Heuchelei und Lüge. So weltdicht verschlossen gegen Luft und Freiheit konnte das Zinzendorfsche Gebäude nicht sein, als daß nicht die äußeren Einflüsse der Umwelt alle deutliche Lügen darin erzeugen mußten.

Stilistisch habe ich wieder viel gelernt an Ihrem Buche, und die gleichzeitige Lektüre des 31. und 32. Bandes der neuen Ausgabe Goethes gab mir zu manchen Betrachtungen Anlaß. Daß Goethe sich darin, mehr als je, von dem bestimmten Artikel (der, die, das) entfernt, nämlich ihn fühlbarlichst ausläßt, daß er neue Formen des Unbestimmten ausprägt (der unbestimmte Artikel „ein" in ängstlicher Anwendung gehört dazu), daß er ferner eine konventionelle Gesellschaftssprache für die Deutschen begründet und somit manchem fühlbaren Mangel abhilft, dergleichen und mehr der Art trat mir entgegen und nahm meine Beobachtung in Anspruch. Das letztgenannte Streben finde ich auch bei Ihnen, lieber Varnhagen; doch allzu bestimmtes Wollen hält Sie von der vorher erwähnten Unbestimmtheitssucht wohlthätigst entfernt. (Ich habe diesen Morgen schon viel geschrieben, wo sich die Goethesche Superlativität beständig in meine Perioden drängte — so ansteckend ist eine Schreibgrimasse!)

Als Retourware kann ich Ihnen in 6 Wochen die 2. Auflage des ersten Bandes der „Reisebilder" schicken. Die Veränderung, die ich drin vornahm, ist gewiß ein Zeugnis meiner inneren Demut und meiner Liebe für das Bessere; ich habe nämlich unter den 88 Liedern der „Heimkehr" diejenigen ausgeschieden, die den Schwachen im Lande als anstößig erscheinen könnten, und ersetzte sie aufs tugendhafteste; die folgenden spanischen Romanzen und die grellen Jamben unterdrückte ich ganz; in der „Harzreise" habe ich ebenfalls alles Allzuherbe ausgemerzt; und somit den gewonnenen Platz mit der 2. Abteilung der Seebilder gefüllt. Das Buch gewinnt dadurch an Symmetrie und Präsentierbarkeit. Im zweiten Bande werde ich die mangelnden Seebilder und die „Berliner Briefe," die ich wegschmeiße, durch Darstellungen aus England, so Sie schon kennen, ersetzen. Im dritten Bande wird auch der Graf herausgeschmissen, und somit, denke ich, werden die „Reisebilder" ein respektables Standwerk. Mein Genius bedroht mich freilich mit einem vierten Band — ich weiß noch nicht, ob ich mich in solch Schicksal christlich ergebe. — Die Notiz im „Korrespondenten" über einen Platenschen Prozeß habe ich selbst befördert, als ich hörte, daß ein Graf Fugger in Berlin die Plateniana in solcher Hinsicht betreibe. Die Noblesse hat Geld zusammengeschossen, weiß aber noch nicht, was sie damit anfangen soll. Es wäre mir erwünscht, wenn dergleichen Volk einmal in corpore gegen mich aufträte und die 13 Bühnendichter-Dummheit gegen mich losließe.

Leben Sie wohl, behalten Sie, Frau von Varnhagen, mich besonders lieb und teuer. Ich liebe Sie beide sehr — habe aber nicht genug Papier, um zu sagen, wie.

H. Heine.

77. An Karl Immermann.

Helgoland, den 10. August 1830.

Lieber Immermann!

Täglich das Briefschreiben aufschiebend, muß ich mich jetzt in aller Eile zum Schreiben entschließen, da das Schiff, womit ich diese Zeilen befördere, in einigen Stunden absegeln will, und ich mich mit Schrecken erinnere, daß ich vor vier Wochen an meine Schwester nach Ems schrieb, bei ihrer Reise durch Düsseldorf sollte sie noch bei Ihnen einen Brief von mir vorfinden. Ich hoffe, daß Einlage nicht zu spät eintreffe, und bitte Sie, solche bei Vorfordern an meine Schwester zu übergeben. Ich kann nicht umhin Ihnen zu bemerken, daß letztere, Frau von Embden, unsäglich von mir geliebt wird, daß ich ihr mit zärtlichen Gefühlen, wie sie bei Brüdern selten sind, zugethan bin, und daß ich jede Freundlichkeit, die Sie dem lieben Wesen Gelegenheit hätten zu erzeigen, weit inniger und dankbarlicher empfinden werde, als das, was mir selbst erzeigt wird. Die junge Dame ist leider sehr krank. — Mit meiner Gesundheit sieht es dies Jahr besser aus und ich bade hier zur Befestigung derselben.

Leider habe ich, außer der allgemeinen Weltgeschichte, noch so viel Privatgeschichten um die Ohren, daß ich die letzten Monate fast in stupider Betäubung zugebracht. Hier sind die Weiber meine Plage. Ich glaube, wenn ich nach Nova-Zembla ginge, würde ich dort von Sängerinnen und Tänzerinnen gemartert werden. Von ersterer Sorte habe ich die eine kaum abgefertigt, als mir die andere schon über den Hals kommt. Wie viel Privat-Bühnenkenntnis ich täglich erwerbe, davon haben Sie keine Idee, lieber Immermann. Ich fürchte, ich gehe am Ende unter die Bühnendichter und werde ein Komödienzettelmensch; freilich, mit dem großen Raupach würde ich um die Herrschaft über Hanswurstchen tüchtig kämpfen müssen —

Ich komme wegen Deyri,
Gieb, ungetreuer Vormund, Deyri mir!

Der Graf Platen hat mir doch noch viel Zeit gekostet, da man mir mit Prozessen drohte, und ich — der ich zur Exceptio veritatis entschlossen war — beständig schlagfertig mit Taten und Witzen Stand halten mußte. Dergleichen lang im Kopf halten müssen, ist anfangs verdrießlich und hernach ekelhaft. Jetzt erscheint mir das Ganze wie ein litterarisches Märchen. — Ihr „Kölnischer Karneval“ [1]) hat mir viel Unterhaltung gewährt, und ich staune über Ihre Meisterschaft in der Prosa und im epischen Entfalten. Ich will diesen Herbst ebenfalls mal eine Novelle schreiben. Sollen wir gemeinschaftlich einige

---

1) „Das Karneval und die neue Somnambule“ in den „Miszellen“ (Stuttgart 1830.)

herausgeben? — Mit Vergnügen sehe ich dem Erscheinen Ihres „Tulifäntchen" entgegen. Als Sie mir auftrugen, dafür zu sorgen, daß das Manuskript Ihnen zurückgeschickt werde, war Campe eben nach Leipzig gereist. Wie sich von selbst versteht, band ich es seinem Geschäftsführer auf die Seele, ihm Ihren Wunsch gleich zu melden; in meiner Gegenwart schrieb er deshalb an Campe und als dieser nach einigen Wochen zurückkam, wollte er anfänglich von Ihrer Ordre nichts wissen und gab er vor, das Manuskript nach Nürnberg geschickt zu haben

Ich merkte wohl, daß eine Nücke gegen Sie zu Grunde lag, Sie können sich meine Wut denken; in meiner Gegenwart mußte sein erster Kommis erklären, ihm wegen Zurücksendung des Manuskripts gleich geschrieben zu haben, ich sorgte, daß Campe jetzt gleich deshalb nach Nürnberg schrieb; er versprach, wenn schon etwas gedruckt sei, auch wegen der kleinsten Änderung, die Sie wünschten, Kartons drucken zu lassen u. s. w. Ich hoffe, daß sich alles zu Ihrer Zufriedenheit gestaltet. Ihnen damals noch besonders deshalb zu schreiben, verschmähte ich; teils weil ich mir einbilde, daß Ihr Vertrauen gegen mich zu groß ist, um mir nur die levissima culpa beizumessen, teils auch weil ich die alten Klagen über Buchhändlermisere nicht wieder und wieder käuen wollte. Es ist mit diesem Volk nicht fertig zu werden, und da sie alle nichts taugen, so ist bei Veränderungen auch kein Segen. Indolenz und gemeinsames Interesse ist jetzt das Einzige, was mich an Campe bindet. Wenn ich mich je von ihm wende, so ist es aus Depit wegen seines Undanks. Genug davon.

Leben Sie wohl, schreiben Sie mir bald, per Adresse meiner Mutter, und bleiben Sie mir gut.

Ihr ergebener Freund

H. Heine.

78. An Friedrich Merckel.

Ich bitte Dich, lieber Merckel, mir, auf ein paar Tage, den letzten Teil des Don Quichotte, die Ilias erster Band, und das neue Testament zu leihen; ich werde Dir solche nebst dem dritten Teil Fieldings, den ich noch von Dir habe, zusammen dieser Tage zurückschicken. — Ich wohne jetzt bei Dr. Kluth auf dem Neuenwalle.

Guten Morgen wünschend

Hamburg, den 9. Oktober 1830. H. Heine.

79. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 19. November 1830.

Lieber Varnhagen!

Ich weiß kaum, wie ich es verantworten kann, daß ich Ihnen so lang nicht geschrieben, obgleich ich zwei Briefe unterdessen von Ihnen erhalten. Der erste, den ich zur Naturforscherzeit erhielt, erlabte mich

ungemein, da nicht bloß Frau von Varnhagen, sondern auch Sie auf das menschlich-weichste sich darin aussprachen; dies ist das höchste Zutrauen, und ich werde immer dafür dankbar sein, indem ich Ihnen auch meinerseits kein verhülltes Herz zeigen will. — Sie sollen es immer sehen mit allen Wunden, ja mit allen Flecken und unverklausuliert. Ich habe freilich schon erlebt, daß die Freunde nur die Wunden und die Flecken sahen und nicht die Glanzpartien, auf die ich sie nicht besonders aufmerksam machte und deren Kenntnis ich bei ihnen voraussetzte. — Seit vorigem Frühling habe ich Ihnen nicht geschrieben und habe Ihnen daher mit kurzen Worten nachzuberichten, wie es mir seitdem ergangen, äußerlich und innerlich und wie es mir noch geht.

Wie es Vögel giebt, die irgend eine physische Revolution, etwa Gewitter, Erdbeben, Überschwemmungen, vorausahnen, so giebt's Menschen, denen die sozialen Revolutionen sich im Gemüt voraus ankündigen, und denen es dabei lähmend, betäubend und seltsam stockend zu Mute wird. So erkläre ich mir meinen diesjährigen Zustand bis zum Ende Juli. Ich befand mich frisch und gesund und konnte nichts treiben, als Revolutionsgeschichte, Tag und Nacht. Zwei Monat badete ich in Helgoland, und als die Nachricht der großen Woche dort anlangte, war's mir, als verstände sich das von selbst, als sei es nur eine Fortsetzung meiner Studien. Auf dem Kontinente erlebte ich die hiesigen Ereignisse, die einem minder starken Herzen wohl das Schönste verleiden konnten. Nichtsdestoweniger, gestört von allen Seiten, unternehme ich es, ein zeitbeförderndes Büchlein, aus schon alten Materialien, auf die Beine zu bringen; ich betitelte es „Nachträge zu den Reisebildern," ich hab' es schon seit 14 Tagen nach Leipzig, wo es nämlich gedruckt wird für Hoffmann & Campe, geschickt, und denke, daß Sie es in 3 Wochen sehen. Sie werden sich nicht täuschen lassen durch meine politische Vorrede und Nachrede, worin ich glauben mache, daß das Buch ganz von früherem Datum sei. In der ersten Hälfte sind etwa drei Bogen schon alt; in der zweiten Hälfte ist nur der Schlußaufsatz neu. Das Buch ist vorsätzlich so einseitig. Ich weiß sehr gut, daß die Revolution alle sozialen Interessen umfaßt, und Adel und Kirche nicht ihre einzigen Feinde sind. Aber ich habe, zur Festlichkeit, die letzteren als die einzig verbündeten Feinde dargestellt, damit sich der Ankampf konsolidiere. Ich selbst hasse die aristocratie bourgeoise noch weit mehr. — Wenn mein Buch dazu beiträgt, in Deutschland, wo man stockreligiös ist, die Gefühle in Religionsmaterien zu emanzipieren, so will ich mich freuen, und das Leid, das mir durch das Geschrei der Frommen bevorsteht, gern ertragen. Ach! trage ich doch noch schlimmere Dinge!

Seit 8 Tagen plagen mich Kopfschmerz und Ärger. Im Herzen fühl' ich mich sehr frei und frisch, und denke noch Großes zu thun. Aber täglich verdüstert sich mehr und mehr meine äußere Lage, und die Studien, die mich so stark ergriffen, und obendrein die Weltereignisse haben mich meinen eigenen Angelegenheiten leider mehr entfremdet, als ich gegen mich selbst verantworten kann. Dazu kommt, daß ich manchmal wie mit Blindheit geschlagen war, mich von allen Seiten betrügen ließ. — — Dies alles ist mein Oheim schuld, der mir voriges Jahr

noch Holland und Brabant versprach, so daß ich in Geldsachen nicht diffizil war und gern etwas sakrifizierte, litterarischer Interessen wegen. Denn in Beförderung dieser letzteren giebt es keinen besseren Verleger, als Julius Campe, und wenn es nur irgend möglich ist, behalte ich ihn auch deshalb. Nun stehe ich aber sehr schlecht mit meinem Oheim Salomon Heine, man hat mir von dieser Seite wohl beizukommen gewußt, und ich muß ihn, der wichtigen Gründe wegen, ganz dereliquieren. Ich sehe aber ein, daß ich in so schlimmer Lage auf neue Ressourcen, im Notfall, bedacht sein muß. Schulden habe ich, einige Bagatellen ausgenommen, jetzt gar keine, bin arbeitsfähiger als sonst. Wie ich denn, was ich Ihnen nächstens ausführlicher berichte, ein neues Opus, ganz politischer Natur, begonnen. Ach, eben indem ich mich in die Zeit und ihre Bedürfnisse versenke, vergesse ich mich selbst; am gefährlichsten ist mir noch jener brutale aristokratische Stolz, der in meinem Herzen wurzelt und den ich noch nicht ausreuten konnte, und der mir so viel Verachtung gegen den Industrialismus einflüstert und zu den vornehmsten Schlechtigkeiten verleiten könnte, ja der mich vielleicht, durch allerlei Degout und Depit, dahin bringt, das ganze unbequeme Leben mit all seinen plebejischen Nöten zu verlassen. — Ihren materialistischen Arzt habe ich noch nicht gelesen; nächster Tage, wo dergleichen heterogene Lektüre nicht störsam in meine Arbeiten einwirken kann, will ich ihn vornehmen. Von den „Briefen des Verstorbenen" habe ich jetzt, mit Vergnügen, den ersten Teil gelesen. Vorher las ich Ihre Rezension, und wie ich mich denn immer blindlings auf Sie verlassen kann, habe ich in der Vorrede meines Buches jener Briefe auf eine Weise erwähnt, die gewiß zu ihrem Bekanntwerden am förderlichsten ist. Jetzt sehe ich, daß Sie recht haben, und ich bin mit meinem eigenen Lobe ganz einverstanden. Wer ist denn der Verstorbene? Mir können Sie es sagen, der ich ebenfalls tot bin und nur noch durch das Essen und den täglichen Ärger mit der lebenden Welt zusammenhänge. Mein Buch wird Seiner toten Durchlaucht sehr gefallen, mein Demokratismus wird diesen Adligen wenig verletzen, da er nicht, wie die andern, auf seinem Stammbaum zu stehen braucht, um über die gewöhnlichen Köpfe hervorzuragen. Noch besser wird ihm das Religiöse im Buch gefallen. Er hat die Frömmler köstlich gegeißelt.

Leben Sie wohl, ich umarme Sie und unsere teure Rahel, an die ich so oft denke; ich bin die langen Abende immer zu Hause, und wohne in großen, schönen, erinnerungssüchtigen Zimmern. Sie, Varnhagen, der Sie in der Ferne meine Zustände besser überschauen können, als ich selbst, bitte ich nachzusinnen, welche Ressourcen mir für den Notfall offen stehen? Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich, des Inhalts meiner Schriften wegen, sobald ich transagieren möchte, nicht die preußische Regierung für mich interessieren könnte. Nächstens mehr darüber; ich bitte Sie, denken Sie darüber nach.

Ihr ganz ergebener
H. Heine.

An Ihre rezensierende Güte bin ich schon so gewöhnt, daß ich fast zu danken vergaß für die Kritik der 2. Auflage der „Reisebilder." Ich danke aber fühlend.

80. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 30. November 1830.

Lieber Varnhagen!

Ich muß meinem letzten Briefe noch einige Zeilen nachschicken, die Ihnen zwar nichts sonderlich Erfreuliches über meine äußeren Verhältnisse sagen können, die Ihnen aber jede Beunruhigung in betreff derselben benehmen sollen. Ich wünschte nur, daß Sie die Sorgen kennen mögen, die mich in mißlichen Stunden beängstigen; Ärger, Ärger über eigene Unbeholfenheit, Fehlgriffe und Dummheit quält mich noch viel mehr, als die positive Not. Sie haben keinen Begriff, wie sich alles Verdrießliche bei mir anhäuft, und wie die naßkalten Besorgnisse sich mir ans Herz legen und alle Feuerblumen darin verlöschen machen! In dieser Stimmung habe ich diese Tage noch einen Schluß zu meinem Buche geschrieben — denn mein Verleger, der mein Buch in Sachsen drucken läßt und mir versichert hatte, es ginge dort alles durch die Zensur, kommt plötzlich mit der Nachricht, daß es doch nicht ganz der Fall sei, und ich mußte noch einige Arien einlegen und noch ein Finale schreiben, um 20 Bogen zu füllen. — In der Aufgeregtheit der Zeit und des eigenen Schaffens konnte ich auf meinen eigenen Vorteil nicht wie sonst acht haben, und ich fürchte, ich werde noch mehr betrogen, als ich jetzt weiß. Das wird alles vorübergehen, ein neuer Frühling wird kommen, und damit ich ihn dann ganz genießen kann, ungestört, so mache ich jetzt die Frühlingslieder, die dazu gehören. Drei Dutzend habe ich in dieser schlimmen Zeit gemacht, auf Veranlassung eines hiesigen Musikers, der etwas Neues komponieren wollte (A. Methfessel). Ich hoffe sie Ihnen Neujahr mitteilen zu können.[1])

In den „Briefen des Verstorbenen" habe ich mich schon in den zweiten Band hineingelesen; es sind köstliche Dinge drin, die Sage von dem blinden Pfeifer Maurice Adair ist entzückend und sogar meisterhaft geschrieben. —

Können Sie mir die Adresse von Michel Beer in Paris nicht mitteilen? — Grüßen Sie mir recht herzlich die liebe Freundin, sowie auch Roberts. — Hier ist unlängst ein Gedicht gegen die Sontag erschienen[2]), das bis auf diese Stunde für meine Arbeit gilt; meine Manier ist bis aufs absichtlichste nachgeahmt, man hat diese Täuschung aufs geflissentlichste verbreitet, und viele Menschen sind wütend gegen mich — der ich stumm wie ein Fisch verharre. — Sie haben sich seitdem gegen die Autorschaft der verstorbenen Briefe verwahrt — ich habe herzlich gelacht über Ihre Not. Aber ich bitte Sie, lachen Sie nicht über die meinige, sie ist bedenklicher, und ich bedarf der Vorsorge, und bald.

Ihr

H. Heine.

1) „Neuer Frühling;" vgl. Bd. I. S. 252 ff.

2) „Die Primadonna in Hamburg, besungen von dem Dichter Tobias Sonnabend," (Hamburg 1830). Der Verfasser war August Lewald.

*81. An J. H. Detmold.

Hamburg, den 30. November 1830

Lieber Detmold!

Wie kann ich mein langes Stillschweigen gegen Sie verantworten? Ihr letzter Brief traf mich in einem Zustand äußerster Bedrängnis; ich hatte meine Not, nur den Kopf in die Höhe zu halten, und Winter und Frühling gingen dahin, ohne daß ich einem einzigen meiner Freunde schreiben konnte. Wozu Litaneien, die nur betrüben konnten? Haben Sie mein Stillschweigen mißdeutet, so schmerzt es mich. Da ich Ihre Adresse nicht genau mehr im Kopf [habe], so will ich Ihres letzten Schreibens nur so erwähnen, daß es nichts bedeutet, wenn dieser Brief auch in fremde Hände geriete. Ich sage Ihnen daher in der Kürze, daß das, was Sie mir geschickt, fast ganz meinen Beifall hatte, und daß ich Ihre bescheidene Anfrage für überflüssig hielt. Die Hauptfragen im Leben muß man sich selbst beantworten — und beantwortet man sich wirklich selbst. Schicken Sie mir alles derart, was Sie haben, was sich unterdessen gewiß noch vermehrt hat, und aus dem Gebrauch, den ich dann davon mache, mögen Sie am besten erkennen, inwieweit es mir mit meinem Beifall Ernst ist.

Meine sicherste Adresse ist noch immer: Dr. H. H. bei Witwe Heine geb. v. Geldern, Neuer Wall Nr. 28, Lit. D, in Hamburg. — Was Sie mir schreiben oder schicken wollen, bitte ich bald zu schreiben oder zu schicken, denn in 14 Tagen verläßt ein neues Buch von mir die Presse, und ich kann nicht ganz genau wissen, ob ich alsdann nicht den Reisebündel schnüren muß. In dieser bedenklichen Zeit, wo das Einschläferungsmittel von oben herab angewandt werden soll, um später um so sicherer zu reagieren, habe ich es für meine Pflicht gehalten, das Unumwundenste auszusprechen.

Leben Sie wohl und schreiben Sie bald

Ihrem Freund

H. Heine.

---

* 82. An Wolfgang Menzel.

Hamburg, den 9. Dezember 1830.

Ew. Wohlgeboren

soll ich nun plötzlich schreiben, um die „Novellen" von A. Lewald, die Ihnen die Verlagshandlung schicken will, zu empfehlen; dieses ist der nächste Zweck dieser Zeilen. Ich wünsche, daß Ihnen das Buch gefalle, daß Sie bald Gelegenheit finden, es zu loben, denn es zeugt von großem Darstellungstalente, und ich habe dem Verfasser ein gutes Prognostikon gestellt. Er wird gewiß ein beliebter Novellenschreiber in Deutschland und zur Beförderung seiner baldigsten Anerkenntnis sollen Sie das Ihrige thun.

Und ist das alles, lieber Menzel, was ich Ihnen zu sagen? Aber Briefe wären doch nicht hinreichend zur Besprechung so mancher Dinge, die ich für Sie und gegen Sie auf dem Herzen habe. Ich will das

alles aufsparen, bis ich Sie leiblich wieder fassen kann; denn alle meine Seufzer gehen nach Italien und ich werde ihnen bald in Person nachfolgen und dann verweile ich Ihretwegen einige Wochen in Stuttgart.

Ich gestehe Ihnen, Sie selbst und Ihr persönliches Treiben interessiert mich weit mehr als Ihr litterarisches — ja der gedruckte Menzel wird mir manchmal sehr verleidet, und dann ist es gut, daß ich sehr vernünftig bin und billig und duldsam. Ich muß manchmal seufzen über Ihre Verblendung, Ihre Mißkenntnis der eigenen Interessen, Ihre genialen Widersprüche, es thut mir weh — doch ich bin heute sehr weich gestimmt, und ich will mich in diesem Zuge nicht weiter gehen lassen.

Nur eins muß ich erwähnen — Ihre letzte Behandlung Immermanns: doch bedarf es bei Ihrem Scharfsinn keiner besonderen Auseinandersetzung, wie sehr Sie mich dadurch gekränkt. War das Ihre Absicht, so muß ich über Ihre Verblendung auch die Achsel zucken. Der Himmel weiß, wie wenig mich jede Unbill, die nur mich selbst trifft, verletzen kann. Ich gestatte Ihnen in dieser Hinsicht die freundschaftlichsten Experimente; — ich glaube, es wird Ihnen nicht so leicht gelingen, die Vorliebe, die ich nun mal für Sie hege, abzutöten. Wenn Sie sich gar als Philister verkappen, um mir eins ins Moralische zu versetzen, so muß ich lachen. Ich meine hier Ihren Tadel des Persönlichen in meiner Satire. Just Wolfgang Menzel weiß besser als jeder andere, daß Satire durchaus persönlich sein muß. Und gar meine Hinrichtung Platens! wissen Sie doch sehr gut, daß ich mit den Haaren dazu gezwungen worden und ich nicht für meine Person, sondern für die Ideen, mit denen ich mich identifiziert, gegen den unflätigsten Geburtsdünkel das Schwert ergriffen. Ich hoffe, lieber Menzel, wir werden noch alt zusammen, und Sie werden sehen, wie wenig ich aus Eigensucht handle.

Wenn Sie mal bei freundlicher Muße mir schreiben wollen, und zwar über Ihre persönlichsten Zustände, so wird mich das sehr erfreuen. Ihre Briefe treffen mich sicher mit der Adresse: H. H. Dr. Jur. bei der Witwe Heine, geb. v. Geldern, auf dem Neuenwalle Nr. 28 in Hamburg.

Leben Sie wohl, grüßen Sie mir Ihre Frau — ich möchte wohl gern ein Stündchen mit Ihnen schwatzen und lachen.

Ihr Freund

H. Heine.

---

83. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 4. Januar 1831.

Ich gratuliere zum neuen Jahre und wünsche Ihnen und Frau von Varnhagen die beste Gesundheit.

Ihren Brief nebst der Novelle (den Brief vom 29. Nov.) habe ich s. Z. erhalten, und den guten Rat, wenn auch contre coeur, befolgt. Ich habe mich mit meinem × in erneute Freundschaft gesetzt, um wenigstens bei plötzlichen Schlägen einen Schutz zu haben. Doch betrachte ich dergleichen nur als äußerstes Notmittel, und mein Streben dahin, mir à tout prix eine sichere Stellung zu erwerben; ohne solche

kann ich ja doch nichts leisten. Gelingt es mir binnen kurzem nicht in Deutschland, so reise ich nach Paris; wo ich leider eine Rolle spielen müßte, wobei all mein künstlerisches poetisches Vermögen zu Grunde ginge, und wo der Bruch mit den heimischen Machthabern konsakriert würde. Ich thue gar keine Schritte, nur von Ihnen erwarte ich unterdessen zu erfahren, ob in Berlin oder — Wien (!!!) nichts für mich zu erlangen ist. — Ich will nichts unversucht lassen und mich zum Äußersten nur im äußersten Falle entschließen.

Wenn ich nur Ruhe gewinne, die ich nötig habe, um einige große Bücher, die mir quälend in der Seele liegen, an den Tag zu fördern.

Mein neues Buch soll heute von Harburg (wo es wegen Eisgang 6 Tage schon liegt) anlangen, und ich schicke es Ihnen mit nächster Fahrpost. Wahrscheinlich ist es schon in Berlin, und da können Sie es sich von Ihrer Buchhandlung unterdessen geben lassen, nach Bequemlichkeit aufschneiden, und gegen eins von den Exemplaren, die Sie von mir erhalten sollen, hernach vertauschen. Das Buch ist stärker im Ausdruck als im Ausgedrückten, es ist nur agitatorisch, und ich brauche den Text nicht zu fürchten, wenn man mir was anhaben will. Nur, fürchte ich, wird man sich hinter die Klerisei verstecken und das Buch im Namen der Religion zu verrufen suchen. Geschieht das — nun freilich, dann gebe ich die ganze Partitur der großen Oper.

Der Auftrag Ihres Briefes vom 28. Dezember ist besorgt; Frau von Varnhagens liebreiche, unerschütterliche Freundschaft erquickt mir das Herz in diesem Nebelwetter. Grüßen Sie mir Roberts.

Ich bin heute sehr pressiert, sonst würde ich Ihnen heute mehr schreiben: nur das Wichtigste, was mich mehr, als ich auseinandersetzen kann, betrifft, will ich hier noch mitteilen, ja ich glaube, es ist die Hauptveranlassung meines heutigen Schreibens.

Sie wissen, es giebt hier vier Syndici; eines von diesen vier Staatsämtern ist seit einiger Zeit erledigt, und da können Sie wohl denken, daß sich viele melden zu dieser Stelle. Doch ist bis jetzt von Tag zu Tag die Wahl aufgeschoben worden, da unter den Kandidaten keiner ist, der dem Senat angenehm, dessen Hauptaugenmerk dahin geht, jemand zu wählen, der einen populären Namen hätte und eine politische Feder zu führen wüßte (man fühlt schon das Bedürfnis nach Männern). Von mehreren Seiten ist man mich angegangen, mich zu melden, da ich Doctor juris bin und jede Stunde auch, für einige Mark, Bürger werden kann (das sind die einzigen Requisiten). Indessen weiß ich, daß man mich auf keinen Fall wählen würde, und daß es daher in jetziger Zeit mißlich wäre, wenn ich mich auf gut Glück meldete und dem Ridikül einer übergangenen Wahl anheimfiele. Schon droht mir, ohne mein Zuthun, dergleichen, und man spricht pro oder kontra, welch Geschick mir bei meiner etwaigen Meldung bevorstände. Da gilt nun ein schleuniges Einschreiten. Mehr noch, als ich auseinandersetzen kann, steht mein persönliches Ansehen hier auf dem Spiel. Man kann keine Gerüchte vernichten, sondern bloß ihnen eine andere Richtung geben, ja sogar manchmal eine heilsame. Dieses geschähe im vorliegenden Falle, wenn das hiesige Publikum aus auswärtigen Blättern erführe, daß man dem Gerüchte, als nenne man mich unter den Kan-

didaten der erledigten Syndikusstelle, eine ungewöhnliche Wichtigkeit beilege, daß man meine Wahl als ein Begreifen der populären Bedürfnisse betrachte, oder dergleichen. Sie verstehen mich. Und ich wünsche daher, daß Sie, sobald als möglich, in solchem Sinne einige Zeilen für die dortige Staatszeitung schrieben und Sorge trügen, daß die „Augsb. Allg. Zeitung" sie als preußische Korrespondenz ebenfalls aufnehme. Ich weiß, ich mache Ihnen Mühe, aber ich kann nicht helfen, die Sache ist für meine Privatinteressen sehr wichtig. Ja, käme solche Korrespondenz hier an, noch ehe eine Wahl geschehen, so könnte ich sehen, ob ich gut thäte, mich zu melden. Auf jeden Fall wird erleichtert die Berichtigung aus dritter Hand, daß ich mich zu jener Stelle nicht eigentlich gemeldet. Herr Joseph Lehmann, ein ehemaliger Seïde von mir, ist der Hauptarbeiter der „Preuß. Staatszeitung," doch ist er zu sehr mit der Klatschliese Gans befreundet, als daß ich es wagen dürfte, mich an ihn direkt zu wenden. Da die Sache von der höchsten Delikatesse ist, so habe ich Sie nicht verschonen können. Mein Freund Rousseau ist Redakteur der „Frankfurter Oberpostamtzeitung," doch ist er ebenfalls eine Klatschliese, und da ich ihn als Schwächling kenne, so habe ich ihm längst alles Vertrauen entzogen. Die Redaktion der „Allg." ist mir ebenfalls genug befreundet, doch gehen die Sachen dort durch zu viele Hände — kurz, Sie, lieber Varnhagen, erhalten die Mühe aufgebürdet. Sie können auch am besten und zweckmäßigsten jenen Artikel abfassen, der den Eindruck machen muß, daß meine Wahl eine gebührende ist, eine wichtige und für das Publikum angenehme. — Soll etwa angedeutet werden, daß es ein Verlust sei, daß ich dadurch für Preußen, meine Heimat, verloren gehe?

Moser ist Berliner Korrespondent für den „Hamburger Unpart. Korrespondenten."

Hier behauptet man, Cotta sei bankrott; das wäre sehr traurig.

In mehreren Blättern steht, ich sei Verfasser der „Prima Donna," einer Satire gegen die Sontag. Es ist, wie sich versteht, zu geringfügig, daß ich diesem Geschwätze öffentlich widerspräche. Ich hoffe nicht, daß man in Berlin mir den Wisch zuschreibt. — Diesen Monat will ich ein Heft Frühlingslieder herausgeben. — Ihre Novelle ist von mehreren Damen mit Anteil gelesen worden.[1]) Ich finde mich nicht mehr so davon angezogen, wie vor zehn Jahren, obgleich ich jetzt die Behandlung besser zu schätzen weiß. Stoffartige Behandlung, in der Weise der italienischen Novellisten, bringt immer, wie auch in Ihrer Novelle, einen eigenen Reiz hervor. Es ist vielleicht die schwerste Form; für Sie vielleicht die geeignetste. Memoiren sollten Sie schreiben! Leben Sie wohl, erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, die mir täglich im Werte steigt, je mehr Freunde ich aufgeben muß. Ich bin ganz isoliert — und Freunde, die herkommen, besonders aus Paris, erzählen, es hieße, ich stände an der Spitze der deutschen Liberalen. Mein Buch wird den Irrtum noch befördern. Frau v. Varnhagen küsse ich die Hand.

H. Heine.

---

1) „Die Berner und die Psittacher" (zuerst im „Gesellschafter" 1821), dann als Buch zu Berlin 1831 erschienen.

84. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 6 Januar 1831.

Lieber Varnhagen!

Meinem gestrigen Briefe muß ich durchaus noch einige Notizen nachschicken.

Man nennt jetzt den bekannten Juristen Blume, Professor zu Halle, als den Kandidaten zum hiesigen Syndikat, den man gewiß wählen werde. — Im Fall der Artikel, den ich gestern besprach, von Ihnen als nützlich erachtet würde, dürfte diese Notiz damit in Verbindung gesetzt werden. — Im Fall Sie jenen Artikel für mißlich hielten und ihn noch nicht abgefaßt, mögen Sie ihn ganz unterlassen. Aufs diskreteste müßte er befördert werden, vielleicht wär's gut, wenn er zuerst in die „Allg. Ztg." einliefe. — Viele meinen, daß man mich nur aus Ironie zu jener Stelle als wahlwürdig bezeichne. Blume, der Jünger Hugos, ein Hauptheld der mikroskopisch untersuchenden historischen Juristenschule, wird durch Sieveking und dessen Partei poussiert. — Mein Buch erhalten Sie Ende dieser Woche. — Ich gebe eine Streitschrift gegen den Adel heraus, wovon nur die Vorrede von mir sein wird. Haben Sie etwas dazu zu geben? Zwölf Tage bleibt dazu Zeit. — Leben Sie wohl. (Ich schreibe halb im Dunkeln.) Lieben Gruß an Frau v. Varnhagen. Ich bin ganz

Ihr ergebener

H. Heine.

---

85. An W. Häring.[1]

Hamburg, den 17. Januar 1831.

So geht's, lieber Häring; man will ausführlich lange Briefe schreiben und schiebt's auf von Tag zu Tag, in Erwartung einer allerbesten Stunde, und da geschieht's, daß man plötzlich etwas mitzuteilen hat, und man muß in der schlechtesten Stunde den kurzgefaßtesten Brief hinkratzen. So geht's mir heute. Einer meiner Freunde, A. Lewald, ersucht mich, Ihnen beikommende Novelle zu schicken, die im zweiten Teil seiner Novellensammlung erscheinen wird. Er wünscht, sie im „Freimütigen" abgedruckt zu sehen, und dieser Abdruck müßte unverzüglich stattfinden. Ich denke, diese Novelle wird Ihnen gefallen und das große Erzählungstalent des Verfassers erkennen lassen. Er weiß zu erzählen und die Figuren zur Anschauung zu bringen, und ich habe ihm das Prognostikon gestellt, daß er einst in seinem Fache zu den beliebtesten Schriftstellern gehören wird. Ich habe ihn eben durch seine Arbeiten erst kennen lernen, und das günstige Vorurteil, das ich hege, ist daher keine Parteilichkeit. Ich wünsche, lieber Häring, daß Sie den ersten Band von Lewalds Novellen, der jüngst erschienen, lesen möchten, und wenn Sie im „Freimütigen" eine wirksame Rezension liefern wollten, wär's mir sehr angenehm, da ich selbst bis am Halse in Politik stecke und nichts Ästhetisches schreiben kann. Und doch verdient das

---

[1] Willibald Alexis redigierte die Zeitschrift: „Der Freimütige" von 1830—1835.

Buch eine rasche Empfehlung, wenn solche auch nur das Eine bezweckte, daß der Verfasser einsähe, wie nur die Novelle, und nicht das Theater, woran er seine Kräfte vergeudet, für sein Talent geeignet ist.

Ich schreibe in großer Eile und kann Ihnen, lieber Häring, nur flüchtige Grüße zuwerfen. Mein jüngstes Buch macht hier viel Glück und überall Lärm — vielleicht singe ich bald: Timpe, Timpe, mach dich auf die Strümpfe! Leben Sie wohl, grüßen Sie mir Robert und alle Freundlichgesinnten. — Ich muß schließen.

Ihr Freund

H. Heine.

86. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 1. April 1831.

Lieber Varnhagen!

Ich will Ihnen nur sagen, daß ich lebe, zwar just nicht zu meinem Vergnügen, wie Frau v. Varnhagen es gewiß wünscht, aber ich lebe dennoch. In dieser tollen Zeit ist es schwerer, als je, Briefe zu schreiben, wenn man nicht just Bestimmtes zu sagen, melden, erbitten oder anzubieten hat. Des Weltallgemeinen ist zu viel, um es brieflich zu besprechen, das persönlich Wichtige ist wieder zu geringfügig in Vergleichung der großen Dinge, die täglich ohne unser Zuthun passieren. Werden die Dinge von selbst gehen, ohne Zuthun der Einzelnen? Das ist die große Frage, die ich heute bejahe, morgen wieder verneine, und von welcher Selbstbeantwortung immer meine besondere Thätigkeit influenziert, ja ganz bestimmt wird.

Als ich nach dem letzten Juli bemerkte, wie der Liberalismus plötzlich so viel Mannschaft gewann, ja wie die ältesten Schweizer des alten Regime plötzlich ihre roten Röcke zerschnitten, um Jakobinermützen davon zu machen, hatte ich nicht üble Neigung, mich zurückzuziehen und Kunstnovellen zu schreiben. Als die Sache aber lauter wurde, und Schreckensnachrichten, wenn auch falsche, aus Polen anlangten und die Schreier der Freiheit ihre Stimmen dämpften, schrieb ich eine Einleitung zu einer Adelschrift, die Sie in 14 Tagen erhalten, und worin ich mich, bewegt von der Zeitnot, vielleicht vergaloppiert, und — Sie werden der absichtlichen Unvorsichtigkeiten genug drin finden, und diese, sowie auch den angstvollen schlechten Stil, billigst entschuldigen.[1]) Unterdessen schrieb ich noch Tolleres, welches ich in den Ofen warf, als es sich wieder erfreulicher gestaltete. — Was jetzt? Jetzt glaube ich an neue Rückschritte, bin voller schlechten Prophezeiungen — und träume jede Nacht, ich packe meinen Koffer und reise nach Paris, um frische Luft zu schöpfen, ganz den heiligen Gefühlen meiner neuen Religion mich hinzugeben, und vielleicht als Priester derselben die letzten Weihen zu empfangen. — Für Ihre freundliche Beantwortung meines letzten Buches meinen nachträglichen Dank. Auch für das „Konversations-Blatt." Über den „Salondemagogen" haben andere noch mehr gelacht,

1) Vgl. Bd. VIII. S. 155 ff.

als ich. Der Witz ist gewiß richtig, aber er kann mir mal den Kopf kosten.

Hier lebe ich noch immer in trübster Bedrängnis. Mit dem besten Willen, sehe ich wohl ein, kann ich die Weisheit der Regierungen nicht für mich benutzen, und es bleibt mir nichts übrig, als mich vor ihren Thorheiten zu sichern. — In München geht es schlecht, wie ich höre. Hätte mein Freund Schenk mich nicht den Jesuiten sakrifiziert, so würde ich ihm jetzt von großem Nutzen sein können, ohne daß meine Prinzipien darunter zu leiden brauchten. Treulosigkeit und Wortbruch haben mich aber von dieser Seite so sehr irritiert, daß ich die deutschen Polignacs jetzt selbst hängen könnte. — Gegen Preußen bin ich ebenfalls bitter gestimmt, aber nur wegen der allgemeinen Lüge, deren Hauptstadt Berlin. Die liberalen Tartüffe dort ekeln mich an. Viel Indignation wuchert in mir. — Genug davon. Sie brauchen auf Briefe an mich nicht meinen Namen zu setzen, sondern nur die Adresse meiner Mutter, die Ihre zierliche Handschrift kennt, und mir die Briefe unerbrochen zukommen lassen wird. — Leben Sie wohl und bitten Sie Frau v V., mir zu schreiben. Roberts grüße ich. Sowie auch Gans gelegentlich. Der Fürst Pückler hat mir nicht geschrieben. Das ist mir leid, sehr leid. Wie geht's ihm? —

Mit voller Seele

Ihr ergebener

H. Heine.

---

87. An Moses Moser.

Paris, den 27. Juni 1831.

Dein Bruder hat mir gestern Deinen Brief vom 25. Mai überbracht. Du willst mein Stillschweigen als eine Poeteneitelkeit ausdeuten, diesen Irrtum muß ich Dir entziehen. Ich war nie empfindlich über irgend ein Urteil von Dir, das den Poeten betraf; auch ob Du irgend eine meiner Handlungen, die ich als Mensch übte, getadelt oder gelobt hast, war mir, wenn auch nicht gleichgültig, doch keineswegs verletzlich; ich bin überhaupt weder von Dir verletzt, noch beleidigt, und mein Stillschweigen ist keine stumme Klage. Ich klage nur über die Götter, die mich so lange Zeit in Irrtum ließen über die Art, wie Du mein Leben und Streben begriffest. Du hast letzteres nicht verstanden, und das ist es, was mir Kummer gemacht. Du verstehst es noch nicht, hast nie mein Leben und Streben verstanden, und unsere Freundschaft hat daher nicht aufgehört, sondern vielmehr nie existiert. Wir verlangen von einem Freunde nie Beistimmung, sondern Verständnis unserer Handlungen, er mag sie loben oder tadeln je nach seinen eigenen Prinzipien, aber immer soll er sie verstehen, ihre Notwendigkeit begreifen, von unserem besonderen Standpunkte aus, wenn auch der seinige ganz verschieden ist. —

Leb wohl, besorge Einlage nicht durch die Stadtpost, sondern durch besondere Zuschickung, und sei überzeugt von meiner Achtung und Liebe.

H. Heine.

88. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 27. Juni 1831.

Lieben Freunde!

La force des choses! Die Macht der Dinge! Ich habe wahrhaftig nicht die Dinge auf die Spitze gestellt, sondern die Dinge haben mich auf die Spitze gestellt, auf die Spitze der Welt, auf Paris — ja, gestern morgen stand ich sogar auf der Spitze dieser Spitze, auf dem Pantheon. „Aux grands hommes la patrie reconnaissante!“ so, glaube ich, lautet wieder die goldene Inschrift. — Welcher Hohn! Die kleinen Menschen errichten solche Tempel für die großen Menschen nach ihrem Tode — man sollte solche Inschriften lieber auf Vérys Restauration setzen, und die großen Männer bei Lebzeit gut füttern, statt sie nach ihrem Hungertode oder sonstigen Qualtode zu verehren. Aber Véry ist das Pantheon der lebenden kleinen Menschen und da sitzen sie und essen und trinken und erfinden ironische Inschriften.

Der arme Lafontaine hat in Chateau-Thierry, seiner Vaterstadt, eine Marmorsäule, die 40000 Fr. gekostet. Ich lachte herzlich, als ich sie im Vorbeifahren sah. Der arme Schelm verlangte bei Lebzeiten ein Stück Brot, und nach dem Tode gibt man ihm für Fr. 40000 Marmor. Jean Jacques Rousseau und ähnliche Menschen, die in ihrem Leben kaum ein Dachstübchen erlangen konnten, denen dediziert man jetzt ganze Straßen. — Ich will Ihnen heute nur Unsinn schreiben; denn schreibe ich Ihnen etwas Sinniges, und der Brief kömmt in unrechte dumme Hände, könnte er Sie kompromittieren. Ich will Ihnen überhaupt deshalb nicht mehr schreiben; haben Sie mir mal was zu sagen, so lassen Sie mir's wissen unter Madame Valentins oder Maurice Schlesingers Adresse. Oder schreiben Sie mir per Adresse des Dr. Donndorff, à l'Hôtel d'Hollande, rue neuve des bons enfants à Paris. Ja, diese letztere ist meine Hauptadresse und die sicherste, wenn man sonst keine königl. preuß. Postamtsindiskretion zu fürchten hat. Ich bin umgeben von preußischen Spionen; obgleich ich mich den politischen Intrigen fern halte, fürchten sie mich doch am meisten. Freilich, da man mir den Krieg macht, so wissen sie, daß ich losschlage, und zwar nach besten Kräften.

Ach, vor 6 Monaten sah ich alles voraus und hätte mich gern in die Poesie zurückgezogen und anderen Leuten das Schlächterhandwerk überlassen — aber, es ging nicht, la force des choses, wir werden auf die Spitze getrieben.

In Frankfurt, wo ich 8 Tage mich aufhielt und mehrere Kongregationisten sprach, entdeckte ich die Quellen mancher eigener Übel, die mir unerklärlich waren. Ich habe zuletzt in Hamburg ein unerquickliches Leben geführt, ich fühlte mich nicht sicher, und da mir eine Reise nach Paris schon längst im Gemüte dämmerte, so war ich leicht beredet, als mir eine große Hand gar besorglich winkte. Indessen: Fliehen wäre leicht, wenn man nicht das Vaterland an den Schuhsohlen mit sich schleppte! Ich parodiere Danton mit Schmerzen. Es ist schmerzlich, im Luxemburg spazieren zu gehen und überall ein Stück Hamburg

oder ein Stück Preußen oder Bayern an den Schuhsohlen mit sich herumzuschleppen.

Ich bleibe wahrscheinlich noch 4 Wochen hier, dann geh' ich nach Boulogne ins Bad, und dann hierher zurück — auf wie lange? Es kann mir hier nicht schlechter gehn, wie in der Heimat, wo ich nichts als Kampf und Not habe, wo ich nicht sicher schlafen kann, wo man mir alle Lebensquellen vergiftet. Hier freilich ertrinke ich im Strudel der Begebenheiten, der Tageswellen, der brausenden Revolution; obendrein bestehe ich jetzt ganz aus Phosphor, und während ich in einem wilden Menschenmeer ertrinke, verbrenne ich auch durch meine eigene Natur. Leben Sie und Frau v. V. recht lieb und wohl, vergessen Sie mich nicht. Trübe Ahnungen beklemmen mich.

H. Heine.

89. An den Grafen Magnus v. Moltke.

Herr Graf!

Die Schrift, die ich gegen Sie herausgegeben[1]) ist mir selbst noch nicht zu Gesicht gekommen. Besitzen Sie dieselbe, so würden Sie mich sehr verpflichten, wenn Sie sie mir so bald als möglich auf einige Stunden leihen wollten. Die Einleitung ist leider in Haß und Leidenschaft geschrieben, und es ist beim Druck noch allerlei Mißliches vorgefallen. Es ist möglich, daß ich die Schrift in dieser Gestalt noch desavouieren muß. Auf jeden Fall, sind Sie, Herr Graf, etwa nicht glimpflich genug drin behandelt, so bitte ich Sie um Verzeihung. Soviel ich mich erinnere, konnte ich in dem Lob, das Ihnen der Verfasser persönlich spendet, keine Ironie entdecken.

Ich will mir gern morgen früh das Vergnügen machen, Sie zu besuchen.

Mit Hochachtung und Ergebenheit

H. Heine.

Paris, den 25. Juli 1831.

90. An Johann Friedrich v. Cotta.

Paris, den 31. Oktober 1831.

. . . . Sie dürfen, Herr Baron, bei einem deutschen Schriftsteller voraussetzen, daß er nicht einmal die Schändlichkeiten, die man seinen Feinden nachsagt, so genau im Gedächtnisse behält, wie dasjenige, was er in betreff seiner Honorare verabredet hat. . . . Ich will gern bei Ihnen hoch angeschrieben sein, aber nicht in Ihrem Schuldbuche, wenn auch der ganze deutsche Parnaß darin paradiert. In Geldsachen bin ich ein Philister, ... zumal in Zeiten wie die jetzigen! Trübselige Umstände machen es nötig, daß ich noch eine Reihe Jahre in fremden Ländern herumwandern muß, das Leben in Paris, wo ich so lang als möglich bleiben will, ist just nicht wohlfeil, auf viele frühere

1) Vgl. Bd. VIII. S. 155 ff.

Ressourcen muß ich verzichten, und seit der großen Woche bin ich sehr reduziert worden, ebenso gut, wie meine meisten Freunde in Berlin und Hamburg, die alle viel Geld eingebüßt. Auch hier ist das Geld bei den reichsten Leuten sehr geschmolzen, mehr als man ahnt. Ach, lieber Baron, der Reichtum hat freilich, im großen Wochenbette, die Freiheit zur Welt gebracht, aber diese Freiheit hat ihrer Mutter das Leben gekostet. Hier ist jetzt alles still. Wird es lebhafter und passiert etwas Bedeutendes, so sollen Sie darüber Berichte für die „Allgemeine Zeitung" erhalten. . . . . . Ich wünsche, wenn Kolb von England zurückkehrt, ihn zu persuadieren, länger, als er beabsichtigt, in Paris zu verweilen, um für die Zukunft sich publizistische Quellen zu erwerben. Denn ist auch die „Allg. Ztg." das beste Blatt Deutschlands, so wimmelt es doch von Spekulanten, die schon jetzt eine Rivalisation mit ihr angetreten hätten, wäre nicht plötzlich die politische Luft verfinstert worden, die aber immer noch ihre Plane in der Tasche tragen. Ich kann dieses besser als jeder andere wissen, da dergleichen Leute, indem sie mich irrigerweise für betriebsam halten, mich mit ihren Anträgen beständig belästigen. Besonders in der großen Form der französischen Journale möchten sie gern Zeitungen herausgeben, an den Fonds, die in französischer Aktienweise zusammengeschossen werden, fehlt es nicht, es fehlt nur an der Hauptsache, an den politischen Federn, deren Deutschland noch lange entbehren wird. An deutschen Schriftstellern mangelt es hier nicht, und ihr Gespräch ist unerträglich. Wenn Köchinnen zusammenkommen, so sprechen sie über ihre Herrschaft, und wenn deutsche Schriftsteller zusammenkommen, so sprechen sie über ihre Verleger. Auch an Repräsentanten des deutschen Buchhandels fehlt es hier nicht. Wir haben deren sogar mit Schnurrbärten . . . . .

91. An Johann Friedrich v. Cotta.

Paris, den 7. Dezember 1831.

Herr Baron!

Dieser Brief, der leider meine jetzigen Ideen über Frankreich enthält, und die ich nur durch eine andere Hand in die „Allg. Zeitungs"-Sprache übersetzen lasse, verdient einen baldigen Abdruck.[1]) Leider ist alles wahr, was darin steht; wir leben hier in der unleidlichsten Apathie.

92. An Johann Friedrich v. Cotta.

Paris, den 20. Januar 1832.

Herr Baron!

Ich bitte Sie um schleunige Abdrucksbeförderung dieses Aufsatzes. Kurz vor Abgang der Post kann ich nur in Eile den Grund dieses Wunsches andeuten. Der zur Genüge bekannte Buchhändler ****, der allerlei verfehlte Zeitungsprojekte im Kopfe trägt, liegt noch immer hier, um eine spottwohlfeile Ausgabe der „Freiheit" für Deutschland zu

1) Vgl. Bd. VI. S. 199 ff.

besorgen, und die „Allgemeine Zeitung“ ist die beständige Zielscheibe seiner Schmähungen und Machinationen. Als nun der erste Artikel der „Zustände“ erschien, ärgerte er sich über diesen erhöheten Ton, der ihm an und für sich wohlgefällt, aber nur nicht in der „Allgemeinen Zeitung,“ und er beging die Perfidie, eine verstümmelte, übertriebene und verfälschte Übersetzung in die „Tribüne“ setzen zu lassen, mit einigen einleitenden Worten, die ungefähr lauten, als ob diese Korrespondenz von der österreichischen Regierung immediat influenziert werde. Dieses Manöver wurde mit den hiesigen deutschen Jakobinern abgekartet, wobei sie zugleich mich, den sie als den Verfasser jenes Artikels überall herumnennen, dergestalt kompromittieren wollen, daß ich mich für sie oder gegen sie erklären müsse, wovon ich das erstere aus Überzeugung und das andere aus Klugheit bis jetzt unterlassen habe. Ich bin nicht der Mann, der sich zwingen läßt, und sie bewirken nur, daß ich aus Degout vor der jakobinischen Unredlichkeit, noch gemäßigter als jemals werde. . . . . Es geht übrigens nichts Bedeutendes vor, und die kleinen Lumpereien weiß Donndorf doch immer eine Stunde früher, als ich, da er sie mir erst bei Tisch erzählt. Es wäre schrecklich, wenn ich nach Paris gekommen wäre, um große Dinge zu beschreiben, und es fiele nichts Großes mehr vor. Ich weiche aber nicht, und sollte ich zehnmal so lange hier warten, wie die alte Madame Beer auf die Aufführung von „Robert le Diable“ gewartet. Daß ihr Sohn das Ehrenkreuz erhalten, wissen Sie gewiß aus der vorgestrigen Zeitung; aber daß August Schlegel schon vor 3 Monat durch Broglie das Ehrenkreuz erbettelt, wissen Sie vielleicht noch nicht, da man sich das Wort gegeben, es nirgends zu erwähnen. Er ist in diesem Augenblick die lächerlichste Figur in Paris, und Humboldt und Koreff tranchieren ihn aufs meisterhafteste. — Kolbs Anwesenheit ist mir höchst erfreulich; ohne es zu wissen, lernt er hier täglich, er lernt seine Gedanken klarer zu redigieren, eine Kunst, die die französischen Journalisten so außerordentlich verstehen, er wird in Mysterien des Journalismus eingeweiht, wovon er früher keine Ahnung hatte. In seinem letzten Aufsatz erkenne ich schon solche Fortschritte. . . . .

---

93. An Johann Friedrich v. Cotta.

Paris, den 25. Januar 1832.

Herr Baron!

Ich hoffe im Laufe dieses Jahres etwas Erkleckliches bei Ihnen zu verdienen, um in Paris die schrecklich verlockenden Ausgaben (der Karneval rauscht schon heran) einigermaßen zu decken. — Trotz der Zeitbedrängnis sieht es doch sehr lustig hier aus, und es kostet Überwindung, an den Schreibtisch zu gehen. — Das Ungeheuer in der „Allgemeinen Zeitung“ von Görres gefällt mir, aus dem Grunde, weil es Leben hineinbringt. Das thut not . . . . Ich war just im Saal der St. Simonisten, als der königliche Prokurator ihn schließen ließ, und kam noch zeitig zu Donndorf, der solches in der „Allg. Ztg.“ anzeigt. Herr v. K*** aus München ist hier und wütet gegen seine Tochter, welche St. Simonistin werden will oder schon ist. . . . . Das

Triumvirat der Doktrinäre wird in diesem Augenblick wichtig und mag voran marschieren. Wendet sich die Aufmerksamkeit auf Odilon Barrot, so hoffe ich eine gründliche Schilderung von ihm zu geben. Hab' ihn mir in Boulogne, wo ich mit ihm zusammentraf, genau besehen. Er ist ein schlauer Ehrgeiziger . . . . .

94. An Johann Friedrich v. Cotta.

Paris, den 1. März 1832.

Herr Baron!

Kolbs Abreise hat mir sehr leid gethan, er wird wohl bereits dort angelangt sein . . . . und Ihnen auch von der Unbequemlichkeit meiner hiesigen Stellung unter den Patrioten erzählt haben, und Sie werden dadurch einsehen, daß bei meinen Aufsätzen, deren Vertretung nach unten weit schwieriger ist, als nach oben, eine ungewöhnlich guädige Zensur stattfinden muß. . . . . . Hier hat sich unterdessen eine Assoziation für freie Preßblätter gebildet, die schon viele hundert Glieder zählt, und wobei mein Name als Lockvogel, mehr als mir lieb ist, gebraucht worden. Der Republikanismus der „Tribünen"-Leute ist mir fatal, und ich sehe schon die Zeit herannahen, wo sie mich als Verteidiger der Institution des Königtums noch bitterer befehden werden als andere; aber es geschieht den Königen ganz recht, sie haben die Liberalen, die nur gegen Adel und die Pfaffenherrschaft eiferten, nicht hören wollen, und jetzt bekommen sie den blutigsten Jakobinismus auf den Hals. Es bleibt ihnen am Ende nichts übrig, als sich in ihre Purpurmäntel zu hüllen und wenigstens mit Anstand unterzugehen. Wir Gemäßigten gehen mit zu Grunde, und damit büßen wir vielleicht ab, was in unserem Oppositionsstreben zuweilen nicht aus den reinsten Absichten entsproß. Über kurz oder lang wird in Deutschland die Revolution beginnen, sie ist da in der Idee, und die Deutschen haben nie eine Idee aufgegeben, nicht einmal eine Lesart; in diesem Lande der Gründlichkeit wird alles, und daure es noch so lange, zu Ende geführt. Hier ist es still. . . . .

*95. An Wolfgang Menzel.

Paris, den 15. März 1832.

Mein lieber Menzel!

Der Überbringer dieser Zeilen, Herr Prevot, soll Sie freundlichst von mir grüßen und wird Sie hoffentlich in guter, fleißiger Gesundheit finden. Herr Prevot ist halb Franzose halb Deutscher, nämlich ein Schweizer, und solche Leute sind die nützlichsten Zwischenfreunde zur Verbindung beider Nationen. Er beschäftigt sich mit deutscher Philosophie und zwar mit Geist, was Sie leicht selbst erkennen werden. Leben Sie wohl, empfehlen Sie mich freundlichst Ihrer Frau, und bleiben Sie mir herzlich wohlgestimmt.

Ich bin ganz

Ihr

H. Heine.

96. An Johann Friedrich v. Cotta.

Paris, den 2. April 1832.

Herr Baron!

Ich kann nicht umhin, Sie besonders zu bitten, diesen Artikel nur schnell abdrucken zu lassen. Durch notwendige Umarbeitung ist diese Sendung verzögert worden, und jetzt grollt in meiner Nähe, an der Porte St Denis, wieder eine neue Emeute, die neue große Erscheinungen hervorbringen kann, so daß mein heutiger Artikel, wenn er nicht gleich gedruckt wird, sein Interesse verlieren kann. — Seit einigen Tagen herrscht in Paris die grenzenloseste Bestürzung, der Cholera wegen; fast alle meine Bekannten aus Deutschland und England sind abgereist. Ich würde auch fortgehen, wenn nicht bei der durch die Cholera eingetretenen Volksstimmung die wichtigsten Dinge vorfallen könnten. Macht die Cholera Ravagen, so kann es hier toll hergehen. Der Mißmuth der armen Klasse ist grenzenlos. Es hängt alles davon ab, ob die Nationalgarde rüstig bleibt und sich nie weigert, zu marschieren. . . . .

---

97. An Johann Friedrich v. Cotta.

Paris, den 11. April 1832.

Herr Baron!

Mein vieljähriger Freund August Lewald, welcher Ihnen bereits litterarisch bekannt sein wird, hat das Vergnügen, diese Zeilen zu überreichen. Die Cholera, welche ihre Schrecken in alle Geister hineingießt, verscheucht auch diesen Freund aus dem schönen Paris, welches jetzt einen sehr mißbehaglichen Anblick gewährt. . . . . . Der Dreisternkorrespondent erzählt mir gestern bei Tische, daß ihm seine engsten Röcke jetzt zu weit sind. Man ißt jetzt sein Brot im Angstschweiße seines Angesichts. Anbei ist schönes Frühlingswetter. Die Bäume werden grün und die Menschen werden blau. . . . .

---

98. An Johann Friedrich v. Cotta.

Paris, den 21. April 1832.

Herr Baron!

. . . . . Es geht nichts vor in diesem Augenblick, was großer Beschreibung wert wäre. Das Justemilieu hat die Cholera. Wer wird in dieser Misere die Zügel des Ministeriums ergreifen? Das ist die leidige Frage, die jetzt alle Geister beschäftigt, wenn sie müde sind, an die ewige Cholera zu denken. Es läßt sich jedoch nichts Bestimmtes darüber sagen. Von Decazes ist in dieser Beziehung viel die Rede. Aber erstens ist er zu unpopulär, zweitens wird er von den noch übrigen Ministern und Ministeriellen aus der Julirevolution (z. B. Thiers hartnäckig abgelehnt, indem sie nämlich behaupten, er würde den ganzen Troß der Restaurationszeit mit sich ins Ministerium und in die Verwaltung bringen. Auch der König soll aus diesem Gesichtspunkte dem Decazes sich nicht anvertrauen wollen. Außerdem ist

dieser, wie man sagt, von früheren Zeiten her, mit mehreren auswärtigen Regierungslenkern sehr schlecht gestellt, namentlich mit Metternich; denn er hat, ich glaube es war 1821, die Propaganda der französischen Charte in Italien geleitet. Aber Decazes ist ein unendlich schlauer Durchsetzer seiner Pläne, er hat seit langer Zeit seine Maschinen in Bewegung gesetzt, er war die Seele aller höhern Intrigen, und sein Gelingen ist daher nicht unmöglich. Ich glaube, man wird mit der Wahl eines neuen Ministers nicht sehr eilen, man wird die Sachen so lang als möglich hinzuhalten suchen, und nur, wenn ein außerordentlich dringender Fall eintritt, wird man einen Entschluß fassen. Welch ein lungernder, gähnender Zustand! . . . . . Wir leben noch immer in einem fatalen Zustand. Die letzten 14 Tage waren trostlos. Indessen, ich habe noch weit Schlimmeres erwartet. Es scheint, als habe das viele Sterben vielmehr das Volk niedergebeugt; ich erwartete im Gegenteil die rasendsten Ausbrüche seiner Leidenschaft. — Ich bitte, Herr Baron, sorgen Sie, daß mir an meinen Artikeln wenig verändert wird, sie kommen ja doch schon zensiert aus meinem Kopfe.

---

99. An Varnhagen von Ense.

Paris, Mitte Mai 1832.

Lieber Varnhagen!

Schon an die zwei Monat schleppe ich mich mit dem Gedanken, Ihnen zu schreiben. Aber da kam unterdessen die vermaledeite Cholera, und jetzt leide ich ungewöhnlich heftig, seit 14 Tagen, an meinem Kopfe. Wiewohl ich, auf innigstes Verständnis rechnend, keineswegs glaube, daß Sie mein langes Stillschweigen mißdeuten könnten, ist es mir doch drückend, Ihren letzten Brief ohne danksagende Beantwortung zu lassen, und diese Zeilen haben nur die flüchtige Absicht, Sie freundlich zu grüßen. Ich bedarf des Bewußtseins Ihrer und Frau v. Varnhagens Teilnahme jetzt noch ebenso sehr, wie im Beginne meiner Laufbahn; denn ich stehe jetzt ebenso einsam in der Welt, wie damals. Nur daß ich jetzt mehr Feinde habe, welches zwar immer ein Trost, aber doch kein genügender ist. — Sie können mir, wenn Sie wollen, jetzt auch öfter schreiben, ohne Furcht vor kompromittierende Interzeptionen; ich stehe jetzt auf Friedensfuß mit allem Bestehenden, und wenn ich auch noch nicht desarmiere, so geschieht es nur der Demagogen wegen, gegen welche ich einen schweren Stand hatte und noch habe. Diese Leute, aller Mäßigung Feind, wollten, als ich mich zu keinem Mitwahnsinn verstand, mich durchaus zwingen, als Tribun abzudanken. Dazu hatte ich aber keine Lust. — Jetzt hat mich gottlob die Cholera von manchem überlästigen Gesellen befreit, nämlich die Furcht vor derselben. — Es war nicht eigentlicher Mut, daß ich nicht ebenfalls von Paris entfloh, als der panische Schrecken einriß; ehrlich gesagt, ich war zu faul. — Börne hatte längst reisen wollen, und man thut ihm unrecht, wenn man seine Abreise der Furcht beimaß. Indessen, ich hatte ihn 14 Tage vorher nicht gesehen, wir stehen sehr schlecht, er hatte einige jakobinische Ränke gegen mich losgelassen, die mir sehr mißfielen. Ich betrachte

ihn als einen Verrückten. — Wenn meine Artikel in der „Allg. Zeitung" Ihnen gefallen, ist es für mich tröstlich. Denn ich traue ihrem Werte nicht; ich schrieb sie, teils um mich auch auf diese Weise geltend zu machen, teils des baren Vorteils wegen. Halten Sie es der Mühe wert, ein Dutzend solcher Artikel als Buch späterhin in die Welt zu jagen? Es ist eine wenig gebrauchte Form. Ich beschäftige mich jetzt viel mit der französischen Revolutionsgeschichte und dem Saint-Simonismus. Über beide werde ich Bücher schreiben. Ich muß aber noch viel studieren. Habe jedoch im letzten Jahre durch die Anschauung des Parteitreibens und der saintsimonistischen Erscheinungen sehr vieles verstehen gelernt: z. B. den „Moniteur" von 1793 und die Bibel. Mir fehlt jetzt nur Gesundheit und eine sorglose Existenz. Hatte unterdessen manchmal Gelegenheit, mir eine solche zu erwerben, aber es sollte unter Bedingungen geschehen, wogegen ich, nicht als Patriot, sondern als vornehmer Mann, eine bestimmte Repugnanz hatte. — Was Sie mir in betreff des St. Simonismus schreiben, ist ganz meine Ansicht. Michel Chevalier ist mein sehr lieber Freund, einer der edelsten Menschen, die ich kenne. Daß sich die St. Simonisten zurückgezogen, ist vielleicht der Doktrin selbst sehr nützlich; sie kommt in klügere Hände. Besonders der politische Teil, die Eigentumslehre, wird besser verarbeitet werden. Was mich betrifft, ich interessiere mich eigentlich nur für die religiösen Ideen, die nur ausgesprochen zu werden brauchten, um früh oder später ins Leben zu treten. Deutschland wird am kräftigsten für seinen Spiritualismus kämpfen; mais l'avenir est à nous. — Meine Adresse ist: H. H. par Adresse du Dr. Donndorf, rue neuve des bons enfants, hôtel de Hollande. — Fürst Pücklers neuere zwei Bände hab' ich noch nicht gesehen. — Humboldt wird jetzt dort sein. Grüßen Sie mir Chamisso, ich werde ihm nichts schicken, aber ihm schreiben. Frau v. Varnhagen brauchen Sie gar nichts zu sagen. Sie weiß, was ich fühle, d. h. leide. — Leben Sie wohl und behalten Sie lieb

Ihren ergebenen

H. Heine.

---

100. An Friedrich Merckel.

Dieppe, den 24. August 1832.

Teurer Freund und Gönner!

Obgleich an einer lahmen und an einer schwachen Hand leidend, bekomme ich doch plötzlich den Drang, Dir zu schreiben. Längst hatte ich dazu Lust, zumal seit Dr. Christiani der Mirabeau der Lüneburger Heide geworden ist. Das ist ein Spaß, womit mir der liebe Gott beweisen wollte, daß er ein noch größerer Ironiker ist, als ich. — Da ich Dich kenne, liebster Freund, so weiß ich voraus, daß Du ganz bestimmt Dir einbildest, ich schreibe Dir, weil ich die Absicht hege, einige Bücher herauszugeben (Plapperlotte wird es Dir wohl gesagt haben), und weil ich alsdann wünschte, daß Du dabei Deine kritischen Augen in Bewegung setzest.

Indessen, soviel ich weiß, ist die Hauptabsicht dieser Zeilen, Dich zu bitten, mir mal zu schreiben, wie es in Deutschland aussieht, mir immer zu schreiben, was dort vorgeht, so faktisch als möglich, und hauptsächlich politische Verhältnisse betreffend. Du thust zugleich ein patriotisches Werk, indem ich thätiger bin, als Du weißt, und oft im Dunkeln tappen muß. Haben während dem letzten Jahre die Blätter, die ich hier in Frankreich gar nicht sehe, etwas enthalten, was mich besonders ehrenrührig betrifft, so bitte ich es mir zu notifizieren; in der Vorrede zu dem ersten Werk, welches erscheint, will ich dergleichen berühren. — Ich bin im Begriff, wieder nach Paris zu reisen, wo ich mein Hauptquartier behalte und wo ich Deine Briefe erwarte. — Ich erlebe viele große Dinge in Paris, sehe die Weltgeschichte mit eigenen Augen an, verkehre amicalement mit ihren größten Helden, und werde einst, wenn ich am Leben bleibe, ein großer Historiker. Im Schreiben von belletristischer Art habe ich in der letzten Zeit wenig Glück gehabt. Der Strudel war zu groß, worin ich schwamm, als daß ich poetisch frei arbeiten konnte. Ein Roman ist mir mißglückt[1]); doch werde ich wohl in einer Sammlung, welche ich diesen Winter besorge, und worin ich auch den „Rabbi" hineinschmeiße, einige Romanstücke geben. — Ich habe wenig Gedichte gemacht, und doch muß ich sie bei einem besonderen Abdruck des „Neuen Frühlings" hinzufügen, damit dieser etwas buchlich erscheine. — Ich bin übrigens fleißiger, als sonst, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich in Paris sechsmal so viel Geld brauche, als in Deutschland. — Und nun leb wohl, schreib bald, wie es Dir geht, und schreib viel und sei nicht eigensinnig. — Wenn ich Dir wenig schreibe, so ist die Ursache keine andre, als daß ich Dir viel zu sagen hätte. — Je suis,

Monsieur l'ami,

Votre devoué
H. Heine.

---

101. An Ferdinand Hiller.

Paris, den 24. Oktober 1832.

Gestern, Liebster, sagte mir Dr. Donndorf, daß Sie nach München reisen, und Brief dorthin von mir verlangten. Ich merke, Sie wissen nicht, daß der Verfasser des „Paria" in diesem Augenblick die Hauptstadt des Königs von Bayern mit seiner Gegenwart ziert. Dieser (nicht der Paria, sondern der Beer) wird glücklich sein, Sie in München herum zu präsentieren und gleichsam die Honneurs der Stadt zu machen.

Auf jeden Fall besuchen Sie den Legationsrat Dr. Lindner und grüßen ihn freundlichst von mir. Ich hoffe ihn wohl in Paris wieder zu sehen. Fragen Sie ihn, ob Tjutscheffs noch in München sind, und was sie machen. Vergessen Sie das nicht. Sagen Sie Lindnern, er könnte wohl mir schreiben. Wir hätten ja jetzt Frieden und Ruhe, die Demagogen seien jetzt still, und vernünftige Leute könnten wieder un=

---

1) Wohl die „Florentinischen Nächte."

gestört miteinander reden. Ich hätte mit Vergnügen gehört, daß Figaro und Fissi sich als wahre Freunde des Throns und des Altars bewiesen haben. Welche Hunde! Wie verschieden sind sie von jenem jakobinischen Hunde der großen Woche, der bei den Juliuskämpfern am Louvre begraben liegt! Sie sollen aber dem Dr. Lindner noch mehreres sagen, was mir jetzt nicht einfällt.

Fragt Sie jemand, wie ich mich hier befinde, so sagen Sie: „Wie ein Fisch im Wasser," oder vielmehr, sagen Sie den Leuten, daß, wenn im Meere ein Fisch den andern nach seinem Befinden fragt, so antworte dieser: „Ich befinde mich wie Heine in Paris."

Grüßen Sie in Frankfurt den Professor Oppenheim, den Kopisten meines Gesichtes, und bitten ihn, im Fall er von meiner Lithographie ein oder zwei Exemplare mir als Geschenk zukommen lassen will, Ihnen solche mitzugeben.[1]) Grüßen Sie mir dann auch Ihre Familie; Herrn E. sagen Sie viel Freundliches von mir. Vor allem aber kehren Sie bald zurück. Sie finden mich noch immer im alten Logis und bis am Hals im süßesten Gesellschaftsleben schwimmend. Ich habe, wie jedes Jahr, wieder zwei Monate am Meere zugebracht und mich, zum erstenmale, am Meere ennuyiert. Ich bin jetzt ein fleißiger Besucher der Oper, ein Anhänger von Ludwig Philipp, meine Backen sind rot, zwei Finger an der linken Hand sind gelähmt, ich trage helle Röcke und bunte Westen. — Sie werden mich kaum wieder erkennen.

Und nun leben Sie wohl. Ach, vergessen Sie auch nicht, Herrn Rousseau von mir zu grüßen.

Ihr

H. Heine.

102. An Karl Immermann.

Paris, den 19. Dezember 1832.

Teuerster Immermann!

Seit Jahr und Tag schieb' ich es auf, Ihnen zu schreiben, und nun muß ich plötzlich Ihnen schnell vor Abgang der Post einen Geschäftsbrief schreiben. Es betrifft ein französisches Journal, die Europe littéraire, deren Redakteure Ihnen noch besonders schreiben und einen Prospekt schicken werden. Dieses Journal, welches in Folio-Format dreimal die Woche herauskommen wird, durchaus der Politik fremd bleibt, und sich nur mit Wissenschaft und schönen Künsten beschäftigen soll, ist eine bedeutende Erscheinung. Die bedeutendsten Schriftsteller Europas werden daran teilnehmen, und ich namentlich werde großen Anteil daran nehmen. In diesem Augenblick schreibe ich schon dafür eine Reihe Artikel über die deutsche Litteratur während unserer Zeit, und ich hoffe, daß dieses Tableau auch für Deutschland wichtig sein wird. Der süddeutschen mauvaise foi muß, unter uns gesagt, entgegen gearbeitet werden, und Paris ist eine gute Tribüne zu diesem Zweck. Ich bin hier sehr thätig und hoffe, auch Sie bald den Fran

---

1) Vgl. S. 383.

zosen bekannt zu machen und auf Ihre Lorbeeren von hier aus ein Licht zu streuen, worüber Ihren Feinden die Augen übergehen sollen. Das planmäßige Intrigieren gegen Sie, das perfide Herablästern, hat mich in der letzten Zeit aufs widerwärtigste berührt. In dieser Absicht müssen Sie mir auch helfen. Ich habe nämlich, außer dem „Trauerspiel in Tirol" und dem „Friedrich," hier nichts von Ihnen, und demnach bedürfte ich der drei Trauerspiele, die bei Schultz in Hamm erschienen, ferner des „Cardenio und Celinde" und des „Periander." Diese drei Piessen muß ich bald haben, Sie müssen sie mir anschaffen, und ich kann sie Ihnen auch zurück besorgen. —

Aber das ist's heute nicht, was mich zum Schreiben zunächst drängt. Ich wünsche, daß Sie für die Europe littéraire einen Aufsatz über den Zustand der Malerei in Deutschland gäben. Da ich Ihre Verbindung mit Schadow kenne, so dachte ich, daß es Ihnen nicht gleichgültig sei, in welche Hände der Bericht über die deutsche Malerei komme, und daß Sie hinlänglich imstande sind, die jetzigen Malerschulen zu charakterisieren.

Hierüber folgende Bestimmungen:

1) Der Aufsatz muß in zwei Artikel geteilt sein, wovon jeder fast zwei Bogen wie die meiner „Reisebilder" beträgt; diese zwei Bogen sind so weitläufig gedruckt, daß zwei kaum einen Bogen wie die der französischen Revues, etwa der Revue de Paris, betragen; da nun die Herausgeber für einen gewöhnlichen solchen Bogen 250 Franken zahlen wollen, so bemerke ich, daß Ihnen also die Hälfte dieser Summe für einen solchen Bogen, der wie meine „Reisebilder," ist, honoriert wird.

2) Muß ich den Aufsatz bestimmt den 20. Januar hier haben.

3) Muß ich umgehend Antwort haben, ob Sie diesen Vorschlag eingehen, ob ich bestimmt darauf rechnen kann. Die Sache ist sehr pressant.

Dazu bedarf es auch der Zeit, wo ich den Aufsatz ins Französische übersetzen lasse, und dies soll so gut als möglich geschehen. — Also, auf jeden Fall habe ich umgehend Antwort von Ihnen, und zwar adressiert an: H. H. par Adresse du Doctor Donndorf, rue neuve des bons enfants, Hôtel d'Hollande à Paris.

Es wird Ihnen in Düsseldorf nicht an Notizen fehlen über das, was jetzt in Berlin und München gemalt wird. Ich bitte, wenn Sie etwa ebenfalls, wie ich, die Münchener Tendenzen verdammen, sie scharf zu geißeln. Dort wird, wie in der Wissenschaft, so in der Kunst alles Schlimme gebraut. Schelling hat die Philosophie an die katholische Kirche verraten. Der dortige Parnaß, unser Ami Beer dabei — — nur mündlich will ich über letzteren Sie sprechen, wenn so unbedeutende Wesen der Besprechung überhaupt wert sind. Sehen Sie zu, daß ich Ihre erwähnten Tragödien bald erhalte. Auch den „Alexis" habe ich noch nicht zu Gesicht bekommen. Deutsche Journale sehe ich hier gar nicht. Wenn Sie mir schreiben, so lassen Sie mir zugleich wissen, was in Deutschland irgend Geschwatztes mich interessieren könnte. — Von der Politik stehe ich jetzt ferne. Ich werde von den Demagogen gehaßt. Durch die Vorrede zu den „Zuständen," die Sie wohl

nächstens sehen, habe ich nur zeigen wollen, daß ich kein bezahlter Schuft bin.

Halten Sie mich doch beileibe für keinen Vaterlandsretter.

Ich umarme Sie.

Ihr

H. Heine.

Sie könnten in dem Aufsatz der neudeutschen Malerei auch, soviel Sie wollen, über neudeutsche Litteratur sprechen. Sie verstehen mich: die Litteratur, das sind wir und unsere Feinde.

---

103. An Julius Campe.

Paris, den 28. Dezember 1832.

Verheirateter Campe!

Eben erhalte ich die Vorrede, worin ich vor den Augen von ganz Deutschland als ein trübseliger Schmeichler des Königs von Preußen erscheine[1]) — stände nicht auch darin, daß Professor Raumer der beste unter den Schriftstellern sei, es wäre nicht zu ertragen. (NB. Im Manuskript stand: „er ist von allen schlechten Schriftstellern noch der beste.") — Ich bin betäubt vor Kummer, und erst mit nächster Post erhalten Sie die Ihnen gebührenden Scheltworte. Die Post geht ab

Eben weil es jetzt so schlecht geht mit der Sache des Liberalismus, muß jetzt alles gethan werden. Ich weiß, daß ich mir Deutschland auf Lebenszeit versperre, wenn die Vorrede erscheint, aber sie soll ganz so erscheinen, wie das Manuskript ist, und nebst der Vorrede zur Vorrede[2]), die Sie vor mehreren Wochen schon erhalten. Der Titel der Broschüre ist „Vorrede." Sie hätte mit dem Buch zu gleicher Zeit erscheinen müssen. — Das ist ein großer Kummer. Sie darf auch wenig kosten. Nur schnell! Das Manuskript von G. erwarte ich jetzt mit jedem Posttag, unter Adresse Dr. Donndorf, Hôtel de Hollande, rue neuve des bons enfants. Mein Name braucht gar nicht auf dem Brief zu stehen. — Zugleich schicken Sie doch an Heideloff einige Dutzend Exemplare meines Buchs mit der fahrenden Post und fügen dazu 12 Exemplare für mich. Ich muß so schnell als möglich Exemplare haben, da über das Buch in den hiesigen besten Journalen Artikel gemacht werden sollen, welches günstig nach Deutschland zurückwirkt — Ich kann nicht eher honett schlafen, bis die „Vorrede" in der Welt ist. Merken Sie sich das. — Suchen Sie, daß trotz der unterdrückten Presse nicht bloß die Obskuranten mein Buch rezensieren. — So wie Ihre Neujahrsgeschäfte vorbei, muß ich meine Rechnung haben, ich brauche enorme Gelder, muß mit meinen Finanzen geregelt sein, mein Budget für nächstes Jahr, wo bedeutende Bücher von mir erscheinen können, muß bestimmt sein. Umgehend geben Sie mir den Betrag an, wofür ich auf Sie trassieren kann. — Merckel ist

---

1) Die Vorrede zu den „Französischen Zuständen:" vgl. Bd. VI. S. 8 ff.
2) Vgl. Bd. VI. S. 3.

schadenfroh; sagen Sie ihm, ich sei begeistert wie ein Mensch, welcher weiß, daß er den Sieg dessen, wofür er sich in alle möglichen Miseren hineinschreibt, nicht erlebt. Es kann jetzt 30 Jahr' still bleiben. Aber meine „Vorrede" muß doch schnell, schnell gedruckt werden.

Ich glaube nicht, daß die Briefe aufgemacht werden. Unsere Despoten haben noch gar nicht nötig, so pfiffig zu sein. Schreiben Sie mir daher direkt oder indirekt Wir leben jetzt wieder im Schoß der Ruhe. — Schreiben Sie mir nur gleich — ich bin wütend auf Sie. — Gutzkow wird meinen Brief erhalten und Ihnen vielleicht von meinen übrigen Arbeiten etwas gesagt haben. —

Leben Sie wohl und hole Sie der Teufel! Ich kann gewiß nicht schlafen, ehe die Vorrede gedruckt ist. Es wär' besser gewesen, es wäre noch mehr davon unterdrückt worden. Wie viel Schererei um diese Bagatell, wofür ich nur Not und Verfolgung einernte! Ich habe in weniger Zeit, als mir die Vorrede kostete, fast ein halbes Buch geschrieben, nämlich eine Geschichte der deutschen Litteratur seit dem Verfall der Schlegel. — Der Teufel hole Sie!

Ihr Freund

H. Heine.

---

104. An Varnhagen v. Ense.

Paris, den 28. März 1833.

Ich kann Ihnen noch immer nicht schreiben. Sowie ich die Feder ergreife, um Ihnen ein Wort zu sagen, ist mir der Kopf wie betäubt und die Brust in der schmerzlichsten Bewegung. Und ich bin sonst so ruhig und die Selbstbeherrschung selbst.

Aber es fallen auch in diesem Augenblick Dinge vor in meinem Leben, die auch einen Stein erschüttern könnten. Diesen Morgen erhalte ich die Todesnachricht meines Oheims v. Geldern in Düsseldorf, der zu einer Zeit starb, wo ich dieses Unglück tiefer als je empfinden mußte. Ach, lieber Varnhagen, ich fühle jetzt die Bedeutung jener römischen Worte: Leben ist Kriegführen. So stehe ich nun auf der Bresche und sehe, wie die Freunde rings um mich her fallen. Unsere Freundin[1]) hat immer wacker gestritten, und hat wohl einen Lorbeer verdient. Ich kann in diesem Augenblick vor Weinen nicht schreiben — ach! wir armen Menschen, mit Thränen in den Augen müssen wir kämpfen. Welch ein Schlachtfeld, diese Erde!

Heute morgen ist bei Heideloff allhier ein Buch von mir ausgegeben worden, nämlich ein Artikel über Litteratur (die ich für die Europe littéraire geschrieben) in deutscher Sprache. Ich will Ihnen beide Versionen schicken: es sind gute Schwertschläge drin, und ich habe meine Soldatenpflicht streng ausgeübt.[2])

Ich weiß, ich tröste Sie schlecht, lieber Varnhagen. Aber trösten kann kein Mensch, sondern nur die Zeit. Die Zeit, der schlaue Saturn,

---

1) Rahel Varnhagen v. Ense war am 7. März 1833 gestorben.
2) Vgl. Bd. VI. S. 144 ff.

er heilt uns von jeder Wunde, um uns mit seiner Sense wieder eine neue Wunde ins Herz hineinzuschneiden.

Warum ich bei Roberts Erlöschen und bei dem Absterben seiner Frau Ihnen nicht schrieb, werden Sie wohl begriffen haben.

Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald: Rue des Petits-Augustins, No. 4, Hôtel d'Espagne. — Ich leide noch immer an meiner paralysierten Hand. Koreff ist mein Arzt. War sehr krank. Dennoch bleib' ich thätig. Ich gebe das Schwert nicht aus Händen, bis ich hinsinke. So lange bleib' ich auch

Ihr Freund

H. Heine.

103. An Heinrich Laube.

Paris, den 8. April 1833.

Mein lieber neuer Freund!

Sie sind mir nicht ganz unbekannt. Herr Campe hatte Sie mir bereits angekündigt. Sie haben mir mit Ihrem Briefe viel Vergnügen gemacht, er kam mir recht tröstlich zu einer Zeit, wo der Tod mir viele Schmerzen und das Leben fast noch größere verursacht hat. Ich habe solcher bösen Zeit wegen Ihnen nicht gleich antworten können. Ich schickte Ihnen mein Programm zur deutschen Litteratur, und erst heute erfahr' ich zufällig, daß es nur bis zur Grenze frankiert werden konnte, so daß ich unverschuldeterweise Ihnen wohl viel Porto koste. Aber ich halte das Büchlein selber für merkwürdig. Es war nötig, nach Goethes Tode dem deutschen Publikum eine litterarische Abrechnung zu überschicken. Fängt jetzt eine neue Litteratur an, so ist dies Büchlein auch zugleich ihr Programm, und ich, mehr als jeder andere, mußte wohl dergleichen geben. — Ich hoffe in diesem Jahr sehr thätig zu sein, je nachdem es not thut.

Ich will Ihnen die Kopie meines Gesichtes liefern in vier Wochen. In sechs Wochen auch eine Selbstbiographie. Ob Lieder, weiß ich noch nicht. Bin sehr überbeschäftigt. — Was Sie über mich geschrieben, interessiert mich sehr. Schicken Sie mir doch die Nummer der „Eleganten," worin das steht, und zwar mit der Post unter Kreuzkouvert. Meine Adresse ist: H. H., rue des Petits-Augustins, No. 4, Hôtel d'Espagne, à Paris. — Ihre Anfrage in betreff meiner Lieder, die im „Freimütigen" stehen sollen, begreife ich nicht. Ich lese hier das Blatt nicht und weiß nicht, welche Lieder von mir drin stehen. Der hiesige Schlesinger, Sohn des Berliner, welcher Herausgeber des „Freimütigen," hat vorig Jahr mal Manuskript von mir verlangt. Aber ich weiß nicht mehr was, und ob das in den „Freimütigen" gekommen. Übrigens stand ich mit Willibald Alexis sehr gut, soviel ich weiß, sogar bis jetzt, und ich will ihm deshalb schreiben, da Herr Schlesinger nicht mehr hier ist. Oder auch schreiben Sie mir lieber umständlich, wovon es sich handelt; ein darauf sich beziehender litterarischer Streit, dessen Sie erwähnen, ist mir gänzlich unbekannt. Ja, ich mache in diesem Augenblick ein dummes Gesicht, wie einer, der nicht weiß, warum die Leute

lachen. — Schreiben Sie mir bald wieder ein freundliches Wort. Kann ich Ihnen sonstig litterarisch hier nützlich sein, so verfügen Sie ganz über mich.[1])

106. An Heinrich Laube.

Paris, den 10. Julius 1833.

Alter Freund!

Ich habe Sie nämlich wirklich schon wie einen alten Freund behandelt, indem ich Sie ohne Antwort bis jetzt gelassen und doch mich gegen jedes Mißverständnis von Ihrer Seite gesichert dünkte. Haben Sie nur Geduld mit mir; mit Ihnen bin ich vollauf zufrieden. In dieser schlimmen Zeit war mir Ihr plötzliches Beitreten ein höchst erfreuliches Ereignis.

Sie haben keinen Begriff davon, wie es in diesem Augenblick um mich her tost und stürmt. Ich habe hier das Justemilieu, die heuchlerisch katholische Karlistenpartei und die preußischen Spione auf dem Hals. Meine „Französischen Zustände" sind nämlich in französischer Sprache erschienen, begleitet von meiner ganzen, unverstümmelten Vorrede. Diese ist jetzt auch bei Heideloff in deutscher Sprache erschienen, und kann jetzt ungefähr schon in Leipzig sein, wo Sie sie sehen. Ich würde sie Ihnen schicken, wenn ich nicht fürchtete, daß Sie dadurch kompromittiert werden könnten. Nehmen Sie sich in acht. Hier nicht einmal ist man sicher. Vorigen Samstag sind hier mehrere Deutsche arretiert, und auch ich fürchte jeden Augenblick arretiert zu werden.

Vielleicht ist mein nächster Brief aus London datiert. Ich bedeute Ihnen das alles, um Sie zur Vorsicht und Mäßigung zu bewegen. Halten Sie sich in diesem Augenblick so ruhig, als möglich. Bewahren Sie uns die wichtige Festung, die „Elegante Welt," für die Folge. Dissimulieren Sie. Fürchten Sie nicht, verkannt zu werden. Auch ich habe dies nie gefürchtet. Die Herausgabe der Vorrede eben jetzt, in der allgemeinen Angst, wird wohl das Publikum belehren, daß es künftig mir vertraut, wenn ich auch etwas allzu gelinde flöte. — Ich werde seiner Zeit schon die große Trompete blasen, und bin diesen Augenblick mit der Abfassung einiger tüchtigen Trompeterstückchen beschäftigt. — Mit der Kopie meines Kopfes und versprochenen poetischen Schnurrpfeifereien werde ich wohl Sie unverzeihlichst dahin halten; aber wollen Sie das Ganze nicht auf nächstes Jahr verschieben? Nächstes Jahr kann man ruhiger sich zeigen. — Leider in diesem Augenblick, wo ich von den öffentlich und persönlich wichtigsten Dingen umlärmt bin, habe ich noch den ästhetischen Kram auf dem Hals, muß für Campe ein Buch zusammenkneten, auch über deutsche Litteratur schreiben ꝛc. ꝛc. Der zweite Teil meines „Zur deutschen schönen Litteratur" erscheint diese Woche bei Heideloff hierselbst; werde Ihnen das Büchlein gleich zuschicken.

Für alles, was Sie mir Freundliches geschrieben und über mich

1) Der Schluß des Briefes fehlt.

gedruckt haben, danke ich mit ganzer Seele. Seien Sie überzeugt, daß ich Sie verstehe, und also wahrhaft schätze und ehre. Sie stehen höher, als alle anderen, die nur das Äußerliche der Revolution, und nicht die tieferen Fragen derselben verstehen. Diese Fragen betreffen weder Formen, noch Personen, weder die Einführung einer Republik, noch die Beschränkung einer Monarchie, sondern sie betreffen das materielle Wohlsein des Volkes. Die bisherige spiritualistische Religion war heilsam und notwendig, solange der größte Teil der Menschen im Elend lebte und sich mit der himmlischen Religion vertrösten mußte. Seit aber durch die Fortschritte der Industrie und der Ökonomie es möglich geworden, die Menschen aus ihrem materiellen Elende herauszuziehen und auf Erden zu beseligen, seitdem — Sie verstehen mich. Und die Leute werden uns schon verstehen, wenn wir ihnen sagen, daß sie in der Folge alle Tage Rindfleisch statt Kartoffeln essen sollen, und weniger arbeiten und mehr tanzen werden. — Verlassen Sie sich darauf, die Menschen sind keine Esel. —

Ich schreibe diese Zeilen im Bette meiner schönheftigen Freundin, die mich diese Nacht nicht fortließ, aus Furcht, daß ich arretiert würde.

Ihr

H. Heine.

107. An Varnhagen v. Ense.

Paris, den 16. Julius 1833.

Liebster Varnhagen!

Ich hoffe, daß Sie immer wissen, welchen Gründen ein langes Stillschweigen beizumessen ist; daher keine Entschuldigung. — Es geht mir äußerlich noch immer sehr gut, ja besser als je, auch mein körperliches Unwohlsein ist in der letzten Zeit nicht so drückend gewesen. Doch muß ich noch immer gegen mein Nervenübel kämpfen; dieses hindert mich in meinen Arbeiten, und doch habe ich viel zu thun, aber wieder lauter Kleinkram. Mein Leben ist ein wahres Geschäft geworden, ein grämliches Krämergeschäft.

Die verlangten Briefe [1]) hatte ich nicht schicken können, weil sie in Deutschland geblieben. Nur einen Brief habe ich mitgenommen, weil er eben eins der schmerzhaftesten Gefühle, die mich eben bewegten, am tiefsten aussprach. Mein größter Kummer vor zwei Jahren bestand nämlich darin, daß ich meine kleine Familie, besonders meiner Schwester jüngstes Kind, verlassen mußte. Und doch rieten Pflicht und Klugheit zur Abreise. Ich hatte die Wahl zwischen gänzlichem Waffenniederlegen oder lebenslänglichem Kampfe, und ich wählte diesen, und wahrlich nicht mit Leichtsinn. Daß ich aber einst die Waffen ergriff, dazu war ich gezwungen durch fremden Hohn, durch frechen Geburtsdünkel — in meiner Wiege lag schon meine Marschroute für das ganze Leben.

Diese Tage wird ein zweites Bändchen meiner Litteraturgeschichte auf Deutsch bei Heideloff erscheinen, und es soll Ihnen gleich geschickt

1) Von Rahel.

werden; obgleich Sie die Artikel schon im Französischen gelesen. Ich will noch doppelt so viel über deutsche Litteratur schreiben, aber gebe es wahrscheinlich nicht in die „Europe.“ Erstens wird diese Zeitschrift sehr wackelig, zweitens habe ich zu vielen mißwollenden Einmischungen da zu begegnen. Die Gründer sind Legitimisten meistens, und besonders die katholische Partei hat da die Hand im Spiel. Letztere wird täglich mächtiger, ihre Verzweigungen sind furchtbar, und ich muß mit dieser Hydra wieder einen fürchterlichen Kampf beginnen. Dazu sammle ich Kräfte — ich werde aber nicht anfangen. Voyons. —

Mein Buch, die französische Übersetzung der „Zustände,“ macht allgemein Glück. Ich hab' dem Übersetzer zu danken, daß die unverstümmelte Vorrede dazu gekommen. Diese, das leidenschaftliche Produkt meines Unmuts über die bundestäglichen Beschlüsse, versperrt mir vielleicht auf immer die Rückkehr nach Deutschland; aber sie rettet mich vielleicht vor dem Laternentod bei der nächsten Insurrektion, indem jetzt meine holden Landsleute mich nicht mehr des Einverständnisses mit Preußen beschuldigen können. Schufte, wie Börne und Konsorten, habe ich dadurch unschädlich gemacht, für mich wenigstens.

Mein Buchhändler in Hamburg hatte die Vorrede besonders gedruckt, und zwar mit fremden Zwischensätzen. Obgleich ich ihm verbot, sie auszugeben, hatte er doch einige Exemplare an Polen mitgeteilt, und mit solch einem Exemplar und der französischen Ausgabe hat ein hiesiger Deutscher die Vorrede ergänzt und auf eigene Hand herausgegeben. — Ich erzähle Ihnen das, damit Sie mich nicht der größten Thorheiten beschuldigen. — Ich habe wahrlich nicht die Absicht, demagogisch auf den Moment zu wirken, glaube auch nicht mal an die Möglichkeit einer momentanen Wirkung auf die Deutschen. Ich ziehe mich übrigens von der Tagespolitik zurück, und beschäftige mich jetzt meistens mit Kunst, Religion und Philosophie.

Die Rezension von Weiße hab' ich gelesen; mit großem Vergnügen; denn von allen seinen Vorwürfen trifft mich kein einziger. — P. sitzt hier wegen Schulden in St. Pelagie. — Mit Michel Chevalier, der Sie tiefinnigst grüßen läßt, habe ich stundenlange Beratungen über Religion. — In drei Wochen reise ich ins Bad. — Nächstes Jahr reise ich vielleicht nach dem Orient. — Mich befriedigen nicht die Obelisken, die man mir nach Paris bringt. — Leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlichst zugewogen

Ihrem

H. Heine.

---

*108. An H. C. Andersen.

Ich möchte Ihnen schon, wertester Kollege, einige Verse hier aufs Papier kritzeln, aber ich kann heute kaum leidlich in Prosa schreiben.[1])

---

1) Andersen hatte Heine um ein Autograph gebeten. Bei seinem zweiten Aufenthalte in Paris 1843 schrieb ihm Heine sein Gedicht „Lebensfahrt“ ins Album Vgl. Bd. I. S. 362.

Leben Sie wohl und heiter. Amüsieren Sie sich recht hübsch in Italien; lernen Sie recht gut Deutsch in Deutschland, und schreiben Sie dann in Dänemark auf Deutsch, was Sie in Italien gefühlt haben. Das wäre mir das Erfreulichste.

Paris, den 10. August 1833. H. Heine.

---

*109. An die Hennesche Buchhandlung.[1]

Paris, den 14. August 1833.

Die Grippe, die mir seit einigen Tagen das Gehirn verschleimt, erlaubt mir nicht viel zu schreiben und kaum vermag ich auf Ihren werten Brief vom 5. dieses Monats das Notdürftigste zu antworten: Ich bin gern bereit, auf das Titelblatt der Deutschen Geschichte, die Sie von Mebold schreiben lassen, neben dem seinigen, auch meinen Namen als Herausgeber zu stellen, dergestalt, daß der Titel etwa lautet:

„Die Deutsche Geschichte.
Herausgegeben von H. Heine und Mebold."

Ich setze hier meinen Namen zuerst, weil diese Stellung eben Ihren beabsichtigten Zwecken entspricht. Da aber alsdann die große Menge glauben wird, daß ich diese Geschichte selbst schreibe, und jeder wenigstens voraussetzt, daß ich mich in diesem Buche mittelbar ausspreche; da ich also mit meinem Namen hier nicht bloß dem Publikum eine Garantie für den Wert und die Gesinnung des Buches gebe, sondern solches auch aufs ernsthafteste in jeder Hinsicht vertreten muß: so werden Sie billig finden, daß ich jedesmal vor dem Druck das Manuskript sehe und mir jede mit meinen politischen, moralischen und religiösen Ansichten nicht übereinklingende Stelle zu streichen oder auszugleichen erlaube Das wird wohl nie vorfallen: aber wir sind Menschen und ich darf hier nicht leichtsinnig handeln. Sie werden wohl Mebolden gesagt haben, daß ich ihn selber, durch Herrn Ganger, zum Schreiben der Deutschen Geschichte vorgeschlagen, er sieht also, wie hochwert ich ihn halte, wie mein Vertrauen ihn vor allen Übrigen ausgezeichnet, und er wird daher selbst fühlen, wie sehr obiges Verlangen mit den Pflichten, die mir gegen das Publikum und gegen mich selbst obliegen, und mit den Gesetzen der Billigkeit in Einklang steht. Dies Her- und Zurücksenden des Manuskripts ist nicht so beschwerlich, als es wohl scheint, und ich würde schon ein leichtes Kommunikationsmittel finden. Dafür daß ich mich mit meinem Namen, in obgedachter Weise, als Herausgeber des Buches nenne, verlange ich von Ihnen die Summe von achtzig Karolinen, und zwar wünsche ich die Hälfte drei Monate dato auf Sie trassieren zu können, ehe Sie das Buch mit meinem Namen ankündigen; die andere Hälfte würde ich gern Februar nächstes Jahr ebenfalls drei Monate dato auf Sie trassieren. — Für das, was ich selber schreibe, verlange ich außerdem ein Honorar von acht Karolinen per Druckbogen. In diesem Augenblick glaube ich nicht, daß ich selber

---

[1]) Aus der Zeitschrift: „Deutsche Dichtung" Bd. II. S. 146 ff. Das in diesem Briefe besprochene Projekt kam nicht zustande.

viel an dem Buche schreiben kann. Das ist davon abhängig, wie ich mich von meinen jetzigen Arbeiten früh oder spät entlaste.

Ich kann daher gar nichts bestimmt versprechen. Da ich sehe, daß erst Dezember gedruckt wird, so hoffe ich jedoch ein Vorwort, etwa einen Bogen betragend, schreiben zu können. Die Bilder müssen sich aus dem Texte selber erklären und nur mit wenigen Worten angedeutet werden. Indessen, wenn die späteren Bilder interessant werden, namentlich von der Reformationszeit an bis in die neueste Zeit, könnte ich vielleicht unter der Form einer Bilderklärung manches in das Buch hineinschreiben, so daß Mebold in keiner Weise in seinem Texte geniert wird; wie er denn überhaupt immer mit mir zufrieden sein soll. Ich habe große Achtung für seine Talente und seine Gesinnung, und da wir in den Prinzipien einig sind, so sind wir gewiß auch derselben Ansicht in betreff der Begebnisse; jedenfalls weiß er, daß ich weder Serviler noch Pedant bin und daß ich von zu hohem Standpunkte die Dinge betrachte, als daß ich in Nebensachen diffizil sein würde. Ich lasse ihn freundschaftlich grüßen.

Ihre Antwort erwartend, verharre ich

hochachtungsvoll

H. Heine.

110. An Charlotte v. Embden.[1]

Paris, den 13. Februar 1834.

Liebe Mutter, lieber Max und liebes Lottchen!

Vor anderthalb Minuten erhalte ich den lieben Brief, worin mir unsre glückliche Niederkunft gemeldet wird. Ihr hattet mich also getäuscht, indem Ihr mir sagtet, daß wir erst zum Frühjahr in die Wochen kommen.

Mit tiefem Seufzen sah ich dem Frühling entgegen. Mein Herz ist jetzt so erleichtert, daß ich vor Freuden tanzen möchte. Ich lasse mich bei Herrn Moritz von Embden sehr bedanken, aber ich hoffe, daß er sich jetzt in acht nehmen wird, uns nicht öfters solche Freuden zu bereiten. — Ich umarme Dich, liebes Lottchen, und ich sehne mich nach nichts in der Welt mehr, als daß ich die alte Gluck und Dich, die junge Gluck, und Deine kleinen Vögelchen wohl wiedersehe. Daß Max nach Rußland reist, ohne daß ich ihn gesehen, macht mir viel Kummer. Schreib nur gleich, wie Du Dich befindest, ich fühle schon die Nachgeburt meiner Sorge. — Lebt wohl und behaltet freundschaftlich im Andenken

Euren ergebenen

H. Heine.

111. An Betty Heine.

Paris, den 4. März 1834.

Ich muß mich bitter beklagen, liebe Mutter, daß ich, seitdem ihr mir Lottchens Niederkunft gemeldet, ganz ohne alle Nachricht von euch

[1] Die Briefe an Charlotte v. Embden, Elisabeth und Max Heine sind des letzteren Buche: „Erinnerungen an H. Heine" (Berlin 1868) S. 149 ff. entnommen.

bin. Ein Wochenbett ist doch kein gewöhnlicher Zustand, und da gebührt es sich wohl, daß ich etwas von dem Wohlsein meiner Schwester erfahre. Ich merke, daß euch nicht viel an mir gelegen ist, und daß ich ein Narr bin, euch zu schreiben. Ihr habt nichts zu thun, und ich muß doch um jede Zeile betteln. — Ich befinde mich wohl und gesund, welches mir im Grunde leid ist: denn wäre ich krank, liebe Mutter, so würde ich es Dir heute schreiben, bloß um Dich zu ängstigen.

Wenn ihr mich bei so wichtigen Umständen öfters ohne Brief laßt, kann ich wirklich krank werden. Ich habe mir fest und steif vorgenommen, recht wirklich krank zu werden, um mich an Dir wegen Deines langen Stillschweigens zu rächen. Ich fühle wirklich schon einige Diarrhöe; seit zwei Minuten kullert es mir sehr stark im Bauch, ist das vielleicht die Cholera? Mein teurer Herr Märchen schreibt mir auch nichts, warum erhalte ich keinen Brief von Euer Wohlgeboren? Wie lebst Du, wie geht es Dir, wo bist Du, wo wirst Du sein? Du könntest mir auch über deutsche Litteratur schreiben, denn außer den Brockhausischen Blättern erhalte ich hier kein einzig deutsches Journal — Den „Salon" habe ich endlich erhalten, es sind sehr ekelhafte Druckfehler darin; viele Noten, dieses war politische Absicht. Ich wollte der öffentlichen Meinung eine gewisse Wendung geben. Besser, man sagt, ich sei ein Gassenjunge, als daß man mich für einen allzu ernsthaften Vaterlandsretter hält. Letzteres ist in diesem Augenblick kein ratsam Renommee Die Demagogen sind wütend über mich; sie sagen, ich werde bald öffentlich als Aristokrat auftreten. Ich glaube, sie irren sich. Ich ziehe mich aus der Politik zurück. Das Vaterland mag sich einen anderen Narren suchen. Hier geht es mir vortrefflich. Lottchen und die Kinder zu küssen; lebt wohl.

H. Heine.

---

112. An Maximilian Heine.

Paris, den 21. April 1831.

Lieber Max, euren lieben Brief, woraus ich ersehe, daß ihr alle Narren seid, hab ich erhalten, und da in diesem Augenblick mein körperliches und geistiges Mißbehagen mir nichts Besseres zu thun erlaubt, so will ich auf der Stelle Deine Zeilen erwidern. Rate mir als Arzt, was thue ich gegen Kopfweh, das mich seit zwei Monaten stärker als je heimsucht? Es ist vielleicht Folge großer Geistesbewegung. Nicht als hätte ich in der letzten Zeit so viel gearbeitet, sondern vielmehr die Widerwärtigkeiten, die ich, infolge der politischen Begebenheiten, zu erleiden hatte, verhinderten mich meistens am Arbeiten. Meine Lage ist nur von außen glänzend, ich werde von den außerordentlichsten Ehrenbezeugungen fast erdrückt. Du hast keine Idee davon, welche kolossale Reputation hier auf mir lastet — aber das ist eine Last wie jede andere und hat genug Not, Ärger, Verlegenheit, Mühe und Qual zur Folge.

Ich begreife jetzt sehr gut, warum alle berühmte Männer ein unglückliches Leben geführt. Rate mir, lieber Max, soll ich dies Jahr wieder ein Seebad besuchen? Schlecht, eigentlich schlecht ist mir die

See noch nicht bekommen. Hat mir aber vorig Jahr nicht viel geholfen. Auf jeden Fall kann ich erst August Paris verlassen, denn ich lasse jetzt meine „Reisebilder" ins Französische übersetzen, und mein Übersetzer ist so schlecht, daß ich die meiste Arbeit dabei habe. Dann habe ich noch eine Reihe Artikel über Deutschland zu schreiben, versprochene Arbeit, die ich unterlassen würde, wenn ich hier nicht enormes Geld brauchte. Enorme Summen seit einem Jahre ausgegeben. — Sag an Campe, er kann ganz sicher sein, daß ich ihm bald Manuskript schicke. Die Zögerung liegt in den Zeitumständen, ich will jetzt nichts Politisches herausgeben (obgleich ich dessen genug geschrieben), überhaupt will ich in dieser Reaktionsepoche nur zahme Bücher herausgeben. Hätte ich nur keine Kopfschmerzen!

Daß Deine „Bilder aus der Türkei" wegen Deiner Russenliebe just nicht überall amüsieren, konntest Du Dir wohl vorstellen bei der jetzigen Stimmung. Tröste Dich aber damit, daß das Buch selbst gut ist. Das Buch ist wirklich gut. Die Verse sind schlecht, die Prosa ist aber vortrefflich. Ich verstehe das. Habe jetzt zum drittenmal gelesen, und ich weiß nicht, warum ich nicht gegen meinen eigenen Bruder gerecht sein soll. Die Deutschen haben wahrhaftig nicht viel ähnliches in den letzten drei Jahren hervorgebracht, besseres gewiß nicht. Ich weiß, daß es nicht leicht ist, mit Leichtigkeit zu schreiben, und gar über Krieg und Pest. Ich stelle Dein Buch den „Briefen eines Verstorbenen" an die Seite. Der Verfasser dieses letzten Buches, der Fürst Pückler, hat sich verschlechtert. Er hat mir sein „Tutti frutti" geschickt mit einem langen liebkosenden Briefe, hat aber mein Urteil nicht damit bestechen können. Der beste deutsche Schriftsteller bin ich jetzt — parmi les aveugles le borgne est roi. Wer, wie ich, zwei Augen hat, ist es also ganz gewiß. — Ich tausche aber gleich mit Rothschild — der Teufel soll Rothschild holen, der dem Improvisator Langenschwarz [1]) einen Empfehlungsbrief an mich gegeben hat, so daß dieser langweilige Mensch mir diesen Morgen mit diesem Empfehlungsbrief seine Aufwartung gemacht und zwei volle Stunden gekostet hat. Das Beste an ihm ist, daß er Dich kennt, und von Dir zu erzählen wußte, daß Deine Geliebte in Petersburg ein wunderschönes Mädchen sei. — Grüß mir Karl [2]), über den ich sehr böse bin, da er mir nicht schreibt. Sage ihm, ich könnte ihm die schönsten Sachen schreiben, z. B. daß ich Goldschmidt hier gesehen, welcher einen ungeheuer großen Schnurrbart trägt, so daß, wer ihn nicht kennt, ihn für einen kalabresischen Banditen, kurz für einen wütenden Bramarbas halten würde. Er ist aber doch noch der Alte, und wenn er an der Wand den Schatten seines eigenen Schnurrbarts sieht, so erschrickt er.

Grüße mir alles Unterrockvolk in Hamburg, meine Mutter, Lottchen, meine drei Nichten, Madame Salomon Heine u. s. w.

Hätte ich nur keine Kopfschmerzen!

Dein Freund und Bruder

H. Heine.

---

1) M. L. Langenschwarz (1801—1858), bekannter Improvisator.
2) Karl Heine.

113. An Helmina v. Chezy.[1])

Paris, den 2. Januar 1835.

Vorgestern, in der stärksten Kälte, habe ich die Nachtigall in ihrem Cherchemidi-Neste besuchen wollen, und sie war ausgeflogen. Bei 99 Grad Kälte! Die Varnhagen in drei Bänden habe ich zurückgelassen; bitte nun auch den besprochenen Artikel bald fertig zu machen.

Sie haben mir gesagt, Sie hätten den Hölty. Ist es der Fall, und ist es die Ausgabe mit der Vorrede von Voß, so bitte ich Sie, Süßflötende, mir das Buch zu leihen, und wenn es Ihnen zur Hand etwa liegt, dem Überbringer mitzugeben. In einigen Tagen werde ich wieder bei Ihnen vorsprechen:

Frau Kitze, Frau Katze,
Schön Feuerchen hatse, u. s. w. in deutschem Dialekt. —

Wohl ausgeruhten Morgen wünscht
Tero ergebener
H. Heine.

*114. An J. H. Detmold.

Paris, den 22. März 1835.

Lieber Detmold!

Dieser Brief ist nur die Taube, die Ihnen aus meiner Arche zufliegt mit einem Blatt im Munde; wenn Sie dieses Blatt richtig erhalten und mir wieder schreiben, mag eine regelmäßigere, sicherere Verbindung zwischen uns stattfinden. Ich stehe mit niemandem in Briefwechsel, aus dem Grunde, weil ich nur kurz antworte auf lange Briefe, die mir nie lang genug sind. Ihr aber, was Ihr nie bedenkt, seid im geruhsamen Deutschland, wo jeder Tag 25 Stunden hat; ich aber bin an einem Ort, wo die Zeit sich selber kaum die Zeit nimmt zu verfließen. Ich habe hier gar keine Zeit. Sie können sich keinen Begriff davon machen, wie viel zerstreuende Erscheinungen mich umwogen, wie viel Not, Unsinn, Lebenskampf, Liebe, Haß und + mir um die Ohren saust. Was Sie in Deutschland etwa von mir hören, ist nur ein gelindes Echo hiesiger Schwertschläge. Ich bitte, schreiben Sie mir viel und oft; in späteren, ruhigeren Tagen verspreche ich, gleiches mit gleichem zu vergelten. Wie wäre es, wenn Sie mir alle sechs Wochen einen sehr großen Brief über die politischen und litterarischen Vorgänge in Norddeutschland schrieben, den ich in fortlaufender Reihe auf Französisch übersetze und in die Revue des deux mondes abdrucken lasse? Auf Verschwiegenheit von meiner Seite dürfen Sie rechnen. Sie dürfen sich in dieser Korrespondenz ohne Gefahr Ihrer ganzen Laune überlassen, und da Sie diese Mitteilungen ganz faktisch halten würden, wie es nötig ist, so dürfen wir uns viel freudigen

1 Aus den „Briefen von Stägemann, Metternich, Heine" u. s. w. S. 240. Helmina von Chezy wohnte damals in der Rue Cherchemidi.

Spektakel dadurch versprechen. Ja, ich bitte Sie, beginnen Sie gleich, und machen Sie, daß ich bald den ersten Brief erhalte. Aus Vorsicht werde ich Ihnen meine Briefe immer über Hamburg schicken, und Sie adressieren die Ihrigen an Mr. Specht, employé de la poste, rue saint-Lazarre No. 106 à Paris. Versteht sich, Sie unterschreiben nie Ihren Namen, — schreiben aber desto deutlicher das Übrige.

Für die Mitteilung Ihrer Kunstkennerschaft[1]) danke herzlich; das Büchlein ist vortrefflich geschrieben. In stilistischer Hinsicht gebe ich Ihnen das unbedingteste Lob, auch die Ironie ist vortrefflich, aber sie ist nicht immer Swiftisch genug durchgeführt; der Ernst hat Sie manchmal überrumpelt. Daß Sie sich als einen bedeutenden Schriftsteller plötzlich gezeigt, hat gewiß das Publikum sehr überrascht; für mich, Liebster, hatte die Erscheinung nichts Überraschendes. Ich wunderte mich vielmehr, daß Sie nicht früher aufgetreten sind. — Ich habe sehr oft an Sie gedacht und ich habe Sie immer zu den sehr wenigen Personen gezählt, denen mein Wirken und Schreiben immer klar war, und die den letzten Gedanken alles dessen, was ich treibe und schaffe, immer genau kennen und begreifen. In dieser Voraussetzung, oder vielmehr in dieser Überzeugung, schreibe ich Ihnen heute und verlange thätige Hilfeleistung.

Ihr Freund

H. Heine.

---

115. An Julius Campe.

Paris, den 7. April 1835.

Lieber Campe!

Ich eile, Ihren Brief vom ersten April so schnell als möglich zu beantworten. Hauptsächlich drängt mich dazu der Wunsch, Ihnen zu versichern, daß ich bei Mißhelligkeiten in meinen Autorgeschäften immer die Verlagshandlung Hoffmann und Campe sehr scharf von der Person meines alten Freundes Julius Campe unterscheide. Aber in betreff der besagten Verlagshandlung war ich vollauf berechtigt, die Geduld zu verlieren. Ich hatte an Hoffmann und Campe geschrieben, daß man mir mit der Post eine gewisse Anzahl Exemplare meines zweiten „Salons" gleich hierher schicke. Zwei Monat war das Buch heraus, und ich erhielt keine Exemplare. Ja, ich habe bis auf diese Stunde sie nicht erhalten und mußte Absicht in dieser Nichtsendung erkennen, als mir hier in dem Laden von Heideloff und Campe der gedruckte „Salon" zu Gesicht kam. Beim flüchtigsten Durchblättern sah ich überall Lücken und Auslassungen, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als in der „Allgemeinen Zeitung" dagegen zu protestieren, wie es meine Pflicht als Schriftsteller erforderte. Ich mußte glauben, daß man mir das Buch absichtlich nicht hergeschickt, damit ich diesen Frevel nur spät erführe, und alsdann aus Trägheit jede Reklamation unterließe. Es waren keine Zensurstriche zu sehen, und die unterdrückten Stellen waren mir eben die wichtigsten, sie hatten durchaus keine politische Gefährlichkeit, und der Verleger von Börneschen Briefen durfte wahrlich nicht davor

[1]) „Anleitung zur Kunstkennerschaft," (Hannover 1833.)

erschrecken. Ich bin überhaupt keineswegs als Demagoge verrufen, habe den Regierungen Beweise meiner Mäßigung gegeben, und in einem philosophischen Buche durfte man wohl einige revolutionäre Boutaden durchlaufen lassen. Einen Tag später nach der Absendung meiner Erklärung erhielt ich Ihren Brief, worin Sie mir meldeten, daß die Zensur so viel gestrichen. Und warum meldeten Sie dieses zwei Monat nach dem Erscheinen des Buches? Dieses ist um so tadelnswerter, da ich in der Meinung stehen mußte, daß Bücher über 20 Bogen keiner Zensur unterworfen seien. Ich hatte, für den Fall, daß mein Manuskript nicht bis zu 20 Bogen ausreiche, Sie ersucht, den „Neuen Frühling" mit Ausnahme des letzten Gedichtes beizudrucken und eine Verlegernotiz über diesen schon gedruckten Cyklus mitzuteilen. Statt dessen sehe ich, daß kein Wort diesen erneuten Abdruck justifiziert, und dabei fehlen noch sechs Gedichte von diesem Cyklus . . . ja, es fehlt die Dedikation sogar . . . ich will dieses alles noch hingehen lassen . . . Aber, es stoßen mir bei dieser Erscheinung gar viele widerwärtige Gedanken auf. Ich lasse mich nicht wie ein Junge, der schweigen muß, behandeln. Ich war vielleicht ein kleiner Junge, als Sie mich zuerst sahen, aber das sind jetzt zehn Jahre, und ich bin seitdem ganz erschrecklich gewachsen. Und gar in den letzten vier Jahren; Sie haben keinen Begriff davon, wie ich groß geworden bin. Ich überrage einen ganzen Kopf hoch eine Menge Schriftsteller, denen ihre Verleger, mit welchen sie nicht einmal in Freundschaft stehen, doppelt so viel Honorar zahlen, wie Sie mir zahlen. Es ist wahr, ganz kleine Jungen von Schriftstellern erhalten jetzt so viel Honorar wie ich; aber das sollte Sie doch nicht verleiten, meine reelle Größe in Anschlag zu bringen, wenn es die Behandlung gilt; denn wahrlich, eben wie eine honette Köchin, habe ich immer weniger auf Gehalt, als vielmehr auf gute Behandlung gesehen.

Und noch auf diese Stunde habe ich meine Exemplare vom zweiten „Salon" nicht erhalten und mußte für mein armes Geld bei Heideloff ein Exemplar kaufen!

Genug, ich war zur Annonce in der „Allgemeinen Zeitung" hinreichend befugt.[1]) Die Verlagshandlung Hoffmann und Campe kann erwidern, was sie will. Ich lasse nichts darüber mehr in der „Allgemeinen Zeitung" drucken. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich die Erwiderung dieser Verlagshandlung in meinem nächsten Buche berücksichtige, und sie ehrlich und offen jeder Rüge entlaste, die sie nicht verdient. Daß Ihnen diese Geschichte verdrießlich, daß Sie über mich ungehalten sind, verdenke ich Ihnen nicht; es macht Ihnen vielmehr Ehre, und es zeigt, daß Sie auf Charakter halten. Das habe ich immer an Ihnen zu schätzen gewußt Ehrlich gesagt, die freundlichen Stellen Ihres vorletzten Briefes, Ihr Wunsch, daß wir in freundschaftlicher Verbindung bleiben, Ihre heitere Hoffnung der Gevatterschaft hat mir, der ich tags zuvor meine Erklärung an die „Allgemeine" geschickt, sehr wehmütig die Seele bewegt. Sie dürfen mir es auf meine Ehre glauben: die glänzendsten Anerbietungen Ihrer Kollegen habe ich bis heute unbeantwortet gelassen. Wäre die verdammte Geschichte des

[1]) Vgl. Bd. V. S. VIII, Anm

Wartens auf Exemplare und der Ärger über die Verstümmelung meines Buchs nicht dazwischen gekommen, so hätte ich Ihnen bereits meine neuen Anträge gemacht, und Ihnen offen, wie immer, meine Hoffnungen und Wünsche mitgeteilt, und Ihnen bestimmt gesagt, was ich im Laufe dieses Sommers und Herbstes bringen kann und was ich bringen möchte. Ich würde heute schon Bestimmtes darüber schreiben, aber mir summen eine Menge Widerwärtigkeiten um die Ohren. Jedenfalls binnen acht Tagen erhalten Sie die versprochenen Erläuterungen. — Ich denke, wenn Sie bald ein neues Buch von mir dem Publikum bringen, so ist dieses eine hinlängliche Reparation in den Augen desselben. — Leben Sie wohl und thun Sie, was Sie wollen. Mein Ärger ist verraucht, und eigentlich mißbilligen kann ich nicht, was ich gethan. Verlassen Sie sich immer auf meine Loyalität, und somit Punktum. Unverändert Ihr

H. Heine.

116. An August Lewald.[1])

Paris, den 11. April 1835.

Wie soll ich mein Stillschweigen gegen Sie entschuldigen! Und Sie haben noch obendrein die Freundschaft, mir die gute Ausrede zu insinuieren, daß Ihr Brief verloren gegangen! Nein, ich will Ihnen die ganze Wahrheit gestehen, ich habe ihn richtig erhalten, aber zu einer Periode, wo ich bis an den Hals in einer Liebesgeschichte saß, aus der ich mich noch nicht herausgezogen. Seit Oktober hat nichts für mich die geringste Wichtigkeit, was nicht hierauf unmittelbar Beziehung hatte. Alles vernachlässige ich seitdem, niemand sehe ich, und höchstens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke .... und so habe ich oft darüber geseufzt, daß Sie mein Stillschweigen mißverstehen dürften, aber zum wirklichen Schreiben konnte ich doch nicht gelangen. Und das ist alles, was ich Ihnen heute sagen kann; denn die rosigen Wangen umbrausen mich noch immer so gewaltig, mein Hirn ist noch immer so sehr von wütendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht im stande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten.

Haben Sie das Hohe Lied des Königs Salomo gelesen? Nun, so lesen Sie es nochmals, und Sie finden darin alles, was ich Ihnen heute sagen könnte.

Warten Sie nur, in kurzem geht eine Veränderung mit mir vor, und dann will ich auch, wie Sie es wünschen, für die Komödianten schreiben, und die Stücke werden gewiß aufgeführt werden können, wenn man nur die Vorsicht braucht, meine Tragödien als Komödien, und meine Komödien als Tragödien auf den Zetteln anzukündigen.

Lesen Sie das Hohe Lied von König Salomo; ich mache Sie aufmerksam auf diesen Mann.

H. Heine.

---

1) Sämtliche Briefe an August Lewald sind in den „Hausblättern," red. von E. Hoefer und F. W. Hackländer, 1857, Heft 1—3, zuerst veröffentlicht worden.

117. An Caroline Jaubert.[1])

J'ai l'honneur, madame, de vous envoyer ci-joint mon livre sur l'Allemagne. Je vous invite de lire la sixième partie; j'y parle des ondines, des salamandres, des gnomes et des sylves. Je sais bien que mes connaissances par rapport à cette matière sont très incomplètes, quoique j'aie lu, dans l'idiome original, les œuvres du grand Aureolus, Theophrastus, Paracelsus, Bombastus de Hohenheim.

Mais lorsque j'ai écrit mon livre, je n'avais jamais vu de ces esprits élémentaires; je doutais même qu'ils fussent autre chose que des produits de notre imagination, qu'ils n'habitent pas les éléments, mais seulement le cerveau de l'homme . . .; cependant, depuis avant-hier, je crois à la réalité de leur existence.

. . . Ce pied que j'ai vu avant-hier ne peut appartenir qu'à un de ces êtres fantastiques dont j'ai parlé dans mon livre; mais est-ce que c'est le pied d'une ondine? — je pense qu'il est glissant comme l'onde et qu'il pourrait bien danser sur l'eau;

Ou appartient-il à une salamandre?

„Il ne fait pas froid, dit Joseph Marteau à Geneviève, quand le pied de la belle fleuriste embrase son imagination.“[2])

Peut-être c'est le pied d'un gnome, — il est assez petit, mignon, fin et délicat pour cela, — ou le pied d'une sylve? La dame est véritablement si aérienne, si féerique . . . Est-elle bonne ou méchante?

Je n'en sais rien; mais ce doute me tourmente, m'inquiète, me pèse. C'est vrai! je ne plaisante pas.

Vous voyez, madame, que je ne suis pas encore assez avancé dans la science occulte, que je ne suis pas grand sorcier; je ne suis que votre très humble et très obéissant serviteur.

Henri Heine.

Le 22. avril 1835.

118. An Caroline Jaubert.

Madame!

Je vois avec grand plaisir, que vous vous obstinez à ne pas m'oublier. Je vous en remercie; vous ne savez donc pas que je suis mort depuis longtemps?

Cela ne m'empêcherait pas de venir dîner chez vous aujourd'hui, vu que ma dépouille mortelle m'a survécu; mais je souffre dans ce moment d'une migraine posthume assez fastidieuse. Je ne peux pas venir, et soyez persuadée que je le regrette beaucoup; vous savez ce que c'est que la migraine, ce petit enfer qu'on porte dans le cerveau.

1) Die Briefe an C. Jaubert sind in deren „Souvenirs“ (Paris) S. 284 ff. zuerst veröffentlicht worden.
2) Roman d'André, par George Sand

Je viendrai, madame, ces jours-ci, vous remercier en personne. En attendant, je prie les dieux immortels de vous prendre dans leur sainte et digne garde.

Lundi matin. Henri Heine.

---

*119. An Caroline Jaubert.

Petite Fée!

Comme un jeune étourdi que je suis, j'ai oublié hier qu'il est nécessaire que je sois encore aujourd'hui de retour à Montmorency; je ne peux donc pas dîner avec vous, et je ne vous reverrai qu'à Marly, où j'irai probablement samedi. Je mentirais beaucoup si je disais que le plaisir que je ressens toujours en vous revoyant ne soit pas de ceux qui me rendent la vie quelque peu supportable.

Mercredi matin.

Votre tout dévoué,

Henri Heine.

---

120. An Rosa Maria Assing. [1])

Jonchère, den 30. Junius 1835.

Soeben, werte Freundin, empfange ich Ihren Brief, der mir Ihre Ankunft in Paris meldet. Seit einigen Wochen habe ich diese Stadt verlassen und lebe in der Nähe von Saint-Germain auf dem Schlosse einer schönen Freundin, wo ich noch acht Tage zubringe, ehe ich nach Boulogne sur mer reise. Ich kann unterdessen nur noch einmal nach Paris kommen, weiß aber weder Tag noch Stunde; hoffentlich aber finde ich Sie noch dort. Sie zu verfehlen wäre mir höchst schmerzlich. Wahrscheinlich komme ich Donnerstag; wenn Sie mich für diesen Fall um ein Uhr erwarten wollten, wäre sehr hübsch.

Ich bin höchst begierig, Sie zu sehen und zu sprechen. Ich bin seit Jahr und Tag ganz ohne unmittelbare Nachricht von Ihrem Bruder, meinem lieben, lieben Freunde. Ich schrieb ihm nie, aus Furcht, daß meine Briefe ihn kompromittieren könnten; denn man hat mich in dieser Hinsicht gewarnt. Die tolle Zeit hatte alle Verhältnisse und Beziehungen so verdrießlich und unbequem verschoben. — Ich bin ganz

Ihr H. Heine.

---

121. An Julius Campe.

Paris, den 2. Juli 1835.

„Eh' er singt und eh' er aufhört,
Muß der Dichter leben! —“

Diese Worte, liebster Freund, brauche ich heute zu meiner Justifikation in jeder Hinsicht. Seit vier Monaten ist mein Leben so stürmisch bewegt, namentlich in den drei letzten Monaten schlagen mir die Wogen des Lebens so gewaltig über den Kopf, daß ich kaum an Sie denken, viel weniger Ihnen schreiben konnte. Ich Thor glaubte, die

---

1) Aus den „Briefen von Stägemann, Metternich, Heine“ u. s. w. S. 241.

Zeit der Leidenschaft sei für mich vorüber, ich könnte niemals wieder in den Strudel rasender Menschlichkeit hineingerissen werden, ich sei den ewigen Göttern gleichgestellt in Ruhe, Besonnenheit und Mäßigung — und siehe! ich tobte wieder wie ein Mensch, und zwar wie ein junger Mensch. Jetzt, dank meiner unverwüstlichen Gemütskraft, ist die Seele wieder beschwichtigt, die aufgeregten Sinne sind wieder gezähmt, und ich lebe heiter und gelassen auf dem Schlosse einer schönen Freundin in der Nähe von Saint-Germain, im lieblichen Kreise vornehmer Personen und vornehmer Persönlichkeiten.

Ich glaube, mein Geist ist von aller Schlacke jetzt endlich gereinigt; meine Verse werden schöner werden, meine Bücher harmonischer. Das weiß ich: vor allem Unklaren und Unedlen, vor allem, was gemein und müffig ist, habe ich in diesem Augenblick einen wahren Abscheu.

Bei solcher Stimmung mögen Sie es gewiß natürlich finden, daß manche unterbrochene Arbeit unvollendet bleibt, wenigstens für jetzt. Indessen hoffe ich, dennoch in diesem Jahre manches Gute, auf jeden Fall besseres, als meine früheren Arbeiten, zu dichten und zu schaffen. Von hier, in kürzester Frist, reise ich nach Boulogne sur mer, welches liebliche Meerstädtchen mir, wie Sie wissen, als beste Arbeitsstube dient. Ein kostbares, welterfreuliches Buch will ich dort schreiben. Ich habe mir vor journalistischen Andringlichkeiten Ruhe geschafft, und trotz der enormen Ausgaben, die ich in diesem Jahr schon bestanden, hoffe ich, daß diese Ruhe nicht durch Finanznöten gestört wird. Zu diesem Behufe will ich heute mit Ihnen überlegen, und Ihnen, wie Sie es dringend immer verlangen, bestimmt melden, was Sie für die nächste Zeit von mir zu erwarten haben, was ich von Ihnen wünsche, worauf ich rechne, worauf Sie zählen können, ehrlich und unverhohlen, wie Sie es bei mir gewöhnt sind. Ich habe Ihnen die Ursache meines langen Stillschweigens gemeldet, damit Sie solches keinen falschen Gründen beimessen. Weder hiesige Buchhändler, wie Sie irrig wähnen, noch fremde, die mich in der letzten Zeit, wo mein Name europäisch geworden, mit Anträgen quälen, haben mich in dem Vorsatz, manche Ihrer beschwerlichsten Kitzeleien zu ertragen, wankend gemacht. Ich mache mir über den Charakter Ihrer Herren Kollegen keine Illusion, bei einer Verlagsänderung kann ich höchstens ein oder zwei Louisdor mehr gewinnen, der übliche Ärger wird mir bei keinem erspart werden, ja ich würde auf ganz neue Unerträglichkeiten stoßen. Bei Ihnen, glaub' ich, habe ich das Drückendste überstanden: die Pfeffernüsse, die angeklebten Verlagsanzeigen mit Kot-Renomméen, die Schadenfreude bei schlechten Rezensionen, die ewigen Klagen, die großen Auflagen, die kleinen Foppereien, kurz die Julius-Campejaden. Können Sie Ihre Natur etwas für die Zukunft bezwingen, so thun Sie es doch, bitte! Von den großen Honorarserhöhungen, die Sie zu befürchten standen, sollen Ihnen auch die Haare nicht grau werden. Ich habe nie daran gedacht, mir ein Vermögen zu erschreiben; wenn ich eben habe, was ich brauche, bin ich zufrieden. Knausereien von Ihrer Seite führten immer dahin, daß ich mich lukrativeren Beschäftigungen hingeben mußte. Sie handelten in

---

1) Vgl. Strodtmann l. c. Bd. I. S. 462 ff.

dieser Hinsicht immer unpolitisch. Ich brauche dies Jahr noch 2000 Mark Banko, ich will sie von Ihnen haben, und auf folgende Weise.

Ich denke, 20 Bogen werde ich in Boulogne schreiben, und für diese zahlen Sie 1000 Mark Banko; ist das Buch stärker als zwanzig Bogen, ist es geringer, so berechnen wir die Differenz. Es ist ein Buch amüsanten Inhalts und kein Zensor in der ganzen Welt wird etwas dran auszusetzen haben. Auf Termine der Beendigung kann ich mich nicht bestimmt einlassen; will aber auch über das Honorar nicht früher verfügen, als bis ich Ihnen das Manuskript schicke.[1] . . .

Seien Sie überzeugt, ich werde nie Unbilliges von Ihnen verlangen, und wenn Sie manchmal nicht im stande sind, meine Ansprüche zu präzisieren, so bedenken Sie, daß wenn Sie sich bei einem Buche wenig, Sie sich bei einem anderen Buche von mir desto mehr Nutzen versprechen können. Genug, ich glaube mit Gewißheit, bei meinem nächsten Buche eine Vogue der außerordentlichsten Art prophezeien zu können — wenn Sie keine Plapperlotte wären, würde ich Ihnen den Titel nennen Und nun Lebewohl — ich habe Ihnen meine jüngsten Mißgeschicke, meine erneute Arbeitslust hinlänglich angedeutet — und ich hoffe, daß Sie mich, der Ihnen Wunsch und Verlangen offen ausgesprochen, mit liebreicher Antwort unterstützen und beileibe durch keine Knickerei unmutig machen und zu widerwärtigen Anknüpfungen mit fremdem Volke nötigen. Ich verlasse mich auch ein gut Stück auf alte Freundschaft.

Ihr treu ergebener

H. Heine.

Schreiben Sie mir unter Adresse du Comte de Breza, Rue Traversière, Saint-Honoré, Hôtel de Bristol à Paris. Dieser schickt mir die Briefe nach Boulogne.

---

122. An Julius Campe.

Paris, den 26. Juli 1835.

Mein hochzuverehrender Freund, insbesonders wertgeschätzter Verleger und Gönner, Herr und Gebieter — liebster Campe!

Entschuldigen Sie, daß ich auf Ihren Brief vom 9. Juli erst heute antworte. Sie sind es selber schuld, Sie wissen, es ist mir nichts widerwärtiger, als weitläuftigtes Wiederholen des Einmalgesagten, und ich zögere dann von einem Tag zum anderen mit Antworten. Und dennoch muß ich heute endlich schreiben, denn Ihr Brief giebt mir nicht hinlänglichen Bescheid auf meine Anfrage, und doch wünschte ich, Ihnen nie Gelegenheit zu geben, über voreiliges Verlassen von meiner Seite zu klagen. Können Sie die „Litteratur" nicht gebrauchen, so muß ich sie, wie sich von selbst versteht, einem anderen geben, und dieser, wie vorauszusehen, verlangt dann auch das nächste neue Buch von mir. Ich wollte mir dieses Dilemma ersparen, mir die Negoziation abkürzen, indem ich Ihnen die beiden Artikel zugleich antrug. Die „Litteratur" hätte ich Ihnen schon längst geben können, aber ich wartete, bis ich

1) Hier folgt eine geschäftliche Auseinandersetzung ohne weiteres Interesse.

Ihnen auch etwas ganz Neues offerieren konnte, bis ich Ihnen solches ganz bestimmt antragen konnte, und Sie also eine Garantie hätten, in dem neuen Buche jenen größeren Nutzen zu finden, den Sie bei der „Litteratur" vielleicht nicht erwarten. Die „Litteratur" wird indessen eins meiner besten Bücher sein, und sie wird in der neuen Gestalt und durch Ihre Betriebsamkeit sich eines neuen Schwungs erfreuen. Sie sind gewöhnt, lieber Campe, Novitäten zu verlegen, und berechnen den Erfolg eines Buches immer nach dem ersten Jahre. Ich bin Ihr einziger Klassiker, ich bin der einzige, der ein stehender auflegbarer Litteraturartikel geworden — doch wozu ein altes Lied Ihnen wieder vorleiern, das Sie kennen! Sie wissen so gut wie ich, daß meine Bücher, gleichviel welche, noch oft aufgelegt werden müssen — und ich wiederhole meine Bitte, handeln Sie christlich in der Exemplarzahl der Auflage. O, liebster Campe, ich gäbe was drum, wenn Sie mehr Religion hätten! Aber das Lesen meiner eigenen Schriften hat Ihrem Gemüte viel geschadet, jenes zarte gläubige Gefühl, daß Sie sonst besaßen, ist verloren gegangen, Sie glauben nicht mehr, durch gute Werke selig zu werden, nur der Schund ist Ihnen angenehm, Sie sind ein Pharisäer geworden, der in den Büchern nur den Buchstaben sieht und nicht den Geist, ein Sadduzäer, der an keine Auferstehung der Bücher, an keine Auflagen glaubt, ein Atheist, der im geheim meinen heiligen Namen lästert — o, thun Sie Buße, bessern Sie sich!

Ich hab' heute nicht viel Zeit, sonst würde ich Ihnen eine häßliche Geschichte erzählen, nämlich wie ich durch das Ablehnen eines Verlegerantrages mir eine Widerwärtigkeit schnödester Art zugezogen. Die Sache ist zu merkwürdig; vielleicht schreibe ich sie Ihnen diese Tage, denn ich weiß, daß Sie im Grunde soviel Freundschaft für mich übrig haben und so honett sind, um nicht tief empört zu werden über jene Geschichte. Ganz

Ihr

H. Heine.

---

125. An den Grafen Eugen v. Breza.[1])

Boulogne sur mer, den 30. August 1835.

Für Deinen letzten Brief, moderner Pylades, meinen schönsten Dank. Seitdem aber erwarte ich vergebens einige Zeilen von Dir. Sag mir doch: ist nichts vorgefallen, was mich interessiert? Bist Du zuweilen in der deutschen Buchhandlung gewesen, und hast Du Blätter und Bücher inspiziert?

Ich bitte Dich, geh doch nach dem Briefpostbüreau auf der Rue du Baune, am Quai Voltaire, und erkundige Dich, ob nicht ein Brief an mich, der sich verlaufen, dort schon seit zwei Monat liegt? Er hat ein schwarzes Siegel mit einem Totenkopf.

In einigen Tagen bitte ich auch wieder auf dem Carrefour de l'Odéon nachzufragen. — Steht was in der Revue des deux mondes? — Ich befinde mich wohl und verharre mit Hochachtung und Ergebenheit,

Herr Graf, Deren unterthänigster

H. Heine.

---

1) Aus den „Briefen von Stägemann, Metternich, Heine," S. 242.

124. An Heinrich Laube.

Boulogne sur mer, den 27. September 1835.

Lieber Laube!

Dank, herzlichsten Dank für die unermüdliche Liebe, die Sie mir bezeugen! Wenn ich Ihnen selten ein Lebenszeichen gebe, so, ums Himmels willen, schließen Sie nur nicht auf Indifferenz. Sie sind der einzige in Deutschland, der mich in jeder Beziehung interessiert; ich fühle dieses tief, und eben deshalb kann ich Ihnen selten schreiben. Ich fühle mich zu tief bewegt, wenn ich die Feder ergreife, um Ihnen zu schreiben, und, wie Sie gewiß gemerkt haben, ich gehöre zu den Leuten, die vor allen Gemütsbewegungen eine zaghafte Scheu hegen und sie soviel als möglich vermeiden möchten. Ach! trotz der größten Vorsicht erfaßt uns ja oft genug ein übermächtiges Gefühl, das uns jene Klarheit des Schauens und Denkens raubt, die ich nicht gern aufgebe. Sobald unser Sinn getrübt und unser Geist erschüttert ist, sind wir nicht mehr die Genossen der Götter. Dieser Genossenschaft — jetzt kann ich es gestehen — habe ich mich lange freuen können; ich wandelte ruhig und im Lichte; aber seit neun Monden sind große Stürme wieder in meiner Seele laut geworden, und unabsehbar lange Schatten lagerten sich um mich her. Dieses Bekenntnis mag Ihnen meine jetzige Unthätigkeit erklären; ich bin noch immer beschäftigt, die aufgeregte Seele zu beschwichtigen und wo nicht zum hellen Tage zu gelangen, doch wenigstens mich aus einer dicken Nacht hervorzuarbeiten.

Ihren Brief, den Sie mir durch einen Homöopathen schickten, habe ich richtig erhalten; aber den Überbringer habe ich leider nicht sehen können, da ich mich auf dem Lande befand, bei Saint-Germain, auf dem Schlosse des schönsten und edelsten und geistreichsten Weibes . . . in welches ich aber nicht verliebt bin. Ich bin verdammt, nur das Niedrigste und Thörichtste zu lieben . . . begreifen Sie, wie das einen Menschen quälen muß, der stolz und sehr geistreich ist?

Ich war nicht wenig Ihretwegen besorgt während Ihrer Gefangenschaft[1]); Ihr Brief, so wehmütig er mich auch stimmte, war er mir doch ein beruhigendes Labsal. Es wird Ihnen schon gut gehen, ich hoffe es, obgleich ich doch fürchte, daß Sie dem Schicksal, welches Leute unserer Art verfolgt, nicht entgehen werden. Sie gehören auch nun einmal zu jenen Fechtern, die nur in der Arena sterben.

Eigentlich bin ich böse auf Sie; ich denke so ungern an Deutschland, und Sie sind schuld, daß ich an Deutschland denken muß, denn Sie sind dort, und nun gar soll ich Ihnen dorthin schreiben! Seit zwei Jahren kommt mir aus dem Vaterlande nie viel Erfreuliches, und die Deutschen, die mir in Paris zu Gesicht gekommen, haben wahrlich mich vor Heimweh geschützt. Lumpengesindel, Bettler, die da drohen wenn man ihnen nichts giebt, Hundsfötter, die beständig von Ehrlichkeit und Vaterland sprechen, Lügner und Diebe — doch das brauche ich Ihnen nicht zu sagen; aus Ihrem Briefe ersah ich, daß Sie von selbst mich beklagten ob des sauberen Personals, das sich mir hier als deutsche

1) Laube saß 1834 neun Monate in der Hausvogtei zu Berlin.

Landsmannschaft präsentiert. Poignées de main habe ich den schmutzigen Gesellen nie geben können, und jetzt versage ich ihnen sogar den Anblick meines Antlitzes.

Ich bin trübe und bitter heute gestimmt; ich lebe am Meer, und meine Gedanken tragen immer dessen Kolorit; heut ist das Meer dunkelgelb mit ganz schwarzen Streifen. — Werde noch einige Zeit hierbleiben; wenn Sie mir zu schreiben haben, adressieren Sie den Brief nur an Mr. Henri Heine, recommandé aux soins de Mr. Mangin à Boulogne sur mer.

Ich bin in diesem Augenblick ganz ohne Fetzen Manuskript und kann Ihnen für den Almanach nur die beifolgenden vier Gedichte anbieten.[1] Leider gehören sie nicht zu meinen vorzüglicheren Produkten Ich bitte, beurteilen Sie sie selbst mit unparteiischer Gelassenheit; und sind Sie ebenfalls meiner Meinung, daß sie nicht vorzüglich, so lassen Sie sie beileibe nicht drucken. — Nr. 4 gefällt mir am besten, und dieses Gedicht schützt vielleicht die anderen. Kann Nr. 4 des freien Tones halber nicht gedruckt werden, so muß ich dringend verlangen, daß auch die drei anderen Gedichte nicht gedruckt werden. — Lassen Sie an Wolff einen freundlichen Gruß zukommen. —

Ihre „Reisenovellen" habe ich mir nie verschaffen können. Kenne nur Ihren Roman. Die 4 bis 5 letzten Monate Ihrer „Eleganten Welt" habe ich, aber erst Ende vorigen Jahres, zu Gesicht bekommen. Das war mir eine erquickliche Lektüre. — Ich kriege hier in Frankreich nur durch Zufall manchmal ein ästhetisches Blatt zu Gesicht. Giebt's von daher etwas für mich Interessantes in diesem Augenblick? — Eine Mischung von Pöbeltum und Schurkenhaftigkeit ist doch der Menzel. Leben Sie wohl. Ich schreibe Ihnen bald wieder.

Ihr Freund

H. Heine.

---

125. An Julius Campe.

Boulogne sur mer, den 11. Oktober 1835.

Edelster Citoyen der Republik Hamburg!

Die zwei Briefe, die Sie mir hierher geschrieben, habe ich seiner Zeit richtig erhalten. Es ist mir nie ein Zweifel in den Sinn gekommen, daß wir, wenn wir uns einander verständlich gemacht, nicht übereinstimmen sollten. Vor 4 Wochen ungefähr habe ich Ihnen durch das Dampfboot von Havre das Manuskript „Die romantische Schule" zugeschickt. Ich zweifle nicht, daß Sie es richtig erhalten haben; doch ist es Nachlässigkeit, daß ich Sie nicht bat, mir gleich den Empfang anzuzeigen. Sie werden sich nun mit eigenen Augen überzeugt haben, daß ich zu den beiden Litteraturbändchen ein gutes Stück hinzuschreiben mußte, um ein Ganzes zu bilden, um dem Buch seinen neuen Titel geben zu dürfen; und ich weiß, es ist für Sie von dem größten Nutzen, daß ich dem Buche mit Recht einen neuen Titel geben konnte. Ich bin

1 Vgl. Bd. I. S. 291.

jetzt mit dem Buch zufrieden, ich glaube, es enthält keine einzige schwache Stelle, und es wird als nützliches, lehrreiches und zugleich ergötzlich unterhaltendes Buch länger leben, als der Verfasser und der Verleger, denen beiden ich doch jedenfalls ein langes Leben wünsche Einige Stellen im Manuskript, wo ich das Geburtsjahr oder Sterbedatum der Schriftsteller offen gelassen, werden Sie, wie sich von selbst versteht, ergänzt haben. Sie werden bemerkt haben, daß ich auch hie und da Zensur ausübte; und ich rechne darauf, daß mir kein Wort im ganzen Buch ausgelassen wird. Ist mir es nicht möglich, unverstümmelt gedruckt zu werden, so will ich lieber die ganze deutsche Schriftstellerei aufgeben. Die letzte Zeile der Vorrede[1]), wenn Sie sie zu herbe finden, mögen Sie indessen immerhin ausstreichen! Ich hoffe, der Titel „Romantische Schule" gefällt Ihnen. Für mein nächstes Buch habe ich noch keinen Titel, und ich weiß nicht, ob ich es nicht gar lieber als 3. Salonteil erscheinen lasse Doch darüber zu seiner Zeit, und in solchen Außendingen höre ich gern von Ihnen Rat. Obgleich ich sehr fleißig bin, so rücken meine Arbeiten nur langsam vorwärts. Ich habe die Dummheit begangen, an zwei heterogenen Thematis zu gleicher Zeit zu arbeiten. Vor Januar werde ich wohl nicht fertig, welches mich sehr verstimmt. — Um ungestört arbeiten zu können, entschließ' ich mich vielleicht, noch zwei Monat von Paris entfernt zu bleiben. Das ist Heroismus. Über die Summe, die Sie schon seit drei Monaten zu meiner Verfügung haben, werde ich heute trassieren. Für die mitgeteilten Nachrichten danke ich herzlich. Da ich gar keine deutschen Journale zu Gesicht bekomme und mit niemand in Deutschland korrespondiere, so werden Sie mich immer verpflichten, wenn Sie mir Interessierendes schreiben. Ist etwas herausgekommen, wo meine Wenigkeit im Guten oder im Bösen besprochen wird, so bitte ich Sie, es mir zu schicken. Die Deutschen in Paris sind ein Lumpenhaufen, womit ich nicht verkehren will, und die deshalb alle möglichen Niederträchtigkeiten gegen mich ausüben. Was schadet's! Leben Sie wohl, heiter und geduldig.

Ihr Freund

H. Heine.

126. An Heinrich Laube.

Boulogne sur mer, den 23. November 1835.

Liebster Laube!

Ihr Brief, den ich zu beantworten eile, hat mir eine peinliche Stimmung verursacht. Ich ersah daraus die Unerquicklichkeit dortiger Zustände und Ihre eigenen beängstigenden Wirrnisse. Seit etwa 3½ Monat, wo ich von Paris entfernt, habe ich kein deutsches Journal zu Gesicht bekommen, und außer einigen Andeutungen im Briefe meines Verlegers vor vier Wochen habe ich von dem litterarischen Greuel, der losgebrochen ist[2]), nichts erfahren. — Ich beschwöre Sie bei allem, was

1) Vgl. Bd. VI. S. 150, Anm.

2) Wolfgang Menzels Aufsätze gegen das „Junge Deutschland" waren in Nr 93, 94, 108, 109, 110 und 115 des „Litteraturblatts" von 1835 enthalten.

Sie lieben, in dem Kriege, den das junge Deutschland jetzt führt, wo nicht Partei zu fassen, doch wenigstens eine sehr schützende Neutralität zu behaupten, auch mit keinem Worte diese Jugend anzutasten. — Machen Sie eine genaue Scheidung zwischen politischen und religiösen Fragen. In den politischen Fragen können Sie soviel Konzessionen machen, als Sie nur immer wollen, denn die politischen Staatsformen und Regierungen sind nur Mittel; Monarchie oder Republik, demokratische oder aristokratische Institutionen sind gleichgültige Dinge, solange der Kampf um die ersten Lebensprinzipien, um die Idee des Lebens selbst, noch nicht entschieden ist. Erst später kommt die Frage, durch welche Mittel diese Idee im Leben realisiert werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Aristokratie, oder gar durch Absolutismus, . . . für welchen letzteren ich gar keine große Abneigung habe. Durch solche Trennung der Frage kann man auch die Bedenklichkeiten der Zensur beschwichtigen; denn Diskussion über das religiöse Prinzip und Moral kann nicht verweigert werden, ohne die ganze protestantische Denkfreiheit und Beurteilungsfreiheit zu annullieren; hier bekömmt man die Zustimmung der Philister . . . Sie verstehen mich, ich sage: das religiöse Prinzip und Moral, obgleich beides Speck und Schweinefleisch ist, eins und dasselbe. Die Moral ist nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Ist aber die Religion der Vergangenheit verfault, so wird auch die Moral stinkicht. Wir wollen eine gesunde Religion, damit die Sitten wieder gesunden, damit sie besser basiert werden, als jetzt, wo sie nur Unglauben und abgestandene Heuchelei zur Basis haben.

Vielleicht ohne diese Andeutungen werden Sie begriffen haben, warum ich mich immer in der protestantischen Befugnis verschanzt, so wie Sie auch leicht die pöbelhafte List der Gegner begriffen, die mich gern in die Synagoge verwiesen, mich den geborenen Antagonisten des jüdisch-mohammedanisch-christlichen Deismus. Mit welchem Mitleiden ich auf die Würmer herabsehe, davon haben Sie keinen Begriff. Wer das Losungswort der Zukunft kennt, gegen den vermögen die Schächer der Gegenwart sehr wenig. Ich weiß, wer ich bin. Jüngsthin hat einer meiner saint-simonistischen Freunde in Ägypten ein Wort gesagt, welches mich lachen machte, aber doch sehr ernsthaften Sinn hatte: er sagte, ich sei der erste Kirchenvater der Deutschen.[1]

Dieser Kirchenvater hat in diesem Augenblick sehr viel Dinge um die Ohren, die ihn in Frankreich sehr andrängend beschäftigen und es ihm unmöglich machen, in Deutschland das neue Evangelium zu vertreten. Wird die Not groß, so werde ich doch ins Geschirr gehen. Daß man mit Herrn Menzel just zu schaffen hat, ist ekelhaft. Er ist ein schäbiger Bursche, an dem man sich nur besudeln kann. Er ist durch und durch ein heuchlerischer Schurke. Wenn man Stricke schreiben könnte, so hinge er längst. Er ist eine gemeine Natur, ein gemeiner Mensch, dem man Tritte in den H . . . . geben sollte, daß ihm unsre Fußspitze zum Halse herauskäme.

---

1) P. Enfantin. Vgl. dessen Sendschreiben an Heine bei Strodtmann l. c. Bd. II. S. 87 ff.

Uns jetzt anzugreifen! jetzt, wo die Gegenpartei den Fuß auf unseren Nacken hat, das konnte nur ein Menzel, dem es nie mit unserer Sache Ernst war, der sich nur nach der Julisrevolution uns anschloß, als sich im Hintergrunde positive Vorteile darboten. Und so sind wieder allerlei Bübereigedanken im Hintergrunde jetzt, wo er der antiliberalen Partei auf unsere Kosten ein moralisches Vergnügen bereitet. Ziehen Sie Handschuhe an, mein Teuerster, und nehmen Sie einen guten Stock, und züchtigen Sie diesen schmutzigen Wicht, wie er es verdient, d. h. in seiner persönlichen Geschichte, die soviel Blößen bietet. Das ist Ihre Sache; lassen Sie sich aus Breslau und der Schweiz, wo er gestänkert, die nötigen Details geben zu einer Biographie. Er kriegt gewiß von der Jugend der deutschen Universitäten seine thatsächlichsten Schläge . . .

Ich befinde mich in diesem Augenblick in mancherlei Verdrießlichkeiten, deren Schauplatz Paris, und die mich wohl bis zum Frühjahr in Anspruch nehmen. Dem Journal, das Sie jetzt zur Auferstehung bringen[1], kann ich also nicht viel versprechen; gern jedoch will ich meinen Namen daran knüpfen, und die Gedichte, die Sie von mir haben, können Sie drucken. Anbei noch zwei Schnitzel, die ebenfalls nicht viel wert sind. Das Gedicht jedoch, welches anfängt: „Ich bin nun dreiunddreißig Jahr alt, und du bist fünfzehnjährig kaum"[2]), können Sie immerhin abdrucken, aber ich bitte Sie, meinen Namen nicht darunter zu setzen; die Natürlichkeit ist hier bis zur Karikatur gesteigert, das fühl' ich; es war ein Versuch, Jahrzahlen und Datum im Gedichte einzuführen. — Mit dem übrigen jungen Deutschland steh' ich nicht in der mindesten Verbindung; wie ich höre, haben sie meinen Namen unter die Mitarbeiter ihrer neuen Revue[3]) gesetzt, wozu ich ihnen nie Erlaubnis gegeben habe. — Einen guten Rückhalt sollen diese jungen Leute dennoch an mir haben, und es wäre mir höchst verdrießlich, wenn es zwischen letzteren und Ihnen zu Reibungen käme. Ich bitte Sie, durch gemeinschaftliche Freunde diese jungen Leute von den Bedingnissen Ihrer Stellung zu unterrichten, damit nicht Mißverstand ein Unheil anrichte.

Vergessen Sie das nicht. — In allen Fällen rechnen Sie auf die gefühlteste Teilnahme bei allem, was Sie persönlich betrifft. Daß Sie mit einigen meiner Berliner Freunde in gutes Verständnis getreten, ist mir lieb. Varnhagen ist einer der außerordentlichsten Menschen und klar und sicher: wir sind so einverständig, daß wir gar nicht einmal eines Briefwechsels bedürfen. — Ihre Frage in betreff einer Rückkehr nach Deutschland hat mir sehr weh gethan; denn ungern gestehe ich, daß dieses freiwillige Exil eins der größten Opfer ist, die ich dem Gedanken bringen muß. Ich würde bei meiner Rückkehr eine Stellung einnehmen müssen, die mich allen möglichen Mißdeutungen aussetzen könnte. Ich will auch den Schein des Unwürdigen vermeiden. — Soviel ich weiß, kann keine Regierung mir etwas anhaben, ich bin von allen Umtrieben des Jakobinismus entfernt geblieben; die famose Vorrede[4])

---

1) Die „Mitternachtszeitung."
2) Vgl. Bd. I. S. 293.
3) Die „Deutsche Revue," welche Wienbarg und Gutzkow in Frankfurt a. M. herausgeben wollten.
4) Zu den „Französischen Zuständen."

die ich bei Campe, als sie schon gedruckt war zu zernichten gewußt, ist später nur durch den preußischen Spion Klaproth in die Welt gekommen, das wußte die Gesandtschaft, so daß mir auch nicht einmal ein Preßvergehen stark aufgebürdet werden kann; von allen Seiten kommen mir freundliche Stimmen ans Ohr durch die Diplomaten, mit denen ich in Paris sehr gut stehe . . . aber alles dieses sind Gründe, die mich von einer Heimkehr viel eher abhalten, als dazu anreizen. — Hierzu kommt noch die Erbitterung der deutschen Jakobiner in Paris, die, wenn ich nach Hause ginge, um wieder deutsches Sauerkraut zu essen, hierin den Beweis des Vaterlandsverrates sehen würden. Bis jetzt können sie mich doch nur durch Mutmaßungen verleumden; bis jetzt habe ich doch der Verleumdung noch keine Fakta in die Küche geliefert. Meine Reise nach Wien, wie Sie sehen, muß daher auf sehr lange Zeit hinausgeschoben werden. — In einigen Wochen werde ich nach Paris zurückkehren. Haben Sie mir vorher noch etwas wissen zu lassen, so schreiben Sie nur hierher. Selbst wenn ich auch nach Paris schon gegangen wär, würde mir Ihr Brief von hier aus richtig zugeschickt werden. Leben Sie wohl und heiter.

Ihr Freund H. Heine.

127. An Julius Campe.

Boulogne sur mer, den 4. Dezember 1835.

Liebster Campe!

Herzlichen Dank für die freundlichen Mitteilungen Ihres Briefes vom 23. Oktober. Seit 4 Monaten habe ich, außer Ihrem Briefe, nichts aus der deutschen Preßwelt erfahren. In 3 bis 4 Wochen bin ich in Paris, wo ich über den litterarischen Bürgerkrieg das Nähere zu ermitteln forsche. Daß Herr Menzel ein Lump ist, daß er die kleine Macht, die ihm der Zufall in die Hände gegeben, nämlich das „Litteraturblatt," immer mißbrauchen wird, habe ich längst gewußt. Er hat auch mich manchmal angebellt, aber ich hab' ihm nie den Ruhm gegönnt, von meiner Hand zur Unsterblichkeit gezüchtigt zu werden.

Ich habe hier sehr schlechte Geschäfte gemacht, besonders in betreff des Fischfanges. Wir haben dieses Jahr wenig Fische gefangen in der Nordsee. Hoffentlich ist es Ihnen auf der Jagd besser gegangen. Sonderbar, der Verleger ist ein Jäger, und der Autor ist ein Fischer; dieses verhinderte aber nicht den letzteren, sehr viel Böcke in diesem Jahre zu schießen. Der Herr Jäger kann dagegen gewiß mit vielen Krebsen aufwarten. — Seit sechs Wochen habe ich einen Stockschnupfen, und trotzdem schreib' ich an meinen Büchern. Denn ich treibe jetzt in der Litteratur die doppelte Buchhaltung; es ist ein Versuch. Dieser Tage wird wohl ein Buch fertig, in Paris schreib' ich es ab, und so werden Sie wohl Ende nächsten Monats Manuskript bekommen. Ich habe mich noch nicht darüber entschlossen, ob ich das Buch separat oder als dritten Salonband erscheinen lasse: da es höchst amüsant ist, auch populär, für alle Klassen berechnet, so entschließe ich mich vielleicht, die zwei Salonbände damit zu remorquieren. Herr Jäger, das ist ein Seeausdruck, es heißt: ans Schlepptau nehmen.

In einigen Wochen werde ich die Anker lichten und nach Paris zurücksegeln. Briefe oder Pakete adressieren Sie gefälligst dorthin: Grand Hôtel de Bristol, rue Traversière, Saint-Honoré, à Paris. — Ich werde nämlich diesen Winter ins bewegteste Quartier ziehen und mich im Mittelpunkt des geselligen Lebens herumtreiben. — Den 15. dieses Monats trassiere ich wieder auf Sie die gleiche Summe, wie das vorige Mal. Für die freundliche Zahlung meiner letzten Tratte danke herzlich. — Vergessen Sie nicht, meiner Mutter die „Romantische Schule" zu schicken. — Haben Sie mir nicht mal geschrieben, daß Sie eine Litteraturgeschichte von Schlesier herausgäben? Aus seinen Aufsätzen gefiel er mir sehr wohl.[1]) Wo ist Wienbarg? Seine „Ästhetischen Feldzüge" hab' ich erst vor kurzem und zwar zufällig gelesen; es ist mir leid, daß ich ihn nicht mündlich darüber sprechen kann. — Leben Sie wohl und grüßen Sie mir alle guten Bekannten. Hoffentlich befindet sich Ihre Familie wohl. Ich wünsche Ihnen eine gute Jagd; que le bon Dieu vous prenne dans sa sainte et digne garde.

H. Heine.

---

128. An den Fürsten Hermann Pückler-Muskau.[2])

[Paris, Ende Dezember 1835.]

Monsieur!

Dans ce moment j'apprends que vous êtes de retour à Paris (ich will lieber deutsch schreiben), und ich eile nach Ihrem Hotel, um Sie zu sehen, — aber vergebens. Leider bin ich selber im Begriff wieder abzureisen, und ich muß Sie schriftlich grüßen. — Wahrlich, ich hätte gern gewünscht, Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, leiblich, nicht bloß als Geist, als Verstorbenen! Für Ihr Buch und Ihren liebenswürdigen Brief danke ich noch nachträglich, letzterer war weder mit Namen, noch Adresse versehen. — — — Ich komme von Boulogne und Dieppe, wo ich Madame Austin zu finden dachte, aber nicht fand. Können Sie mir nicht sagen, wo sie jetzt ist, wann sie nach London zurückkehrt, und wie dort ihre Adresse ist?

Ich bin im Begriff nach Versailles zu gehen, wo ich meine Adresse noch nicht weiß. Meine Adresse in Paris ist: Rue des petits Augustins Nr. 4, Hôtel d'Espagne. Lassen Sie doch da ein Lebenswörtchen von Ihnen zukommen. Sagen Sie mir, ob Sie nicht länger in Paris bleiben, und ob ich nicht Hoffnung habe, Sie bald zu sehen. Ich bin Ihnen wahrlich recht herzlich zugethan, recht menschlich, nicht schriftstellerisch! Wenn man so schön wie Sie schreibt und so liebenswürdig ist, sollte man gar kein Schriftsteller sein. Wenn ich es könnte, würde ich die Schriftstellerei, je eher je lieber, an den Nagel hängen. In welche schlechte Gesellschaft bringt sie den Menschen! Welchem Pöbel bringt sie uns nahe! Und trifft man mal unter den Kollegen einen ordentlichen Menschen — dann ist er nie zu Hause, und man muß abreisen —

1) Gustav Schlesier. Vgl. Bd. V. S. 266.

2) Die Briefe an Pückler sind dem Buche: „Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten H. v. Pückler-Muskau" (Berlin 1874. IX.) Bd. V. S. 51 ff. entnommen. Dort finden sich auch die Briefe Pücklers an Heine.

leben Sie wohl. — Wie Sie mit Ihren Federn so gut schreiben können, ist mir unbegreiflich! Ihre Feder taugt nichts — ich kann nicht weiter schreiben. —

Ihr mitgefesselter

H. Heine.

---

129. An Julius Campe.

Paris, den 12. Januar 1836.

Liebster Campe!

Ihre Briefe, sowohl den ersten, welchen Sie ans Hotel d'Espagne adressiert, als den zweiten, welchen Sie rue Traversière adressiert, habe ich richtig erhalten. Ich wohne jetzt weder hier, noch dort; nur auf einige Tage war ich rue Traversière abgestiegen, bis mein neues Appartement fertig wurde. Dieses ist prächtig und wollüstig angenehm, so daß ich jetzt warm und wollig sitze. Es ist Cité Bergère No. 3, welche Adresse Sie gefälligst auf Ihre Briefe setzen wollen.

Meine Bücher, die Exemplare der „Romantischen Schule," habe ich jetzt erhalten, und ich überlasse Ihrer Imagination, sich die Gefühle vorzustellen, die mir die Verstümmelungen darin erregten. Ihre Entschuldigung, daß das Buch dem Zensor in die Hände kam, zu einer Zeit, als die Denunziationen des Stuttgarter „Litteraturblattes" die Behörden in Alarm setzten, ist gewiß triftig. Ich habe deshalb keine öffentliche Anzeige darüber gemacht, welches doch nötig wäre, da meine Feinde glauben, ich selbst hätte im Buche die scharfen Stellen ausgemerzt.

Ich überlasse diese Ankündigung Ihnen selbst, lieber Campe, und habe dabei noch einen Nebenzweck. Es wird dadurch Menzeln ein Schabernack gespielt, indem das Gehässige seiner Denunziationen recht hervortritt, wenn Sie eine Anzeige machen, worin Sie melden, daß Sie nicht geglaubt hätten, daß mein Buch einer schweren Zensur unterliegen würde, daß Sie mir Hoffnung gemacht, mein Werk unverkürzt drucken zu dürfen, daß Sie aber nicht voraussehen konnten, daß Denunziationen, wie die Menzelschen, in einem Augenblick erscheinen würden, wo mein Buch in Händen eines Zensors war. Wenn Sie sagen könnten, daß der Zensor, um seine Strenge zu entschuldigen, auf das erwähnte „Litteraturblatt" Sie verwiesen, so können Sie die Sache noch eklatanter machen. Sie müssen sagen, daß Sie es Ihrem Freunde, mir, schuldig zu sein glauben, mich des Verdachtes feiger Konzessionen zu entheben. (Auch aus Unglücken muß man Vorteil zu ziehen suchen.)

Über den Artikel der „Nüremberger Zeitung," wonach meine Schriften in Preußen, nebst denen des übrigen „jungen Deutschland," verboten seien [1]), weiß ich Ihnen heute noch nichts zu sagen. Ich erwarte von Ihnen hierüber nähere Bestätigung und Aufschlüsse. Ich denke, auch Sie lassen sich nicht so leicht einschüchtern. Die ganze Verfolgung des „Jungen Deutschlands" nehme ich nicht so wichtig. Sie

---

1) Der Beschluß des Bundestags im Wortlaut bei Strodtmann l. c. Bd. II. S. 173 ff.

werden sehen: viel Geschrei und wenig Wolle. Sollte ich wirklich auf eine Proskriptionsliste gestellt sein, so glaube ich, daß man nur Demarchen von meiner Seite verlangt, um mich davon zu lösen. Es ist nur auf Demütigungen abgesehen. Das Unerhörte, das Verbot von Büchern, die noch nicht geschrieben sind, darf Preußen nicht wagen, zu dem öffentlichen Unwillen käme da noch das Ridikül. Ich lasse mich nicht verblüffen und bin der Meinung: je keckere Stirne man bietet, je leichter lassen sich die Leute behandeln! Angst ist bei Gefahren das Gefährlichste. Im Bewußtsein, seit vier Jahren nichts gegen die Regierungen geschrieben zu haben, mich, wie es notorisch ist, von dem Jakobinismus geschieden zu haben, kurz bei gutem loyalen und royalen Gewissen, wie ich bin, werde ich nicht so feige sein, die jungen Leute, die politisch unschuldig sind, zu desavouieren, und ich habe im Gegenteil gleich eine Erklärung nach der „Allgemeinen Zeitung" geschickt (die vielleicht schon gedruckt ist), worin ich erkläre, daß ich gar keinen Anstand genommen hätte, an der „Deutschen Revue" mitzuarbeiten.[1] — Spaßhaft genug ist es, daß ohne die letzten Vorfälle ich mir nie in den Sinn kommen lassen, an irgend einer solchen Zeitschrift zu arbeiten; auch habe ich bis auf diese Stunde weder an Gutzkow, noch an Wienbarg irgend eine Silbe auf ihre Zuschrift geantwortet. (Ich habe wichtigere Dinge im Kopfe.) Wo ist jetzt Wienbarg? Geben Sie mir seine Adresse.

Sollte die preußische Regierung sich wirklich zu jenem proskribierenden Wahnsinn verleiten lassen, so glaube ich weit leichter, als irgend jemand, ihre Dekrete eludieren zu können: ich glaube ausgezeichnet genug zu schreiben, daß ich nötigenfalls meinen Namen vom Titelblatte fortlassen dürfte. Auf jeden Fall aber werde ich in meinem nächsten Buche gar nichts geben, was politisch oder religiös mißfällig sein könnte, und ich richte es danach ein, daß ein Zensor auch kein einziges Wort daran streichen kann Dieses giebt mir nun freilich neue Arbeit, und einen großen Teil fertigen Manuskriptes muß ich zur Seite legen. Da ich, wie Sie wissen, hier nur wenige Blätter zu Gesicht bekomme, so bitte ich Sie, mich über alles, was dort in Beziehung auf mich gedruckt wird, au courant zu halten.

Und nun leben Sie wohl, und laßt uns in schwierigen Zeiten ebensoviel Gelassenheit zeigen, wie bei unseren Gegnern stürmische Wut zum Vorschein kömmt. — Ich befinde mich gesünder und heiterer als jemals, und genieße mit vollsaugender Seele alle Süßigkeiten dieser Lustsaison. Dank den ewigen Göttern!

Ihr Freund

H. Heine.

---

130. An die hohe Bundesversammlung.[2]

Mit tiefer Betrübnis erfüllt mich der Beschluß, den Sie in Ihrer 31. Sitzung von 1835 gefaßt haben. Ich gestehe Ihnen, meine Herren,

1) Der Abdruck jener Erklärung Heines wurde von der Zensur beanstandet.
2) Zuerst in der „Augsburger Allg. Zeitung" vom 10. Februar 1836 veröffentlicht.

zu dieser Betrübnis gesellt sich auch die höchste Verwunderung. Sie haben mich angeklagt, gerichtet und verurteilt, ohne daß Sie mich weder mündlich, noch schriftlich vernommen, ohne daß jemand mit meiner Verteidigung beauftragt worden, ohne daß irgend eine Ladung an mich ergangen. So handelte nicht in ähnlichen Fällen das heilige römische Reich, an dessen Stelle der deutsche Bund getreten ist; Doktor Martin Luther, glorreichen Andenkens, durfte, versehen mit freiem Geleite, vor dem Reichstage erscheinen, und sich frei und öffentlich gegen alle Anklagen verteidigen. Fern ist von mir die Anmaßung, mich dem hochteuren Manne zu vergleichen, der uns die Denkfreiheit in religiösen Dingen erkämpft hat; aber der Schüler beruft sich gern auf das Beispiel des Meisters. Wenn Sie, meine Herren, mir nicht freies Geleit bewilligen wollen, mich vor Ihnen in Person zu verteidigen, so bewilligen Sie mir wenigstens freies Wort in der deutschen Druckwelt und nehmen Sie das Interdikt zurück, welches Sie gegen alles, was ich schreibe, verhängt haben. Diese Worte sind keine Protestation, sondern nur eine Bitte. Wenn ich mich gegen etwas verwahre, so ist es allenfalls gegen die Meinung des Publikums, welches mein erzwungenes Stillschweigen für ein Eingeständnis strafwürdiger Tendenzen oder gar für ein Verleugnen meiner Schriften ansehen könnte. Sobald mir das freie Wort vergönnt ist, hoffe ich bündigst zu erweisen, daß meine Schriften nicht aus irreligiöser und unmoralischer Laune, sondern aus einer wahrhaft religiösen und moralischen Synthese hervorgegangen sind, einer Synthese, welcher nicht bloß eine neue litterarische Schule, benamset das junge Deutschland, sondern unsere gefeiertsten Schriftsteller, sowohl Dichter als Philosophen, seit langer Zeit gehuldigt haben. Wie aber auch, meine Herren, Ihre Entscheidung über meine Bitte ausfalle, so seien Sie doch überzeugt, daß ich immer den Gesetzen meines Vaterlandes gehorchen werde. Der Zufall, daß ich mich außer dem Bereich Ihrer Macht befinde, wird mich nie verleiten, die Sprache des Haders zu führen; ich ehre in Ihnen die höchsten Autoritäten einer geliebten Heimat. Die persönliche Sicherheit, die mir der Aufenthalt im Auslande gewährt, erlaubt mir glücklicherweise, ohne Besorgnis vor Mißdeutung Ihnen, meine Herren, in geziemender Unterthänigkeit die Versicherung meiner tiefsten Ehrfurcht darzubringen.

Paris, Cité Bergère Nr. 3, den 28. Januar 1836.

Heinrich Heine,
beider Rechte Doktor.

---

151. An Julius Campe.

Paris, den 4. Februar 1836.

Liebster Campe!

Ihren letzten Brief, worin Sie mir die Bundestagsbravaden mitteilten, habe ich richtig erhalten und bin sehr froh, daß Sie dergleichen mit unverblüffter Stirn entgegen genommen. Das Ganze dünkt mir ein Schreckschuß zu sein. Auf jeden Fall aber habe ich es für nötig gehalten, die alten Perücken ein bißchen zu streicheln, und mein kindlich

sirupliche submisser Brief wird wohl eine gute Wirkung hervorgebracht haben. Der Bundestag wird gerührt sein. Jeder behandelt ihn wie einen Hund, und da wird ihm meine Höflichkeit, meine feine Behandlung um so wohler thun. „Messeigneurs!“ „Vos Seigneuries!“ Das ist ihm noch nicht geboten worden! „Seht,“ wird er sagen, „da ist einmal ein Mensch, welcher menschlich fühlt, welcher uns nicht wie einen Hund behandelt! Und diesen edlen Menschen haben wir verfolgen wollen! haben wir für irreligiös, für unmoralisch erklärt!“ und sechsunddreißig Taschentücher werden von bundestäglichen Thränen benetzt werden.

Preußen scheint ebenfalls zur Besinnung zu kommen, und der Repräsentant der Intelligenz sieht wohl schon ein, wie das Verbieten zukünftiger Bücher aufs lächerlichste blamiert. Aber auch hier soll mildest nachgewirkt werden, und ich hoffe, zwar keinen Adlerorden, aber doch vernünftige Einsicht von Berlin zu erlangen.

Es bleibt nun übrig, ein Buch herauszugeben, welches höchst interessant und liebenswürdig sei, ohne weder die Politik noch die Religion zu berühren. Dieses Buch ist im Manuskript bereit, wenigstens bis auf eine kleine Abschreiberei, und ich hatte die Absicht, dasselbe unter dem Titel: „Salon, dritter Teil“ herauszugeben, um die vorhergehenden Bände etwas zu poussieren. Werden Sie dieses Buch jetzt drucken können, mit meinem Namen drucken können? Sind Sie der Meinung, daß der harmlose Inhalt das Buch schützt vor der Ausführung des bundestäglichen Interdikts und der preußischen Polizeiordonnanz? Oder wagen Sie es nicht, meinen Namen auf das Titelblatt zu setzen? Wollen Sie das Buch kurzweg „Salon, dritter Band“ nennen?

Ich glaube, es wäre sogar sehr klug, für folgende Publikationen, dem Publiko zu zeigen, daß die Drohnisse nicht in Anwendung kommen, und dann kann man später auch etwas Gepfeffertes unter eigenem Autornamen drucken. Thut man es jetzt nicht, so ist es später vielleicht unmöglich. Einen neuen Namen annehmen, hat auch sein Mißliches, ist eine demütigende Konzession; für diesen Fall müßte ich den Namen meiner Mutter annehmen, und da derselbe etwas vornehmer klingt, könnte man mich bitter mißverstehen. Hierüber erwarte ich umgehend Antwort. Ich glaube, Julius Campe giebt der Welt das Schauspiel, ein Buch mit meinem Namen herauszugeben, als ob gar nichts passiert sei. Aufschieben die Herausgabe, ist auch nicht rätlich; ich glaube, das Publikum erwartet eben jetzt ein Buch von mir und freut sich, wenn wir uns nicht banghosig ducken. — Ich bin mit meinem Buche zufrieden, obgleich durch das Ausmerzen des Politischen und Religiösen viel verloren ging.

Ihr Freund

H. Heine.

132. An Julius Campe.

Paris, den 8. März 1836.

Eine Sündflut von Beschäftigungen, liebster Campe, verhindert mich, Ihren Brief vom 14. Februar umständlich zu beantworten. Daher für heute das Nötigste.

Ich habe Ihnen ein Paket geschickt, dessen Inhalt Sie jetzt gewiß schon gelesen haben. Es ist das Manuskript des Buchs, welches jetzt erscheinen soll. Ich will, Ihrem Verlangen gemäß, diesem Buche einen besondern Titel geben. Wie gefällt Ihnen der Titel: „Das stille Buch?" Gefällt Ihnen dieser Titel nicht, so können Sie das Buch „Märchen" titulieren. Es besteht aus drei Partien:

1) Elementargeister, welches eine freie Bearbeitung eines Stückes meiner „Allemagne:" alles Politische und Antireligiöse ist ausgemerzt, und das Ganze nimmt stoffartiges Interesse in Anspruch.

2) Erste Nacht der „Florentinischen Nächte," worin Sie sehen, daß ich die drei Türme[1]) nicht vergesse.

3) Zweite florentinische Nacht.

Das Buch muß so reichlich als möglich gedruckt werden, damit es über 20 Bogen giebt; glauben Sie nicht, daß das Manuskript über 20 Bogen giebt, so sagen Sie mir dieses umgehend, und ich füge noch etwas hinzu zu einer Vorrede, welche ich Ihnen gleich überschicke, sobald ich Ihre Antwort habe.

Die Hauptsache aber ist, daß dieses Buch gar keiner Zensur, und am allerwenigsten einer preußischen Zensur, unterworfen wird. Nie werde ich mich der preußischen Zensur unterwerfen, um ein Buch erscheinen lassen zu dürfen; dieses ist indirekter Verkauf, diese filzige Regierung will mich für mein eigenes wohlerworbenes Geld, für das Honorar meines Verlegers, kaufen. Hier ist ein Ehrenpunkt. Können Sie also das Buch nicht ohne Zensur drucken, so möge es ungedruckt bleiben; sind Sie aber überzeugt, daß es keiner ignorabeln Zensur bedarf, und wollen Sie es ohne dergleichen drucken, so schicken Sie es gleich in die Presse. Es kann alsdann in fünf bis sechs Wochen erscheinen.

Leider muß ich jetzt meine wichtigsten Arbeiten im Pulte liegen lassen, und hätte doch das Geld nötig. Ist das nicht Opfer genug? Sie sehen, mein Servilismus ist nicht bedenklicher Art.

Ihr Freund

H. Heine.

---

133. An Julius Campe.

Paris, den 14. März 1836.

Liebster Campe!

Ich gebe Ihnen durch diese Zeilen Avis über eine Summe, welche ich heute auf Sie entnommen habe, indem ich mich auf meinen letzten Brief beziehe, worin ich Ihnen bestimmt angezeigt, daß ich lieber gar

1) Das Wappen der Stadt Hamburg. Vgl. Bd. IV. S. 338 ff.

nichts drucken lasse, ehe ich die Niederträchtigkeit begehe, mich der preußischen Zensur zu unterwerfen: indem ich mich hierauf beziehe, bitte ich Sie, meine heutige Tratte nicht zu acceptieren, im Fall Sie das überschickte Manuskript meines neuen Buches nur unter preußischer Zensur drucken können. Die Preußen haben hierher an die Revue des deux mondes geschrieben, daß sie dieselbe verbieten werden in Deutschland, wenn ich Aufsätze darin gäbe, die nicht in ihrem Sinne geschrieben; noch in kleinlich anderer Weise kontreagieren sie mich in meiner litterarischen Thätigkeit; sie haben die Absicht, mich entweder zu ruinieren oder zum Scharken zu machen. — Letzteres wird ihnen nicht gelingen.

Ich wiederhole also meine Bitte, die heutige Tratte nicht zu acceptieren, im Fall Sie mein Buch unter der erwähnten Bedingung nicht drucken können: ich würde sonst in Vorschuß bei Ihnen sein, welches meine kritische Lage in diesem Augenblick nicht erlaubt.

Jetzt können Sie mir auch die Bücher mit dem Dampfschiffe schicken; fügen Sie auch hinzu die zwei Salonbände, indem ich die darin enthaltenen Gedichte zur Bereitung der neuen Auflage des „Buches der Lieder" bedarf; diese neue Auflage, sowie auch die dritte Auflage der „Reisebilder," werde ich aber unterlassen, im Fall eine preußische Zensur sich darein mischen möchte. Ich vertrete in diesem Augenblick den letzten Fetzen deutscher Geistesfreiheit.

Lesen Sie im „Quaterly Review" die Kritik meiner „De l'Allemagne;" daß die Verfolgung gleichzeitig gegen mich konzertiert ist, wird Ihnen einleuchten.

Ich bin zu sehr beschäftigt, sonst würde ich Ihnen über Ihren letzten Brief vieles antworten. — Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

---

134. An Julius Campe.

Paris, den 22. März 1836.

Lieber Campe!

Ihr Brief vom 15. März, den ich diese Nacht zu Hause vorfand, hat mich in eine Bestürzung versetzt, die mir noch den Kopf betäubt. Eine Sache steht jedoch klar in meinem Kopfe: ich werde nicht die deutsche Presse an Preußen verraten, ich werde meine Ehre nicht um Buchhonorar verkaufen, ich werde auch nicht den geringsten Makel meinem schönen, reinen Namen anheften, ich werde mich nicht der preußischen Zensur unterwerfen! Und Sie, der mich im vorletzten Briefe der allzu demütigenden Nachgiebigkeit bezichtigte, Sie konnten mir solche Schmach zumuten? Der Kontrast jenes Briefes mit dem letzten ist unbegreiflich! Ich habe gethan, was ein Mann durfte, wenn er ein reines Gewissen hat; mehr darf ich nicht thun. Ich will eben mein Gewissen rein behalten.

Mein Paket enthielt keinen Brief; da die fahrende Post viel schneller ging, als ich erwartete, erhielten Sie meinen Brief, der gleichzeitig,

wenigstens nach Lesung des Manuskripts, eintreffen sollte, etwas später. In diesem Brief, sowie auch in dem Avisbrief, den ich Ihnen diese Tage schrieb, haben Sie meinen festesten Willen in betreff der preußischen Zensur bereits erfahren. Ich hoffe, daß Sie demgemäß bereits dringendst Anstalten getroffen, mein Manuskript wieder zurück zu erhalten. Ist dieses noch nicht geschehen, so thun Sie es gleich. Das Manuskript ist so unschuldiger Natur, daß man es Ihnen keine Minute vorenthalten wird, und ich bitte Sie, es mir umgehend mit der fahrenden Post wieder nach Paris zurück zu schicken.

Ich hatte Ihnen angeboten, das Buch unter einem neu angenommenen Namen zu drucken. Dieses war eine Idee, die ich aus dem Briefe eines Buchhändlers schöpfte, der sich anbot, unter solchem neuen, aber in 24 Stunden zur Berühmtheit kommenden Namen eine Reihe Schriften von mir zu verlegen, zu jedem Honorar, das ich verlangen würde! Auf nichts, wahrhaftig, ging ich jemals ein, verließ mich immer auf Sie, und Sie sakrifizieren mich!

Ich will gar nichts thun. Das Buch soll, wenn Sie es nicht drucken, gar nicht gedruckt werden, und, so sauer es mir wird, ich entbehre dadurch in diesem Augenblick das Honorar, welches ich schon in meinem Budget aufgeführt.

Ekelhaft häßliches, preußisches Jahr!

Im übrigen beziehe ich mich auf meinen letzten Brief, worin ich Ihnen ausdrücklich sagte, daß Sie meine Tratte nicht acceptieren sollten, im Fall Sie nur unter preußischer Zensur mein Buch drucken könnten. Ich Ärmster dachte schon, Sie mit einer neuen Tratte zu erfreuen, denn ich bin in einer Geldnot, von welcher Sie keinen Begriff haben. Aber in keinem Falle will ich jetzt bei Ihnen in Avance sein, da ich nicht weiß, wie weit die Reaktion der Furcht in Ihrem Gemüte raset.

Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir gleich Antwort. Wissen Sie ein andres Mittel, als preußische Zensur, für das Erscheinen des Buches, so melden Sie es mir gleich; denn das Buch muß bald erscheinen, oder gar nicht. — Und gar eine Vorrede, wie könnte ich diese unter preußischer Zensur schreiben? Schon der Name „Vorrede" brächte die Leutchen in Harnisch.

Ich bin krank vor Gram. Ich sehe ein, daß auch die Partei der Gemäßigten eine geschlagene ist. Ich werde jetzt . . . ich weiß wahrhaftig noch nicht, was ich thun werde! Zu allererst rette ich meine Ehre. Ich verstehe hierin keinen Spaß, Campe, und ich hoffe, ich erlange bald mein Manuskript. Früher kann ich nicht schlafen.

Ihr Freund

H. Heine.

---

135. An Heinrich Laube.

Paris, den 31. März 1836.

Liebster Laube!

Glauben Sie nur beileibe nicht, daß ich wenig an Sie denke; nur das Schreiben wird mir saurer, als Sie sich vorstellen. Heute

habe ich an Varnhagen zu schreiben, und will diese Zeilen für Sie mitschicken. Grüße, aus tiefster Seele hervorblühende Grüße, darunter auch einige für Ihre Frau!

Wie beneide ich Ihre Einsamkeit, ich, der ich verdammt bin, in dem wildesten Strudel der Welt zu leben, und nicht zu mir selber kommen kann, und betäubt bin von den schreienden Tagesnöten, und müde bin wie ein gehetzter Stier, ich will nicht sagen wie ein Hund. — Wie sehne ich mich nach einer ruhigen deutschen Festung, wo eine Schildwache vor meiner Thür stünde und niemanden hereinließe, weder meine Geliebte, noch die übrigen Qualen — mit Leidenschaft lechze ich nach Stille!

Durch Herrn Savoye[1]) (welchen ich nicht liebe) habe ich Ihren letzten Brief erhalten. Was Sie mir darin von Ihrer Litteraturgeschichte sagen (wovon ich bereits seit Jahr und Tag höre), freut mich. Freilich, wir müssen uns wehren, und auch ich werde bald wieder einen kritischen Tanz anstimmen. Indessen, ich hege nicht die geringste Furcht vor den Zusammenrottungen unserer Gegner; diese werden, einer nach dem andern, zu Grunde gehen. Sehen Sie doch, wie ruiniert ist Menzel, Tieck und Konsorten! Wir leben. Traurig sind die Spaltungen unter den Bundesgenossen. Ich habe Mundt und Gutzkow sehr gern, aber in ungetrübter Verbindung könnte ich mit ihnen nicht leben, wie mit Ihnen, dem Einzigen, womit ich mich ganz und gar sympathisiere und mit welchem ich mich in der wohlthuendsten Harmonie befinde. Nun zerren sie sich unter sich, Gutzkow und Mundt. Ersterer ist ein mauvais coucheur, obgleich der Begabtere.

Werden Sie mit dem Druck Ihrer Litteraturgeschichte nicht eher beginnen, als bis das ganze Werk fertig?

Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Schicken Sie mir (im Falle Sie bald das Werk vollendet zu haben gedenken) eine Abschrift Ihrer Litteraturgeschichte hierher nach Paris, eine leserliche, womöglich mit lateinischen Lettern geschriebene Abschrift, die ich hier unter meinen Augen übersetzen lasse — so daß das Werk zu gleicher Zeit in Deutschland und in Frankreich herauskommen kann. Wie gefällt Ihnen diese Idee? Das Buch erhält dadurch gleich eine europäische Wichtigkeit und erreicht dadurch schneller seinen Zweck. Ich will schon dafür sorgen, daß es meisterhaft übersetzt wird (die meisten hiesigen Translatoren sind Stümper) und die französische Ausgabe in den hiesigen Journalen die nötigen Trompetenartikel bekömmt. — Leben Sie wohl und heiter. — Ich bin sehr verstimmt. — Meine Adresse ist Rue Cadet Nr. 18.

Ihr Freund

H. Heine.

---

1) Ein Pariser Korrespondent deutscher Zeitungen. Vgl. S. 175.

*156. An Gustav Kolb.

Paris, den 28. April 1836.

Soeben, lieber Kolb, ist es mir gelungen, ohne die geringste Bitterkeit und ganz im Ton, den ich für die „Allg. Ztg." geeignet halte, meine Erörterungen über das Bundestagsdekret und seine Wirkungen zu schreiben. Ich schicke sie Ihnen, ohne auch nur eine Abschrift davon zurückzubehalten, ich schicke Ihnen diese kleine Schrift, die gewiß nicht als eine persönliche Rache betrachtet werden kann, die von der äußersten allgemeinen Wichtigkeit, sowohl vom politischen und litterarischen Standpunkte, ich schicke sie nur Ihnen, niemand anders, Sie erhalten das einzige Ex. — und ich erwarte, daß Sie es umgehend drucken, es ist nämlich von höchstem Interesse, daß sobald als möglich diese Erörterungen gedruckt werden, damit der Bundestag, der sich jetzt mit der Sache beschäftigen will, davon Notiz nehmen kann. Ich hoffe, daß in meinem Manuskript auch kein Wort ist, daß Ihnen Anstoß geben könnte; ich habe es dreimal filtriert. — Ich hoffe, daß diese kleine Publikation ihre Wirkung ausüben wird. — Mit Cotta habe ich, in der freundschaftlichsten Weise, auch für seine übrigen Institute wieder angeknüpft. Für die „Allg." kann ich doch in diesem Augenblick nichts liefern, da wenig Wichtiges vorfällt, . . . ich stehe aber immer Schildwacht und sobald es nötig wird, wird auch meine Feder nicht feiern. — Ich umarme Sie.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Lebret grüße herzlich.

157. An August Lewald.

Coudry, près Le Plessi, chemin de Fontainebleau, den 3. Mai 1836.

Seit gestern mittag bin ich auf dem Lande und genieße den holdseligen Monat Mai . . . es fiel nämlich diesen Morgen ein sanfter Schnee und die Finger zittern mir vor Kälte. Meine Mathilde sitzt neben mir vor einem großen Kamin und arbeitet an meinen neuen Hemden; das Feuer übereilt sich nicht im Brennen, ist durchaus nicht leidenschaftlich gestimmt und verkündet seine Gegenwart nur durch einen gelinden Rauch. Ich habe die letzte Zeit in Paris sehr angenehm verlebt, und Mathilde erheitert mir das Leben durch beständige Unbeständigkeit der Laune; nur höchst selten noch denke ich daran, mich selbst zu vergiften oder zu asphyxieren; wir werden uns wahrscheinlich auf eine andere Art ums Leben bringen, etwa durch eine Lektüre, bei der man vor Langeweile stirbt.

Herr ** hatte ihr so viel Rühmliches über meine Schriften gesagt, daß sie keine Ruhe hatte, bis ich zu Renduel ging und die französische Ausgabe der „Reisebilder" für sie holte. Aber kaum hatte sie eine Seite drin gelesen, als sie blaß wie der Tod wurde, an allen Gliedern zitterte und mich um Gottes willen bat, das Buch zu verschließen. Sie war nämlich auf eine verliebte Stelle drin gestoßen, und eifersüchtig

wie sie ist, will sie auch nicht einmal, daß ich **vor** ihrer Regierung einer anderen gehuldigt haben sollte; ja, ich mußte ihr versprechen, daß ich hinfüro auch keine Liebesphrasen an erfundene Idealgestalten in meinen Büchern richten wolle.

Für Ihre Bemühungen, meine reellsten Interessen betreffend, sage ich Ihnen meinen tiefinnigsten Dank. Meine Finanzen sind durch die miserabeln Zeitereignisse in hinlänglich trüben Zustand geraten, als daß ich nicht jede Förderung von dieser Seite mit Dank anerkennen würde.

(In diesem Augenblick kommt eine alte Bauersfrau, die mich rasieren will. Ich zittre vor ihrem Messer. — Ich bitte, Freund, beten Sie für mich!)

Rasiert bin ich, aber wie! und unter welchen Qualen! Was muß nicht ein Dichter ausstehen in dieser rauhen Welt! Zumal, wenn er sich nicht selbst rasieren kann. Aber ich will's jetzt endlich lernen! Auch stinken meine Stiefel ganz entsetzlich — man hat sie diesen Morgen, statt mit Wichse, nur mit Thran beschmiert. Welch ein ländliches Vergnügen! Welch ein Kontrast mit Paris, wo ich noch vorgestern abend das Meisterwerk von Giacomo zum zehnten Male anhörte. Levasseur schreit noch wie ein Waldesel. Welch ein Meisterstück! Es wird mir schwer, es hinlänglich loben zu können. Welch ein Meisterstück![1] —

Ich lege Ihnen dringend ans Herz, das besprochene große Verlagsunternehmen zu betreiben. Meine Verhältnisse zu den deutschen Regierungen werden sich wohl aufklären, und sie werden doch am Ende einsehen, daß sie mir ohne Urteil und Untersuchung mein armes Eigentum antasten, daß sie direkte Ursache sind, wenn gewisse Leute die größten Beraubungen an mir ausüben.

Ich habe ein großes Memoire ins Feuer geworfen und statt dessen einen Aufsatz zu meinen Gunsten geschrieben, den hoffentlich die „Allmeine Zeitung" drucken wird.[2] Meine Würde und Ehre habe ich freilich darin sicher stellen müssen. Ich bin ganz von allem deutschen Verkehr abgeschnitten; steht in deutschen Blättern etwas, was sich auf meine wirklichen Interessen bezieht, so bitte ich Sie, mir Nachricht davon zu geben. Ich lese jetzt auch nicht mal mehr die „Allgemeine Zeitung" und das „Morgenblatt."

Ich hoffe, das „Morgenblatt" hat meine zweite florentinische Nacht schon zu drucken begonnen. Sonntag ist sie auch französisch in der „Revue" erschienen. Aus dieser zweiten florentinischen Nacht werden Sie vielleicht ersehen, daß ich nötigenfalls, wenn Politik und Religion mir verboten werden, auch vom Novellenschreiben leben könnte. Ehrlich gesagt, dergleichen würde mir nicht viel Spaß machen, ich finde dabei wenig Amüsement. Man muß aber alles können in schlechten Zeiten.

Ich würde Ihnen mehr schreiben, röchen meine Stiefel nicht allzu stark nach Thran. Von Mignet habe ich die Vorrede noch nicht erhalten; sogar die solidesten Franzosen sind die Unzuverlässigkeit selbst. Ihre Abreise von Paris war für mich ein trüber Verlust. —

---

1) Vgl. Bd. VII. S. 135 ff.
2) Vgl. S. 149.

138. An Julius Campe.

Londry, den 28. Julius 1836.

Auf Ihren Brief vom 20. Mai hatte ich im Grunde nichts zu antworten — erst aus Ihrem Brief vom 11. Juli ersah ich, daß Sie mein Buch endlich in Druck gegeben — jetzt wird der Druck wohl zu Ende geschritten sein, und ich habe in dieser Hinsicht nur zu bemerken, daß ich alles, was Sie mir in betreff der darauf bezüglichen Zensurscherereien sagen, durchaus nicht begreife. Ist das Buch über 20 Bogen, so bedarf es keiner Zensur; bedarf es der Zensur, so hat es auch nichts zu bedeuten, wenn das Manuskript nicht auslangt. Ich habe indes etwas bereit liegen, welches ich für diesen Fall, oder vielmehr für allenfalls schicken könnte; dieses soll von Paris aus geschehen. Ich befinde mich nämlich 10 Stunden von Paris auf dem Lande, in ungestörter Einsamkeit, in fruchtbarer Gemütsruhe, die ich mir auch durchaus nicht stören will — sonst würde ich Ihnen die mißmütigsten Dinge und Verlegenheiten auseinandersetzen, worin ich eben durch Sie, durch Ihr Verfahren bei den letzten Büchern geraten bin. Sie haben mir viel Ungemach und Kummer verursacht — doch hierüber schreibe ich Ihnen von Paris aus, jedenfalls von Boulogne aus, wohin ich mich auch dieses Jahr wohl begeben werde. Ich bin so ermüdet vom vielen Arbeiten, daß ich mehr als jemals nach dem Meere hinschmachte. Heute eile ich, auf Sie zu trassieren, damit mich die Rimesse noch in Paris antrifft.

Wenn Sie mir die zwei Bücher von Gutzkow, worin er gegen Menzel geschrieben, schicken wollen, würden Sie mich sehr verbinden.[1] Adressieren Sie sie an Hermann Heine bei frères Albrecht & Co. in Havre. Dieser Vetter wird sie an mich befördern, wo ich auch sei. Ich habe große Reisepläne, hab' zu lange in Paris gehockt, muß noch viel sehen. Bin sehr müde und dürre geworden durch vieles Arbeiten, muß mich durch neue Reisen auffrischen.

Ad vocem Gedichte — im nächsten Briefe, in diesen Tagen, von Paris aus. Über die Weise der Herausgabe muß ich ausführlich sein, wozu mir heute die Laune fehlt. Ich bin mit mir selber noch nicht einig, ob ich die Gedichte nicht in zwei Bänden erscheinen lasse. Doch hierüber in einigen Tagen. — Entschuldigen Sie mich bei Dr. Schiff, daß ich ihm nicht geschrieben. Der Tod Carrels macht die Antwort überflüssig. Ich stand mit letzterem in keiner Verbindung. Er war mir sogar feind wegen meiner monarchistischen Grundsätze; alle Republikaner grollen mir in dieser Beziehung — und, spaßhaft genug! meine gnädigen allerhöchst beschränkten deutschen Königlein verfolgen mich wegen gefährlicher Prinzipien. Übrigens, ich muß es Ihnen sagen, denn es wurde mir von hoch herab angedeutet, ist die Firma Hoffmann und Campe an der Strenge schuld, die man gegen mich ausübt. Es wird nötig sein, daß Sie mir nächstens eine fingierte oder kaschierende

---

1) „Verteidigung gegen Menzel" und „Appellation an den gesunden Menschenverstand" (Mannheim 1835.)

Verlagsfirma für meine Büchertitel geben (aber beileibe nicht Brunet[1]) . . . doch, ich kann heute nicht viel schreiben, leben Sie wohl, herzlich wohl, und sein Sie meiner loyalsten Freundschaft versichert.

H. Heine.

139. An Julius Campe.

Amiens, den 1. September 1836.

Liebster Campe!

Ich bin ein gehetzter Hund in diesem Augenblick, die unvorhergesehen peinlichsten Ereignisse stürmen auf mich ein, und alle meine litterarischen Interessen müssen darunter leiden. Diese Nacht bin ich hier in Amiens angekommen und reise noch heute nach Paris, von wo ich Ihnen gleich schreibe. Vorige Woche war ich dorten, aber hatte zu gar nichts anderem Zeit, als mit meinem Bankier abzurechnen, um meine Reisekasse zu ordnen, und da ich nichts schuldig bleiben wollte, habe ich noch eine kleine Summe auf Sie trassiert. Sie sehen, ich vergesse Sie nicht, und Sie wissen: wenn ich Geld trassiere, ist das Druckenlassen sicher. Auch die zwei ersten Bogen des dritten Salonteils habe ich erhalten. Ich bin mit der Füllung des Buches in den allerschrecklichsten Nöten, nicht als ob's mir an Manuskript fehle, vielmehr häuft sich dessen bei mir bis zur erfreulichsten Wohlhabenheit — aber die Angst vor Zensur — auch das Unschuldigste ist jetzt bedenklich — ich bin jetzt einer der unglücklichsten Schriftsteller. Dreimal habe ich die Vorrede zu dem „Salon" bis zur Mitte geschrieben und dreimal vernichtet — was hilft mir schreiben, wenn mir's nicht gedruckt wird. Ich denke auf ein außerordentliches Mittel, das Publikum hierüber in Verständnis zu setzen . . . Ich bin eben im Alter, wo die Schreibefinger noch rührig sind. Ich habe aus der Schriftstellerei nie ein Handwerk gemacht, gebe deshalb selten, aber Gutes, und ich glaube hiernach beurteilt werden zu müssen. — Diese Tage erhalten Sie Manuskript, etwa 2—3 Bogen; ich glaube nämlich nicht, daß dessen mehr nötig sei zum dritten Salonteil. — Leben Sie wohl und bleiben Sie heiter geneigt

Ihrem Freunde

H. Heine.

140. An Julius Campe.

Marseille, den 7. Oktober 1836.

Liebster Campe!

Sie dürfen dem Äskulap einen Hahn opfern! Ich stand schon vor den Pforten des Totenreichs, aber die ewigen Götter ließen, aus besonderer Gnade, mich noch auf einige Zeit am Leben. Als ich Ihnen von Amiens aus schrieb, fühlte ich schon in mir den Keim der Krankheit, die mich bei meiner Rückkehr nach Paris gleich ergriff; es war eine fürchterliche Gelbsucht, mit Cholera oder sonstig fabelhaft scheuß-

[1] Unter diesem fingierten Namen wurden die ersten Bände von Börnes „Briefen aus Paris" verlegt.

licher Krankheit akkompagniert. Acht Tage lang nicht gegessen, noch geschlafen, sondern nur Erbrechung und Krämpfe. Man hat mich nun hierher nach Marseille geschickt, und vorgestern bin ich hier angelangt, ziemlich wohl, aber die Nerven sehr irritiert; mit Mühe halte ich die Feder. Schwerlich werde ich länger als einige Tage hier bleiben, das Geräusch der schachernden Seestadt wirkt peinigend auf meinen Körper; Marseille ist Hamburg, ins Französische übersetzt, und ich kann letzteres jetzt auch in der besten Übersetzung nicht vertragen.

Tief betrübt es mich, daß das neue Unglück, das mich jetzt betroffen, für den dritten Salonteil eine neue Verzögerung, die unerwartetste, zur Folge hat. Ich wollte Ihnen von Paris aus Manuskript schicken, und war jedenfalls sicher, daß für den Fall, daß ich kein geeignetes altes Manuskript besäße, ich doch immer im stande sei, in wenigen Tagen einige neue Bogen zu schreiben. In der That, bei der wütenden Zensur, die mir auch den harmlosesten Gedanken streicht, kann ich nur reine Phantasiearbeiten drucken lassen, und leider habe ich nichts der Art fertig. Aber die nächsten sonnigen Tage, sobald mir nur einige Strahlen Gesundheit wieder ins Gemüt fallen, schreibe ich die paar Druckbogen, die zur Ergänzung des Buches erforderlich, und ich bitte Sie, bis dahin sich zu gedulden. — Ich bin wahrlich unschuldig an solcher Verzögerung, schweres unerwartetes Leid betraf mich, und wenig fehlte, so hatte meine ganze Schriftstellerei ein frühzeitiges Ende. Entschuldigen Sie mich, daß ich zuerst an mein Leben und erst hiernach an den „Salon" dachte. In acht Tagen schreibe ich Ihnen. — Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

---

141. An Julius Campe.

Ich schreibe Ihnen, liebster Campe, diese Zeilen in Aix, ehemaliger Hauptstadt der Provinz, wo ich mich auf der Rückreise nach Paris befinde; es ist mir nicht möglich, meinem Plane gemäß hier zu überwintern, die Ärzte sind hier sehr schlecht, und mein Arzt in Paris ist der einzige, zu welchem ich Vertrauen hatte. Ich werde einen traurigen Winter verbringen, da ich dieses Jahr keine Seebäder nehmen konnte; ich hatte nämlich in Marseille noch etwas Gelbsucht, und erst dieser Tage befinde ich mich davon befreit. Hierbei schicke ich Ihnen den Schluß des Buches, welcher ohne Unterbrechung, nur getrennt durch einige Sternchen, sich den „Elementargeistern" anschließt. Das Buch wird dick genug werden, da ich eine Vorrede, die einige Bogen stark, jetzt hinzuschreiben will; Sie sollen sie sobald als möglich erhalten und sie für die Interessen des Buches sehr angemessen finden. Sie sehen, selbst auf einer Reise, wo meine Gesundheit der nächste Zweck ist, vergesse ich nicht, meinen Verpflichtungen nachzukommen. Sein Sie ruhig, Sie sollen die Vorrede recht bald haben. — Unfern von meinem Fenster steht die Statue des Königs René, welcher nie einen Groschen Geld hatte und immer in Geldnot war, wie ich. Leben Sie wohl, in acht Tagen schreibe ich Ihnen mehr, wenn ich Ihnen die Vorrede schicke.

In 14 Tagen, höchstens drei Wochen, bin ich in Paris, verwünschend diese fruchtlose Reise. Schon der Gedanke, daß ich dieses Jahr keine Seebäder nehmen konnte, macht mich elend. — Das große Gedicht am Schluß des Buches[1]) ist, wie Sie wohl ahnen, ganz von mir.

Ihr Freund

Aix, den 5. November 1836. H. Heine.

---

142. An August Lewald.

Aix, den 5. November 1836.

. . . Sie erhalten diesen Brief aus Aix, welches die ehemalige Residenz der Grafen von Provence und wegen allerlei historischer Geschichten, die dort passiert sind, sehr merkwürdig ist. Seit acht Tagen bin ich hier, nachdem ich auf einer Reise nach Italien im Hafen von Marseille Schiffbruch gelitten. Vor drei Wochen wollte ich nach der spanischen Küste, und das Schiff bekam einen Leck. Es ist in den Sternen geschrieben, daß ich diesen Winter in Paris zubringen soll; welches mir sehr verdrießlich, da ich einige Zeit an der Gelbsucht litt, und meine Gesundheit ein milderes Klima ratsam macht. Auch auf der Seine war ich unlängst in Gefahr, zu ersaufen; das Dampfschiff schlug nämlich nach einer Seite, die Damen auf dem Verdecke schrieen wie wahnsinnig, ich beruhigte sie aber, indem ich rief: „Ne craignez rien, Mesdames, nous sommes tous sous la protection de la loi!" — Aber wie dürfte ich ersaufen, ehe ich Antwort vom Bundestag habe auf meine Bittschrift. Schon die bloße Höflichkeit verlangt jetzt, daß ich am Leben bleibe.

Liebster Freund, ich war sehr krank, ganz gegen meine Gewohnheit gar nicht imaginär krank, sondern reell. Deshalb konnte ich mein Ihnen gegebenes Versprechen nicht erfüllen. Kommen Sie in der Karnevalzeit nach Paris, und ich werde Ihnen alles mündlich erklären. In 14 Tagen bis drei Wochen bin ich wieder dort. Ich sehe und höre nichts von Deutschland, und man könnte mich dort totschlagen und ich erführe es nicht. — Seit drei Monaten habe ich kein Wort deutsch gesprochen.

---

143. An Moses Moser.

Avignon, den 8. November 1836.

Wird Dich der Brief, den Du heute von mir empfängst, erfreuen, obgleich die Veranlassung nichts weniger als erfreulich? Wirst Du verstehen, daß dieser Brief der höchste Beweis ist, den ich Dir von der Zuversicht meiner Freundschaft geben konnte? Wirst Du ihn sogar als ein Zeugnis von großer Sinnesart betrachten? Ich glaub' es, und deshalb schreib' ich Dir, zwar betrübten Gemüts, aber ohne Widerstreben, ja sogar mit der wehmütigen Freude, daß ich doch endlich wieder einmal dazu komme, Dir wirklich einen Brief zu schreiben, und heute meine

---

1) Das Tannhäuserlied; vgl. Bd. I. S. 399 ff.

hohe Gebieterin, die Göttin der Trägheit, mich nicht daran verhindern darf. Gedacht freilich habe ich oft genug an Dich, und als ich unlängst in Paris todkrank darniederlag und in schlafloser Fiebernacht alle meine Freunde musterte, denen ich wohl die Exekution eines letzten Willens mit Sicherheit anvertrauen dürfte: da fand ich, daß ich deren keine zwei auf dieser Erde besitze, und nur auf Dich, vielleicht etwa auch auf meinen Bruder Max, glaubte ich rechnen zu dürfen. Und deshalb wende ich mich auch heute an Dich, und der Freund, dem ich jahrelang nicht geschrieben habe, erhält heute einen Brief von mir, worin ich Geld von ihm verlange. Ich befinde mich nämlich, durch ein höchst tragisches Ereignis, in einer Geldnot, von welcher Du keinen Begriff hast, während ich entfernt von den wenigen Ressourcen bin, welche mir, nach den schändlichen Beraubungen, welche Privatpersonen und Regierungen an mir verübt, noch übrig geblieben sind. Ich liebe Dich zu sehr, als daß ich Dich durch eine Schilderung dessen, was mir jetzt begegnet, betrüben möchte; auch darf ich es nicht für den Fall, daß Du nicht im stande wärest, mein Ansuchen zu erfüllen, und Du alsdann einen verdoppelten Kummer empfinden würdest. Du kannst mir durch ein Darlehn von 400 Thalern in diesem Augenblick, in der schmerzlichsten Passionszeit meines Lebens, einen wichtigen Dienst leisten. Das ist alles, was ich Dir heute sagen will. Kannst Du diese Summe missen, so schick sie mir in einer Anweisung auf Paris, und adressiere den Brief: Henri Heine, Cité Bergère Nr. 4. à Paris: es wird mir alsdann nachgeschickt. Was jedoch meine Solvabilität betrifft, so muß ich Dir zu gleicher Zeit sagen: meine Geschäfte stehen in diesem Augenblick so schlecht, daß nur ein Thor oder ein Freund mir jetzt Geld leihen würde. Mit meinem Oheim, dem Millionär, habe ich mich unlängst aufs bitterste überworfen; ich konnte seine Schnödigkeit nicht länger ertragen. Meine französischen Freunde haben mich durch ihren liebenswürdigen Leichtsinn in großen Geldschaden gebracht. Andere haben mich exploitiert. In Deutschland darf ich nichts drucken lassen, als zahme Gedichte und unschuldige Märchen, und doch habe ich ganz andere Dinge im Pulte liegen; daß man ohne Anklage und Urteil, sozusagen, meine Feder konfisziert hat, ist eine Verletzung der unbestreitbarsten Eigentumsrechte, des litterarischen Eigentums, eine plumpe Beraubung. Aber es ist diesen Leuten nur gelungen, mich finanziell zu ruinieren.

Ich weiß nicht, teurer Moser, ob ich Dir noch so viel wert bin, wie ehemals: ich weiß nur, daß ich seitdem von meinem inneren Werte nichts verloren habe. Wäre dieses der Fall, so befände ich mich heute nicht in schmerzlicher Geldnot, wenigstens würde ich zu ganz andern Leuten, als zu Dir, meine Zuflucht nehmen. Glaube nicht, was man von mir sagt, urteile immer nach meinen Handlungen. Keiner Notiz, die nicht mit meinem Namen unterschrieben ist, darfst Du Glauben schenken. Ich werde angefeindet und verleumdet zugleich von Christen und Juden; letztere sind gegen mich erbost, daß ich nicht das Schwert ziehe für ihre Emanzipation in Baden, Nassau oder sonstigen Krähwinkelstaaten. O der Kurzsichtigkeit! Nur vor den Thoren Roms kann man Karthago verteidigen. Hast auch Du mich mißverstanden?

Ich schreibe Dir diese Zeilen aus Avignon, der ehemaligen Residenz der Päpste und der Muse Petrarkas; ich liebe diesen ebensowenig wie jene; ich hasse die christliche Lüge in der Poesie ebenso sehr wie im Leben.

Leb wohl und hilf

Deinem Freunde

H. Heine.

144. An Ferdinand Hiller.

Lyon, den 19. November 1836.

Liebster Hiller!

Ich komme dieser Tage von Marseille, wo ich im Hafen Schiffbruch gelitten, als ich mich nach Neapel eingeschifft . . . Da ich abergläubig bin, hielt ich das für ein schlechtes Omen, und beschloß, nach Paris zurückzukehren. Die Cholera mag unterdessen Neapel dafür entschädigen, daß ich diesen Winter nicht dort bin. Im Frühjahr werde ich aber versuchen hinzukommen, und da, wie ich weiß, Sie mit ähnlichen Reiseplanen schwanger sind, möchte ich von Ihnen erfahren, ob Sie etwa diesen Winter nach der Schweiz kommen, und Sie das Frühjahr in Mailand sein werden? Ein Zusammentreffen mit Ihnen wäre mir eben nicht unangenehm, um so mehr da ich, wie ich seit einiger Zeit an mir bemerke, mich zuweilen nach Ihnen sehne. Ich lebe nämlich allein seit zwei Monaten und habe deshalb Muße genug, an meine Freunde zu denken. Liszt hatte mir aus Genf geschrieben, daß er nach Italien reise; ich schrieb ihm von Marseille aus, um über seinen Reiseweg nähere Auskunft zu haben, erhielt aber keine Antwort. Sagen Sie mir doch, ist er in Genf? Schreiben Sie mir unter Adresse meiner alten Wohnung: Cité Bergère Nr. 4. Ende nächster Woche bin ich in Paris. Hier ennuniere ich mich schrecklich. Das Theater ist meine einzige Ressource. Gestern abend wurde Robert le diable gegeben. Mein Nachbar im Theater sagte mir: „Meyerbeer ist kein Musiker, sondern ein Gott.“ Ich antwortete ihm, daß ich ihn persönlich kenne, worauf er mich heute mittag zu Tische lud. Sie sehen also, wie nützlich es mir ist, wenn meine Freunde große Opern machen und große Musiker werden, oder sogar Götter. Geben Sie sich also ein bißchen Mühe, schon aus Liebe zu

Ihrem Freunde

H. Heine.

145. An August Lewald.

Lyon, den 21. November 1836.

Ich bin sehnlichst begierig nach Nachrichten aus der Heimat. Ich bitte, schreiben Sie mir bald, um so mehr, da ich nicht weiß, wie lange ich in Paris bleibe. Freilich, ich fürchte, daß ich bis zum Frühjahr dort bleiben muß, da Mathilde allzu sehr jammert, und ich aus Schwäche mich gern beschwatzen lasse. Aber immer liegt mir Spanien im Sinne,

und es zieht mich unwiderstehlich nach Madrid. Ich will mal den „Don Quichotte" in der Mancha lesen; auch hoffe ich, mich im Assonanzenbau dort sehr zu vervollkommnen.

Wenn Sie den Baron Cotta sehen, so empfehlen Sie mich ihm aufs freundlichste; ich habe das höchste Zutrauen zu ihm, und ich betrachte es als ein großes Glück für uns alle, daß er seinen Vater auf so würdige Weise fortsetzt. Übrigens gedenke ich, ihm von Paris aus, im Falle ich mich entschließe, dort zu bleiben, gleich zu schreiben. Es ist nicht meine Schuld, sondern eine Folge von kummervollen politischen und häuslichen Ereignissen, was mich in der letzten Zeit verhinderte, dies zu thun.

---

146. An August Lewald.

Paris, den 13. Dezember 1836.

Mathilde läßt schönstens grüßen. Sie war bei ihrer Mutter, wo sie während meiner Abwesenheit ihr Witwensitz hielt; ich habe vernommen, wie man sie in Deutschland verleumdet hat; die Art und Weise dieser Verleumdung macht dem deutschen Volke große Ehre. Ich habe nie an meinem Vaterlande gezweifelt; wir sind ein großes Volk, wir bespritzen nicht unsere Feinde mit ätzenden Epigrammen, sondern **wir begießen sie mit deutschestem Unflat.**

---

147. An Julius Campe.

Paris, den 20. Dezember 1836.

Wenn ich, liebster Campe, Ihre Geduld dieses Jahr auf große Proben setze, so ist es wahrlich nicht meine Schuld. Erst in acht Tagen werden Sie die große, das Buch füllende Vorrede erhalten. Ich bin krank von Lyon gekommen, die verdrießlichsten Geldgeschäfte hoben gleich alle meine Gedanken in Anspruch genommen, und dann ist es jetzt für mich eine Höllenqual, in der Situation zu schreiben, worin Sie mich versetzt haben. Ich sage: Sie; denn während, nach Versicherungen, die von allen Seiten mir zukommen, die Irritation der Regierungen sich gelegt und in Deutschland wieder starke Sachen gedruckt werden, haben S i e es nötig gefunden, selbst das Zahmste, was ich schreibe, der Zensur zu übergeben . . . Mein Gott! ich weiß nicht, warum Sie eben mich zum Sündenbock erkoren und zur Versöhnung der deutschen Staatsgötter mich abschlachten lassen. Von allen Seiten, ja von den höchsten Männern, gelangt zu mir die Versicherung, daß ich für die Sünden der Campeschen Buchhandlung mehr als für die eigenen leiden mußte — und in der That, ich schaudre jedesmal, wenn ich denke, welche Menschen Sie mir seitdem als Verlagskollegen zugesellt! Ich nenne Ihnen keinen, weil ich nicht will, daß dergleichen Lumpengesindel auch nur ahne, daß ich davon Notiz nehme. Als man mir Ihren jüngsten Autor nannte, verhüllte ich mein Gesicht.

Sie kennen, liebster Campe, die bittere Stimmung nicht, worin mich die Notwendigkeit versetzt, jeden Gedanken, den ich denke, im Kopfe

gleich zu zensieren; zu schreiben, während das Zensurschwert an einem Haare über meinem Kopfe hängt — das ist, um wahnsinnig zu werden! Ich erwarte mit Ungeduld den Aushängebogen von dem Manuskript, das ich Ihnen von Aix aus schickte. — Ich kann oft in der Nacht nicht schlafen, wenn ich denke, wie in der „Romantischen Schule" und im zweiten Salonteil meine Gedanken gemordet wurden, und wie ich gar jetzt nur mit halber Zunge stammeln soll, ich, der ich sonst wie ein Mann gesprochen. Ich habe in der letzten Zeit viele Tausende durch Unglück verloren und grämte mich um alles Geld nicht so sehr, als um jene Litteraturschmerzen. — Meine Mutter schreibt mir, ich gäbe ein Buch heraus mit einem Motto, worin ich Salomon Heine beleidige. Wer mag denn solche Lügen erfinden? Ich stehe schon schlecht genug mit meinem Oheim, ich sitze bis am Hals in großen Zahlungsnöten, und er läßt mich im Stich, aber ich bin nicht der Mann, der um dergleichen Misere auch nur in einer Zeile sich rächt. Gottlob, als ich meine „Memoiren" schrieb, wo er oft besprochen werden mußte, standen wir noch brillant, und ich habe wahrlich ihn con amore gezeichnet.

Leben Sie wohl, in acht Tagen werden Sie Manuskript erhalten, und ich hoffe, Sie werden es nicht zensieren lassen. Meine Adresse ist: Cité Bergère Nr. 4.

Wenn Wienbarg in Hamburg ist, so grüßen Sie mir denselben aufs freundlichste. Ihre Mitteilungen über Helgoland haben mich erfreut — wie gern wäre ich dort gewesen, froh und heiter! Melancholisch schleppte ich mich unterdessen in der Provence herum. Und eben dieses Jahr, wo ich so viel Kraft bedarf, konnte ich nicht in der See baden, wegen der Gelbsucht.

Ich wünsche Ihnen den fröhlichsten Weihnacht.

Ihr sehr bedrängter Freund

H. Heine.

---

148. An Julius Campe.

Paris, den 23. Januar 1837.

Liebster Campe!

Ich habe Ihnen einen langen Brief schreiben wollen, aber eine Todesnachricht, welche ich soeben erfahre (den Tod meiner Tante[1]) betäubt mich zu sehr, als daß ich heute Ihnen zunächst aufs bündigste zeigen könnte, wie sehr Sie sich irren in Ihrem letzten Briefe. Ich werde vielleicht schon in einigen Wochen im stande sein, Ihnen zu zeigen, wie wenig ich geneigt bin, fremden Insinuationen in betreff Ihrer Gehör zu geben, und wie gern ich im freundschaftlichsten Verhältnisse mit Ihnen verharre. Wenn wir nicht alt zusammen werden, so ist es nicht meine Schuld. Zwei Dinge sind es nur, die mich in Bezug auf Sie verstimmen, ja die bei mir, wenn ich daran denke, eine Bitterkeit hervorrufen. Das eine ist der gerechte Vorwurf, daß Sie, während

---

1) Die Gattin Salomon Heines war am 15. Januar 1837 gestorben.

Sie die kühnsten Dinge drucken ließen, ja während Sie in diesem Augenblicke noch den 15ten Teil des Herrn Börne verlegen (wir wissen alles), dennoch meine Werke aufs grausamste der fremdhändigen Verstümmlung preisgegeben . . . Aus Verzweiflung mußte ich mich entschließen, Dinge zu schreiben, die ich ohnedies viele Jahre lang im Pulte ruhen lassen muß, so daß ich, bei den gequältesten Geldnöten, die Früchte meines Fleißes nicht ernten kann. Man giebt bei allen Mißgeschicken lieber den anderen, als sich selber, die Schuld, und so, wenn meine Geldnot am quälendsten wird, pflege ich Julius Campe sehr stark anzuklagen. Ich bin in diesem Augenblick, durch eine Reihe von unbegreiflichsten Ereignissen, in eine Schuldenlast von 20000 Franken geraten, und, so wahr mir Gott helfe! ich werde sie in sehr kurzer Frist tilgen. Wäre, statt Julius Campe, ein Cotta mein Buchhändler, so wüßte ich dieses durch meine Feder in kurzem zu bewerkstelligen. Aber Sie, Campe, haben durch Ihre Knickereien mich mehr vom Schreiben abgehalten, als angeregt, und glaubten Wunder was erreicht zu haben, wenn Sie mich dahin brachten, mit Honoraren vorlieb zu nehmen, wie sie jetzt denjenigen kaum geboten werden, die in mir ihren Meister sehen und nicht den zehnten Teil meiner Popularität genießen. Das ist der zweite Punkt, und bei den edleren Schmerzen, die mich heute bekümmern, habe ich es harmloser, als zu andern Zeiten, aussprechen können.

Anbei erhalten Sie die Vorrede zum dritten Teil des Salon.[1]) Wenn Sie dieselbe aufmerksam gelesen haben, begreifen Sie, welche Mühe es mir kostete, so delikate Gegenstände in einer Form zu schreiben, die alles Mißwollen der Regierungen entwaffnet. Ich habe alles gesagt, und doch ohne im mindesten zu verletzen, ja die Autoritäten werden dadurch zu meinen Gunsten bestimmt. Die wichtigsten Männer in Preußen interessieren sich in diesem Augenblick für meine Rückkehr ins Vaterland, woran ich freilich nicht denke, welche Verwendung aber jedenfalls mich vor litterarischer Schererei künftig schützt. In Österreich ist mir der Fürst Metternich geneigt, und mißbilligt die Unbill, die mir widerfahren. – Ohne daß ich servil werde, gewinne ich das Zutrauen der Staatsmänner, die wohl einsehen, daß mein Revolutionsgeist sich nicht an die Thätigkeit der rohen Menge wendet, sondern an die Bekehrung der Höchstgestellten. Die Uneigennützigkeit, die ich seit sechs Jahren bei den verlockendsten Anträgen bewiesen habe, wirkt mehr zu meinen Gunsten als alle Dienstbarkeit unserer Teutomanen. Liebster Campe, wenn Sie die Vorrede gelesen, werden Sie einsehen, daß es sich um die persönlichsten Interessen ebenfalls handelt, und daß kein Jota darin ausgelassen werden darf. Ich rechne darauf bestimmt, und ich habe kaum nötig, zu erwähnen, daß der ganze Bestand unserer Verhältnisse davon abhängt. Zugleich schlage ich Ihnen vor, die Vorrede besonders drucken zu lassen und das Exemplar spottwohlfeil zu verkaufen. Sie sind das der jungen Litteratur schuldig, die an ihrem Denunzianten ein eklatantes Exempel statuieren will. Sie verstehen mich. Ich gebe Ihnen hiermit wieder ein Pfand meines höchsten

---

1) Vgl. Bd. VIII. S. 182.

Zutrauens. Ich hätte, wenn ich nicht Ihr Interesse bei dem dritten Salonteil vorzüglich ins Auge faßte, den Inhalt dieser Vorrede bei dem ersten, besten Buchhändler als besondere Broschüre selber herausgeben und einen beträchtlichen Gewinn dafür ziehen können. Aber ich gebe dieses Stück dem Buche, und für ihren besonderen Abdruck verlange ich nichts. — Ich nehme nur die Vorsicht, von dem Manuskript eine besondere Abschrift zurückzubehalten, und fehlt im Buche auch nur ein Wort, so wird die Vorrede mit gehöriger Rechtfertigung besonders und unverzüglich erscheinen. — Ist es nicht qualsam genug, daß ich gegen Herrn Menzels unbeschränkte Kalumnien in der beschränktesten Weise antworten muß? Ich hoffe, daß er diesmal einsieht, was ihm am nützlichsten, ob Feigheit oder Mut, und hoffentlich treibe ich ihn auf die Mensur. Er muß von allen Seiten dazu getrieben werden; ich werde mich diesmal mit dem größten Vergnügen schlagen; gilt es doch einen Verräter zu züchtigen, wenigstens durch einzujagende Furcht. — Lassen Sie, ich beschwöre Sie, niemanden diese Blätter sehen, damit Menzel nur bei dem Erscheinen des Buches, wenn das große Publikum zu summen beginnt, die Gefahr erfährt, und nicht vorher dagegen wirken kann. Keine Seele kennt diese Blätter, und daher nur durch Unvorsichtigkeit von Ihrer Seite könnte Menzel allzu frühzeitig etwas erfahren. Schreiben Sie mir gleich Antwort, und schicken Sie mir auch die Aushängebogen des Abdrucks meines von Aix aus geschickten Manuskriptes; tagtäglich erwarte ich dieselben. Opfern Sie mich nicht, vielmehr helfen Sie mir in dieser trüben Zeit.

Für jetzt noch kein Wort über die Herausgabe der neuen Auflage meiner Gedichte — wenigstens heute nicht, denn hier habe ich noch ausführlicher zu sprechen. Ich habe ein besonderes Projekt, welches Ihnen wahrscheinlich zusagt. Wenigstens will ich für dieses wichtigste meiner Bücher etwas Wichtiges thun.

Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir umgehend Antwort. Sind Sie vielleicht bei Kassa, so warten Sie nicht, bis ich auf Sie trassiere, sondern schicken mir mal Geld aus freier Faust; denn in diesem Augenblick bin ich von Morgen bis Abend in beständiger Geldsorge, und nur des Nachts, im Traume, denke ich an andere Kümmernisse. Schon daran, daß ich Sie bitte, mir Geld zu schicken, sehen Sie, wie sehr Sie sich in Ihrem letzten Briefe geirrt haben, nnd wie wenig ich wünsche, unsere Verhältnisse aufgelöst zu sehen. — Leben Sie wohl und bleiben Sie mir freundschaftlich gewogen. Ich bitte den lieben Gott inständigst, Ihnen langes Leben, Gesundheit, Generosität und Reichtum zu schenken, auch bitte ich ihn, Ihren Mut zu renovieren, nicht den persönlichen, woran ich nie zu zweifeln hatte, sondern den buchhändlerischen. Welch ein kühner Jüngling waren Sie einst, Sie sahen mit unerschrockenem Blick in die schwarzen Höhlen, wo die Preßbengel in fürchterlicher Bewegung . . . Ich lasse Sie jetzt abmalen mit einer Schlafmütze von Korrekturbogen, worauf jedes kühne Wort mit Rötel angestrichen!

Ihr Freund

H. Heine.

Cité Bergère Nr. 3.

---

149. An August Lewald.

Paris, den 25. Januar 1837.

Wenn man den Leuten gar zu viel zu schreiben hat, unterläßt man das Schreiben ganz und gar, doch die Notwendigkeit drückt mir heute die Feder in die Hand. — — Ihrem Stile muß ich die höchsten Lobsprüche zollen. Ich bin kompetent in Beurteilung des Stils. Nur, beileibe, vernachlässigen Sie sich nicht und studieren Sie immerfort die Sprachwendungen und Wortbildungen von Lessing, Luther, Goethe, Varnhagen und H. Heine; Gott erhalte diesen letzten Klassiker! —

Durch Herrn ** werden Sie den schönen Teppich erhalten haben, den Mathilde für Sie gestickt hat. Durch diese mühsame und langwierige Arbeit hat sie mir bewiesen, daß sie während meiner Abwesenheit sehr fleißig und also auch treu war. An Freiern hat es ihr unterdessen gewiß ebensowenig gefehlt, wie der seligen Penelope, die ihrem heimkehrenden Gatten ein weit zweideutigeres Zeugnis ihrer Treue überlieferte. Oder glauben Sie wirklich, daß diese Madame Ulysses des Nachts die Gewebe wieder aufgetrennt, woran sie des Tags gesponnen? Dieses hat sie dem Alten weisgemacht, als dieser sich wunderte, warum er gar kein Werk ihrer Hände vorfand; die Saloppe hat Tag und Nacht mit ihren Freiern verbracht und nur Intrigen gesponnen. — Sie glauben kaum, mit welchem liebevollen Fleiße meine Mathilde an dem Teppich arbeitete, als sie wußte, daß ich Ihnen denselben zum Geschenk bestimmte. — Wir leben beide sehr glücklich, d. h. ich habe weder tags noch nachts eine Viertelstunde Ruhe . . . ich war immer der Meinung, daß man in der Liebe besitzen müßte, und habe immer Opposition gebildet gegen die Entsagungspoesie; aber das Platonische hat auch sein Gutes, es verhindert einen nicht, am Tage zu träumen und des Nachts zu schlafen, und jedenfalls ist es nicht sehr kostspielig.

Auch für die freundschaftliche Teilnahme, womit Sie sich für meine pekuniären Interessen bemühen, meinen Dank. Das Projekt, durch die Ausgabe meiner Gesamtwerke mir in dieser betrübsamen Zeit eine bedeutende Summe zu gewinnen, ist gewiß wichtig genug, und ich will es jetzt auch durchaus exekutieren; früher war ich des Geldes nicht so bedürftig und zögerte, jetzt aber bedarf ich aufs dringendste einer erklecklichen Summe, wenn ich nicht einen Plan aufgeben soll, wovon ich Ihnen mündlich sprechen werde, und der es wohl verdient, daß ich einige tausend Gulden in die Schanze schlage. Vor etwa zwei Monaten schrieb mir die Brodhagsche Buchhandlung in dieser Beziehung, aber ich antwortete ihr nicht, da ich der Meinung war, daß es die alte Buchhandlung dieses Namens sei. Nun kommt Herr Hoas, bringt mir einen persönlichen Empfehlungsbrief von Ihnen, und erklärt mir, wie eine ganz neue Buchhandlung unter jener Firma stecke. Ihr zweiter Brief kam etwas spät.

Vorgestern, lieber Freund, erhielt ich nun einen Brief von der Brodhagschen Buchhandlung, worin sie mich drängt, ihr über den Verlag meiner sämtlichen Werke meine bestimmtesten Bedingungen zu melden, und auch verspricht, wenn dieselben nicht exorbitant seien und

von ihr angenommen würden, mir einen großen Teil des Honorars gleich voraus auszuzahlen.

Und nun, lieber Freund, leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald Antwort Können Sie mir in betreff der Gesamtausgabe bestimmte Offerten mitteilen, so wär' mir das sehr lieb: denn, wie gesagt, ich habe große, kostspielige Reiseprojekte und brauche viel Geld. Mit den deutschen Regierungen gestaltet sich mein Verhältnis täglich versöhnender, und sogar in Preußen haben die höchstgestelltesten Staatsmänner, ja die einflußreichsten, sich zu meinen Gunsten ausgesprochen. In Österreich ist der Fürst Metternich mir ungemein hold, wie ich höre, und verwendet sich für mich. Ohne daß ich nötig habe, auch nur ein Wort gegen meine Überzeugung zu sprechen, kommen die Leute von ihrem Mißwollen zurück. Freilich, sie wissen, wie schlecht ich stehe mit den Jakobinern, und wie mein Streben kein politisch revolutionäres ist, sondern mehr ein philosophisches, wo nicht die Form der Gesellschaft, sondern ihre Tendenz beleuchtet wird. Sagen Sie mir, was es litterarisch Neues giebt; ich höre nichts — und wenn ich die Augen aufmache, so sehe ich nur Franzosen, und wenn ich sie schließe, sehe ich wieder gar nichts.

---

150. An August Lewald.

Paris, den 1. Februar 1837.

... Über den Verlag meiner sämtlichen Werke habe ich noch nichts Bestimmtes verhandelt, und in dieser Beziehung erwarte ich noch immer Nachricht. Ich wiederhole, daß mein Reiseplan mich nötigt, hierüber endlich, sobald als möglich, ins Reine zu kommen, nicht eigentlich sowohl weil ich des Geldes so sehr bedürfte, als vielmehr weil ich diesem Geschäfte eine gewisse Zeit weihen müßte und für eine gewisse Zeit auch meinen Aufenthalt in der Nähe des Druckorts nehmen wollte, und doch von sehr wichtigen Verhältnissen für den nächsten Sommer sehr ferne und lange in sehr weiter Ferne festgehalten werde. Bei der Kenntnis meines antidemagogischen Wesens werden Sie wissen, daß meine Mißverständnisse mit den Regierungen, wo nicht in kurzer Frist, doch immer sehr bald ausgeglichen werden, und der Verleger daher in dieser Hinsicht nichts riskiert.

Hier hat die ganze Welt die Grippe.

Ich habe unlängst in einem Journal eine Äußerung wieder gefunden, die mir mal im Gespräch mit Herrn * * entfallen ist. Hat dieser etwas über mich geschrieben, und was? — Überhaupt, was giebt es Neues, was mich interessieren könnte?

---

151. An August Lewald.

Paris, den 11. Februar 1837.

... Wenn Sie die Grippe nicht haben, so rate ich Ihnen, den Göttern dafür aufs schönste zu danken. Ich fühle mich endlich ebenfalls

erreicht von dieser charakterlosen Justemilieu-Krankheit, die Ludwig Philipp erfunden zu haben scheint, wodurch man weder leben noch sterben kann, eine Cholera ohne Gefahr und Poesie. In dieser widerwärtigen Periode mußte mir der Anteil, den Sie an meinen wichtigsten Interessen nehmen, doppelt erfreulich sein! Ich schreibe vorerst nach Hamburg an meinen Freund Campe einen zartgefühlten Brief, worin ich ihm den Stand der Dinge aufs zarteste beizubringen suche, damit er mir nicht ganz abhold wird, welches mir in diesem Augenblick nicht sehr genehm wäre . . . Sie kennen den Mann und verstehen mich. Verpflichtungen habe ich keine gegen ihn, vielleicht schulde ich ihm nur einige hundert Franken, was ich aus der Abrechnung ersehen werde. Es ist freilich für mich von größtem Werte, das Geschäft sobald als möglich abzuschließen, damit ich meine großen Reiseprojekte desto schneller ausführen kann; aber die angedeuteten Rücksichten gebieten mir dennoch, mich nicht zu übereilen. Das Gebot von Scheible ist verdammt niedrig; die Bedenklichkeit in Hinsicht Preußens macht mir jedoch die wenigste Sorge, und so denke ich, ich werde wohl mit ihm durch gegenseitige Konzessionen fertig werden können. Doch hierüber künftig. Nur so viel: sein grader, ehrlicher, bestimmter Brief hat mir sehr wohl gefallen, und ich glaube, mit ihm das Geschäft recht bald und zu beiderseitiger Freude abzuschließen. Ich lasse ihn bitten, unterdessen gar nicht davon zu sprechen, damit manche Milde, die in allem, was ich jetzt schreibe, bemerklich sein wird, nicht mißdeutet werden mag.

---

152. An Hoas.[1]

Paris, den 24. Februar 1837.

Wertester Herr Hoas!

Ich hoffe, daß diese Zeilen Sie ganz hergestellt finden, und ich bedaure sehr, daß Sie mir in Ihrem letzten Briefe nicht gesagt haben, wie die Reise in Ihrem bedenklichen Zustande auf Sie gewirkt hat. Was mich betrifft, so leide ich seit vier Wochen an der Grippe, und ich fürchte, die beikommende Arbeit, die Vorrede zum „Don Quichotte," hat der Influenz dieser Krankheit nicht entgehen können.[2] Sie hätten dieselbe aber bereits längst in Händen, wenn mir Ihr Brief nicht durch Portier- oder Briefträger-Dummheit so spät zukam, und dann mußte ich den Anfang wieder ganz umarbeiten, als ich Ihren zweiten Brief erhielt, worin Sie mir melden, daß der Übersetzer auch Viardots Bericht über das Leben des Cervantes mitteilt. Überhaupt aber war es mir störsam, daß ich nicht wußte, mit welchen Noten oder sonstigen Erklärungen der Übersetzer das Buch begleitet, und daß ich nur wenige von den Holzschnitten bis jetzt sehen konnte. Und doch war vieles hierüber zu sagen. Wenn Sie am Schlusse etwa Noten geben (geben Sie sie beileibe nicht *unter* dem Text), so möchte ich wohl noch

---

1) Geschäftsführer der Brodhagschen Buchhandlung in Stuttgart.
2) Vgl. Bd. VIII S. 212.

einige Schlußworte, eine kleine Nachrede, zum „Don Quichotte," geben, und ich glaube, da Sie das Buch wahrscheinlich in Lieferungen publizieren, ist dergleichen dieser Publikation förderlich. Es versteht sich, daß ich nichts dafür verlange. Da ich für solches Nachwort Zeit genug habe, so kann ich ohne Mühe in einer kleinen Mußestunde etwas Besseres schreiben, als jetzt mit aller Anstrengung. Für diesen Fall dürften Sie ankündigen, daß ich das Buch mit Vorrede und Nachwort begleite.

Warum ich der Brodhagschen Buchhandlung auf ihren Brief, wo sie wiederholt meine Bedingungen für die Gesamtausgabe zu kennen wünscht, nicht antwortete, warum ich wahrscheinlich mit einer anderen Buchhandlung, die mir weit unter meiner Erwartung stehende Offerten macht, aber diese Offerten ganz bestimmt mir entgegen bringt, nächstens abschließe, wird Ihnen Herr Lewald erklären, und auch Sie werden es leicht begreifen, wenn Sie sich dessen, was wir in dieser Beziehung hier in Paris gesprochen haben, erinnern. Befremdlich war es mir, daß in dem Brief der Brodhagschen Buchhandlung mit keinem Worte des „Don Quichottes" Erwähnung geschah — und da ich nur von Ihnen darüber Bericht und Rimesse erhielt, so schicke ich Ihnen meine Arbeit, und nicht der Buchhandlung, deren Personal ich nicht kenne; und Sie, mein wertester Herr Hvas, bitte ich, mir den Rest des Honorars, 500 Franken, in einem Wechsel auf Paris recht bald zuzusenden. Ich sage: sobald als möglich, denn ich bin nicht stark bei Kasse. —

Da ich in Ihnen einen ungewöhnlichen Scharfblick für buchhändlerische Geschäfte entdeckt zu haben glaube, auch sonstig das größte Vertrauen in Sie setze, so wünschte ich, daß Sie meiner nicht vergessen, wenn sich die Gelegenheit bietet, in einer litterarischen großen Unternehmung meine Thätigkeit und meinen Namen zu benutzen. Sie dürfen überzeugt sein, daß man mit mir leicht fertig wird. Vielleicht schreibe ich Ihnen nächstens über ein Unternehmen, wobei Ihre Einsicht mir vielleicht von großem Nutzen sein kann. Mit Ihnen möchte ich gern in Geschäftsverbindung bleiben. Die Brodhagsche Buchhandlung ist für mich eine unbekannte Größe, und ich kann kein Geschäft machen, wenigstens keins, wo die höchsten Interessen auf dem Spiele stehen, ohne die Personen zu kennen. Jedenfalls bitte ich Sie aber, sobald Sie mir über die definitive Gestaltung dieser Buchhandlung etwas Genaues sagen können oder dürfen, es gelegentlich nicht zu unterlassen; auf Diskretion dürfen Sie rechnen.

Leben Sie wohl, schreiben Sie mir bald, schicken Sie mir bald Geld, und wenn der Druck des Buches beginnt, schicken Sie mir die ersten Aushängebogen. Auch sagen Sie mir genau, wie lang der Druck dauert, damit ich mich darnach richte für den Fall, daß Ihnen mein Vorschlag einer Nachrede zusagt.

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Heinrich Heine.

153. An August Lewald.

Paris, den 28. Februar 1837

. . . Herr X. war hier, und war sechsmal vergebens in meinem Logis, konnte mich nicht sprechen (weil ich gar keinen Deutschen annehme), schrieb mir endlich, daß er bald abreise, und reiste ab, ohne daß ich ihn sah. Jetzt höre ich, daß er ein sehr ordentlicher Mensch sei, und vielleicht schreibe ich ihm diese Tage selber, daß ich bedaure, ihn nicht gesehen zu haben.

---

154. An Julius Campe.

Paris, den 1. März 1837.

Liebster Campe!

Ihre Briefe vom 20. und 21. Februar habe ich richtig erhalten, und ich eile, zunächst den letzteren zu beantworten. — Ich habe wohl Verdrießlichkeit, ja gar starkes Poltern von Ihnen erwartet, aber doch keine offenbare Ungerechtigkeit. Wie sehr ich mich eben jetzt freundschaftlich gegen Sie erwiesen, will ich Ihnen, obgleich ich heute den rasendsten Kopfschmerz habe, beweisen.[1])

. . . Ich entschloß mich, an meine Mutter zu schreiben, und Ihnen die Exploitation zu einer Gesamtausgabe meiner Werke auf zehn Jahre zu denselben Bedingungen, die ich Scheible zu bewilligen habe, anzubieten. Erst Mitte voriger Woche schrieb ich Antwort an Herrn Scheible, damit er mein Stillschweigen nicht mißdeute und sich nicht einbilde, ich suche bei einem anderen Verleger eine höhere Summe zu erlangen, und zögere deshalb mit Antwort. Ich schrieb ihm zum erstenmal in meinem Leben, ich sagte ihm, was ich bereits an Herrn Hoas gesagt, daß ich, bevor ich etwas einginge, zuerst an Sie schriebe, daß ich Ihnen das Geschäft anbiete, obgleich ich leider keine Hoffnung des Erfolges hege, daß ich dieses thue, um mit Ihnen in guter Freundschaft zu bleiben, aus Kourtoisie, und daß, sobald ich Antwort von Ihnen erhielte, nämlich abschlägige Antwort, ich umgehend mit ihm abschließen werde unter Bedingungen, die von den vorgeschlagenen nicht sehr abwichen, und von deren Annahme ich schon durch Lewald überzeugt war. Diese Abweichungen betreffen namentlich 1) die Erlaßsumme für den Fall, daß in einer gegebenen Frist die preußische Regierung die Zensurstrenge gegen mich nicht aufhebt, und dann 2) den Wunsch, daß ich der Gesamtausgabe meine Biographie voransetzte. Schon Lewald hatte mir gesagt, daß letzteres nicht besonders exigiert werde, und ich sagte Herrn Scheible: für den Fall, daß ich mit ihm abschlösse, sei ich nicht geneigt, einen kurzen, dürren Lebensabriß zu geben, sondern ein großes Buch, vielleicht mehre Bände, welche den Schluß der Gesamtausgabe bilden sollten und die ganze Zeitgeschichte, die ich in ihren größten Momenten mitgelebt, umfasse, samt den markantesten Personen meiner Zeit, ganz Europa,

---

1) Es folgt nun eine längere Auseinandersetzung über Honorarangelegenheiten.

das ganze moderne Leben, deutsche Zustände bis zur Julisrevolution, die Resultate meines Aufenthaltes im Foyer der politischen und sozialen Revolution, das Resultat meiner kostspieligsten und schmerzlichsten Studien, das Buch, das man ganz eigens von mir erwartet — und für dieses Buch würde ich ein ganz außerordentliches Honorar **per Druckbogen** und einen unbestimmten Lieferungstermin verlangen.

Was ich thun kann, soll immer zu Ihrem Vorteile geschehen, und ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde aufs gewissenhafteste Ihr Interesse bei jeder Gelegenheit zu fördern suchen. Sie wissen, daß ich imstande bin, wenn ich will, das Publikum zu bewegen, und ich irre mich nie in meinen Erwartungen. Ich habe Ihnen eben jetzt den Beweis gegeben, daß bei allen reizendsten Verlegeranträgen ich auf jeden Fall immer an Sie zunächst denke, und Ihnen immer billigere Bedingungen als anderen gewähre. Sie wissen, ich halte meine Versprechungen in solcher Beziehung gewissenhaft. Hätte ich nicht heute rasenden Kopfschmerz, so würde ich Ihnen über das nächste Buch, das ich herausgebe, das Umständlichste mitteilen. Ich habe nämlich wirklich schon begonnen, mein Leben zu schreiben; nur der Zeitumstände wegen zögere ich gern mit dieser Publikation, ich wollte ihr auch den höchsten Glanz verleihen und lange daran schreiben; aber gern kontrahiere ich schon jetzt mit Ihnen über dieses Werk, wie ich es immer lange vorher mit meinen Büchern zu machen pflegte, und ich glaube: wenn es einst den Schluß der Gesamtausgabe bildet, ist der Wert derselben unberechenbar zu Ihrem Vorteile erhöht. Die Gesamtausgabe möchte ich mit einer schönen Vorrede eröffnen, und deshalb möchte ich doch genau wissen, wann diese wohl gedruckt wird. Wir nennen das Werk „eine durchgesehene, verbesserte und vermehrte Gesamtausgabe." Ich möchte sie wirklich gern genau durchsehen, ein- für allemal. Da ich nicht viel in Zeitschriften geschrieben, was nicht schon in Büchern aufgenommen, da auch bei meiner Mutter alle meine Manuskripte verbrannt sind, die ich wohl als alten Häcksel mitgeben könnte, so wird die Vermehrung nicht sehr groß sein; jedenfalls aber wird doch wohl ein Band herauskommen, wenn ich das einzeln in Blättern Zerstreute und etwa einiges noch ganz Ungedrucktes zusammen stoppele. Für diesen Band, den Sie aber in keinem Fall besonders drucken dürfen, werde ich gar nichts verlangen.

Mein Kopf thut mir zu weh, als daß ich Ihnen heute mehr schreiben könnte; die Hauptsache war mir, jeden Verdacht der Unredlichkeit und Zweideutigkeit in unserem Verkehr von mir abzuwenden. Morgen schicke ich an meine Mutter das Formular zum Kontrakte, und ich werde alles drin vermeiden, was Ihnen undeutlich oder mißfällig sein könnte, so daß Sie mir das Duplikat gleich mit Ihrer Unterschrift zuschicken können und ich keine Zeit verliere. — Seien Sie dessen nur eingedenk, daß ich immer gern mehr leiste, als ich verspreche. Trauen Sie mir, wie Sie es bisher gethan haben, und seien Sie überzeugt: wo nicht meine materiellen Interessen es verbieten, werde ich auch in Geschäften meine Freundschaft für Sie nie verleugnen.

H. Heine.

147. An Julius Campe.

Paris, den 17. März 1837.

Liebster Campe!

Ihren Brief vom 9ten habe ich durch Einschluß meiner Mutter richtig erhalten. Ich habe keinen Augenblick gezweifelt an der bonne foi, die sich darin aussprach, und betrachte unser Geschäft in diesem Augenblick bereits als abgeschlossen; ich weiß, was es heißt, wenn Julius Campe bis am Halse in der Krebssuppe sitzt, wenn er seine Makulaturlatrinen fegt, und die Frist von acht Tagen, die Sie noch verlangten, ward Ihnen gern gestattet. Das Verdrießliche dabei war mir nur, daß die Stuttgarter unterdessen sich einbilden, ich zöge sie an der Nase herum, um von andern Buchhändlern mehr Geld zu erlangen (welches letztere gewiß leicht wäre). Ich freute mich schon darauf, jetzt nach Stuttgart schreiben zu können, daß Freund Campe, sobald ich ihm das Geschäft vorgeschlagen, mir gleich die ganze Summe in barem Gelde, nämlich Tratten, zugesendet. Auf jeden Fall sage ich das später, sobald ich Mitte nächster Woche, wie ich rechne, den unterschriebenen Kontrakt von Ihnen erhalten.

In großer Verlegenheit befinde ich mich noch wegen der Vorrede zum „Salon;“ bis heute habe ich diese Druckbogen noch nicht erhalten, und ich bitte Sie inständigst, angstvoll dringend, nach der Druckerei zu schreiben, daß man sie mir schleunigst zuschickt, unter Kreuzkouvert. Da ich jetzt nicht nach Straßburg, und am wenigsten nach Stuttgart, auch nicht nach Baden-Baden reisen werde, sondern nach Boulogne sur mer, und zwar, sobald es mir möglich ist: so bitte ich Sie, die Vorrede, sobald sie erscheint, an den Dr. Menzel nach Stuttgart zu schicken und ihm zu bemerken, meine Adresse sei: Cité Bergère No. 3 in Paris. — Ich habe, wie Sie am besten wissen, lange gezögert, ehe ich diese Vorrede schrieb; es war aber meine Pflicht. — Ich bin neugierig, ob die Deutschen bei diesem Skandal wieder ungerecht gegen mich sein werden.

Tag und Nacht beschäftige ich mich mit meinem großen Buche, dem Romane meines Lebens, und jetzt erst fühle ich den ganzen Wert dessen, was ich durch den Brand im Hause meiner Mutter an Papieren verloren habe. Ich hatte die Absicht, dieses Buch erst in späteren Zeiten herauszugeben, aber, angeregt durch die Idee der Gesamtausgabe meiner Werke, soll es das Nächste sein, was das Publikum von mir erhält; nichts soll früher von mir herauskommen. Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe bereits gesagt, daß ich mich freue, ein solches Buch Ihnen bieten zu können. Die Verstimmung, die ich vielleicht, durch Geldnot, unverschuldete Geldnot gedrängt, bei Ihnen erregt, als ich Ihnen zur ungelegenen Zeit den Verlag der Gesamtausgabe auflud, diese Verstimmung, wenn sie nicht etwa schon ganz verflogen ist, werde ich durch jenes Buch, welches alle früheren an Interesse überbietet, ganz in Vergessenheit bringen. Sie wissen, ich prahle nicht, und ich kann schon jetzt das Außerordentlichste prophezeien, da ich das Publikum kenne und genau weiß, über welche Personen, Zustände und Ereignisse es belehrt und unterhalten sein will. Ich habe Ihnen ebenfalls gesagt, daß Sie bereits jetzt mit mir über dieses Buch kontrahieren können, und ich nur

in betreff der Lieferungszeit und des Volumens nichts Genaues sagen kann; unter der Hand nämlich dehnt sich mir der Stoff, und was ich heute auf zwei Bände schätze, könnte späterhin über drei hinauslaufen. Sagen Sie mir als ehrlicher Mann: wie viel können Sie mir per Druckbogen (nach dem „Reisebilder"-Format) geben, und wie viele Exemplare lassen Sie abdrucken? — und wenn Sie wohl erwägt haben, daß hier auf einen ganz anderen Absatz zu rechnen ist, als bei Stoffen, die ich bisher in meinen Büchern traktiert, und wenn Sie die Erhöhung meiner Renommee und mein Recht auf erhöhte Ansprüche wohl erwogen haben und mir Billiges vorschlagen, so dürfen Sie drauf rechnen, mit umgehender Post Ihre Anwartschaft auf dieses Buch kontraktlich unterzeichnet zu sehen. Seien Sie überzeugt, daß ich nur wünsche, Sie zu verpflichten und Ihnen den besten Beweis zu geben, wie großen Wert ich darauf lege, die alten freundschaftlichen Verhältnisse mit Ihnen aufs erfreulichste fortzusetzen. Wir sind beide noch keine Greise und können noch viel für einander thun.

Ihr Freund

H. Heine.

156. An August Lewald.

Paris, den 10. April 1837.

Liebster Lewald!

In Beziehung auf meinen letzten Brief, sende ich Ihnen einige Zeilen für Cotta; ich glaube doch, das wird ihm Zutrauen einflößen, daß ich auf Rechnung dessen, was ich ihm in diesem Jahre liefere, schon jetzt Geld nehme. Vergessen Sie nicht, mir zu melden, ob er mir erlaubt und auch gern erlaubt, die erwähnte Summe auf sein Haus zu trassieren. Vergessen Sie das nicht. — An den „Grabbe" habe ich bereits Hand gelegt; aber ich will nicht weiter schreiben, ehe ich Dullers Biographie des Unglücklichen gelesen. — Von Berlin noch keine bestimmtere Nachricht; ich beziehe mich ganz auf mein letztes Schreiben. Das Projekt will ich wahrlich nicht so leicht aufgeben. — Gutzkows Skandalsucht ist sehr fatal. Nun gar liegt er dem aufreizenden Julius in Händen.

157. An Julius Campe.

Paris, den 13. April 1837.

Liebster Campe!

Ihr Briefen vom 5. April nebst dem in Duplo unterschriebenen Kontrakt habe ich richtig erhalten; das eine Exemplar dieses Kontraktes, welchem ich meine Unterschrift zufügte, erhalten Sie anbei zurück, und ich bitte, mir von dem richtigen Empfange Anzeige zu machen. Wie sehr ich mich freue, diesen Gegenstand (unter so ungünstigen Umständen betrieben) endlich erledigt zu sehen, davon haben Sie keinen Begriff. Ton, Stil, Zerstreutheit, die Sie in meinen letzten

Briefen bemerkt haben müssen, dürfte Ihnen schon von selbst bewiesen haben, wie peinlich es mir war, mit einem alten Freunde meine Interessen zu verhandeln, ohne auf die seinigen die Hauptrücksicht nehmen zu können. Daß aber dennoch die Ihrigen mir viel gelten, daß ich sie nie außer Augen lasse, werde ich nun wohl bald Gelegenheit haben zu beweisen. Und nun eine Bitte noch: glauben Sie mir auf mein Wort, daß ich offen in der ganzen Sache gehandelt — es fehlt mir an Zeit, sonst würde ich auch das heute Ihnen haarklein beweisen.

Ob ich den Prospektus zur Gesamtausgabe selbst schreibe, oder ihn von einer bedeutenden Feder schreiben lasse, das weiß ich auch noch nicht. Dieser Tage (aber das bleibt unter uns) schreibe ich an Varnhagen v. Ense, und erlauben es ihm seine preußischen Verhältnisse, einen solchen Prospektus für mich zu schreiben, so wäre das in doppelter Rücksicht vorteilhaft. Ich denke, mit Preußen, insoweit es meiner Ehre ziemt, befriedet zu werden. Eine vorläufige Anzeige an das Publikum, wie Sie solche verlangen, werde ich dieser Tage anfertigen, und Ihnen zuschicken. — Ich beabsichtigte vor einiger Zeit, das „Buch der Lieder" mit einer von einem Freunde abgefaßten biographischen Vorrede herauszugeben, alles, was ich metrisch geschrieben habe, hinzuzufügen, und das Ganze „Gedichte" zu nennen. Aber die Herausgabe der Gesamtwerke verrückt ganz diesen Plan. Zunächst weil ich jetzt mein Leben selbst im großen herausgebe und solches mein nächstes Buch sein wird. Dann auch wegen eines Grundes, der jetzt gottlob! nicht mehr stattfindet. Und endlich weil die Anordnung der Gesamtausgabe folgende ist:

Die zwei ersten Bände der Gesamtausgabe betitele ich „Gedichte," und der erste Band erhält den Untertitel: „Buch der Lieder." Er soll auch das ganze „Buch der Lieder" enthalten. Der zweite Band enthält einen Teil älterer Gedichte, die ich nicht ins „Buch der Lieder" aufgenommen, dann die beiden Tragödien „Ratcliff" und „Almansor" so wie auch den „Neuen Frühling," die Gedichte, die im ersten Teile des „Salons" enthalten, und ähnliche, die zum Teil im „Morgenblatt" gedruckt, zum Teil noch im Manuskript vorhanden sind u. s. w. Das gäbe nun zwei gleich große Bände, die Sie auch, wenn Sie später wollen, in einem Band herausgeben können, wenn die Gesamtausgabe schon erschienen ist, und Dümmler nach Erscheinen derselben schon durch eine Artigkeit von meiner Seite, die ich nicht unterlassen werde, freundlich beschwichtigt sein wird. Jetzt scheint es mir unratsam, dem „Buch der Lieder" einen neuen Titel zu geben und durch spätere Zumischung seinen einheitlichen Charakter, dem es vielleicht einen Teil des Succeß verdankt, zu benehmen. Ich dächte daher, wir druckten das „Buch der Lieder" ganz wie es ist, mit seinem alten Titel, um dem Bedürfnis des Augenblicks zu begegnen. Ich hätte da nur die Druckfehler zu verbessern, welche ich Ihnen überschicken werde. Auch scheue ich mich, das Geringste davon auszuscheiden. Die, welche meine übrigen zerstreuten Gedichte zu haben wünschen, finden ja bald bei Erscheinen der Gesamtausgabe Gelegenheit, diesen Wunsch zu befriedigen, und ich glaube, es wird manchen zum Anschaffen dieser Gesamtausgabe verlocken. Ich hatte längst gefühlt, daß es am schönsten und litterärisch ratsamsten

wäre, das „Buch der Lieder" immer unverändert aufzulegen, aber ein merkantilischer Grund, den ich jetzt unerörtert lassen kann, hätte mich schier verleitet, das Buch um ein Drittel des Inhalts aufs heterogenste zu vermehren. Jetzt habe ich auch die Hoffnung, daß Sie davon kleine Auflagen machen, und daß das Publikum auch in der Zahl der Auflagen die Popularität des Buches sehen wird. — Für Menzel ist ein Vorteil, daß ich jetzt nicht nach Süddeutschland reise, und, wie ich höre, hat er schon Wind von dem Verderben, das ihm droht, und wirbt Bundesgenossen; man schreibt mir, aus dem Meßkatalog sei meine Antimenzeliade kund geworden (? ich begreife nicht). Ich rechne jetzt um so peinlicher darauf, daß nur recht viel Exemplare meiner ganzen Vorrede ins Publikum kommen. Werben Sie auch für mich einige Champions, nämlich litterarische. Denn Tinte fließt auf jeden Fall. — Er selber freilich, hoffe ich, kommt auf die Mensur, und ich versichere Sie, ich schieße nicht in die blaue Luft.

Ihr Freund

H. Heine.

---

158. An Julius Campe.

Paris, den 3. Mai 1837.

Liebster Campe!

Von Tag zu Tag erwartete ich mit ängstlicher Spannung das Schlußresultat in betreff der Menzeliade; ich warte deshalb mit Schreiben, und so kommt's, daß Sie die Korrekturen zum „Buch der Lieder" nicht früher erhalten. Ich bitte, für diplomatisch genauen Abdruck zu sorgen; es ist mein Hauptbuch, und ich denke, daß Sie ihm jetzt die rechte Popularität durch vielerlei Ausgaben geben werden. Um Papier zu ersparen, habe ich die Dedikationen ausgelassen; in einem kleinen Vorwort, das Sie noch erhalten werden, werde ich dieser Dedikationen kursorisch erwähnen. Wünschen Sie, daß der „Neue Frühling" dem „Buch der Lieder" noch hinzugefügt werden soll, so sagen Sie es mir umgehend, und ich schicke Ihnen die Korrekturen desselben. — Aber Menzel, Menzel? Ich bin im Begriff, von Paris abzureisen, um die alte Bretagne zu besuchen, kann etwa nur noch acht Tage hier bleiben, und möchte doch vorher wissen, wie diese Sache steht. — Ihrem Wunsche, daß ich dem Publikum selbst eine Anzeige mache, woraus es glauben soll, daß eine Gesamtausgabe meiner Werke nicht so bald erscheine, will ich gern entsprechen. Zu diesem Behufe habe ich einliegende Zeilen geschrieben, die, deucht mich, das Verdienst haben, Ihnen freie Hand zu lassen für den Fall, daß Sie das Erscheinen der Gesamtausgabe vorrücken oder weit hinausrücken wollen, je nachdem es Ihren Bedürfnissen entspricht. Das Publikum glaubt bei dieser Anzeige, daß die Herausgabe noch in weitem Felde steht, und die Buchhändler sehen, daß der Termin der Herausgabe ganz von Ihnen abhängt. An Scheible, der mir dieser Tage einen dringenden Brief schrieb, um endlich von mir eine definitive Antwort zu haben, habe ich nicht ohne Befangenheit antworten können; indessen meine herzliche Freimütigkeit wird

ihm und seinen Kommittenten gefallen haben. — Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon mal gesagt, daß ich diesen Winter eine Einleitung zum „Don Quichotte" geschrieben für Herrn Hoas, den Faktor einer mir ganz unbekannten Societät; er gab mir dafür 1000 Franken und erhielt leider das Schlechteste, was ich je geschrieben habe. — Ich hatte die Grippe, als ich dergleichen zur bestimmten Zeit auf Kommando und aus Geldnot schrieb. — An Varnhagen werde ich, in Beziehung auf den besprochenen Prospektus, dieser Tage schreiben; ich habe ihm eben auch zu antworten auf einen dringenden Brief, worin er Rahels Briefe von mir verlangt. Er weiß nicht, daß diese, vielleicht über fünfzig Stück, bei meiner Mutter verbrannt sind. Doch habe ich noch einige Briefe, die sie mir über den St. Simonismus hierher schrieb, und die das Bedeutendste sind, was je aus ihrer Feder geflossen. Ich denke für meine Lebensbeschreibung davon Gebrauch zu machen, wo ich überhaupt dieses merkwürdige Weib plastisch darstelle. — Hab die letzten vierzehn Tage wenig arbeiten können — Weibergeschichten und Männergeschichten, nämlich Liebesklatschereien und Duelle. —

Morgen oder übermorgen schreibe ich Ihnen, wie ich es mit den Wechseln gemacht habe, da ich sie nicht nach Hamburg zum Accept schicken konnte, während Sie in Leipzig. Ich lasse noch einige Tage hingehen, ehe ich sie abgehen lasse: die Vorzeigung des Kontrakts war hinreichend, um mir in dieser Zwischenzeit Hilfe zu verschaffen und mich vor Bedrängnis zu decken. Welche Nöten, welche Sorgen! Das Leben ist doch eine beständige Quälerei. — Ich schreibe heute nur, weil ich mit den Korrekturen des „Buchs der Lieder" nicht länger zögern will. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

Litterärische Anzeige.

(Beilage zum vorhergehenden Briefe.)

Auf Wunsch meines Freundes Julius Campe, Inhaber der Buchhandlung Hoffmann & Campe, bringe ich zur öffentlichen Kunde, daß eine verbesserte und vermehrte Gesamtausgabe meiner Werke, die im Verlag desselben erscheint, nicht eher in Druck gegeben wird, als bis Verfasser und Verleger, ohne Mißverständnissen ausgesetzt zu sein, auf das unparteiische Wohlwollen der resp. Zensurbehörden Deutschlands rechnen dürfen.

Paris, den 1. Mai 1837.

Heinrich Heine.

---

159. An Julius Campe.

Paris, den 10. Mai 1837.

Liebster Campe!

Ich schreibe Ihnen in einer sehr trüben Stimmung. Verdrießlichkeiten ohne Ende verleiden mir in diesem Augenblicke das schöne Paris

dergestalt, das ich froh bin, es dieser Tage verlassen zu können. Ich wäre im Grunde bereits schon abgereist, wenn ich nicht stündlich das Resultat meiner Vorrede von Ihnen erwartete. Aber Sie schreiben mir bis heute darüber kein Sterbenswort, und Sie fühlen wohl, daß mein Mißbehagen dadurch keineswegs vermindert wird. Bis künftigen Dienstag denke ich noch hier zu sein, und bis dahin hoffe ich Brief von Ihnen zu erhalten. Ich reise diesmal, statt nach der Normandie, auf einige Zeit nach der Bretagne, und finde ich dort einen wohnlichen Ort am Meer, so bade ich dort und verweile bis zum Winter. Ich bedarf der Einsamkeit zu meinen Arbeiten; eine Menge verdrießlicher Aventüren haben mich hier in den letzten vier Wochen zu keiner vernünftigen Zeile gelangen lassen; und es drückt mich, mein Leben, nämlich das geschriebene, zu beendigen.

Mit meinem Oheim Salomon Heine stehe ich sehr schlecht, er hat mir vorig Jahr eine schreckliche Beleidigung zugefügt, wie man sie im reiferen Alter schwerer erträgt, als in der leichten Jugendzeit. Es ist schlimm genug, daß dieser Mann, der, wie ich höre, Institute stiftet, um heruntergekommene Schacherer wieder auf die Beine zu bringen, seinen Neffen mit Weib und Kind in den unverschuldetsten Nöten hungern läßt. — Ich sage: Weib und Kind, aber unter dem ersteren Worte verstehe ich etwas Edleres, als eine durch Geldmäkler und Pfaffen angekuppelte Ehefrau.]

Wahrscheinlich erhalten Sie erst vom Meerstrand Brief von mir. — Da ich, wie Sie wissen, ganz ohne litterärische Nachrichten bin, so wird es mich sehr interessieren, wenn Sie mir recht vieles schreiben. — Die Vorrede zum „Don Quichotte," die ich diesen Winter für Herrn Hoas schrieb, der jetzt als „Verlag der Klassiker" sich ankündigt, muß längst erschienen sein. Ich that's des lieben Geldes wegen, und schon am schlechten Stil werden Sie es merken. — Ich tauge verdammt wenig zum Lohnschreiber. — Dem Gerücht, daß ich mich in Stuttgart niederlassen würde, bitte ich überall zu widersprechen; es liegt mir dran. Auch Cotta, wie ich es aus einem eben erhaltenen Brief ersehe, scheint es zu glauben. — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir viel und behalten Sie mich lieb und wert. Ich bin Ihnen jetzt von ganzem Gemüte zugethan.

Ihr Freund

H. Heine.

160. An Julius Campe.

Paris, den 17. Mai 1837.

Und noch immer, liebster Campe! noch keine Zeile über die Vorrede des „Salons" — Ich vergehe vor Ungeduld! — Anbei erhalten Sie die Vorrede zum „Buch der Lieder," und ich bitte Sie für getreuesten Abdruck zu sorgen. — Die Vorrede zur Gesamtausgabe schreibe ich in den nächsten Wochen am Meer, ich denke Ihnen damit eine Freude zu machen. — Ich komme dies Jahr gar nicht aus den Vorreden heraus!

Dieser Tage, ganz bestimmt, trabe ich ab von hier; möglich ist es jedoch, daß ich wieder nach Boulogne gehe; habe dort meine alte stille Arbeitsstube. — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir nur recht bald.

Ihr Freund

H. Heine.

---

*161. An J. H. Detmold.

Granville, wahrscheinlich den 26. des Wonnemonds 1837.

Liebster Detmold!

Seit drei Tagen bin ich hier und weiß noch nicht, ob ich hier bleibe. Das hängt davon ab, ob ich ein wöhnliches Appartement finde. Manche Annehmlichkeit bietet der Ort, und was die Hauptsache, der Strand ist gut zum Baden. Meine atra cura . . . . befindet sich wohl, vergnügt und führt sich gut auf, über Erwarten gut. Kindisch amüsiert es sie, am Strande die hübschen Muscheln zu suchen. Erst morgen oder übermorgen kann ich Ihnen sagen, ob ich hier bleibe. Beständig sprechen wir von Ihnen.

Nous parlons toujours de vous, et je vous salue avec beaucoup d'amitié. Si nous restons ici il faut que vous venez nous rejoindre.

Mathilde.

d. 23. Mai.

Liebster Detmoldt! Ich habe mich endlich entschlossen, hier zu bleiben, obgleich ich noch kein passendes Appartement gefunden. Es ist aber alles hier sehr gut. Das Leben ist hier spottwohlfeil, und mein Hauskreuz gefällt sich hier außerordentlich, und ich glaube es aushalten zu können. Ich kann Sie heute mit sehr gutem Gewissen einladen, hierher zu kommen. Wenn Sie dieses nämlich ausführen wollen und über Havre reisen, so bringt Sie in Caen ein Dampfboot binnen $3^{1}/_{2}$ Stunden nach dem Havre. — Den Brief für Cotta werde ich in keinem Falle vergessen.

Ich bitte Sie, zu meinem Portier zu gehen und ihm zu sagen, daß er alle einlaufenden Briefe an mich hieher schicken soll, nämlich à Mr. Heine, poste restante, à Granville (Département de la Manche). Da weder er noch die Portière schreiben können, so bitte ich Sie, auf meine Briefe, die etwa dort liegen, diese Adresse zu schreiben und sie auf die Post zu legen. — Zugleich bitte ich Sie, mir zu sagen, ob Sie etwas, das mich interessieren möchte, in französischen oder deutschen Journalen gelesen; denn hier sehe ich auch nicht einmal französische Blätter. — Ich befinde mich ganz wohl und arbeite. Kommen Sie nur her, und ich verspreche Ihnen, daß auch Sie viel arbeiten und wenig ausgeben werden. — Fragen Sie Cohn, ob meine Wechsel acceptiert worden sind, und grüßen Sie ihn mir recht freundschaftlich. — Ins Theater brauche ich nicht mehr zu gehen, dafür muß ich aber ins Frühlingswetter spazieren gehen. Grüne Bäume ennuiern ebenso gut wie Vaudeville. Nächst der Kunst giebt es nichts Schrecklicheres als die Natur. Ihr Freund Heine.

Wichtiges Post Scriptum.

Ich bitte Sie, lieber Detmoldt, gehen Sie zu der Marchande de Mode rue Faubourg Montmartre, wo meine Kleine ihre Mützen zu kaufen pflegt, und wo ich einst ihre Eifersucht erregte. Der Modistin sagen Sie, daß Sie zwei Mützen (bonnet) verlangten für die Dame rue Cadet No. 18, welche Sie ihr in die Provinz nachschicken müßten. Eine Mütze rose avec des fleurs couleur de rose et un bonnet jaune paille avec des fleurs de la même couleur. Band und Blumen nicht ausgespreitzt, sondern vielmehr eng anliegend, damit das Gesicht nicht sein Oval verliert. Die Modistin wird Ihnen diese Mützen auswählen helfen, oder auf Bestellung anfertigen und gehörig einpacken, daß Sie sie auf die Post geben können, an die Adresse: Mr. Heine, à Granville, Département de la Manche, logeant dans les trois couronnes. Das ausgelegte Geld werde ich, im Fall Sie hierher kommen, Ihnen hier zurückgeben, oder, wenn Sie nicht kommen wollen, lassen Sie es sich für meine Rechnung von Cohn geben — Aber kommen Sie hieher, das wäre am hübschesten. Ist ein Paket (wahrscheinlich einige Bogen meines Buches) bei der Portière angekommen, so können Sie es den Mützen beipacken.

Ihr Freund

H. Heine.

---

162. An August Lewald.

Granville, den 2. Junius 1837.

. . . Zentnerschwer lag es mir auf dem Herzen, daß Sie mein langes Stillschweigen mißdeuten könnten. Nein, es vergeht kein Tag, daß wir nicht Ihrer mit Liebe gedenken. Ich sage: wir. Sie haben mir in jüngster Zeit zuviel thätige Freundschaft gezeigt, als daß ich Ihrer vergessen könnte. Ich hätte Ihnen auch längst geschrieben, wenn ich nicht beabsichtigte, Ihnen zu sagen, wo uns Ihre Antwort treffen könnte; aber von Tag zu Tag schob ich die Reise auf, und erst heute kann ich Ihnen sagen, daß mich Ihre Briefe unter der Adresse: Mr. H. Heine, poste restante à Granville, Département de la Manche en France, richtig antreffen oder auffinden. Seit einigen Wochen habe ich Paris verlassen und durchschwärme die Bretagne, teils des Fischfangs wegen, teils auch um die Küsten kennen zu lernen, die für den Geschichtsforscher, besonders in betreff des Vendéekrieges, interessant sind. — Ich studiere gern Geschichte an Ort und Stelle. — Mathilde hat es dies Jahr durchgesetzt, mit mir zu reisen, statt bei ihrer Mutter auf dem Dorfe die schöne Jahrzeit zu genießen. Aber diese Begleitung hat soviel Beschwerliches wegen der Wildheit der teuren Person, wodurch ich mich beständig ängstige.

Ich schreibe in diesem Augenblick eine Reihe von Briefen, gerichtet an August Lewald, worin ich mit Humor von den letzten Gründen der Verschiedenheit des französischen und deutschen Theaters rede. —

Ich höre und sehe nichts aus Deutschland. Lese, wie sich von selbst versteht, keine Blätter und erhalte keine litterarischen Nachrichten.

Ist mein dritter Salonteil mit der Vorrede heraus? Was sagt man zu letzterer? — Bitte, bitte, schreiben Sie mir bald und viel! Sie verstehen mich!

*163. An J. H. Detmold.

Granville, den 14. Juni 1837.

Liebster Detmoldt!

Ihren Brief vom 11ten sowie auch den Brief, worin Sie mir die Absendung der Kiste anzeigten, und die Kiste mit den Mützen selbst habe ich richtig erhalten und sage Ihnen Dank für diese freundschaftlichen Bemühungen. Die Mützen haben großen Beifall gefunden, und ich bin beauftragt, Ihnen für diese, sowie für Ihre zwei liebenswürdigen Handschreiben an Mathilde im Namen derselben den rührendsten Dank abzustatten. Wir befinden uns wohl und heiter, gefallen uns hier und werden wohl lange hierbleiben. Sie dürfen daher Ihre Briefe immer poste restante hierher adressieren; abreisendenfalls werden sie uns nachgeschickt von der hiesigen Post. Sie aber werden sobald Paris nicht verlassen. Ich hoffe, Sie benutzen die Eröffnung des Musée de Versailles, um darüber zu schreiben. Dieses und das spanische Museum dürfen Sie nicht unbesprochen lassen. Das muß Ihren Salon komplettieren. — Was mich betrifft, so sitze ich bis an den Hals in einer Arbeit, die ich in 8 Tagen fertig habe; ich habe nämlich an Lewald versprochen, ihm einen großen Beitrag zu seiner Theaterrevue sobald als möglich zu überschicken; es werden etwa 5 bis 6 Bogen sein, humoristisch reflektierenden Inhalts.

Ihr Angeben in betreff der dortigen Deutschen kommt mir daher in diesem Augenblick etwas ungelegen. Mein Rat ist folgender: Sie schreiben den Aufsatz, bearbeiten die Personen, die Sie bereits kennen; Sie schreiben den Anfang des Aufsatzes und Schwanz, schreiben auch über mich, lassen mir aber in der Mitte des Aufsatzes Platz zur kurzen Signalisierung folgender Personen: Trapel (dieser schreibt in der Abendzeitung unter dem Namen Lenz), Spazier (dieser ist der niederträchtigste Schuft, den ich auf dieser Erde gesehen habe), Donndorf, Pistor, Duisberg, Savoie, Bornstedt (dieser muß sehr gelobt werden, damit man ihn für den Verfasser des Artikels halte), Heideloff, der Buchhändler, Kolloff, Venedey (beide sind freilich exiliert), Mainzer (ein honetter Kerl). Schreiben Sie nicht über Koreff, denn ich weiß, daß Sie nicht gut von ihm denken; über Meyerbeer dürfen Sie nur Günstiges sagen, über Rothschild können Sie sagen, was Sie wollen, soviel Maliziöses Sie wollen; die Herzogin Helene loben Sie auf preußische Weise und lassen merken, daß Sie sich ihr vorstellen lassen. Kennen Sie Professor Hase? über diesen sowie über Depping sprechen Sie! — Also Sie schreiben den Aufsatz dergestalt, daß ich die obigen Signalemente selber einflicken kann. Ehrlich gestanden, denke ich jetzt so ungern an die Kerle. — Zu Ihrer Nachricht: Laube giebt die Redaktion der Mitternachtszeitung ab. — Ich empfehle Ihnen die hannöv. Zeitung.[1])

1) Hier schließt das erste Quartblatt. Adresse und Schluß des Briefes haben sich auf dem abgerissenen zweiten Blatt des Bogens befunden, welches fehlt.

164. An Julius Campe.

Paris, den 18. Julius 1837.

Liebster Campe!

Diesen Morgen bin ich wohl und heiter in Paris wieder angelangt, nachdem ich zwei Monate in der Bretagne zugebracht. Ich rechnete bestimmt darauf, hier Brief von Ihnen in betreff meines Buches vorzufinden, und kann Ihnen nicht sagen, wie sehr es mich affiziert, gar keine Nachricht darüber zu empfangen. Ihr letzter Brief ist mir vor etwa sechs Wochen auf der Höhe des Mont-Michel zugekommen und ich harrte mit Antwort bis zu meiner Rückkehr in Paris, die sich um einige Wochen verzögerte. Die Bretagne ist eins der merkwürdigsten Länder, und ich bereue nicht die Zeit, die ich zur Beobachtung der Natur, Menschen und Altertümer dort angewendet. Leider habe ich in Granville und Saint-Malo dieses Jahr nicht baden können, wegen einer kleinen Unpäßlichkeit, und ich muß dies Jahr nochmals ans Meer reisen, um zu baden. An meinem Leben habe ich weiter geschrieben. Aus einem Brief, den ich eben vorfinde, sehe ich, daß Lewald für seine Theaterrevue einen Artikel von mir unter einem höchst drolligen Titel ankündigt; in der That habe ich für ihn kurz vor meiner Abreise eine große (über zwölf Druckbogen „Reisebilder"-Format) Arbeit geschrieben, die aber unter dem Titel „Die französische Bühne" in der Lewaldschen Revue erscheinen soll und nur den kleinen Teil eines größeren Ganzen bildet.[1]) Über falsche Titel für Artikel ärgere ich mich ebenso, wie über falsche Interpunktion.

Ach, liebster Campe, in Rennes habe ich den ersten Teil der „Reisebilder" vorgenommen, um die dritte Auflage für Sie zu bereiten, und hierbei schicke ich Ihnen auch das darauf bezügliche Druckfehlerverzeichnis, woraus Sie ersehen, daß man mir seit meiner Abwesenheit in meinen Büchern die von den Originalen abweichendste Interpunktion druckt; ich habe nur das Wenigste redressieren können, aber ich bitte Sie sehr, sehen Sie darauf, daß meine Interpunktion nicht willkürlich von der Druckerei geändert wird. Haben Sie zur dritten Auflage des ersten Reisebilderteils auch eine kleine Vorrede nötig, so sagen Sie es mir. Heideloff hier hat zu den zwei Bändchen des vor fünf Jahren gedruckten „Zur deutschen Litteratur" ein neues Titelblatt mit der jetzigen Jahrzahl drucken und dem zusammengehefteten alten Buche vorkleben lassen; ich glaube nicht, daß dergleichen erlaubt ist. — Vielleicht, wenn ich dieses Jahr nach Boulogne gehe, mache ich einen Abstecher nach London. — Ich habe drei Tage und zwei Nächte durchgereist, mein Kopf ist noch wie zerbröckelt; Sie werden's diesem Brief ansehen. Doch wollte ich Ihnen gleich bei meiner Ankunft schreiben und Ihnen das einliegende Druckfehlerverzeichnis schicken. Und nun bitte ich um baldigste Auskunft über mein Buch.

Leben Sie wohl und bleiben Sie mir freundschaftlich zugethan, wie ich es Ihnen bin, jetzt gewiß von ganzer Seele. Wir werden noch manche gemeinsame Freuden miteinander haben und ich werde gewiß

---

1) Vgl. Bd. VII. S. 80 ff.

von jetzt an alles thun, damit Sie mit mir zufrieden seien. — Ich kann vor Ermüdung heute nicht weiter schreiben.

Ihr Freund

H. Heine.

*165. An J. H. Detmold.

Paris, den 29. Juli 1837.

Teurer Freund!

Den Brief, den Sie vor Ihrer Abreise nach Granville geschickt, sowie auch Ihren aus Hannover den 19. Juli datierten Brief habe ich richtig erhalten. Seit 10 Tagen befinde ich mich in Paris und reise übermorgen nach Boulogne sur mer, wohin Sie mir Ihre Briefe poste restante adressieren können. In Granville lebte ich 2 Monat froh und glücklich, da ward Mathilde krank, und ich mußte, der Vorsorge wegen, wegen Mangel an guten Ärzten, mit ihr zurück nach Paris reisen, wo wieder mein altes Elend begann. — — — — Im Ende des Julius im heißen Schauspielhaus 4 Vaudeville! O Gott, Du schickst den Winter nach den Kleidern aber nicht den Sommer! Dazu kommt ein finanzielles Unglück, welches zu weitläuftig zum Erzählen, mich aber aufs kummervollste berührt. Es ist wirklich sonderbar, daß ich in der letzten Zeit so viel Finanzunglück habe. Kaum ordne ich meine Geschäfte mit dem strengsten Ernst, so brouilliert sie wieder der unvorhergesehenste Zufall. Überall vermissen wir Sie hier. Als wir Sie bei unserer Rückkehr nicht fanden, ward uns zu Mute, als hätten wir Sie aufs neue verloren. Mathilde spricht beständig von Ihnen; dies tolle aber gesunde Herz hat Ihren Wert ganz empfunden, und ich habe daran meine wehmütige Freude. Seit unserer Trennung bin ich wieder **allein**.

Ich arbeite ziemlich viel, soviel es meine Wirrnisse und Störungen vertragen. Daß auch Sie in Arbeitszug geraten, freut mich. „Die Deutschen in Paris" können Sie der Hannöv. Zeitg. nicht geben, denn der Hauptlump, der infamste Schurke, den Sie brandmarken müßten, der elende Spazier, ist der Pariser Korrespondent in der Hannöv. Zeitung. Ich bitte, lassen Sie das Projekt noch einige Zeit anstehen, bis ich Ihnen aus Boulogne mehr darüber geschrieben habe.

Über mein Buch habe ich von Hamburg noch keine Zeile Nachricht. — Der Teufel weiß, ob Menzel, der durch den feigen Zensor Adrian von der Vorrede Wind bekommen, nicht außerordentliche Mittel ins Werk gesetzt hat, um die Bombe aufzuhalten. Schreiben Sie mir darüber umgehend: poste restante à Boulogne sur mer en France. Max ist in Hamburg zum Besuche bei meiner Familie. Vor etwa 5 Wochen erhielt ich Brief von ihm aus Hamburg, worin er mir schrieb, daß er ungefähr 3 Monat dableibe. Wenn Sie ihm daher dorthin baldigst schreiben, trifft ihn Ihr Brief. Er steht dort in höchster Gunst bei meinem Oheim, und es wäre möglich, daß Ihr Brief, worin Sie ihm über mich Nachricht geben, zu meinem Heile wirken kann. Sie müssen ihm nämlich die Seele heiß machen, daß er alles aufbietet, mich mit

meinem Oheim zu versöhnen und mir bei demselben ein Jahrgeld auszuwirken. Den wahren! Grund, warum meine Finanzen so schlecht stehen, dürfen Sie freilich nicht merken lassen, aber das Faktum, daß ich in der größten Geldnot bin, und die erschütterndsten Folgen daraus zu befürchten stehen, müssen Sie so pragmatisch hinstellen, daß diese Geldnot, nur durch edles Unglück entstanden, eben zu meinem Vorteil spricht. In der That, Sie dürfen gestehen, daß ich um alle Früchte meines Fleißes geprellt worden, daß ich alles verkauft habe, um meine Schulden zu bezahlen, daß ich alle fremde Unterstützungshilfe abgelehnt, daß ich mich vergebens an meinen Onkel gewendet (das ist nicht wahr), daß Sie vernommen hätten, wie unbarmherzig mein Oheim mir alle Hilfe entzogen (das ist auch nicht wahr) — kurz Sie schreiben ihm einen Brief, womit er bei meinem Oheim, welcher empört sein wird, daß man ihn solcher Lieblosigkeit fälschlich beschuldigt, etwas ausrichten kann. Aber thun Sie es umgehend und geben den Brief an Stieglitz, damit dieser ihn an meinen Oheim schickt zur Beförderung an Max; dieser wohnt nämlich bei ihm auf dem Lande.

Sie sehen, Ihr Unterricht hat gefruchtet; wenn auf diesem Wege keine Hilfe kommt, so hab' ich mein Latein verloren.

Für Lewalds Theaterrevue habe ich in Granville eine Reihe Briefe, in der Art Ihres Salons, geschrieben, etwa 12 Bogen Reisebilderformat. Ich werde dies Jahr noch 40 Bogen schreiben. — Wird unser Projekt der Litteraturauszüge nicht zustande kommen? — Börne scheint wirklich jetzt von den Deutschen kanonisiert zu werden. Dieser ehrliche Mann ist dennoch mit Verleumdungen, die er der Welt über mich insinuiert hat, ins Grab gegangen. — Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich mein Stillschweigen über ihn breche. — Nächstens mehr hierüber.

Den Schwanz Ihres Salons habe ich im „Morgenblatt" gelesen; das Ganze spricht mich gedruckt noch mehr an als geschrieben. Die zusammengestellten Kunstartikel werden ein interessantes Büchlein bilden, und ich bitte Sie, dazu eine sehr geistreiche Vorrede zu schreiben. — An Max müssen Sie streng und heilig befehlen, daß er von dem Inhalt Ihres Briefes meiner Mutter nichts merken läßt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich von Boulogne einige Zeit nach London reise. Haben Sie mir in dieser Beziehung keinen Wink zu geben? — Cohn habe ich hier mehrmals gesehen; er steckt bis an die Ohren im Simonismus; er zweifelt zuweilen an dem moralischen Wert seiner Gottheit!

Ich habe in Granville nur zwei Bäder genommen und freue mich sehr auf den Wellenschlag von Boulogne. Ich habe das Baden diesmal sehr nötig; meine linke Hand magert täglich mehr und mehr ab und stirbt zusehends. — Leben Sie wohl. Sorgen Sie nur für Ihre Gesundheit — für das Übrige wird der Zufall Sorge tragen. Mathilde grüßt. Wir lieben Sie sehr.

H. Heine.

---

106. An Maximilian Heine.

Havre de Grâce, ich glaube den 5. August 1837.

Geliebter Bruder Max!

Einige Stunden vor meiner Abreise von Paris erhielt ich Mutters Brief, worin sie mir sagte, daß Du mir wahrscheinlich ein Rendezvous in London geben würdest. Ich reiste nach Boulogne sur mer und gab in Paris Ordre, mir meine Briefe dorthin nachzuschicken. Aber eine Reihe von Verdrießlichkeiten, die mich in Boulogne gleich assaillierten, bewogen mich hierher nach Havre zu reisen, um meine Bäder zu nehmen, die ich, ach! so sehr nötig habe. Ob ich es hier einige Wochen aushalten kann, weiß ich nicht, aber soviel sage ich, daß ich nicht dieses Jahr nach London gehen kann, und ich eile Dir dieses zu melden, für den Fall, daß Du mir in Deinem Briefe, der mich noch nicht erreicht hat, ein Rendezvous gegeben haben möchtest. Dieses aber betrübt mich unsäglich; ich hätte Dich gern noch einmal gesehen; ich sage noch einmal, denn eine schmerzliche Ahnung belastet mich, daß ich aus der Welt scheiden werde, ohne Dich wieder mit leiblichen Augen gesehen zu haben. Mit den Augen des Geistes sehe ich Dich beständig, denn Du bist der einzige von allen, der mich schweigend verstehen kann, und dem ich nicht nötig habe, weitläufig auseinanderzusetzen, wie alle Bekümmernisse meines Lebens nicht durch eigene Schuld entstanden sind, sondern sich als notwendige Folge meiner sozialen Stellung und meiner geistigen Begabung erklären lassen. Du weißt, daß die Größe des Charakters und des Talentes in unserer Zeit nicht verziehen werden, wenn man ob dieses Verbrechens sich nicht durch eine Unzahl kleiner Schlechtigkeiten die allerhöchste und allerniedrigste Verzeihung erkaufen will!

Ich bitte Dich, von diesem Briefe an Mutter nichts zu sagen, denn sie könnte ob des Tones desselben sich betrüben. Du siehst auch, wie sehr ich recht hatte, Dir nicht zu schreiben, denn ich darf Dir das Bestimmte nicht sagen, und das Unbestimmte würde Dich nur in der weiten Ferne beängstigt haben. — Was man Dir in Hamburg von mir sagt, wirst Du hoffentlich nicht glauben. Am allerwenigsten hoffe ich, daß Du den Schnödigkeiten, die Dir bei Onkel Heine von mir zu Ohren kämen, Glauben schenkst.

In diesem Hause herrschte von jeher eine Aria cattiva, die meinen guten Leumund verpestete. Alles Gewürm, was an meinem guten Leumund zehren wollte, fand in diesem Hause immer die reichlichste Atzung.

Aber es ist dafür gesorgt, daß der Tempel meines Ruhmes nicht auf dem Jungfernstieg oder in Ottensen zu stehen kommt, und einer von Salomon Heines Hausschmarotzern und Protegés als Hoherpriester meines Ruhmes angestellt wird. —

Sogar was der Onkel Dir von mir sagen möchte, darfst Du nicht buchstäblich glauben. Zur Zeit, als ich durch Krankheit (ich hatte dabei noch die Gelbsucht) und unverschuldetes Unglück bis zur äußersten Bitterkeit gestimmt war, schrieb ich an Onkel in einem Tone, der ihm

eher Mitleiden als Zorn einflößen mußte, und der dennoch nur seinen Zorn erregte. Das ist all sein Klagegrund gegen mich! Denn die paar tausend Franken, die ich ihm koste, berechtigen ihn schwerlich zur Klage, ihn, den Millionär, den größten Millionär von Hamburg, dessen Generosität . . . genug davon!

Du weißt, daß ich diesen Mann immer wie meinen Vater geliebt habe, und nun mußt' ich . . . genug davon! Am meisten schmerzt mich die Meinung der Welt, die sich die Härte meines Oheims nicht anders erklären kann, als durch irgend eine schlechte Handlung, die man in meiner Familie mir etwa vorwirft und im Publikum verschweigt . . . ach! wenn ich schlechte Handlungen begehen wollte, ich stünde gut mit der ganzen Welt und . . . genug davon!

Leb wohl, und hast Du mal eine müßige Stunde, so schreibe mir. Adressiere Deine Briefe poste restante au Havre de Grâce. Ich befinde mich wohl; körperlich leide ich fast gar nicht, außer an meiner linken Hand, deren Lähmung bis an den Ellenbogen hinansteigt. Ich werde übrigens sehr dick. Wenn ich mich manchmal im Spiegel betrachte, erschrecke ich; ich sehe jetzt ganz aus wie mein seliger Vater aussah, nämlich zur Zeit, als er aufhörte hübsch zu sein. — Ich schreibe viel. Mein wichtigstes Werk sind meine Memoiren, die aber doch nicht so bald erscheinen werden; am liebsten wäre es mir, wenn sie erst nach meinem Tode gedruckt würden! —

Den Herrn*** habe ich in Paris nicht gesehen, habe aber in Erfahrung gebracht, daß er dem Journal des Débats und der Revue des deux mondes Artikel überschicken wird (versteht sich günstige), für deren Aufnahme er noch besonders bezahlen wird. Er besticht die Presse auf Ordre und Rechnung seiner Regierung. Bei mir wäre er schlecht angelaufen, wenn er mir mit dergleichen Offerten gekommen wäre. Obgleich die deutschen Demagogen das Gerücht verbreiten, ich sei von den Regierungen gekauft, so kann ich Dir doch bei dem Leben aller derer, die ich liebe, beschwören, daß ich nie einen Sou nehmen wollte, selbst wenn ich in der größten Bedrängnis war. Und jetzt ist es gar unmöglich, daß ich eine so klägliche Handlung beginge — genug davon. Lebe wohl, behalte mich lieb. Schreibe mir, wie es in Hamburg aussieht, nämlich bei Mutter, Lottchen und Onkel; befindet er sich wohl?

Dein Bruder

H. Heine.

---

167. An Maximilian Heine.

Havre de Grâce, den 25. August 1837.

Liebster Max!

Deinen Brief habe ich erhalten, gestern; da morgen früh das Dampfboot nach Hamburg geht, eile ich, Dir zu antworten. — Nein, ich kann Dir heute nicht schreiben, ich will auch nicht in die Materien, die Du erwähnst, eingehen, denn teils ist heute mein Kopf trüb und wüst, infolge eines Kopfschmerzes, der gestern mich bis zur Verzagnis quälte, teils auch bin ich verstört, so schwarzmütig gestimmt, daß Dich mein Brief vielleicht ängstigen könnte.

Dein Brief aber hat mich sehr erfreut, denn nicht bloß schöpfte ich daraus einige Labungstropfen der Hoffnung, sondern er war mir auch ein Beweis Deiner brüderlichen Liebe, er gab mir Zeugnis, daß ich es auf dieser Welt nicht mit lauter Egoisten zu thun habe. Du glaubst es nicht, wie teuer ich meine Liebe und meine besseren Gefühle täglich bezahlen muß, und wie alle meine Nöten und Bedrängnisse durch die besseren Eigenschaften, die unzerstörbar in mir walten, herbeigeführt worden! — Lieber Junge, wie viel und unverschuldeten Kummer ich seit zwei Jahren trage, ist kaum glaublich. —

Deinen Wunsch, daß ich an Onkel Heine schreiben soll, werde ich diese Tage erfüllen und er wird durch die Landpost nächstens einen Brief von mir erhalten. Übrigens habe ich ihm bereits vor drei Monat von Granville aus einen gehorsamen, ganz aus der Seele geflossenen Versöhnungsbrief geschrieben, worauf ich freilich keine Antwort begehrte, indem ich ihm nicht meine Adresse gab, aber wovon er doch gegen Dich Erwähnung thun konnte. Erinnere ihn daran, und siehe zu, daß er mir einige Zeilen schreibe. — Ist er so edel, so großmütig, wie Du mir immer rühmst, ist er dieser außerordentlich edle, große Mensch, so geb' ich ihm ja die Gelegenheit, es zu beweisen.

Dein Bruder

H. Heine.

168. An Maximilian Heine.

Havre de Grâce, den 29. August 1837.

Mein teurer Bruder!

Da ich doch einmal verurteilt bin, statt Dir zu dienen, Dienste von Dir zu empfangen, so sollst Du auch heute eine Kommission von mir empfangen. Ich bitte Dich nämlich, suche meine frühesten Gedichte, nämlich das Bändchen, das bei Maurer in Berlin erschienen, sowie auch meine Tragödien zu verschaffen, und schick sie mir hierher per Dampfschiff unter der Adresse von: Wanner, Lange und Komp. Giebt es dort etwas Neues, irgend eine Novität, die mich direkt interessieren könnte, so pack sie bei. — Kannst Du mir über die Wirkung meiner Menzeliade etwas sagen? Hier in Frankreich seh' ich und höre ich nichts. Die Notwendigkeit, daß ich Menzel endlich züchtigte, wirst Du wohl begriffen haben. Mein größter Wunsch wäre, er schlüge sich. Acht Jahre lang ließ ich mich ruhig insultieren und wartete, bis er reif war. — Hier in Havre bleibe ich nur noch einige Tage, weiß aber nicht, ob ich dann direkt nach Paris zurückgehe. Meine Badekur ist wieder verpfuscht. Vorig Jahr konnte ich nicht baden, weil ich die Gelbsucht hatte. Dies Jahr, vielleicht weil mich während der letzten Zeit soviel Quälereien heimsuchten, bekamen mir die fünfzehn Bäder, die ich bis jetzt genommen habe, sehr schlecht; wieder leide ich an Migräne, die drei Tage mich quält und zur Arbeit mich unfähig macht. Sogar neue Übel melden sich, aber ich bin ja, seitdem wir uns nicht gesehen, acht Jahre älter geworden, und bei dem gesetzten Leben, das ich führe, bei der geistigen und leiblichen Aufregung der letzten Jahre, hat sich gewiß

die Avantgarde der Dekrepitüde schon eingestellt. Die Jugend ist dahin, und nach großen Feldzügen hat man das Recht, müde zu sein. — An Onkel werde ich mit dem zunächst abgehenden Dampfboote schreiben. Der Gedanke schon an diesen Brief erregt allen Mißmut meiner Seele. Bei Gott, nicht Onkel, sondern ich habe Grund zur Klage, ich bin wie geschunden von den schneidendsten Beschuldigungen, und ich soll um Verzeihung bitten. Es giebt keine Opfer, welche ich für diesen Mann zu bringen nicht bereit wäre, und hätte er mir noch zehn mal mehr Kummer verursacht, ich hätte es gewiß längst verziehen, aber es ist grausam hart, daß ich das himmelschreiende Unrecht, das er an mir begeht, verschweigen soll. Ich bin kein falscher Mensch, sagt mein seliger Vater, und kann nur reden, wie ich es wirklich fühle. Was kann er mir vorwerfen, als Irrespektuosität in Worten, nicht in Handlungen, und das nur einmal während meines ganzen Lebens — während er doch wissen sollte, daß wir alle in unserer Familie von aufbrausender Natur sind, und daß wir in der nächsten Stunde es bereuen, was wir Verletzendes gesagt haben. — Ich habe wahrhaftig, zu dem Ansehen, das ich in der Welt erlangt, der Beihilfe meiner Familie nicht bedurft; daß aber die Familie nie das Bedürfnis fühlte, dieses Ansehen, und sei es in den kleinsten Dingen, zu befördern, ist mir unbegreiflich. Ja, im Gegenteil, im Hause meines Oheims fanden diejenigen Menschen eine gute Aufnahme, die notorisch als Gegner meines Rennomee bekannt waren. Ein miserabler Wurm, der Doktor, der mich aufs gemeinste angriff [1]), ward, wie man mir jüngst erzählt, bei meinem eigenen Onkel zu Tisch geladen, und von meinem eigenen Onkel bekam die alte Mamsell Speckter, die er heiraten wollte, eine Ausstattung. Dieses Gewürm paßte zusammen, denn in keinem Hause, wie ich durch Campe wußte, hat man während meiner Anwesenheit in Hamburg schändlicher gegen mich als Schriftsteller räsonniert, als im Speckterschen Hause. Das ist nur ein Beispiel. — Wir wollen sehen, ob ich recht habe, oder Du? — Schreib mir doch viel während Deiner Abwesenheit aus Rußland; besonders gieb mir detaillierte Nachricht über die Mutter. — Ich werde Euch wohl nie wieder sehen!

Wie ich mich mit Campe arrangiert, wirst Du wohl wissen. Ich habe in der schlimmsten Zeit ihm meine bisherigen Omnia auf elf Jahre für 20000 Franken verkauft. Durch beispiellose Niederträchtigkeit eines Freundes, für den ich mich garantiert und bei dem ich Gelder deponiert, ward ich damals in eine heillose Lage versetzt. Nur durch die größten Anstrengungen gelang es mir, jeder Anforderung zu genügen, und meinen Feinden keine Blößen zu geben. Das war die Hauptsache. Lebe wohl, handle für Deinen Bruder, der Dich unaussprechlich liebt.

H. Heine.

P. S. Dieser Brief ist nicht abgegangen und ich schicke Dir ihn mitsamt dem Brief an Onkel, den Du ihm bei guter Gelegenheit mitteilen sollst.

---

1) Professor Wurm in Hamburg. Vgl. Bd. VI. S. X.

169. An Salomon Heine.[1])

Havre de Grace, den 1. September 1837.

Lieber Onkel!

Mit Verwunderung und großem Kummer ersehe ich aus den Briefen meines Bruders Max, daß Sie noch immer Beschwerde gegen mich führen, sich noch immer zu bitteren Klagen berechtigt glauben, und mein Bruder, in seinem Enthusiasmus für Sie, ermahnt mich aufs dringendste, Ihnen mit Liebe und Gehorsam zu schreiben, und ein Mißverhältnis, welches der Welt so viel Stoff zum Skandal bietet, auf immer zu beseitigen. Der Skandal kümmert mich nun wenig, es liegt mir nichts daran, ob die Welt mich ungerechter Weise der Lieblosigkeit oder gar der Undankbarkeit anklage, mein Gewissen ist ruhig, und ich habe außerdem dafür gesorgt, daß, wenn wir alle längst im Grabe liegen, mein ganzes Leben seine gerechte Anerkennung findet. Aber, lieber Onkel, es liegt mir sehr viel daran, die Unliebe, womit jetzt Ihr Herz wider mich erfüllt ist, zu verscheuchen, und mir Ihre frühere Zuneigung zu erwerben. Dieses ist jetzt das schmerzlichste Bedürfnis meiner Seele, und um diese Wohlthat bitte ich und flehe ich mit der Unterwürfigkeit, die ich immer Ihnen gegenüber empfunden und deren ich mich nur einmal im Leben entäußert habe, nur einmal, und zwar zu einer Zeit, als die unverdientesten Unglücksfälle mich grauenhaft erbitterten, und die widerwärtige Krankheit, die Gelbsucht, mein ganzes Wesen verkehrte, und Schrecknisse in mein Gemüt traten, wovon Sie keine Ahnung haben. Und dann habe ich Sie nie anders beleidigt, als mit Worten, und Sie wissen, daß in unserer Familie, bei unserm aufbrausenden und offnen Charakter, die bösen Worte nicht viel bedeuten, und in der nächsten Stunde, wo nicht gar vergessen, doch gewiß bereut sind. Wer kann das besser wissen, als Sie, lieber Onkel, an dessen bösen Worten man manchmal sterben könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie nicht aus dem Herzen kommen, und daß Ihr Herz voll Güte ist, voll Liebenswürdigkeit und Großmut. Um Ihre Worte, und wären sie noch so böse, würde ich mich nicht lange grämen, aber es quält mich aufs gramvollste, es schmerzt mich, es peinigt mich die unbegreifliche, unnatürliche Härte, die sich jetzt in Ihrem Herzen selbst zeigt. Ich sage unnatürliche Härte, denn sie ist gegen Ihre Natur, hier müssen unselige Zuflüsterungen im Spiel sein, hier ist ein geheimer Einfluß wirksam, den wie beide vielleicht nie erraten, was um so verdrießlicher ist, da mein Argwohn jeden in Ihrer Umgebung, die besten Freunde und Verwandten, verdächtigen könnte — mir kann dabei nicht wohl werden, mehr als alles andere Unglück muß mich dieses Familienunglück bedrücken, und Sie begreifen, wie notwendig es ist, daß ich davon erlöst werde. Sie haben keine Vorstellung davon, wie sehr ich jetzt unglücklich bin, unglücklich ohne meine Schuld; ja, meinen besseren Eigenschaften verdanke ich die Kümmernisse, die mich zernagen und vielleicht zerstören. Ich habe tagtäglich mit den unerhörtesten Verfolgungen zu kämpfen, damit ich nur den Boden unter meinen Füßen

1) Aus Max Heines „Erinnerungen" S. 168 ff.

behalten kann; Sie kennen nicht die schleichenden Intrigen, die nach den wilden Aufregungen des Parteikampfes zurückbleiben und mir alle Lebensquellen vergiften. Was mich noch aufrecht hält, ist der Stolz der geistigen Obermacht, die mir angeboren ist, und das Bewußtsein, daß kein Mensch in der Welt mit weniger Federstrichen sich gewaltiger rächen könnte, als ich, für alle offene und geheime Unbill, die man mir zufügt. —

Aber sagen Sie mir, was ist der letzte Grund jenes Fluches, der auf allen Männern von großem Genius lastet? Warum trifft der Blitz des Unglücks die hohen Geister, die Türme der Menschheit, am öftesten, während er die niedrigen Strohkopfdächer der Mittelmäßigkeit so liebreich verschont? Sagen Sie mir, warum erntet man Kummer, wenn man Liebe säet? Sagen Sie mir, warum der Mann, der so weichfühlend so mitleidig, so barmherzig ist gegen fremde Menschen, sich jetzt so hart zeigt gegen seinen Neffen.

H. Heine.

170. An Julius Campe.

Havre, den 5. September 1837.

Liebster Campe!

Ihr letzter Brief hat große Reisen gemacht, ehe er mich hier antraf; durch Zufall ward er nämlich nach Boulogne geschickt, und nachher nach Dieppe. Dieser Umstand und meine Verzögerung des Abreisens von hier ist schuld, daß ich Ihnen erst heute schreibe. Morgen früh reise ich nach Paris zurück, ganz bestimmt, und dort werde ich Ihnen gleich sagen, welche französische Buchhändlerfirma Sie auf meine Bücher setzen können, um vor Nachdruck geschützt zu werden. Ich will mit Dubochet (welcher unter der Firma Dubochet & Co. mit Paulin assoziiert ist und die illustrierten französischen Prachtausgaben der französischen Klassiker herausgiebt) reden, und auf diesen kann ich mich verlassen. — Sie irren, wenn Sie glauben, Heideloff habe die „Litteratur“ nachgedruckt; er hat bloß zu den zwei Bändchen einen neuen Titel gedruckt, und den alten Exemplaren den neuen Titel vorgeklebt. —

Seit einigen Tagen leide ich schrecklich an den Augen, und das Schreiben geht mir peinlichst mühsam von statten. Aber sobald ich in Paris retour bin, sollen Sie größeren Brief von mir erhalten. Ich hoffe noch immer, daß Menzel sich schlägt; man muß ihn auf alle mögliche Weise dazu reizen.

Von Süddeutschland schreibt man mir, daß der „Denunziant“ das größte Aufsehen erregt. — Ich habe seit drei Wochen fast gar nichts geschrieben. — Börne findet nach seinem Tode große Anerkennung als Mensch. Deutschland verliert in ihm unstreitig seinen größten Patrioten; die Litteratur verliert wenig an ihm.

Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir bald und viel. Alles, was Sie wünschen, soll immer geschehen, und auf die Treue und Zuverlässigkeit meiner Freundschaft dürfen Sie rechnen.

Ihr Freund

H. Heine.

171. An Julius Campe.

Paris, den 15. September 1837.

Liebster Campe!

Seit acht Tagen habe ich Havre verlassen, beängstigt durch ein Augenübel, das sich fast stündlich vergrößerte. Hier angekommen, konnte ich mit dem rechten Auge gar nichts, und mit dem linken nur wenig sehen. Der beste hiesige Augenarzt, Sichel, hat mich aber so weit hergestellt, daß ich heute ausfahren und schreiben kann. Nur kann ich die Buchstaben noch nicht genau sehen. Bin auch schwach wie eine Fliege; habe täglich Blut gelassen und bis diesen Morgen nichts gegessen. — Ich ging heute gleich zu Renduel, und er ist fester Meinung, wenn Sie seine Firma auf das Titelblatt meiner Bücher setzen, daß kein Nachdrucker hier es wagen wird, sie nachzudrucken, und daß er jedenfalls auf nachgedruckte Exemplare gleich Beschlag legen kann. Er wird alles thun, was in solchem Falle energisch zu thun sein wird.

Sie können sich ganz auf Renduel verlassen. Sein Charakter, sowohl die Licht- als die Schattenseiten desselben, hat mit dem Ihrigen große Ähnlichkeit, und ich nenne ihn mit Recht meinen französischen Campe. — Lassen Sie daher auf das Titelblatt des „Buchs der Lieder" und der „Reisebilder," so wie überhaupt auf alle meine Bücher, unter Ihrer Firma drucken: „Paris, chez Eugène Renduel, rue Christine No. 3."

Begreifen Sie meinen Schrecken, als ich mich erblinden fühlte? **Mitten in meiner größten Arbeit!**

Setzen Sie meinen Bruder von diesem Ereignis und meiner Genesung in Kenntnis; ich würde sonst an ihn schreiben. Es diene ihm als Beispiel, wie in dieser Zeit alle Unglücke sich bei mir häufen.

Ihr getreuer Freund

H. Heine.

---

*172. An J. H. Detmold.

Paris, den 17. September 1837.

Liebster Detmoldt!

Ihre zwei Briefe, sowohl den, welchen Sie nach Boulogne adressiert, als auch den letzten, den Sie hieher gehen lassen, habe ich richtig erhalten; den zweiten vorgestern. Ich bin in Boulogne nur drei Tage geblieben, weil meine Dame dort sich sehr mißfiel. In Havre blieb ich 4 Wochen und wäre vielleicht noch dort, wenn ich nicht plötzlich ein Augenübel bekommen, woran ich zu erblinden fürchtete. Ich konnte nicht mehr sehen noch schreiben; doch der Dr. Sichel hier hat mich so weit hergestellt, daß ich beides, Schreiben aber nur mit saurer Mühe, wieder vermöge. Indem ich Ihnen schreibe, sehe ich kaum meine Buchstaben. — Mathilde hat sich auf der Reise gut aufgeführt, nur in Paris ist sie schwer zu ertragen. — Dank, herzlichen Dank für alle die Freundessorge, die sich so liebevoll in Ihrem Briefe ausspricht. Sie sind aber auch der einzige, dem ich vertraue. — Daß Cotta Sie so schlecht be-

zahlt hat, ist empörend; 4 Karolin pflegt das gewöhnliche Honorar für das „Morgenblatt" zu sein. Ich werde ihm schreiben, daß ich Ihnen wenigstens 4 Karolin garantiert habe. Unseren Plan, eine Kompilation deutscher guter Schriftsteller zu veranstalten, habe ich nicht fahren gelassen und heute habe ich darüber wieder mit Heideloff hier selbst gesprochen, der auf das Unternehmen begierig eingeht und der ohne Zweifel meine Bedingungen eingehen wird — die er von mir bestimmt zu wissen verlangt. Er wünscht eine Ausgabe in zwei großen Bänden zu machen, nach dem Maßstabe des Cottaschen Schillers in 2 Bänden, den Sie kennen, und er rechnet auf 80 Druckbogen jenes großen Formats; er würde sich vielleicht auch auf 100, wenigstens auf 90 Druckbogen verstehen. Dann verlangt er — was aber für mich das Bedenksamste — eine Vorrede von 1 Druckbogen (— das wäre mehr als 5 Druckbogen Reisebilder-Text). Ich habe ihm gesagt, daß ich mit Ihnen in Gemeinschaft dies Unternehmen ausführen würde, daß Sie mir dort in Hannover die Exzerpte der deutschen Autoren, versehen mit kurzgefaßten biographischen Notizen, hieher schicken würden, und daß ich Ihnen erst schreiben müsse, um zu wissen, auf welches Honorar Sie dabei rechnen.

Ich bitte Sie daher, schreiben Sie mir einen ostensiblen Brief, worin Sie für das erwähnte Geschäft 49 Napoleonsdor fordern, denn ich glaube nicht, daß er [mehr] als 1 Napoleon für den Druckbogen im ganzen giebt, und ich sehe zu, daß er mir das, was ich eigens dazu schreibe, nach dem Maßstabe, das mir Campe oder Cotta für einen so großen Druckbogen bezahlen würden, honoriert. Zugleich in demselben Brief, schicken Sie mir eine Übersicht von dem, was Sie in dem Werke aufnehmen würden, und dieses kann uns beiden zugleich als Grundlage dienen, damit ich genau weiß, was Sie zu geben beabsichtigen, und was ich entweder abzulehnen oder hinzuzuraten habe. Ich bin der Meinung, man giebt nicht viel Gedichte, etwa $^1/_8$ des Werks füllend, und meistens Gedichte neuerer Autoren und griechisch heiteren Inhalts, von christlich trübseligen Gedichten nur wenige. Überhaupt Beförderung weltpatriotischer, gefühlsfreier, hellenischer Richtung. Im selben Sinne sind die prosaischen Stücke zu wählen. Die gewählten älteren Autoren müssen in der Gesinnung eine Morgendämmerung des jungen Deutschlands zu sein scheinen, und ich beabsichtige, dem heutigen jungen Deutschland am Schluß fast über $^1/_4$ des ganzen Buchraumes zu weihen. Sie werden daher gleich anführen, was von diesen Autoren zu geben ist. Auch die untergeordnetsten Geister dieser Richtung werde ich mitteilen, teils um zu zeigen, daß die Herde recht zahlreich sei, teils auch um der eigenen Partei Vorschub zu leisten. So verliert das Buch den Charakter einer gewöhnlichen Kompilation und wird durch höhere Zwecke geadelt. Von diesem Gesichtspunkte aus machen Sie die Liste in dem ostensiblen Briefe. Nicht bloß Bücher, sondern auch aus Zeitschriften muß exzerpiert werden. — Ich denke, die Sache kommt unverzüglich in Ordnung. Den Druck werde hier selber surveillieren. — Ich kann heute noch wenig sehen, sonst würde Ihnen mehr schreiben, besonders in Beziehung auf meinen Oheim und Maxens Verwendung bei demselben. Ich habe meinem Oheim selbst geschrieben,

ganz wie Max den Brief verlangte, bis jetzt aber habe ich noch keine Zeile Resultat erfahren. Anbei erhalten Sie ein Blatt des Telegraphen, worin Gutzkow, zwar in guter Absicht, aber mit empörender Roheit meine persönlichen Bedrängnisse bespricht. Ich will mich nicht darüber ärgern, sondern eben dieses Blatt zu meinem Vorteil exploitieren. Schicken Sie es nämlich umgehend an Max (ohne ihm im mindesten zu sagen, daß Sie es von mir erhalten haben) und bemerken Sie ihm, daß es vielleicht für mich nützlich wäre, wenn mein Oheim dieses Blatt liest und dadurch bewogen würde, den Wünschen der öffentlichen Meinung entgegenzukommen und mir eben jetzt eine offenkundige Jahresunterstützung zu bewilligen. Vielleicht verdanke ich der gekitzelten Eitelkeit, was mir von besseren Gefühlen nicht erwirkt wird. In diesem Sinne wäre es gut, wenn Sie an Max noch einmal schrieben; auf jeden Fall, beileibe, verschweigen Sie ihm, daß ich Ihnen ob dergleichen widerwärtigen Dingen geschrieben habe; nur durch dritte Hand wüßten Sie die Steigerung meiner Nöten und Drangsale. — Leben Sie wohl.

Ihr getreuer halbblinder Freund

H. Heine.

173. An August Lewald.

Paris, den 18. September 1837.

Liebster Lewald!

Im Moment meiner Abreise von Havre erhielt ich noch Ihren zweiten Brief, und ich danke Ihnen für Ihre freundschaftliche Teilnahme, die sich in jeder Zeile desselben ausspricht. Ich verließ Havre früher, als ich beabsichtigte, um so bald als möglich in Paris einen Augenarzt zu konsultieren. In Rouen konnte ich fast gar nichts mehr sehen, die Pupille des rechten Auges war fast so groß wie die ganze Iris, und ich fürchtete schon das Schlimmste. Aber durch eine achttägige Kur bin ich hier unter Behandlung des Dr. Sichel so weit wieder hergestellt, daß ich ganz klar sehe, nur noch an Augenschwäche leide, und wenig lesen und noch weniger schreiben kann. Welch ein schreckliches Unglück ist die Blindheit!

174. An Julius Campe.

Paris, den 20. September 1837.

Liebster Campe!

Eigentlich habe ich Ihnen heute nichts zu schreiben, als daß es mit meinen Augen besser geht, und der Schrecken ob eintretender Blindheit allmählich in meinem Gemüte erlischt. Meinen dritten Salonteil habe ich erst im Heideloffschen Laden zu Gesicht bekommen; schicken Sie mir doch vier Exemplare. Apropos Heideloff; ich habe mich mit ihm verständigt, und die Angst ob des Nachdrucks, die Sie durch Ihre letzten Briefe in mir erregt, ist vorüber. Durch Zufall entdeckte ich

nämlich, daß Heideloff unter fremdem Namen hier den Uhland nachdruckt, etwa zehn Aushängebogen habe ich selber schon in Händen gehabt, durch Indiskretion eines Korrektors, und ich fürchtete natürlicherweise, später an die Reihe zu kommen. Freimütig besprach ich mich nun über das nachdrückliche Thema mit Heideloff, und er gab mir die feste Versicherung, daß ich von dieser Seite nichts zu befürchten habe, daß wir beide uns nur Nutzen und keinen Schaden thun werden; und in der That, durch meine hiesige Stellung und durch noch andere Dinge worüber ein andermal, kann ich Heideloff hier sehr nützlich sein, und indem ich die hier auftauchenden deutschen Oppositions-Buchhandlungen nicht, wie diese es wünschen, durch mein Ansehen unterstütze und fördere, zeige ich mich Heideloff sehr gefällig. So z. B. habe ich diese Tage den Antrag der hiesigen deutschen Lesegesellschaft, die nur einige Zeilen von mir wünschte zu einer Glanzannonce, bestimmt abgelehnt, ich mache dadurch mir sogar neue Feinde, u. s. w.; kurz, ich werde Heideloff durch sein eigenes Interesse genug binden, und Sie dürfen wegen Nachdrucksorgen sich beruhigen. Jedenfalls vertrete ich Ihre Interessen mit Leib und Leben. — Über Menzel habe ich keine Nachrichten; er ist dumm, jetzt zu schweigen; schweigt er noch drei Monat, so ist er auf immer verloren. — Vielleicht muß ich der nachgebliebenen Schwäche meiner Augen wegen noch mehrere Wochen ohne Arbeit zubringen. — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir, was es neues giebt.

Ihr Freund

H. Heine.

175. An Julius Campe.

Liebster Campe!

Ich bitte Sie, diesen Korrespondenzartikel aus Stuttgart so bald als möglich im „Hamburger Korrespondenten" abdrucken zu lassen; Runkel muß es thun, sonst hole ihn der Teufel.[1]) Dieser Artikel, eben wegen seiner gemäßigten Abfassung, wird die beste Wirkung thun. Ich verlasse mich darauf, daß Sie soviel Kredit und Einfluß beim „Korrespondenten" haben, ihn durchzubringen. Geht es nicht an, so lassen Sie ihn in einer andern Zeitung drucken, die ebenfalls sehr verbreitet ist. Auf

---

1) Jener Korrespondenzartikel lautete folgendermaßen:

Stuttgart, den . . Oktober.

Wolfgang Menzel wird uns verlassen und begiebt sich nach Waldenburg in Schlesien, wo der Gemahl seiner Mutter, Herr Elsner, der in der „Allgemeinen Zeitung" die geistreichen Berichte über Wollhandel und Viehzucht schreibt, als Ökonom lebt. Unsere Stadt verliert hierdurch einen geistreichen und rüstigen Mitbürger, welcher in die stillen und schläfrigen Kreise des hiesigen Pflanzenlebens manche wohlthätige Bewegung hineingebracht hat. Seit Dr. Strauß mit seiner unerbittlichen Kritik die Gelehrsamkeit Menzels beleuchtet hat und auch die persönliche Ehre desselben in der Broschüre „Über den Denunzianten" besprochen worden, ist hier wohl kein längeres Bleiben für ihn möglich, es sei denn, daß er, Heines Anerbieten benutzend, die schmählichste Anschuldigung durch die That widerlegt; dieses begehren, mit positiven Erklärungen, die wenigen Freunde, die ihn noch nicht ganz aufgeben möchten. Vielleicht, wir hoffen es alle, überwindet Herr Menzel endlich seinen natürlichen Widerwillen gegen das vorgeschlagene Rettungsmittel.

jeden Fall strenge Verschwiegenheit, daß ich diesen Artikel Ihnen mitgeteilt. — Mit meinen Augen geht es gut, sind fast ganz hergestellt.

Ihr Freund

H. Heine.

Paris, den 3. Oktober 1837.

* 176. An J. H. Detmold.

Paris, den 3. Oktober 1837.

Teuerster Freund!

Ihren Brief v. 21. [25?] Sept. habe ich richtig empfangen. Mein Bruder wird Ihren Brief nicht mehr in Hamburg erhalten haben, da er, wie ich höre, zur Naturforscherei nach Prag gereist ist. Ich habe noch keine Antwort von ihm. — Mit meinen Augen geht es gut, sowie ich mich überhaupt leidlich in jeder Hinsicht befinde. Meine Leidenschaftlichkeit für Mathilde wird täglich chronischer: sie führt sich gut auf — jetzt quält sie mich mehr im Traume als in der Wirklichkeit — aber der geträumte Kummer und düstere Zukunftsgedanken verbittern meine Tage. Ich genieße in vollen Zügen die Schmerzen des Besitzes. — Ich bin unlängst in ihrem Dorfe gewesen und habe die unglaublichste Idylle erlebt. — Ihre Mutter hat mir Mathildens erstes kleines Hemdchen geschenkt, und dieses wehmütige Linnen liegt in diesem Augenblick vor mir auf dem Schreibtisch. — Das anthologische Projekt soll in jedem Falle ausgeführt werden. Ich beherzige Ihre Bemerkungen. Den Titel des Buches habe ich noch nicht ersonnen. Ich denke aber, er heißt ungefähr: Proben der deutschen schönen Litteratur seit Goethes Geburt. Wer also vor Goethes Geburt gestorben ist, oder sonst in den Goetheschen Beginn nicht mehr paßt, wird nicht aufgenommen. Ihre Bemerkungen habe ich reiflich erwogen. Ein Teil des Manuskripts muß freilich abgeschrieben werden, ein Teil wird wohl nach den Büchern hier gedruckt werden können; die Kosten können also nicht über 200 frs. betragen. Die Schriftsteller vor der romantischen Zeit überlasse ich Ihnen ganz auszuwählen. Von den Romantikern werden wohl höchstens 12—15 aufgenommen, über deren Auswahl, auch in betreff des Mitzuteilenden, wir uns leicht verständigen. Von den dramatischen Dichtern der Kunstperiode (seit Schillers Herrschaft) wählen wir auch ein Dutzend wie: Schiller, Werner, Kleist, Grillparzer, Immermann, Öhlenschläger, Müllner, Heine, Grabbe 2c. — Endlich von neuer Litteratur geben wir nicht alle (Sie haben recht), doch die hervorragendsten, und da könnten doch wohl an die 20 zu nehmen sein und meinen Zweck erfüllen — Ich erwarte zwar den ostensiblen Brief, erhalte ich ihn aber nicht binnen 8 Tagen, so schließe ich das Geschäft ab mit Heideloff unter so guten Bedingungen, als ich erlangen kann; denn ich habe ihm zugesagt, daß ich mit Ihnen fertig zu werden gewiß sei, ich kann ihm jetzt nicht die Sache abnehmen, ohne mich zu verfeinden und in böses Licht zu stellen. Sein Begehr einer großen Einleitung aus meiner Feder und die Bedingung, daß er diese auch als Broschüre ausgeben könne, ist das eigentlich Bedentlichste; kann ich nicht anders, so verspreche ich es und schreibe

in dieser Arbeit zunächst über die neuere Litteratur, was sehr interessant werden kann. Sie würden daher bei den Autoren nur biographische, nicht kritische Notizen zu geben haben. — In meinem nächsten Brief Bestimmteres. Der Zweck des heutigen Schreibens ist der einliegende Korrespondenzartikel aus Stuttgart, den Sie in die Hannövrische Zeitung einschmuggeln müssen. Wahrscheinlich wird die Redaktion der Hannöv. Ztg. diese Zeilen nicht in der mitgeteilten Form drucken wollen; alsdann ändern Sie dieselben nach dem Tone des Blattes so, daß immer der Inhalt gedruckt wird. Können Sie ähnliche Artikel in andre Blätter drucken lassen, so thun Sie es. Sie verstehen mich fast ohne Wink. — Heute schreibe ich nach Hamburg, um den „Korrespondent“ zu exploitieren. — Ich bitte, üben Sie ein bißchen an Menzel Ihre ingeniosesten Malicen. Er wird ja das Litteraturblatt noch öfters gegen mich benutzen, und ich muß der Perfidie mit der Perfidie begegnen.

Ihr Freund

H. Heine.

Beilage] Stuttgart, den . . Oktober.

Die Taschenspielerkünste, womit Herr Wolfgang Menzel seit so vielen Jahren seinen Mangel an gelehrter Bildung und Wissenschaft zu verbergen gewußt, sind in einer Streitschrift von Dr. Strauß mit so gründlicher und doch faßlicher Kritik enthüllt worden, daß der litterarische Gaukler auch bei dem geistesärmeren Mittelstand der Lesewelt allen Kredit verloren hat, und Baron Cotta genötigt ist, damit der Skandal ein Ende nehme, die Redaktion des hiesigen Litteraturblattes in andre Hände zu geben. Die Broschüre „Über den Denunzianten“ hat jetzt auch auf die gesellschaftlichen Verhältnisse des Herrn Menzel einen schlimmen Einfluß geübt: einige modernisierte Deutschtümler, sowie auch ein paar Dichterlinge von der schwäbischen Schule, welche bis jetzt, aus Haß gegen die Richtungen Heines und des übrigen jungen Deutschlands, den Denunzianten desselben protegierten, drohen sich jetzt ebenfalls von ihm abzuwenden, und haben ihm einen Termin gestellt, binnen welchem er, zur Wiederherstellung seiner Ehre, die von Heine gebotene Genugthuung annehmen, oder ihre Gesellschaft auf immer meiden müsse. — Soviel ist gewiß, daß Herr Menzel jetzt Stuttgart verlassen will und bereits Anstalten trifft, sich nach Waldenburg in Schlesien zurückzuziehen, wo ihm sein Stiefvater, der bekannte Ökonom Elsner, der in der Viehzucht einen Namen erworben, die günstigste Aufnahme zugesagt hat. —

---

177. An August Lewald.

Paris, am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, im Jahr der Gnade 1837.

Liebster Freund!

Aus Ihrem letzten Brief ersah ich mit Kummer, daß Sie unpäßlich; ich hoffe recht bald von Ihnen zu erfahren, daß Sie wieder ganz hergestellt.

Schicken Sie mir doch auch, was über unseren armen Donndorf ge-

schrieben worden, über den honettesten Lügner und ehrlichsten Aufschneider, der je gelebt. Sein Tod hat mich sehr betrübt. — Diesen Morgen höre ich mit Erstaunen, daß der Herr Wihl einen Musenalmanach mit mir herausgebe[1]: widersprechen Sie doch dergleichen überall, aber so, daß jener Monsieur es nicht merkt, daß ich selbst diesen Widerspruch provoziert; denn ich möchte mich nicht mit dergleichen jungen Leuten verfeinden; übrigens steht er mir sehr fern; nur besucht hat er mich einmal. — Mathilde freute sich kindisch über die Nachricht, daß Sie im Januar hierherkämen. Ich freue mich, sobald ich Sie wirklich hier sehe. — Wir leben eingezogen und so halb und halb glücklich; diese Verbindung wird aber ein trübes Ende nehmen; es ist deshalb heilsam, dergleichen vorherzuwissen, um nicht vom dunklen Augenblick bezwungen zu werden. —

178. An August Lewald.

Paris, den 4. Dezember 1837.

Der nächste Zweck dieser Zeilen ist, Ihnen einliegenden Artikel zu schicken, welcher den 30. November in der „Presse" erschienen ist und vielleicht als das beste betrachtet werden kann, was ein Franzose über ein deutsches Buch zu sagen imstande war[2]); ich glaube aber, auch in Deutschland ist nie geistreicher über die „Reisebilder" geschrieben worden. Einer der hiesigen Deutschen wollte den Artikel für ein deutsches Journal übersetzen, aber er versteht so wenig vom französischen Esprit, daß er ihn nur verhunzen könnte; ich werde ihm das Exemplar des Artikels, das ich ihm versprochen, so lange vorenthalten, bis Sie Sorge getragen, daß er aufs beste ins Deutsche übersetzt und abgedruckt worden. — Für die Übersendung der Aushängebogen danke ich. Es sind gräßliche Druckfehler drin. Am Ende eines der ersten Briefe hat Cotta das Hundegebet gestrichen, und somit ist die feinste Witzintention verloren worden. Das Ganze schließt mit einem Sprachfehler, wie ihn nur ein kleiner Schuljunge macht, nämlich mit einem Dativ statt des Akkusativs, wahrer Schnitzer eines Schuljungen — aber ist es nicht schön, daß ich mir in jeder Beziehung die Jugend bewahre? Ich bleibe jung, während die anderen alt werden und wie Pedanten den richtigen Dativ setzen.

Auf dem hiesigen Stadttheater giebt es nichts Vorzügliches, außer etwa „Rita l'Espagnole," welches unterhaltsam. — Den „Spinoza"[3]) habe erhalten, und danke recht herzlich für diese Zusendung. Der erste Band hat mir ungemein zugesagt, der zweite schon weniger. Der Verfasser hat viel Geist, viel Talent der Darstellung, nicht viel Poesie. — Schreiben Sie mir nur recht bald, und recht viel Neues. — Seit das deutsche Lesekabinett errichtet ist, erfahre ich doch schon mehr Heimisches, als ehmals. — Grüßen Sie mir gefälligst Frau **; die würde sich wundern, wenn sie mich sähe, so fett bin ich geworden. — Wissen Sie

---

1) Ludwig Wihl (1806—1882), bekannter Dichter.
2) Eine Besprechung der „Reisebilder" von Théophil Gautier.
3) Von Berthold Auerbach.

mir kein litterarisches Unternehmen, wo ich mit leichter Mühe einige Groschen gewänne; ich möchte gern das Fett meines Bauches anständig unterhalten.

179. An Julius Campe.

Paris, den 19. Dezember 1837.

Liebster Campe!

Das neue Jahr ist vor der Thüre, und zum freudigen Empfang desselben bringe ich Ihnen heute meinen Glückwunsch. Möge der Himmel Sie erhalten, heiter und in vollem Wohlsein, Sie und Ihre Familie, wozu ich auch Ihre Verlagsautoren rechne. Das schlimmste Übel ist Krankheit; das habe ich in den letzten Zeiten gemerkt, besonders bei Gelegenheit meiner Augen, die seit einigen Tagen sich wieder verdüstern. Ich folge ängstlich den Vorschriften des Arztes und laß für das Übrige den Gott der deutschen Litteratur sorgen. — Bis auf eine trübe Gemütsverstimmung befinde ich mich sonst gesund und rüstig; ich kämpfe tapfer den Kampf des Lebens, aber ohne Freude ... viel Unvorhergesehenes stürmt auf mich ein, und das unaufhörliche Ringen wird mir am Ende lästig, schauderhaft lästig.

Was Sie mir in betreff Gutzkows schreiben, freut mich.[1]) Der „Telegraph" ist jedenfalls eine nützliche Acquisition für Sie; Sie haben jetzt Ihr Journal, und den besten Journalisten zur Redaktion. Gutzkow ist das größte Talent, das sich seit der Julirevolution aufgethan, hat alle Tugenden, die der Tag verlangt, ist für die Gegenwart ganz wie geschaffen; der wird mir noch viele Freude machen, nicht eben direkte Freuden, sondern indirekte, indem er meinen Feinden alles mögliche Herzleid verursachen wird. Ich möchte den Göttern ein Dankopfer bringen, daß sie den Gutzkow erfunden haben. Wenn er nur nicht so irreligiös wäre! Das heißt, wenn ihm der heilige Schauer, den uns die großen Männer, die Repräsentanten des heiligen Geistes einflößen, nicht ganz fremd wäre! Der hat nicht einmal Ehrfurcht vor mir; aber so muß er sein, sonst könnte er sein Tagewerk nicht vollenden.

Über Ihre goldne Federgeschichte[2]) habe ich sehr gelacht! Die lyrische Poesie hat ein Ende, und Sie, lieber Campe, werden Sie nicht wieder auf die Beine bringen —

> Der Sangesvogel, der ist tot,
> Du wirst ihn nicht erwecken!
> Du kannst dir ruhig in den Steiß
> Die goldne Feder stecken.

(Wegen Unwohlsein habe ich mehre Tage nicht schreiben können, und heute, den 23., will ich dem angefangenen Brief nur einige Zeilen anflicken —:)

Soeben erhalte ich Brief von Havre, daß man ein Paket von Ihnen mir hierherschickt; es enthält wahrscheinlich meine Exemplare des

1) Karl Gutzkow übernahm 1837 die Redaktion der Zeitschrift „Der Telegraph."
2) Die Redaktion des „Telegraphen" hatte eine goldene Feder als Preis für das beste lyrische Gedicht ausgesetzt.

„Buchs der Lieder" und des „Salon." Ad vocem „Buch der Lieder:" wenn ich gewußt hätte, daß Sie den Druck der Gesamtausgabe so lange aufschöben, so würde ich den „Neuen Frühling" und dergleichen neuere Gedichte dem „Buch der Lieder" einverleibt haben. Denn ich weiß, es ist eben jetzt ein Bedürfnis im Publikum, meine gesammelten Gedichte ohne die prosaischen Beigaben zu besitzen. Wollen Sie nun den Druck der Gesamtausgabe bald beginnen, so werde ich alle meine metrischen Arbeiten in die zwei ersten Bände geben; sind Sie aber noch nicht dazu geneigt, so mache ich Ihnen folgenden Vorschlag: Sie geben in einigen Monaten einen „Anhang zum Buch der Lieder" ganz besonders heraus, und in diesem Buche gebe ich alle Gedichte, die nicht im „Buch der Lieder" enthalten sind, und begleite dieselben mit einer Vorrede, so daß das Ganze ein hübsches Bändchen bildet. Ich kann noch nicht sagen, wie stark die Vorrede, kann auch nichts darüber versprechen; auch verlange ich nichts für diese Zugabe. Ich wünsche dadurch nur Ihre Interessen zu fördern.

Wollen Sie jedoch an den Druck der Gesamtausgabe gehen, so wäre mir das freilich lieber, aus sehr vielen Gründen, z. B. zum Frommen meines Ruhmes. Auf Ihre Bemerkungen in betreff der preußischen Verbote antworte ich keine Silbe; weiß ich doch zu gut: wenn es Ihnen in Ihren Kram paßte, so wäre dem Julius Campe das preußische Verbot keine Abhaltung zum Druck. — Von Berlin aus meldet man mir: daß man nur gegen Campe unwirsch sei, dagegen nur den geringsten Wink von mir erwarte, um mich zu überzeugen, wie gern man einlenke. Daß ich mit diesem Winke zögere, bis ich bestimmt weiß, wann Sie den Druck der Gesamtausgabe wirklich beginnen, werden Sie sehr politisch finden; je länger ich zögere, desto gesänftigter finde ich die aufgeregten Behörden, und desto weniger gerate ich in Verdacht, meiner Privatvorteile wegen meinen Moderantismus kundzugeben. Die politische Aufregung hat sich so sehr, seit drei Jahren, bei mir gelegt, daß ich wahrhaftig jetzt keine Konzessionen zu machen brauche, und daß es nur gilt, mich vor dem Verdacht zu schützen, als wäre ich von außen bekehrt worden, als habe man mich durch Geld oder Schmeichelei gewonnen — Gott weiß, daß ich weder durch das eine, noch durch das andere dahin geleitet werden könnte, auch nur eine Silbe gegen meine innere Gesinnung zu schreiben. Es ist nicht hinreichend, ehrlich zu sein, man muß sich auch vor dem Verdacht der Unehrlichkeit hüten.

Mit Heideloff stehe ich auf dem besten Fuße, und Sie haben von ihm nichts zu befürchten. Auch wünschte ich, daß Sie von Ihrer Seite sich ihm freundlich zeigten. Die Hauptsache ist ja, daß er Ihre Interessen nicht gefährdet. — Laßt uns über das, was anderer Leute Interessen betrifft, ein Auge zudrücken. Verstehen Sie mich?

Die Aushängebogen von Lewalds „Revue" habe ich erhalten; in meiner Arbeit schändliche Druckfehler und verdrießliche Auslassungen. Vergessen Sie doch nicht, mir zu sagen: ob diese „Revue" schon ausgegeben ist?

Meine große Arbeit habe ich unterbrochen und bin an ein hübsches Zwischenbüchlein gegangen, das ich Ihnen Ende Februar fertig zu schicken denke — was es aber ist, sage ich nicht — oder ich sage es

Ihnen erst Ende Januar. Schweigen ist ein großes Talent, und nächst dem Sprechen auch das nützlichste Talent. — Leben Sie wohl, teurer Campe, und bleiben Sie mit Freundschaft zugethan

Ihrem

Heinrich Heine.

Auersperg sehe ich hier oft; haben Sie ihm etwas zu sagen?

180. An August Lewald.

Erster Januar 1838, um 8 Uhr.

Angeregt von einigen jungen Deutschen, beschäftige ich mich bereits seit zwei Monaten mit der Ausführung eines Almanach-Projekts, und es war zuerst die Rittnersche Kunsthandlung, mit welcher ich es aufs brillanteste zu realisieren dachte, aber von Rittner mußte ich abgehen, und vor vierzehn Tagen gewann ich einen viel großartigeren Unternehmer zu dem brillantesten Keepsake, den je die deutsche Welt gesehen und wozu mir bereits große Summen bewilligt sind. — Da der Keepsake nur belletristischen Inhalts und Geistes, glaube ich nicht, daß Preußen ihn verbieten wird, wenn ich mich als Herausgeber auf den Titel stelle. Schlimmsten Falles ist an diesem Verbote nichts gelegen, da Preußen wenig teure Bücher kauft. — Österreich, mein teures Oesterreich desto mehr. Seit ich in England und Frankreich, Rußland und Amerika zu so großer Popularität gelangt und in diesen Ländern so viel deutsche Bücher Absatz finden, wird mir Preußen gleichgültiger — übrigens kostet es mir nur ein Wort, um die Sache zu ändern; teils Faulheit, teils der Grundsatz des laisser venir, teils auch Angst, man könnte die harmloseste Handlung als Servilismus auslegen, ließ mich bis auf diesen Augenblick nicht dazu kommen, die Preußen auf immer zu beschwichtigen. — So viel in Eile; Ende dieser Woche mehr — denn ich bin in großen Bewegungen, muß alle Tage mehrere Stunden reisen, um Mathilde zu besuchen — denn sie wurde jüngst so krank und dabei so eigensinnig gegen die ärztlichen Verordnungen, daß ich sie in ein maison de santé einsperren mußte, welches an der Barriere St. Jacques gelegen ist. Was man aussteht! Ihre Grüße habe ich bestellt, und sie freut sich wie ein Kind, Sie bald in Paris zu sehen. Sie bekam eine inflammation des intestins, und hätte ich nicht energische Maßregeln genommen, sie wär' mir gestorben, und ich hätte wieder ein Buch Trauerlieder schreiben müssen. — Sonderbar, die glückliche Liebe schreibt gar keine Verse, kaum erlaubt sie einem, in Prosa zu schreiben. —

— Daß Cotta mir das Hundegebet gestrichen, entstellt sehr, ist sehr verdrießlich; der alte Cotta hätte es nicht gethan. Der hielt viel auf mich, und ich werde ihn nie vergessen. Wir wollen sehen, wie der junge Cotta sich gegen mich stellt, ob er lau oder gar Partei nimmt. Ist in der Vierteljahrschrift ein interessanter Artikel gegen mich, so bitte ich Sie sehr, schicken Sie mir dieselbe per Kreuzband. — Herr Beurmann hat eine Schändlichkeit ohnegleichen gegen mich ausgeübt — aber Geduld! ich werde auch schon diesen kleinen Kläffern, die sich den Schein

geben mich anzulecken, und mir doch in die Wade beißen, die gehörigen Fußtritte geben.

* 181. An J. H. Detmold.

Paris, den 16. Januar 1838.

Liebster Detmold!

Soeben schickt mir Gabe Ihren Brief vom 5. Januar und aus diesem Datum ersehe ich, daß mein Brief, den ich Ihnen etwa vor 4 Wochen schrieb, Ihnen nicht zu Händen gekommen. Das ist mir sehr verdrießlich: er enthielt zwar nicht die mindeste politische Äußerung, aber desto mehr auf mein Privatleben Bezügliches. Auch enthielt er eine Einlage von Madame Jules, bei welcher ich mich ebenfalls erkundigte, ob sie Antwort von Ihnen erhalten. Noch heute schicke ich zu ihr, um ihr wissen zu lassen, daß der Brief, worin ihre Einlage, Ihnen, Gott weiß durch welchen Zufall, nicht zugekommen ist. An öffnende Polizeipfiffigkeit und Unterschlag glaub' ich nicht, destomehr aber an die Dummheit meines Herrn Kousins, dem ich die Besorgung des Briefes anvertraute. — Ich wiederhole, Sie verlieren an dem Briefe nichts, außer Nachrichten über mein Privatleben, das sich seitdem recht wunderlich gestaltet hat. Seit meiner Rückkehr aus Havre hat sich Mathilde so exemplarisch gut aufgeführt, daß ich Besorgnisse für ihr Leben zu hegen begann. Denn solche radikale Umwandlung pflegt ein Vorzeichen des Todes zu sein. Acht Tage lang konnte sie zu Hause bleiben, sich mit einfachem pot au feu genügend. Theater, kein Gedanken; es sei doch kostspielig. Die alten Roben selbst renoviert, um diesen Winter neue zu sparen. Endlich wurde sie ernsthaft krank, und ich mußte sie in ein maison de santé bringen, wo sie gut gepflegt wird, und bis zum Frühjahr (den ganzen Karneval!) bleiben wird; denn sie thut mir jetzt alles zu Willen. — Sie fängt an, so unbedingt liebevoll und zärtlich zu werden, daß ich am Ende glaube, sie hat die Absicht, mich also zu machen. — Übrigens ist sie sehr krank. —

Ich habe eben diesen Winter meine volle Freiheit, je jouis de ma pleine liberté, et j'en abuse même.

Ich geh jetzt oft ins Theater; zu meinem Vergnügen!

Übrigens befinde ich mich wohl.

Über mein Projekt mit Heideloff hatte ich Ihnen geschrieben, daß derselbe mich ersucht, bis nach Neujahr damit zu warten. Dies that ich (weil er wirklich viel um die Ohren hatte, z. B. seine Verheiratung), aber noch immer kann ich nicht mit ihm aufs reine kommen. Im Grunde liegt mir nicht viel dran in diesem Augenblick, wo ich mit weit bedeutenderen Unternehmungen beschäftigt bin. Über letztere schreibe ich Ihnen sehr bald, und Sie sollen endlich meinen praktischen Sinn bewundern.

— Es ist heute so kalt, daß ich gar nicht schreiben kann; die Hände sind mir erstarrt. — Das maison de santé, worin ich Mathilde eingekerkert, ist an der barrière St. Jacques — denken Sie sich, alle Tage muß ich diesen entsetzlichen Weg machen! — Leben Sie wohl, und

schreiben Sie mir bald; Adresse: rue Cadet No. 18; hier wohne ich noch immer. — Lesen Sie doch Beurmanns Niederträchtigkeiten gegen mich, dem ich meine Adresse anvertraute, nachdem er mir sein Ehrenwort gab, sie nicht zu verraten! Welche Schufte, meine Deutschen! — Leben Sie wohl und behalten Sie lieb Ihren Freund

H. Heine.

182. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 12. Februar 1838.

Mein teurer Varnhagen!

Der geistigen Ereignisse, die uns gemeinsam berührten, waren seitdem so viele, daß eine Korrespondenz hierüber unmöglich, wenn nicht auch zugleich unrätlich wäre. Heute ist die Veranlassung meines Schreibens positivster Art und betrifft nur materielle Interessen.

Ich bitte Sie nämlich, einliegenden Brief zu lesen, zu versiegeln und an den Baron Werther zu befördern. — Sie können aber, wenn Sie wollen, noch mehr thun, und in dieser Absicht habe ich zu Ihrer Durchsicht den Brief unverschlossen geschickt.

Als ich nämlich vor $5^1/_2$ Jahr, wie Sie aus dem Brief an Werther ersehen, ihn besuchte, um ihn zu versichern, daß ich keineswegs so feindliche Dinge gegen Preußen im Schilde führe, wie das Gerücht mir zuschrieb: damals riet mir der Baron Werther, ich solle Ihnen, lieber Varnhagen, darüber einen offenherzigen Brief schreiben, und es würde Ihnen leicht werden, eine honette Verständigung zwischen mir und der preußischen Regierung zu vermitteln. Er sprach sich bei dieser Gelegenheit sehr vorteilhaft über Sie aus und versicherte mir, daß dergleichen Verwendung, bei dem Zutrauen, das man zu Ihnen hege, Sie keineswegs kompromittieren könne. Ich aber, lieber Varnhagen, fürchtete das Gegenteil, und wie in den meisten Dingen, beobachtete ich auch damals das System des Schweigens. — Dieses System hatte seine gute Seite, es schützte mich vor dem Kompromittieren nach *unten*; aber höheren Ortes schadete es mir, und durch den Bundestagsbeschluß gegen das junge Deutschland kam mir viel Ungemach auf den Hals. Dieser Beschluß lähmte viele litterarische Unternehmungen, die ich projektiert hatte und worauf ich schon loszerrte. Unter manchen Beispielen erwähne ich nur, daß ich meinem Buchhändler das Recht, eine Gesamtausgabe meiner Werke zu veranstalten, zu einem Spottpreise verkaufen mußte, der nicht $^1/_4$ von der Summe betrug, die ich zu einer Zeit, wo die Schwere des Interdiktes nicht auf mir lastete, erhalten konnte. Das ist nur *ein* Beispiel. Sie haben keinen Begriff davon, wie viel Degout ich verschluckte.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so scheint jetzt die Zeit eingetreten zu sein, wo die alten Mißverständnisse gelöst werden können und wo mir die preußische Regierung nichts in den Weg legt, ein altes Projekt, das Errichten einer deutschen Zeitung in Paris, zu exekutieren. Sollten Sie, bester Varnhagen, etwas mehr thun wollen, als die bloße Beförderung meines Briefes an Baron Werther, sollte es Ihnen nicht

unpassend sein, ihn in dieser Angelegenheit auch zu sprechen, so dürfen Sie ihm alle möglichen Garantien (die sich mit der Ehre vertragen) in meinem Namen versprechen. Ich unterschreibe, Sie wissen das längst, alles, was mir Ihre Einsicht diktiert. Doch muß hier rasch gehandelt werden, denn, wie ich höre, betreiben andere ein ähnliches Projekt — doch sind die Namen dieser Leute von der Art, daß die preußische Regierung sich sehr besinnen wird, ehe sie sich mit ihnen einläßt. Denn eben von anerkannten servilen Organen kann eben jetzt der preußischen Regierung mehr geschadet als genutzt werden. — Machen Sie, daß ich bald Antwort erhalte.

Sollte der Baron Werther jede direkte oder indirekte positive Beantwortung meiner Anfrage ablehnen, etwa mit dem wohlfeilen Bescheid, daß diese Angelegenheit nur den Minister des Innern anginge, so werde ich nicht erst an diesen letztern mich wenden, sondern mein ganzes Gesuch als abgeschlagen betrachten und mich vielleicht an die österreichische Regierung wenden, um mir den Einlaß für meine Zeitung in ihren Staaten zu gestatten; denn ich habe keine Zeit zu langen Unterhandhandlungen mit dem preußischen Minister des Innern, eben weil periculum in mora, und dann, interessiert sich der Baron Werther nicht für mich, so hege ich durchaus keine Hoffnung des Gelingens.

Und nun, leben Sie wohl. — Eine sonderbare Bewegung fühl' ich, indem ich heute Ihnen wieder schreibe! O, daß ich so glücklich wäre, Sie mal persönlich wieder zu sehen! —

Schriftlicher Ideenaustausch ist eigentlich zwischen uns nicht nötig, befindet sich doch unser Geist in denselben Gedankenströmungen, und früh oder spät treffen wir immer zusammen im selben Gewässer.

Ihr Freund

H. Heine.

Adresse: Rue Cadet, Nr. 18.

183. An Varnhagen v. Ense.

Paris, den 13. Februar 1838.

Liebster Varnhagen!

Ich hatte gestern kaum meinen Brief zur Post gegeben, als es mir einfiel, daß ich in betreff der projektierten Zeitung selbst, nämlich ihrem Wesen, nichts gesagt habe. Die Idee derselben, die Idee ihrer Errichtung und ihres Gelingens, beruht darauf, daß Paris und London die Stapelplätze aller politischen Bewegungen sind und deshalb auch die Korrespondenzen aus beiden Orten in allen deutschen Zeitungen die Hauptsache sind; statt nun, wie diese, nur wenige und sogar in der Heimat fabrizierte Korrespondenzen zu geben, würde ich eine dreifache Anzahl solcher Mitteilungen leicht geben können und dabei im Vorteil sein, daß ihre lokale Echtheit keinem Zweifel unterliegt. Hierauf begründet sich meine Hoffnung des deutschen Absatzes, welcher auch ohne Einlaß in Preußen und Österreich gesichert ist, aber keineswegs groß wäre. — In betreff der Garantien, die ich der preußischen Regierung für ihre Begünstigung geben kann, bemerke ich noch folgendes:

Wie ich es seit der Julisrevolution immer gethan habe, mit Überzeugung gethan habe, werde ich auch hinfüro dem monarchischen Prinzip huldigen. Dieses wird ohne zweideutige Verklausulierung, wie wir sie bei den süddeutschen Konstitutionellen sehen, stattfinden — denn, wie Sie, lieber Varnhagen, wohl öfters gemerkt haben, ich bin kein Enthusiast für das deutsche Ständewesen, und nur um meine Popularität bei der liberalen Menge, die mich für einen erkauften Servilen halten würde, nicht einzubüßen, habe ich mich gegen die konstitutionelle Affenkomödie nicht ganz von Herzen ausgesprochen. Jedoch unlängst, in einer Reihe Artikel, die Sie in Lewalds Theaterrevue finden, habe ich meine Antipathie in dieser Beziehung nicht ganz verbergen können. In besagten Artikeln werden Sie ebenfalls keine allzu große Vergötterung der Franzosen finden.

Ich will alle Nachrichten aus Preußen nur aus Zeitungen, welche die preußische Zensur passiert, entlehnen; sollte man mir aber erlauben, Privatkorrespondenzen aus Preußen zu drucken, so werde ich in der Wahl der Korrespondenten nie das Mißfallen der Regierung riskieren. Die Interessen der altpreußischen Provinzen sind mir ebenso unbekannt wie gleichgültig, und es kostet mir keine Überwindung, hierüber entweder ganz zu schweigen oder nur die Meinungen anderer zu referieren. Anders ist es mit den Rheinprovinzen. Hier ist der Vogel zu Hause, dieser Boden ist mir nicht ganz gleichgültig, und es ist mir ebenso sehr Bedürfnis wie Pflicht, mich über die heimatlichen Vorgänge frei auszusprechen. Hier muß mir das uneingeschränkte Wort gestattet sein. Aber die preußische Regierung kann sicher sein, daß bei der jetzigen Lage der Dinge, in betreff der Rheinlande, alle meine Sympathien auf seiten Preußens sind, daß ich nie die Verdienste Preußens um dieses Bastardland verkenne, das erst durch Preußen für Deutschland wiedergewonnen und zu deutscher Art und Weise erhoben wird — denn Ihnen, dem Landsmann, darf ich es wohl ohne Scheu sagen, daß unsre Landsleute nie Charakter besessen, nie ein Volk waren, sondern nur ein zusammengelaufener Haufen, den jeder Rabulist regieren kann, dessen Frechheit durch Nachgiebigkeit nur gesteigert wird, aber kleinlaut zu Kreuze kriecht, wenn man strenge Maßregeln entgegensetzt — sie sind weder Deutsche, noch Franzosen, sie haben nur die Fehler der erstern, Brutalität nämlich, ohne die Tugenden der letztern zu besitzen, am allerwenigsten die französische Menschlichkeit — mit einem Worte, sie sind Belgier. Wie diese den Holländern gegenüber, so stehen den Preußen gegenüber meine Landsleute; ich liebe die Holländer nicht, aber ich habe Achtung für sie, sie haben Charakter, sie besitzen Volkswürde, sie führten die Revolutionen aus, welche die Belgier nur beginnen konnten, und wie einst ihre Republik, so wissen sie auch jetzt ihren König zu verteidigen.

Ich bin der Meinung, daß in der erzbischöflichen Sache die preußische Regierung viel zu milde Maßregeln nimmt; hier helfen keine Palliative, sondern durchgreifende Operationen, wodurch zwar das Übel im Momente sehr grell sich äußern wird, aber für die Zukunft gehoben werden kann. Es ist ein Glück vielmehr, daß dieses Übel jetzt in der Stillzeit, wo Preußen alles wagen darf, sich zeigte; später, in

unruhiger Zeit, ist größere Gefahr zu befürchten, und die Rheinlande könnten dadurch für Deutschland verloren gehen. — Dr. Kolb hat einmal in der „Allgem. Zeitung" berichtet, wie bestimmt ich mich über diesen Verlust gegen die deutschen Revolutionäre im Jahr 1832 ausgesprochen, nämlich mit den Worten: „Ihr Lumpen habt nichts zu verlieren, wenn die Franzosen die Rheinlande nehmen, ich aber verliere drei Millionen Leser."

Ich schreibe Ihnen heute in größter Eile, weil ich in dieser Sache nichts vernachlässigen will und mich so klar als möglich aussprechen wollte, für den Fall, daß Sie sich dafür interessieren. In diesem Fall wäre es mir am förderſamsten, wenn Sie mir recht bald eine direkte Antwort erwirkten. Gewährt mir die preußische Regierung den Einlaß für meine Zeitung in Preußen und wird mir diese Konzession mitgeteilt, so soll das übrige sehr schnell gehen. Ich erwarte nur eine aufweisbare Antwort für die Leute, welche mich materiell mit den Geldmitteln zu unterstützen haben.

Leben Sie wohl und heiter.

Ihr Freund

H. Heine.

184. An August Lewald.

Paris, den 1. März 1838.

Welch ein Glück, einen Freund zu besitzen, dem wir unsere materiellsten Interessen offenbaren können, ohne zu befürchten, daß er das Geistige, das Ideale, das sich darunter verbirgt, verkennen möchte! Welche Bequemlichkeit zugleich, daß ich so vieles gar nicht nötig habe Ihnen zu sagen, daß wir nur Außendinge zu besprechen haben, im wesentlichen aber uns schweigend verstehen! —

So werden Sie gewiß bei dem Gerüchte, daß ich hier eine „Pariser Zeitung" herausgebe, das Richtige gedacht haben, nämlich daß ich einesteils viel Geld gewinnen will, um meine Kriege zu führen, andersteils, daß ich in diesem Kriege eine formidable Bastion aufzurichten gedenke, von wo aus ich meine Kanonen am besten spielen lassen kann. Mit den Regierungen habe ich Frieden gemacht (die Hand, die man nicht abhauen kann, muß man küssen), und nicht mehr auf dem politischen, sondern auf dem litterarischen Felde werde ich jetzt meinen Flamberg schwingen.

Wie es nun mit dieser zu errichtenden deutschen Pariser Zeitung eigentlich steht, will ich Ihnen aufrichtig berichten.

Schon seit Jahr und Tag trag' ich mich mit jenem Projekte, aber die Mißverständnisse mit den deutschen Behörden machten die Ausführung unmöglich. Mit demütigen Eingaben bei der preußischen Regierung wollte ich nicht kommen, das erlaubte mein Selbstgefühl um keinen Preis, und es mußte die Stunde ruhig erwartet werden, wo jene Regierung von ihren Vorurteilen zurückkehren würde und ich sie mit Würde anreden dürfte. Die Stunde hat geschlagen.

Unter diesen Umständen habe ich vor etwa vierzehn Tagen einen

der Höchstgestellten der preußischen Regierung freimütig angegangen mit dem Gesuche: ob man einer deutschen Zeitung, die ich hier in Paris herauszugeben gedächte, den Eingang in die preußischen Staaten erlauben würde? In etwa acht Tagen muß ich hierüber Antwort haben, die ich Ihnen mitteilen werde, und aus dem Tone, womit mir auf meine vorläufige Anfrage geantwortet wird, werde ich erkennen, was ich von dieser Seite zu erwarten habe. Ganze Unparteilichkeit habe ich versprochen — sind die Leute klug, so verstehen sie, daß ich nicht mehr versprechen durfte, aber mehr erfüllen werde. Denn in betreff der wichtigsten politischen Fragen brauche ich nur dem eigenen Willen zu folgen, um den preußischen Interessen zu willfahren, und Preußen wird, wenn es in der jetzigen Stellung beharrt oder gar fortschreitet, in mir einen Alliierten finden und die Beförderung meines Journals als seinen Vorteil erkennen. Daher von dieser Seite die Verständigung eingeleitet und leicht gesichert.

Was den Wert der Zeitung betrifft, so darf ich mir schmeicheln, eine Kombination aufgefunden zu haben, wodurch sie alle bestehenden Blätter übertrifft und sich aufs großartigste geltend machen kann. Seit zehn Jahren studiere ich den Organismus der Presse in allen Ländern, und ich darf behaupten, niemand ist ihren Geheimnissen tiefer auf die Spur gekommen, als ich. Ich kenne das Personal und die Ressourcen der Tagespresse so genau, daß ich durch die Einrichtungen, die ich treffen kann, das Außerordentlichste zu leisten vermag. Sie haben keinen Begriff davon, was ich in dieser Beziehung gelernt habe! — Da Paris hauptsächlich durch sich selbst, aber auch durch seine Stellung zwischen London und Madrid, noch auf lange Zeit der Stapelplatz aller politischen Faits und Räsonnements sein wird, so ist eine deutsche Zeitung, die von hier direkt nach Deutschland kommt, für das dortige Publikum wichtiger, als die Blätter, deren Pariser Korrespondenzen dem Verdacht des Taheimfabrizierten ausgesetzt sind und nicht selten von den schlechtgewähltesten Korrespondenten mitgeteilt werden. Wie kann man von Deutschland aus die Pariser Korrespondenten kontrollieren? Monate vergehen, ehe man dort bemerkt, daß der Korrespondent in Paris sich seine Korrespondenz von der hiesigen Polizei extra bezahlen läßt, sie sonstig zu Eigenzwecken exploitiert, oder auf Reisen gegangen und unterdessen die Korrespondenz von dem ersten, besten Lumpian besorgen läßt, oder gar verrückt geworden ist, wie der *** Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung." Statt daß diese bei ihrer Pariser Korrespondenz allen Zufällen der Privatlaune und des Privatinteresses unterworfen, gebe ich noch viel mehr Korrespondenzen täglich, die sicher und sürveilliert sind — so z. B. daß jedes Blatt mit drei bis sechs wohlgewählten Korrespondenzen aus Paris anlangt.

Ich werde gründlich dafür sorgen, die französische Korrespondenz der „Allgemeinen Zeitung" nicht bloß glänzend zu überflügeln, sondern in ihrer klatschtümlichen Nichtigkeit zu schanden zu machen.

Viel, sehr viel, ungeheuer viel rechne ich darauf, daß ich mich mit meinem Namen als Redakteur en chef der Pariser Zeitung nenne — jeder versichert mir, daß der Name sich nicht bloß aufs brillanteste und von selbst annoncieren wird, sondern auch Zutrauen und Absatz verbürgt.

Sie haben keinen Begriff davon, wie schon bei dem ersten Gerüchte, daß ich eine deutsche Zeitung herausgebe, mir hier die Landsmannschaft zujubelte, wie jeder sich gern unter meine Fahne stellen will, und wie man mich als den legitimsten Träger eines solchen Unternehmens betrachtet.

Mehr aber noch, als auf den Talisman meines Namens, und jedenfalls mehr als auf die Ressourcen meines Talentes, rechne ich auf die Hilfsquellen, die mir die Annoncen und meine Kenntnis dieser geheimsten Partie des Journalismus bieten. Seit nämlich einer meiner besten Freunde ein Annoncenbureau gestiftet, und ich auch mit andern Franzosen, die das Annoncengeschäft treiben, viel zusammenlebe, kenne ich die Machinationen, wie man ein Journal benutzen kann, um durch Annoncen den größten, fast ganzen Teil der Kosten zu decken, und sogar bei einem ganz neu gestifteten Journal gleich Annoncen zu bekommen; mit einem Wort, ich bin in der Ligue der Annoncenkourtiers. — Gestern noch —

(eben unterbricht mich mein Barbier)

gestern morgen noch, wollte jemand den für Annoncen bestimmten Raum des Journals für jährlich 50000 Franken pachten. Früher ward mir angeboten, gleich beim Erscheinen des Journals den Annoncenraum mit Annoncen zu füllen, wenn ich die Gebühr mit dem liefernden Annoncenkourtier (es war die Societät, wobei mein bester Freund Kompagnon) teilen wollte, so daß ich im ersten Jahr, wo neu entstehende Journale sehr wenig an Annoncen gewinnen, doch immer die Hälfte für den ganz gefüllten Annoncenraum gewinnen könnte. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen; diese Materie ist sehr verwickelt, und der deutsche Journalismus, der zwar die großen Gewinne der Annoncen bei alten Journalen gut kennt, ist dennoch ganz unwissend in den Raffinements, die im Annoncengeschäft seit einigen Jahren stattfinden. Hier werden Journale gestiftet, wo die natürlichen Kosten den Preis weit übertreffen, ja wo bei jedem Exemplar, wenn der Absatz sich steigert, noch immer Schaden gemacht würde — wenn nicht eben auf den Annoncengewinn zu rechnen wäre. So z. B. „La Presse" verdient jetzt schon jährlich 100000 Franken an Annoncengebühr. —

Der einzige bedenkliche Punkt bei der Stiftung des neuen Journals ist der ungeheure Betrag der Stempelgebühr, das timbre, welcher den Preis der Zeitung so entsetzlich verteuert, (nämlich um 18 Franken den Jahrgang eines Exemplars), daß mir das Herz in die Hosen fällt, daß ich zu meinem Gelingen das nötige Selbstvertrauen verliere, daß ich ob der bloßen Möglichkeit des Scheiterns, wobei die Reinheit meines Namens exponiert steht, in tiefster Seele zittere. Ich soll nämlich mit meiner Ehre gutstehen für das Gelingen; nämlich wenn die mir anvertrauten Kapitalien zum Teile verloren gingen, wäre ich, wie schuldlos ich auch sei, in der öffentlichen Meinung kompromittiert — kurz, ich habe eine zaghafte Abneigung, fremdes Geld zu vertreten, wo ich nicht ganz positiv sicher bin — und diese Verlegenheit treibt mich, Ihnen heute zu schreiben.

Ich bin nämlich auf eine Kombination geraten, wobei erstens der Preis der Zeitung nicht mehr so groß ist, und zweitens ich selber keiner Verantwortlichkeit unterworfen bin.

Nach meinen früheren Berechnungen würde ich eine hier gedruckte Pariser Zeitung (wegen Stempel und Postporto) nicht unter 50 Franken jährlich dem deutschen Publikum geben können. Dabei hätte ich nur ein Gehalt von 1000 Franken monatlich als Redakteur en chef, sonst aber würde mir als Verleger noch nicht viel Profit dabei herauskommen, nach Abzug aller Kosten, — nur die Insertionsgebühr, die Annoncen, würden rein gewonnen. Aber kann ein deutsches Publikum einen so hohen Preis zahlen? Kann man auf sehr großen Absatz rechnen bei so hohem Preise? Ich weiß nicht — ich weiß nicht! In dieser Ungewißheit projektiere ich folgendes, um ganz sicher zu gehen:

Die „Pariser Zeitung“ wird in Paris geschrieben, in Paris redigiert, in Paris ist ihr Redaktionszimmer, und auf der deutschen Grenze ist eine Presse, wo sie gedruckt und von wo aus sie expediert wird. Die Exekution dieses Projektes ist keinen großen Schwierigkeiten, aber sehr vielen Details unterworfen; über diese späterhin, auch kann ich sie noch nicht genau besprechen, da ich den Grenzort, wo die Zeitung gedruckt werden soll, noch nicht genau bestimmen kann. Doch, um Ihnen von der Exekution in Beziehung auf den Grenzort einen Begriff zu geben, setze ich den Fall, die Zeitung sollte in Kehl gedruckt werden. Da würden eben, wie überhaupt für jeden Fall, die redigierte ausländische Partie des Journals, nämlich faits du jour, die Tageskorrespondenzen und Briefe aus England und dem Westen, um sechs Uhr nachmittags von hier mit der Post abgehen (welche günstige Stunde!) nach Straßburg, wo jemand das Paket gleich von der Post abholt, und nach Kehl hinüber in die Druckerei trägt, wo sie in die schon zum Teil mit deutschen Nachrichten und sonstigen stehenden Füllartikeln begonnene Zeitung hineingedruckt werden, so daß diese, wenn die Post von Kehl abgeht (was erst spät, da sie in Straßburg gewiß eine geraume Zeit verweilt), gleich nach Deutschland weiter expediert werden kann. Auf diese Weise würde meine deutsche Zeitung den französischen (die in Paris so lange vor Abgang der Post gedruckt) immer den Vorsprung abgewinnen. Da doch die Post überall eine Weile stillhält, so läßt sich, wenn man in dieser Kombination noch einen täglichen Zwischenkourier bezahlen will, der von einem Ort zum anderen der Post den Vorsprung abgewinne, sehr hinlängliche Zeit zum Druck der Zeitung gewinnen. In derselben Weise besorgt man die mit deutschen Nachrichten aufs frischeste versorgte Zeitung nach Paris, wo sie doch nicht wegen der hiesigen faits du jour, sondern wegen der hiesigen Korrespondenzartikel und deutschen Nachrichten ein Interesse findet. Da die Zeitung überhaupt mehr für deutschen Absatz berechnet ist, so ist die schnelle Beförderung der Pariser Korrespondenzen nach Deutschland die Hauptsache. Es wird noch immer lange andauern, ehe das ganze Publikum weiß, daß der Druckort die Grenze ist; der Redaktionsort wird für die Leute die Hauptsache sein, sie erhalten eine in Paris geschriebene Zeitung, und erfährt man auch, daß sie in Kehl gedruckt ist, so finden es doch die Klügeren im Publikum sehr begreiflich, daß dergleichen geschieht, um die Nachrichten schneller zu befördern — es heißt dann, man schicke sie immer mit einem Kourier (Staffette) nach Kehl — was aber auch in außerordentlichen

Fällen geschehen muß. Auch kann man vorschützen: man müsse die Zeitung auf deutscher Grenze drucken, damit ihrem Einlaß in deutschen Staaten keine Schwierigkeiten entgegengesetzt werden — und in der That, die Schwierigkeiten werden zum Teil dadurch gleich gehoben.

Wahrlich, bei der Exekution dieses Projekts steht wenig zu riskieren und enorm viel zu gewinnen. —

Zu schriftlichen Unterhandlungen ist keine Zeit, überhaupt dürfen keine langen Unterhandlungen stattfinden, da Leute hier ebenfalls mit dem Projekt einer deutschen Zeitung sich herumtragen, die, kämen sie mir zuvor, zwar keine Seide spinnen werden, aber das Projekt präjudizieren könnten. Es ist der miserable Bornstedt, der bei der französischen Polizei um Unterstützung für eine deutsche Zeitung herum intrigiert, als Redakteur en chef den unglücklichen P., der sich bei der untergegangenen „Monde“ ausgezeichnet, mit sich herumschleppt, und außerdem einen berüchtigten Börsenspieler als Hauptaktionär in seine Interessen gezogen hat oder gezogen zu haben vorgiebt. —

Mathilde ist auf der Besserung. Gestern ist sie zuerst wieder ausgegangen, und ist mit mir nach der Opéra comique gegangen. — Nachdem sie in ihr maison de santé zurückgegangen, ging ich auf die Redoute — wo ich bis fünf Uhr mich müde, todmüde lief — so daß ich heute vor Ermattung kaum schreiben kann. Überhaupt habe ich die ganze Woche dem Karneval gehuldigt. Das ist auch schuld daran, daß ich den Artikel gegen mich von Pfizer noch nicht ganz gelesen habe. Was wollen Sie? ich habe erst den Anfang gelesen, und finde ihn gar nicht giftig, sondern nur schlecht geschrieben.[1])

185. An August Lewald.

Paris, den 6. März 1838.

In Beziehung auf meinen Brief vom vorigen Mittwoch habe ich Ihnen heute nachträglich zu melden: 1) daß mir von Berlin der erfreulichste Bescheid zugekommen, — 2) daß es gleichfalls keine Schwierigkeiten haben wird, meiner Zeitung den Eingang in die österreichischen Staaten zu sichern. — In überraschender Weise finde ich sogar von dieser Seite die größte Zuvorkommenheit. —

Schon in seiner ersten Gestalt, nämlich wenn die Zeitung hier in Paris gedruckt würde, böte das Projekt die glänzendsten Auspizien; nach neuen Kombinationen habe ich ausgefunden, daß in diesem Fall die Kosten geringer wären, als ich zuerst meinte.

---

1) Gustav Pfizer hatte in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ (Stuttgart 1838 I) einen Aufsatz über „Heines Schriften und Tendenz“ veröffentlicht.

186. An Julius Campe.

Paris, den 30. März 1838.

Liebster Campe!

Endlich, endlich ist dieser wüste, verschnupfte, vermaledeite, hundsföttische Winter überstanden. Ich habe während den drei letzten Monaten an einer Verstimmung und inneren Verödung gelitten, wie ich vorher nie gekannt. Dieses und ein Geschäft, welches meine äußere Thätigkeit mehr als ratsam in Anspruch nahm, war schuld daß Sie erst heute Brief erhalten. Sie irren jedoch, wenn Sie glauben sollten, daß ich unterdessen für Ihr Interesse nicht thätig gewesen sei; obgleich das erwähnte Geschäft für mich nicht in Ausführung kommt, so wird doch die Mühe, die ich mir dabei gab, für Sie die heilsamsten Früchte tragen. Dieses Geschäft war nichts Geringeres, als die Errichtung einer deutschen Zeitung hier in Paris, wobei mir geistige und materielle Mittel zu Gebot standen, die alles übertreffen, was man in dieser Art nur träumen kann — es galt nur, von den Preußen die bestimmte Zusicherung zu erlangen, daß sie den Eingang der Zeitung in den preußischen Staaten gestatten — denn bei der enormen Summe Geldes, fremden Geldes, die ich aufs Spiel setzte, mußte ich doch einige Garantie haben gegen willkürliche preußische Launen — und ich hatte wichtige Gründe, zu hoffen, daß man mir jetzt alles, was ich honetter- und billigerweise verlange, gestatten würde. — Aber zu meiner Verwunderung ist der alte Unmut noch nicht ganz und gar erloschen gewesen, und meinen Ansprüchen wurde nicht so unbedingt gewillfahrtet, wie ich es hoffte. Man will mir noch keine bestimmte Erlaubnis geben, und mein Zeitungsplan wird wohl scheitern — doch das gehört nicht hierher. Ihnen habe ich bloß zu sagen, daß durch jene Unterhandlungen die Mißverhältnisse mit Preußen, wo nicht ganz ausgeglichen sind, doch insoweit gelindert wurden, daß sie allmählich ganz verschwinden. Es ist (aber im strengsten Vertrauen) ganz besonders der Minister Werther, welcher sich für mich interessiert und auch die Sympathie der übrigen für mich zu gewinnen sucht. Faktisch haben Sie jetzt wahrhaftig bei der Gesamtausgabe meiner Werke von der preußischen Regierung nichts zu fürchten, wenn sie auch den Buchstaben der alten Verbote nicht widerruft.

Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie den versprochenen „Nachtrag zum Buch der Lieder" noch nicht in Händen haben. (Ist der Titel gut?) Dieser Nachtrag soll nämlich enthalten: 1) den „Neuen Frühling," — 2) die Gedichte des ersten Teils des „Salons," — 3) dreißig meiner besten neuen Gedichte, — 4) den „Tannhäuser," — 5) den „Ratcliff," 6) eine sehr große Vorrede, worin ich wichtige Dinge zu sagen habe. No 1 und 2 sind längst korrigiert, No. 3, die neuen Gedichte, sind längst abgeschrieben — aber ich habe nicht den „Tannhäuser" (worin ich Veränderungen zu machen habe), denn Sie haben mir zwei Dutzend Exemplare vom „Buch der Lieder" und kein einziges Exemplar des dritten Salonteils geschickt. (!!?!) Ebensowenig habe ich die „Tragödien," worin ich den „Ratcliff" doch durchsehen muß. — Meine Mutter gab die „Tragödien" einem Franzosen mit für

mich, welcher sie, statt nach Paris, nach Bordeaux verschleppte. Ich bitte Sie daher, damit ich nicht länger Zeit verliere, schneiden Sie den „Ratcliff“ aus den „Tragödien“ und den „Tannhäuser“ aus dem „Salon,“ und schicken Sie mir beide Piessen unter Kreuzkouvert. Ich schicke Ihnen dann umgehend das Ganze des Buches mit dem Dampfboot. Die Vorrede wird Ihnen zusagen.

Ich glaubte, Ihnen im nächsten Monat auch das Manuskript eines neuen Buches zu schicken — aber ach! der Mensch denkt und Gott lenkt — die verdammten Zeitungsverhandlungen sind schuld, daß ich, kaum im Zuge, das Buch seitdem liegen ließ — was für mich sehr betrübsam, da das Honorar schon auf meinem Budget stand. Seien Sie aber ohne Sorge, die nächste Zeit wird genug von mir zu Tage bringen. — Ich gehe in vierzehn Tagen aufs Land, in die strengste Einsamkeit. —

Sie haben mir eine Vertretung meiner Schriften gegen Gustav Pfizer im „Telegraphen“ sehr pompös angekündigt. Ich habe sie gelesen. Gott erhalte Sie bei guter Gesundheit! Gegen meine Feinde muß ich aber selbst etwas thun.

Heute habe ich bei Ihnen eine Anfrage zu machen, und ich bitte Sie und ich nehme Ihnen drauf das Wort ab, daß Sie niemanden von dieser Anfrage sprechen. Ich habe nämlich nicht übel Lust (teils um ein Organ für mich selber zu stiften, teils um ebenso gut wie andere Leute den Sinn für periodische Publikationen zu meinem Vorteil zu exploitieren), eine Monatschrift herauszugeben, betitelt: „Paris und London,“ oder: „London und Paris, eine deutsche Monatschrift, von Heinrich Heine.“ Jeden Monat müßten sechs bis acht Bogen erscheinen, bei Ihnen in Hamburg. Ich würde diese Zeitschrift für meine Rechnung herausgeben, und wünschte von Ihnen zu wissen, wie groß die Kosten sind und wie viel Kommission Sie mir berechnen möchten. Da mir heut nur drum zu thun ist, den Kostenüberschlag zu kennen, so sage ich Ihnen noch nichts von Inhalt und Richtung. — Ich glaube, die zu jedem Hefte nötigen Kupfer und Bilder von hier und London aus schicken zu können, doch möcht' ich auch wissen, ob kolorierte Lithographien, in Hamburg verfertigt, nicht teurer sind, als an anderem Ort?

Und nun leben Sie wohl. Schicken Sie mir bald das Verlangte unter Kreuzkouvert, und seien Sie überzeugt, daß ich mit großer Liebe Ihre Interessen beherzige. Es wird mir immer mehr als leid sein, wenn Sie nicht mit mir zufrieden. — Aber Sie wissen ja aus der Geschichte der begabtesten Schriftsteller, daß wir nicht immer können, wie wir wollen.

Ihr Freund

H. Heine.

187. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 31. März 1838.

Liebster Varnhagen!

Ich habe Ihnen noch zu danken für Ihre liebreichen Bemühungen in betreff meiner armen, in der Geburt erstickten Zeitung. —

Sie haben recht, auch aus diesen gescheiterten Verhandlungen läßt sich Nutzen ziehen — der nächste und liebste Nutzen ist für mich, daß ich Veranlassung fand, Ihre Freundschaft aufs neue zu erproben und mein Andenken in Ihrer Seele recht lebhaft aufzufrischen. An der preußischen Regierung räche ich mich — durch Schweigen. Ich hatte vor, meinem Landsmann Görres recht ordentlich den Kopf zu waschen und ihn nebst seinen Spießgesellen in ihrer scheußlichsten Blöße darzustellen — aber ich schweige.

Warum Sie schweigen, kann ich jedoch nicht begreifen. — Sie, der Statthalter Goethes auf Erden, der Sie die Fackel in Händen tragen, womit Sie die Eulennester zugleich beleuchten, und in Asche verwandeln können. —

Ich hoffe, daß diese Zeilen Sie in besserem Wohlsein finden. — Ich bitte Sie inständigst, benutzen Sie die schöne Jahreszeit zu einer aufheiternden Reise und gehen Sie später in ein nervenstärkendes Bad. Das dürfen Sie beileibe nicht unterlassen.

Was Rahels Briefe an mich betrifft, so scheinen Sie nicht zu wissen, daß mir hiermit ein großes, unersetzliches Unglück begegnet; es war ein Paket von mehr als zwanzig Briefen (obgleich ich ihr nie direkt schrieb, so legte Sie doch immer Ihren Schreiben einen mehr oder minder dicken Brief bei), und bei einem Brand, welcher in Hamburg das ganze Haus, worin meine Mutter wohnte, in Asche legte, ist auch jenes Paket nebst allen meinen übrigen dort zurückgelassenen Papieren verbrannt. — Sonderbar ist es, daß noch nicht die Zeit gekommen ist und gewiß auch nicht so bald kommt, wo ich alles unumwunden sagen dürfte, was mir Rahel aus tiefster Seele gestanden hat, in bewegten Stunden.

Mein Zeitungsprojekt habe ich, wie gesagt, sobald ich Ihren Brief erhielt, vorderhand aufgegeben; denn bei so unsicherer Stellung zur preußischen Regierung durfte ich ein Kapital von 150000 Frs., welches ein Freund zu diesem Unternehmen hergeben wollte, nicht aufs Spiel setzen. Selbst bei voraus bewilligter Erlaubnis des Eingangs in Preußen würde ich im ersten Jahre über 80000 Frs. Schaden an der Zeitung gemacht haben, sogar im zweiten Jahr wär' ich noch nicht ganz gedeckt gewesen, und erst in den folgenden Jahren wäre Überschuß, und zwar ungeheuer großer Überschuß, sicher gewesen. — Der moralische Nutzen überwog aber auf jeden Fall den pekuniären. — Ganz habe ich jedoch das Projekt mir nicht aus dem Sinn schlagen können, und ich beschäftige mich mit einer sehr ingeniosen Umwandlung desselben, wovon ich Ihnen nächstens schreibe.

Und nun leben Sie wohl und heiter und bleiben Sie liebevoll zugethan

Ihrem

Heinrich Heine.
Nr. 18, rue Cadet.

Einlage bitte ich an Laube zu befördern, habe seine Adresse nicht.

188. An August Lewald.

Paris, den 2. April 1838.

Ich war krank, doppelt krank, da Mathilde ebenfalls noch leidend sich in ihrer maison de santé befindet; dabei harrte ich von Tag zu Tag auf bestimmtere Antworten von Berlin; dann sollte jemand schon vor zehn Tagen nach Berlin reisen, der meine Sache gewiß in Ordnung gebracht hätte, — und durch sonderbares Mißgeschick noch nicht abreisen konnte; endlich ließ sich auf Ihr vorletztes Schreiben nichts Positives sagen — daher mein Stillschweigen bis heute, welches Sie beileibe keiner Indifferenz für meine Zeitungsprojekte zuschreiben, oder gar als eine Aufgabe derselben betrachten dürfen. — Ich halte meine Idee, wie ich sie Ihnen mitgeteilt, als die ingeniöseste Kombination fest — nämlich die Herausgabe einer deutschen Pariser Zeitung, deren Redaktion in Paris, und deren Druckort an der Grenze wäre, und die also weder Stempel, noch erhöhtes Porto zu bezahlen hätte und doch das Ansehen einer Pariser Originalzeitung genösse und alle übrigen deutschen Zeitungen durch größere Hilfsmittel überflügeln könnte.

Daß ich dieser Zeitung meinen Namen als Herausgeber oder vielmehr Redakteur en chef zufüge, ist nicht die Hauptidee, sondern nur die Nebenidee, und auch für den Fall, daß ich von den deutschen Regierungen ob meines Namens chikaniert würde, weiß ich Mittel, diese Chikanen zu umgehen, ohne von den Vorteilen, die mir die Exploitation meines Namens bietet, das mindeste einzubüßen. —

Wegen des Herrn von Bornstedt [1]) seien Sie außer Sorge. Dieser und der Lumpian *, welcher sich wegen des Bankrottes der „Monde" noch nicht öffentlich sehen lassen darf, haben sich associiert, behaupten ein gewisser Herr v. M. habe ihnen Geldunterstützung zur Errichtung der Zeitung zugesichert (woran kein wahres Wort ist). Die preußische Regierung habe ihnen ein Privilegium für die Einführung in Preußen bewilligt (was ebenfalls eine plumpe Lüge) — und alles dieses, um schon auf Rechnung der künftigen Zeitung hie und da Geld zu borgen und ihr armseliges Leben zu fristen. —

Sie kennen ja diesen Menschen; in Berlin wurde er weggejagt wegen schlechter Streiche, in Algier wurden ihm öffentlich die Epaulettes abgerissen; Dr. S. hier behauptet, er habe ihm eine Uhr gestohlen; von der hiesigen Polizei hat er sich als Agent provocateur bei den deutschen Handwerkern gebrauchen lassen; kurz, der verworfenste und zugleich der gefährlichste Mensch — daher meine Behutsamkeit. — Dieser Tage schreibe ich Ihnen einen Zettel für Cotta, es ist weitläufig zu erzählen. Ist Cotta mir gewogen, wie sein guter Vater, so soll er sich meiner zu freuen haben. Will sehen. —

1) Vgl. S. 196.

189. An Julius Campe.

Paris, den 16. Juni 1838.

Liebster Campe!

Dieses sind die ersten Zeilen, die ich seit vier Wochen geschrieben; mein Augenübel ist nämlich in verstärktem Grade zurückgekehrt, und mein Arzt verbot mir Lesen und Schreiben. Letzteres fällt mir noch jetzt sehr schwer, und ich kann Ihnen nur das Notwendigste hinkritzeln:

Ich bin sehr verstimmt, daß Sie mir weder den Empfang der Gedichte, noch den Empfang der Nachrede[1]) angezeigt und überhaupt auf meinen letzten Brief keine Zeile erwidert. Gestern höre ich, daß im „Telegraphen" eine Notiz steht, die mich ebenso sehr verdrießt, wie befremdet. Wozu den Schwaben die Voranzeige der Prügel, ehe dieselben in Druck erscheinen? Dieses kann mir in vielerlei Weise schaden. Was soll die thörichte Krakelei, ich wolle in meiner Sammlung die Gedichte nicht aufnehmen, welche ich in Lewalds „Europa" drucken lassen? Schreiben Sie mir umgehend, was dergleichen bedeuten soll, damit ich nicht zu Schritten gezwungen werde, die meiner Würde gemäß sind: man könnte nämlich glauben, ich sei abhängig von fremdem Ratschluß in der Sammlung meiner Gedichte.

Herr Wihl, welchem ich eine Empfehlung an Sie versprochen, wird Ihnen bereits durch Herrn Gutzkow vorgestellt worden sein, und Sie hegen jetzt gewiß schon die geziemendste Vorstellung von seinen Verdiensten, worunter seine Begabung für Poesie am rühmlichsten und bemerkenswertesten hervorglänzt. Ich empfehle Ihnen diesen jungen Poeten aufs angelegentlichste, und es wird mich sehr freuen, wenn Sie im stande sind, ihm Dienste zu erweisen. — Haben Sie doch die Güte, ihm zu sagen, daß mein Augenübel mich verhindert hat, die versprochenen Briefe zu schreiben, und daß ich ihm überhaupt, sobald das Schreiben mir nicht mehr für die Augen gefährlich, schreiben werde.

Leben Sie wohl, teuerster Freund, und bleiben Sie liebreichst zugethan

Ihrem

H. Heine.

190. An Julius Campe.

Paris, den 7. Juli 1838.

Liebster Campe!

Mein Augenübel erlaubt mir noch immer nicht, viel zu schreiben, und Briefe liebe ich nicht zu diktieren. Überhaupt ist es eine schlimme Sache mit dem Diktieren; hab' bei meinen Arbeiten (einige Bogen über Shakspeare, die man mir abnötigt) den Versuch gemacht, aber die prägnante Kürze und farbige Klarheit des Stils gehn dabei verloren. Sonst befinde ich mich wohl. Über die Zögernisse bei dem Abdruck der neuen Gedichtesammlung bin ich sehr verdrießlich. Sind Sie überzeugt,

1) „Der Schwabenspiegel." Vgl. Bd. VIII, S. 199 ff.

daß der Mörike eher mein Bundesgenosse als Gegner ist, so können Sie immerhin anstatt seines Namens einige Sternchen (* * *) setzen, im übrigen das über ihn Gesagte stehen lassend.

Wenn Gutzkow herkäme, so wäre mir das eine der größten Lebensfreuden.

Daß Herr Wihl einen eignen Aufsatz, und zwar einen großen, über mich schreiben wollte, habe ich wahrlich nicht gewußt; ist ein ehrlicher guter Mensch, und ich verzeih' ihm im voraus, daß er mich kompromittiert; letzteres ist sicher, bei seinem Mangel an Menschenkenntnis und seinem Überfluß an Dichtereitelkeit. —

Ihr Freund

H. Heine.

191. An Julius Campe.

Paris, den 23. Juli 1838.

Liebster Campe!

Hätte Ihnen viel zu schreiben, aber mein Augenleid erlaubt es mir nicht. Heute schreibe ich Ihnen nur flüchtig in Beziehung auf eine Angelegenheit, über welche der hiesige Buch- und Kunsthändler Dellone Ihnen schreiben wird. Letzterer ist einer der respektabelsten und honettesten Leute hier, vielleicht der einzige ganz ehrliche Buchhändler, den es zwischen Cadix und Harburg giebt; (ich sage Harburg, denn weiter östlich liegt Hamburg und seine Bohnenstraße). Er ist Chef mehrer Associationsunternehmungen, und unter letztere gehört auch die Herausgabe der Kupferstiche der Shakspeareschen Frauen, welche, bereits in England herausgekommen, auch hier am Ort in zwei Ausgaben erschienen, und die er auch in Deutschland herausgeben will. Um der deutschen Ausgabe einen besonderen Reiz zu geben, wollte er sie auch mit einigen Bogen Text von einem großen Autor begleiten. Ich fand mich dazu bereit, ihm zu diesem Zwecke einige Bogen zu schreiben, aus wichtigen Gründen, wozu z. B. gehört, daß man sich im entgegengesetzten Falle an Ludwig Tieck gewandt hätte.[1] Die Arbeit ist fertig, und da ich in einem Guß diktierte, liegt eine größere Menge Manuskript, als ich beabsichtigte, nämlich etwa sieben Druckbogen, bereit; (unter uns gesagt: kein Meisterstück, aber immer gut genug für den Zweck). Ich habe nun Herrn Dellone ersucht, sich mit Ihnen zu verständigen, daß auf dem Titelblatte des Werks Ihre Firma komme und Sie überhaupt den Debit in Deutschland übernehmen. Ich habe das Zutrauen zu Ihnen, daß Sie in diesem Fall den Absatz des Werks emsig betreiben werden, und dasselbe, obgleich es mehr eine Kupferstichsammlung als ein Buch ist, mit Ihrer gewöhnlichen Thätigkeit verbreiten. Daß der Text ganz zahm geschrieben ist, damit von Zensurbehörden kein Einspruch geschieht, versteht sich von selbst; außerdem stehe ich, Sie dürfen es glauben, mit den Preußen ganz vortrefflich,

1) Vgl. Bd. IV, S. 96 ff.

und kann drauf rechnen, daß mir von dieser Seite kein neuer Schabernack geschieht. — Ich grüße Sie liebreichst,

Ihr heute ganz besonders leidender Freund

H. Heine.

Wenn im „Telegraphen“ etwas steht, was mich interessieren kann, so schicken Sie mir das Blatt unter Kreuzkouvert: Rue des Martyrs Nr. 23. — Bin nämlich ausgezogen.

*192. An Gustav Kolb.

Granville, den 18. August 1838.

Liebster Kolb!

In großer Not muß ich wieder meine Zuflucht zu Ihnen nehmen. Ich bitte, helfen Sie mir in einer widerwärtigen Verlegenheit. Am Tage meiner Abreise von Paris kamen mir einige Blätter des Gutzkowschen „Telegraphen“ zu Gesicht, wo ich den Anfang eines Artikels über mich von einem gewissen Wihl las. Dieser Mensch, welcher im Grunde nur ein eitler Esel, giebt nur die Eselsmiene her, die von Füchsen benutzt wird, um allerlei fatales Gerede über mich desto sicherer zu akkreditieren. Zugleich ist es auf Erwiderungen von mir abgesehen, die ich nicht geben kann, ohne in peinliche Verlegenheit zu geraten. Da muß ich vorsichtig zu Werke gehen und ich habe einliegende Zeilen für die „Allg. Ztg.“ geschrieben, welche Sie gefälligst in irgend einem Briefe aus Paris, aber sobald als möglich, einfügen wollen. Sie würden mich noch mehr verbinden, wenn Sie durch Zufügung von einigen Bemerkungen über mich, die ich ganz Ihrem Gutdünken überlasse, die eingeschickten Zeilen so wohlberechnet umwickeln wollten, daß niemand auf den Gedanken gerät, sie meiner Feder zuzuschreiben. Es liegt mir unendlich viel daran, daß niemand mich als Verfasser dieser Zeilen erkennen möge. Bitte, bitte, helfen Sie mir, und bald. In 6 Wochen bin ich in Paris, von dort aus mehr. Leben Sie wohl. Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe; ich brauche es Ihnen nicht erst zu sagen. Mit meinen Augen geht es besser.

Ihr

H. Heine.

193. An Julius Campe.

Granville, den 18. August 1838.

Liebster Campe!

So eben erhalte ich über Paris Ihren Brief nebst der Gutzkowschen Einlage. Die Post geht ab in einer Stunde, und diese will ich dazu benutzen, Ihnen und Herrn Dellone in Paris zu schreiben. Ihr Schweigen in betreff des letzteren setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Vor meiner Abreise (als ich ihm das ganze Manuskript zu seiner Verfügung zustellte) bemerkte Dellone, daß er nicht mehr warten dürfe und den

Debit des Buches einem anderen Deutschen übergeben müsse — (wie ich sehe, hatte er in seinem Briefe an Sie von festen Exemplar Übernahmen geredet, obgleich er doch nur auf In-Kommission-geben rechnete — aber so sind die Franzosen, sie kennen unsere deutschen Usancen nicht). Ich schreibe ihm sogleich, daß er Ihnen melden müsse, wie es mit dem Debit der Shakspeareschen Frauen gemeint sei, daß er sie Ihnen nämlich in Kommission giebt, und ich hoffe, daß mein Brief nicht so spät kommt. —

(Gutzkows Brief setzt mich in die außerordentlichste Verlegenheit.[1]) Was soll ich thun! Morgen will ich ihm antworten. Die Gedichte darf ich jetzt nicht drucken, wenn ich nicht von vornherein mit Gutzkow in die peinlichsten Mißverständnisse geraten will. Soll ich Ihnen meinen ganzen Gedanken vertrauen, aber nur Ihnen, so will ich mich so ehrlich und naiv als möglich aussprechen: An dem ganzen Buch liegt mir nichts, es liegt mir nichts dran, daß es erst später in der Gesamtausgabe gedruckt wird, und durch diesen Aufschub bringt eigentlich mein Herr Verleger Julius Campe ein Opfer — nicht ich. Nicht wahr, das ist naiv? Aber in der That, liebster Campe, das ist mein eigentlicher Verdruß. Wie machen wir's aber, daß Ihnen dies Opfer einigermaßen vergütet wird? Ich dächte, Sie druckten die Nachrede als besondere Broschüre, und in meinem nächsten Briefe sage ich Ihnen, welche neue Einleitung dazu verfertigt werden muß. Wollen Sie die Nachrede zu gleicher Zeit, am Tage, wo Sie dieselbe ausgeben, im „Telegraphen" abdrucken, so mögen Sie es immerhin thun, nur muß eine Note hinzugefügt werden: daß die Redaktion die Erlaubnis eines solchen Abdrucks vom Verleger erhalten habe.

Ich darf nämlich jetzt nichts direkt in den „Telegraphen" geben. Der Aufsatz, der dort über mich abgedruckt[2], soll entsetzlich kompromittierend für mich sein. Ich hatte Sie ersucht, denselben mir sous bande zu schicken, und meine Voraussicht, daß Wihl mich zum Piedestal seiner Großmannssucht machen würde, scheint sich zu bestätigen. Lewald schreibt mir: bei der Lektüre dieses Artikels habe sich ihm alles im Leibe herumgedreht. Diese Tage schreibt mir ein Freund aus Paris, daß in jenem Artikel mit der ehrlichsten Schafsmiene die perfidesten Insinuationen über meine Geliebte und mein Ansehen in Paris verbreitet würden und Beurmanns Schnödigkeiten ihre Bestätigung erhielten: kurz man ist außer sich vor Unwillen. Schicken Sie mir doch die Blätter sous bande so bald als möglich hierher: à Granville, Departement de la Manche. Wihl meint es gewiß gut, aber der Teufel plagt ihn mit der widerlichsten Wut, seine Eitelkeit zu befriedigen — ich hab's ihm bereits gesagt, er ist aber unheilbar. — Das Ganze ist mir freilich gleichgültig, aber ich möchte, durch abonniertes Mitarbeiten am „Telegraphen" in diesem Augenblick, die Wihlschen Dummheiten nicht selbst akkreditieren. Das fehlte noch!

Sie können dem Wihl alles wieder sagen. Der Teufel soll ihn holen, wenn das sich bestätigt, was man mir aus Paris meldet. Ich

1) Vgl. S. 205.
2) „H. Heine in Paris." Von Ludwig Wihl, Nr. 117, 118, 119 und 122 des „Telegraph für Deutschland," Juli 1838.

bitte, ihm nie etwas zu sagen, was ich Litterarisches vorhabe. Ich habe ihm dergleichen nie in Paris sagen dürfen, wenn ich nicht dem fatalsten Korrespondenzgeklatsche verfallen wollte. —

Was Sie mir über ein „Jahrbuch der Litteratur" sagen, gefällt mir. Ich will gern dazu einen Beitrag geben, und vielleicht wähle ich dazu einen Stoff, der dem Buch gleich die außerordentlichste Vogue giebt. Morgen schreib' ich an Gutzkow. Ich liebe ihn sehr, aber auch ihn soll der Teufel holen, nur in gelinderer Manier und mit dem gehörigen Respekt; denn er ist ein sehr vornehmer Sünder. Nergelt die ganze Welt und provoziert überall Feindschaft, selbst da, wo mit ruhigem Abwarten und mit drei Gran Geduld die wichtigste Freundschaft und Bundesgenossenschaft zu erwarten stand. Morgen schreib' ich ihm; jedenfalls sollen Sie ihm schon heute in meinem Namen danken für das Interesse, das er mir widmet.

Und Sie, teurer Campe, leben Sie wohl und seien Sie meiner aufrichtigsten Freundschaft versichert.

H. Heine.

---

*194. An Karl Gutzkow.[1])

Granville (in der Basse Normandie), den 23. August 1838.

Ich habe, wertester Freund, Ihnen für Ihren Brief vom 6. dieses meinen aufrichtigsten Dank zu sagen. Ich habe gleich nach Empfang desselben an Campe geschrieben und ihn ersucht, den zweiten Band des Buchs der Lieder, nämlich den Nachtrag, noch nicht in die Presse zu geben. Ich werde ihn erst späterhin erscheinen lassen, wenn ich ihn nochmals gesichtet und mit einer zweckmäßigen Zugabe ausgestattet habe. Sie mögen gewiß recht haben, daß einige Gedichte darin von Gegnern benutzt werden können; diese (Hypokriten) sind aber so heuchlerisch wie feige. Soviel ich weiß, ist aber unter den anstößigen Gedichten kein einziges, das noch nicht im ersten Teile des Salons gedruckt wäre; die neue Zugabe ist, wie ich mich zu erinnern glaube, ganz harmloser Natur. Ich glaube überhaupt, bei späterer Herausgabe, kein einziges dieser Gedichte verwerfen zu müssen, und ich werde sie mit gutem Gewissen drucken, wie ich auch den Satirikon des Petron und die römischen Elegien des Goethe drucken würde, wenn ich diese Meisterwerke geschrieben hätte. Wie letztere sind auch meine angefochtenen Gedichte kein Futter für die rohe Menge. Sie sind in dieser Beziehung auf dem Holzwege. Nur vornehme Geister, denen die künstlerische Behandlung eines frevelhaften und allzu natürlichen Stoffes ein geistreiches Vergnügen gewährt, können an jenen Gedichten Gefallen finden. Ein eigentliches Urteil können nur wenige Deutsche über diese Gedichte aussprechen, da ihnen der Stoff selbst, die abnormen Amouren in einem Welttollhaus, wie Paris ist, unbekannt sind. Nicht die Moralbedürfnisse irgend eines verheirateten Bürgers in einem Winkel Teutschlands, sondern die Autonomie der Kunst kommt hier in Frage. Mein Wahl-

1) In der „Deutschen Revue" Bd. V. S. 145 zuerst publiziert.

spruch bleibt: Kunst ist der Zweck der Kunst, wie Liebe der Zweck der Liebe, und gar das Leben selbst der Zweck des Lebens ist.

Was Sie mir in betreff des jüngeren Nachwuchses unserer Litteratur schreiben, ist sehr interessant. Indessen ich fürchte nicht die Kritik dieser Leute. Sind sie intelligent, so wissen sie, daß ich ihre beste Stütze bin und sie mich als den ihrigen emporrühmen müssen, in ihrem Ankampf gegen die Alten. Sind sie nicht intelligent — dann sind sie gewiß nicht gefährlich! Ich bin übrigens gar nicht so sorglos, wie Sie glauben — Ich suche meinen Geist für die Zukunft zu befruchten, unlängst las ich den ganzen Shakespeare, und jetzt, hier am Meere, lese ich die Bibel — was die öffentliche Meinung über meine früheren Schriften betrifft, so ist diese sehr abhängig von einem Lauf und Umschwung der Dinge, wobei ich wenig selbstthätig sein kann. Ehrlich gestanden, die großen Interessen des europäischen Lebens interessieren mich noch immer weit mehr als meine Bücher — — — que Dieu les prenne en sa sainte et digne garde!

Leben Sie wohl. Ich danke Ihnen nochmals für das Wohlwollen, mit welchem Sie mich auf den Splitter, den Sie in meinem Auge bemerkt haben, aufmerksam machten. Ich wünsche herzlich, Sie kämen mal nach Paris. Über Ihre projektierten Jahrbücher der Litteratur schreibe ich nächstens an Campe. Ich hoffe, Sie gewinnen dazu auch Laube, mit welchem Sie es noch nicht so ganz verdorben haben, wie mit Mundt u. s. w. Daß Sie es auch mit mir noch nicht ganz verdorben haben, ist wahrhaftig nicht Ihre Schuld!

Ich habe sehr viel an Ihnen auszusetzen, weit weniger an Ihrer „Seraphine," die zu den oben erwähnten vornehmen Kunstwerken gehört.

Ihr Freund

H. Heine.

195. An Julius Campe.

Granville, den 10. September 1838.

Liebster Campe!

Soeben vom Mont St. Michel (dem merkwürdigsten Platze der Bretagne) zurückkehrend, habe ich Ihren Brief vom 26. August vorgefunden; da ich morgen nach Paris reisen muß und Ihnen nur von dort ordentlich schreiben kann, beeile ich mich, Ihnen vorläufig das Notwendigste zu antworten. Ich sehe, es hat mit dem Beitrag für das Jahrbuch Eile, und ein erst zu fabrizierender Artikel käme zu spät; ich will Ihnen daher gern den „Schwabenspiegel," nämlich meine Nachrede, als Beitrag zum litterarischen Jahrbuch überlassen; nur müssen Sie ihn nicht gleich in die Presse geben, da ich etwa ein bis zwei Bogen noch hinzuschreiben muß, welche ich Ihnen binnen zehn Tagen von Paris aus zuschicke. — Ich bin der Meinung, daß das Jahrbuch nicht einmal, sondern wenigstens zweimal jährlich erscheinen muß. — Wihls Aufsatz hab' ich gelesen; käme er aus der Feder eines Feindes, so würde ich ihn ein Meisterstück nennen! — Gutzkow freundlichst zu grüßen;

auch seinen Brief hab' ich vorgefunden. — Von Paris aus mehr. (Meine Adresse ist Rue des Martyrs No. 23.) In großer Eile.

Ihr Freund

H. Heine.

196. An Julius Campe.

Paris, den 18. September 1838.

Liebster Campe!

Noch immer sehr zerschlagen von den Mühseligkeiten der Rückreise (die nicht zu den glücklichsten gehörte), eile ich, Ihnen zu schreiben. — Mein Buch „Shakespeares schöne Mädchen und Frauen; mit Erläuterungen von H. Heine" wird wohl die ersten Tage der nächsten Woche fertig gedruckt sein, und Herr Delloye wartete bis zu meiner Rückkehr, um nach genauester Absprache mit mir Ihnen zu schreiben; dies wird er auch heute thun, und ich habe nur auf seinen Brief mich zu beziehen. —

Ich habe im Anfang wahrhaftig dem Delloye keine Hoffnungen des großen Absatzes für das Buch zugesichert — ich übernahm es ungern und in kranker Periode und wollte auch nur wenig dran schreiben — aber statt einiger Bogen schrieb ich zehn sehr große, über dreißig Zeilen lange Oktavbogen und finde, daß sie, ein anständiges Ganzes bildend und aus einem schönen Guß bestehend, bei dem Publikum gewiß eine gute Aufnahme finden können. — Als mich daher Delloye gestern auf Gewissen fragte: wie großen Absatz ich bestimmt erwarte? glaubte ich berechtigt zu sein, ihm zu tausend Exemplaren Hoffnung zu machen. — Von seiten der Regierungen habe ich nichts zu fürchten, Rochow hat sich gegen einen meiner Freunde geäußert, daß man mich bei dieser Publikation mit keinem Verbote inkommodieren werde, und im Buch ist überhaupt nichts, was Mißfallen erregen könnte. — Es hängt also von Ihnen ab, ob mein Freund Delloye bei diesem Unternehmen gut fährt — ich bin nur moralisch dabei interessiert — ich habe längst das meinige gethan, das Manuskript abgeliefert, wofür mir Delloye 4000 Franken ausbezahlt hat. — Sie sollen mal sehen, wie prachtvoll das Buch gedruckt ist!

Nach Beachtung dessen, was ich Ihnen eben gesagt, werden Sie also wissen, wie Sie mit Delloye dran sind und wie Sie ihm zu schreiben haben. Er ist ein höchst wackerer und ehrlicher Mann, und bei der Bedeutung seines französischen Verlags können Sie, wenn er einmal sieht, daß er seine Rechnung dabei findet, durch Kommissionsübernahme sehr bedeutende Geschäfte mit ihm machen.

Mit meinem Oheim bin ich längst wieder ausgesöhnt, und ich erwarte ihn hier dieser Tage mit großer Freude. — Für das „Jahrbuch" ist, wie gesagt, die Nachrede bestimmt; aber ich muß durchaus, wo nicht eine sehr große (wozu vielleicht keine Zeit mehr), doch eine kleine Note hinzuschreiben. — Was das Buch selbst betrifft (den zweiten Band des Liederbuchs), so will es mich bedünken, daß, wenn ich etwa ein Dutzend Gedichte hinauswerfe und durch neue ersetze, auch sonst noch was hinzu

dichte, das Buch dennoch nächstens gedruckt werden kann. Ich werde dieses im Auge behalten. Fragen Sie mal Gutzkow, ob ich mehr als ein Dutzend sakrifizieren müsse? Nicht den Wihl, dem es beim besten Willen an Takt fehlt. Ich muß den guten Wihl (der wahrlich ein besseres Schicksal verdient) hier gegen die ganze Welt verteidigen. Ich habe freilich über seinen Artikel am Ende mehr gelacht, als geseufzt; aber andere sind darüber wütend. Gestern sagte mir V., daß jemand (der mich übrigens gar nicht kenne) dem Wihl die Ohren waschen wolle, und zwar im „Telegraphen." (?) Sein Freund, der Böhme (der an der „Breslauer Zeitung" schreibt, sagen Sie an Wihl), spricht mir von einem Artikel in der „Allgemeinen Zeitung," den Savoye geschrieben habe, und worin er ihn und sogar mich mit einem Desavouieren von seiten Auerspergs bedrohe.[1]) Ja, die mildesten Menschen sind gegen diesen Artikel; ich lege zum Beweis ein Stück Brief hier bei, der eben von Granville, wo er mich nicht mehr traf, zurückreiste. Ich kann ohne Lachen an Wihl nicht denken. —

Wenn Sie nächstens von mir was geben, so lassen Sie es beileibe nicht in Darmstadt drucken; dort sitzen meine alten Burschenschaftsfeinde; ich erkläre mir daraus die Zensurplackereien. Und nun leben Sie wohl. — Grüßen Sie mir freundlichst Herrn Gutzkow.

Ihr Freund

H. Heine.

197. An Julius Campe.

Paris, den 30. September 1838.

Liebster Campe!

Anbei eine Vorbemerkung, welche vor meinem Artikel, mit kleineren Typen, gedruckt werden muß. Ich wollte etwas Großes noch hinzuschreiben, aber die Anwesenheit meiner Familie und die Hochzeitsgeschichte meines Vetters verwirren mir in diesem Augenblick so sehr den Kopf, daß ich mit dem besten Willen nichts schreiben kann. — Ich bitte Sie, dem Drucker des Jahrbuchs aufs bestimmteste einzuschärfen, daß er nicht das Mindeste an meiner Interpunktion ändere. Es ist entsetzlich, wie gewissenlos dieselbe in allem, was ich nicht selber korrigieren kann, in allem, was Sie in meiner Abwesenheit von mir druckten, mißhandelt worden. Und sie ist doch so wichtig. — Grüßen Sie mir Gutzkow. — Nächstens mehr.

Ihr Freund

H. Heine.

198. An Julius Campe.

Paris, den 19. Dezember 1838

Liebster Campe!

Wenn ich Ihnen erst heute schreibe, so liegt die Schuld an der Schwäche meiner Augen; ich muß fast immer diktieren, und diktierter

1) Wihl hatte sich der Freundschaft des Grafen Auersperg (Anastasius Grün) gerühmt, den er während seines Pariser Aufenthalts bei Heine kennen gelernt hatte

Unwille sieht weit herber aus, als der eigenhändige. Aber heute muß ich Ihnen durchaus schreiben, denn soeben erhalte ich den „Schwabenspiegel." Hier bin ich wieder verkauft und verraten, oder wenigstens sind meine teuersten Interessen den kläglichsten Rücksichten, wo nicht gar dem leichtsinnigsten Privatwillen, aufgeopfert. Sie hatten schon genug an mir versündigt durch die ohne mein Wissen zugegebene Verstümmelung des zweiten Salonteils und der „Romantischen Schule" — und jetzt schreibe ich das politisch und zensurlich Harmloseste, eine Zurechtweisung der persönlichen Feinde, und selbst in dieser kleinen Arbeit sind die widerwärtigsten Verstümmelungen zugelassen, Verstümmelungen in den wichtigsten Übergängen und von einer fast tückischen Art, daß ich nicht einmal an Zensurroheit glauben kann. In einer solchen Schrift, wo ich mit ganzer Persönlichkeit gegen persönliche Unbill auftrete, mußte Ihnen jeder Buchstabe heilig sein! — Bei Gott! dergleichen habe ich zum letztenmal erduldet, ich werde schon meine Maßregeln nehmen, daß dergleichen nicht mehr vorfällt, und für den gegenwärtigen Fall werde ich ebenfalls Mittel finden, die kleine Schrift, ganz wie ich sie geschrieben habe, dem Publikum mitzuteilen. Ich kann sie aus dem Kopf schon wieder ergänzen. Als ob es nicht genug war, daß durch Ihre Schuld der Druck dieser Schrift neun Monat lang verzögert und ich um meine köstliche Genugthuung, die eben für den Moment ihren Wert hatte, geprellt wurde? Die Imprimaturverweigerung in Gießen ist leicht zu begreifen. An jedem vernünftigen Druckort war dergleichen unmöglich; jedenfalls hätten Sie in acht Tagen ein Resultat gewußt. Alle Gesandten beteuern mir hier, daß, wie für meine Person, so auch für meine Geisteskinder, die ich jetzt in die Welt schicken wolle, keine Böswilligkeit in der Heimat zu fürchten sei. — Als Sie an Delloye, trotz meiner vielen Bemühung, nicht einmal direkt schrieben, so daß derselbe endlich genötigt war, das Buch an Avenarius und Brockhaus in Kommission zu geben — da mußten diese Herren, um einen Verlagschein zu erwirken, die gedruckten Bogen in Leipzig zur Zensur geben, — und nicht eine Zeile, nicht ein Jota ward im Buche von der Zensur gestrichen.

Und doch, verglichen mit dem „Schwabenspiegel," war das Buch voll der schrecklichsten Stellen in betreff der Politik und der Religion.

Ich schreibe Ihnen dieser Tage, ich bin in diesem Augenblick zu wütend, zu tief indigniert. Ich war schon hinlänglich mit Degout regaliert durch Ihren letzten Brief, wo Sie mich einer Komplizität mit Bornstedt ziehen, in betreff des unglückseligen Wihl, Ihres Ritters der Wahrheit, dessen Eitelkeitslosigkeit Ihnen jetzt gewiß noch in höchster Glorie vorleuchtet, und dabei machen Sie mich noch auf Beurmannsche Schmähungen aufmerksam, die doch nur in Hamburg bestellt worden, um der verletzten Eitelkeit eines Wihls ein Linderungspflaster aufzulegen. Da Beurmann eine ergebene Kreatur Gutzkows ist, so begreife ich wahrlich nicht, wie dieser letztere dergleichen zugeben konnte. Genug, ein großer Degout erfaßte mich über den Inhalt Ihres Briefes. — Und ich hätte es so nötig, in vollem Einverständnis mit Ihnen zu leben, alle diese Kräkeleien verstimmen mich so schmerzlich, und es ist auch höchst traurig, daß ich nicht einmal auf meine Freunde mich verlassen kann! H. Heine.

199. An Julius Campe.

Paris, den 23. Januar 1839.

Liebster Campe!

Auf Ihren Brief vom 10. Januar für heute nur wenige eilige Worte, und nur zunächst in betreff des „Buchs der Lieder."

Der neue Beweis, daß dieses Buch noch große Zukunft hat, bestimmt mich, in Ihrem Interesse die zum Druck bereit liegende neue Gedichte-Sammlung unter dem Titel: „Buch der Lieder, zweiter Band" herauszugeben und die neue Auflage des alten eigentlichen „Buchs der Lieder" mit der Überschrift: „Buch der Lieder, erster Band" drucken zu lassen. Ich glaube, das findet Ihren großen Beifall.

Leider Gottes sind in der zweiten Auflage sehr viele Druckfehler, so daß ich das alte „Buch der Lieder" nochmals durchgehen muß und Ihnen erst in vierzehn Tagen einige Verbesserungen zuschicken kann, um die dritte Auflage in Druck zu geben. Auch einige Worte Vorrede, vielleicht in metrischer Form, will ich hinzugeben.

Das Manuskript des zweiten Bandes des „Buchs der Lieder," den „Nachtrag," schicken Sie mir jetzt umgehend per Postwagen. Damit das alte „Buch der Lieder" durch diesen hinzugekommenen Band nicht kompromittiert wird, will ich hierin alle Gedichte auswerfen, die nur irgend Anstoß erregen möchten, wo alsdann doch gewiß nicht mehr als ein Druckbogen sakrifiziert zu werden braucht; diese Lakune werde ich durch einen Druckbogen mit neuen vortrefflichen Gedichten zu füllen suchen (ich hab' sie bereits angefertigt). Wenn ich etwa die unglückliche Nachrede von diesem zweiten Bande fortlasse, wird das Buch vielleicht etwas zu dünn, und in dieser Hinsicht möchte ich die Übersetzung der ersten Szene aus Byrons „Manfred," die in meiner frühesten Gedichtesammlung enthalten ist, hinzufügen. Ich bitte Sie daher, mir diese Gedichtesammlung (die bei Maurer in Berlin erschienen) mitzuschicken.

Packen Sie doch einige Bücher hinzu, die mich interessieren könnten. Z. B. schicken Sie mir Schiffs „Gevatter Tod," sowie auch Exemplare des dritten Salonteils, wovon ich kein einziges Exemplar erhalten.

Aus den zensierten Bogen des „Schwabenspiegels" werden Sie ersehen haben, daß ich zu dem grenzenlosesten Ärger vollauf Ursache hatte. Dazu machte mir der Teufel weiß, die Verstümmelungen kämen von der Redaktion. Aber um des lieben Himmels willen, wer giebt in einem Nest wie Grimma etwas zur Zensur! — Künftig mehr hierüber. — Sagen Sie dem Ritter der Wahrheit (wie Sie einst Herrn Wihl genannt haben; ich glaube auch, Sie rühmten an ihm seine Gleichgültigkeit gegen Privatruhm — jetzt singen Sie ja in einem ganz entgegengesetzten Ton), sagen Sie Herrn Wihl, daß Herr B.r den Wechsel von 200 Franken nicht bezahlt hat, protestieren ließ, sich endlich eklipsierte, und daß ich genötigt war, dieses Geld aus meiner Tasche zu zahlen.

Ihr Freund

H. Heine.

200. An Gustav Kühne.

Paris, den 30. Januar 1839.

Ew. Wohlgeboren

bitte ich, die einliegenden Zeilen in der „Eleganten" abzudrucken.[1]) — Sie werden mich dadurch aufs freundlichste verbinden.

Es mag Sie freilich befremden, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich erst vor einigen Wochen Ihre Bekanntschaft machte, nämlich Ihre „Weibliche und männliche Charaktere" gelesen hab'; aber es wird Sie keineswegs wundern, daß ich davon auf ungewöhnliche Weise angesprochen, erquickt und erbaut worden.[2]) Solche Bücher, obgleich selten, geben mir eine Garantie für den fortschreitenden Geist der Humanität in Deutschland und die Talente seiner Träger. Nach der Lektüre Ihres Buches ergriff mich ein sonderbares Heimweh. — Vielleicht aber irre ich mich, und es giebt nur wenige Ihresgleichen in Deutschland. Empfangen Sie meine herzlichsten Grüße und die Versicherung meiner heiteren Hochachtung.

H. Heine.

Adresse: Rue des Martyrs 23.

201. An Julius Campe.

Paris, den 20. Februar 1839.

Liebster Campe!

Entweder noch heute oder in den nächsten Tagen schicke ich Ihnen die Vorrede zur dritten Auflage des Liederbuchs. Das Exemplar der durchkorrigierten zweiten Auflage, welches als Manuskript zum Abdruck dienen soll, habe ich vor etwa sieben Tagen nach Hamburg geschickt. Ach, liebster Campe, ich muß heute wieder das alte Lied singen: wie viel Kummer hatte ich bei der neuen Durchsicht des „Buchs der Lieder!" Sie wissen, wie viel ich auf meine Interpunktion halte, und sehen Sie mal: wie liederlich ist diese beim Druck berücksichtigt! Bei einem Buche, wie dieses, sollte dem Drucker jedes Komma heilig sein. Die Durchsicht hat mir acht bittere Tage gekostet, und ich hoffe, daß diesmal meine Mühe nicht vergebens war! Schreiben Sie nur gleich an den Drucker, daß man mit diplomatischer Treue meine Interpunktion wiedergebe. Überhaupt sorgen Sie für besseren Druck. — Vergleichen Sie in dieser Beziehung mal die zweite Auflage des Liederbuchs mit der Ausstattung anderer Gedichtesammlungen, z. B. Freiligraths — der bei Cotta erschienen!

Was soll ich aber sagen zu der widerwärtigen Entdeckung, die ich jetzt machte, daß die Zensur sogar im „Buch der Lieder" einige Gedichte verstümmelt hat? Was können Sie da vorbringen? Habe ich ebenfalls hier den Zensor in Furcht gejagt? Bin ich nicht von allen Dichtern derjenige, in dessen Versen die wenigsten politischen Anklänge?

1) Vgl. Bd. VIII. S. 199, Anm.
2) „Weibliche und männliche Charaktere" (Leipzig 1838. II.)

habe ich nicht streng alles ausgeschieden, was dem „Buch der Lieder" nur die mindeste Parteifärbung geben konnte? Ich habe die verstümmelten Gedichte wieder aus der ersten Auflage hineingeklebt, und ich denke, es wird kein Jota daran verkürzt werden, wie ich überhaupt hoffe, daß ich jetzt nicht mehr in solcher Weise sakrifiziert werde — Nein, ich hoffe es nicht bloß, ich bin dessen auch sicher — ich werde Ihnen keine Zeile mehr geben, wenn ich diese Sicherheit nicht empfange. Schon aus dem Grunde sollten Sie alles dran setzen, mich unverstümmelt zu drucken, damit hier kein Nachdruck erscheint, der wenigstens den älteren Ausgaben getreu wäre — Sie haben keinen Begriff davon, wie viel ich in dieser Beziehung gethan habe, um Ihre Interessen zu wahren, und ich werde auch immer alles thun — aber thun Sie wenigstens das Ihrige, sorgen Sie für Zensurbefreiung, drucken Sie treu und schön, geben Sie gute Ausstattung meinen Kindern —

Ich sterbe an dem Schnupfen, der mich seit vierzehn Tagen quält und in einer großen Arbeit aufhält. — Ich habe den „Schwabenspiegel" nicht, wie man mir riet, wiederabdrucken lassen, ich beschränkte mich darauf, die Verstümmelung dem Publikum anzuzeigen, werde das Opus aber späterhin in seiner wahren Gestalt geben. — Herr Wihl soll im „Korrespondenten" den Schwaben auf meine Kosten den Fuchsschwanz gestrichen haben; der eitle Poet, alles fähig aus Eitelkeit.

Ihr Freund

H. Heine.

202. Schriftstellernöten.[1])

Offener Brief des Dr. Heine an Herrn Julius Campe, Inhaber der Hoffmann und Campeschen Buchhandlung in Hamburg.

Mein liebster Campe!

Wenn Sie oder andere darauf gerechnet haben, daß mir der „Telegraph" des Herrn Gutzkow hier nicht zu Gesicht komme, irrten Sie sich. Dasselbe ist der Fall, wenn Sie sicher darauf bauten, daß ich auf die darin abgedruckte Erklärung in betreff des „Schwabenspiegels"[2]), aus persönlichen Rücksichten, nichts erwidern würde. Enthielte jene Erklärung nur eine rohe Beleidigung, so würde ich gewiß schweigen, alter Freundschaft willen, auch aus angeborener Milde, die aufbrausenden Mißlaunen des Gemütes gern entschuldigend, zumal in dieser schweren Zeit, wo so viel Widerwärtigkeiten, wie auf den Schriftsteller, so auch auf den Buchhändler eindringen, und einer dem andern, wenigstens der Vernünftigere dem Leidenschaftlicheren, manche Unbill verzeihen sollte . . . Aber, liebster Freund, wenn ich auch, alle Empfindlichkeit

1) Aus der „Zeitung für die elegante Welt," 1839. IV. Die eingeklammerten Stellen sind aus dem Originalmanuskript ergänzt.

2) Diese Erklärung von Hoffmann und Campe war in Nr. 34 des „Telegraphen für Deutschland" abgedruckt und lautete wie folgt: „In Bezug auf die von Heinrich Heine gegebene Erklärung, daß er den unserem ‚Jahrbuche der Litteratur' einverleibten ‚Schwabenspiegel' mehrfacher Verstümmlungen wegen nicht mehr anerkenne, erwidern wir, daß dieselben lediglich nur der sächsischen Zensur, der das ‚Jahrbuch' unterworfen war, zur Last fallen. Wir bemerken dies deswegen, um den Gegnern Heinrich Heines deutlich zu machen, was sie unter ‚der heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten' zu verstehen haben."

besiegend, die rohe Beleidigung ruhig hinnähme, so ist doch Ihre Erklärung von der Art, daß sie allerlei bedenkliche Interpretationen zuläßt, die das Ansehen meines Wortes und also auch jene heiligen Interessen, denen mein Wort gewidmet ist, gefährden können. Nur als Abwehr jener Interpretationen schreibe ich Ihnen diesen offenen Brief.

Ich machte in der „Zeitung für die elegante Welt“ dem Publikum die Anzeige: das bei Ihnen erschienene „Jahrbuch der Litteratur“ enthalte einen Aufsatz von mir, betitelt „Schwabenspiegel,“ welcher im Interesse der darin besprochenen Personagen, durch die heimlichen Umtriebe ihrer Wahlverwandten, dergestalt verstümmelt worden, daß ich die Autorschaft desselben nicht mehr vertreten könne. — Hierauf, liebster Campe, ließen Sie im „Telegraphen“ des Herrn Gutzkow die Erklärung drucken; jene Verstümmelungen fielen lediglich der [königlich sächsischen] Zensur zur Last! und Sie setzten hinzu die Worte: „Wir bemerken dieses deswegen, um den Gegnern Heinrich Heines deutlich zu machen, was sie unter der heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten zu verstehen haben.“

Zunächst also widersprechen Sie mir, und zwar ganz apodiktisch, von oben herab, ohne Angabe irgend eines Beweises, der etwa Ihre Aussage bestätige. Ich könnte nun Ihrem kargen Nein ein ebenso kurzes Ja entgegensetzen, und es käme alsdann darauf an, wessen Wort in Deutschland den meisten Glauben fände. Aber, wie ich schon erwähnt habe, ich will zu der rohen Beleidigung kein Seitenstück liefern, ich will Sie nicht der Unwahrheit, sondern nur des Irrtums zeihen, und bei diesem betrübsamen Geschäfte stütze ich mich nicht auf meine individuelle Glaubwürdigkeit, sondern nur auf Thatsachen, die Sie selbst anerkannt, und auf die allerhöchste Autorität der Logik. Das Faktum der erwähnten Umtriebe steht daher nicht direkt in Frage; später, wenn die Einmischung mancher Personen weniger indiskret und meine Furcht vor einer gewissen roten Kreide weniger hemmend sein wird, werde ich auf jenes Faktum zurückkehren. Heute beschränke ich mich auf einige Erörterungen, wonach das Publikum selbst beurteilen möge: ob Sie, teurer Freund, hinlänglich berechtigt waren, meinen Worten in der erwähnten inoffiziosen Weise zu widersprechen?

Ich gestehe Ihnen, ich wollte kaum meinen Augen trauen, als mir im „Telegraphen“ die besagte Erklärung zu Gesicht kam. Hätte ich nicht längst gewußt, unter welchen Einflüssen Sie stehen, wahrhaftig, die größten Besorgnisse für die Gesundheit Ihres Hauptes wären in mir aufgestiegen. Armer Freund! als Sie jene Erklärung schrieben oder unterschrieben, litten Sie jedenfalls an einer entsetzlichen Untreue des Gedächtnisses, Sie hatten ganz vergessen, was in Ihren jüngsten Briefen steht, und am allerwenigsten erinnerten Sie sich dessen, was Sie mir zu anderen Zeiten schrieben, wo ich ebenfalls über Verstümmelung meiner Schriften Klage führte. In der That, es war Ihre Schuld, wenn solche Klagen sich mehrmals wiederholten, wenn ich, gekränkt von diesen Bitternissen, alle Lust und Freude an der leidigen Schriftstellerei einbüßte, wenn ich lieber mit verbissenen Lippen ganz schwieg, als daß ich mein gefälschtes Wort den schmählichsten Mißverständnissen bloß-

stellte. Das fing an mit den „Französischen Zuständen.“ Milde und billigdenkend, wie ich bin, verzieh ich Ihnen gern die ungeheuren Verwüstungen in der Vorrede: Sie gestanden mir, daß Sie letztere, um großen Ungelegenheiten vorzubeugen, der Zensur überliefert, obgleich das Buch über zwanzig Druckbogen enthielt . . . Sie waren damals eben in den heiligen Ehestand getreten, hatten jetzt Frau und Kind, und ich konnte Sie nicht geradezu verdammen. Ich berücksichtigte auch bei meiner nächsten Publikation diese veränderte Lage des vermählten Verlegers, und den ersten Teil des „Salons“ konnten Sie getrost ohne die Vorsichtsmaßregeln der Zensur in Druck geben. Sie hatten mich sicher gemacht, und vertrauungsvoll schickte ich Ihnen den zweiten Teil des „Salons,“ der ebenfalls über zwanzig Bogen stark und keiner Zensur unterworfen war; auch hatten Sie damals wieder so viel Keckes in die Welt hinein gedruckt, z. B. Börnes Briefe, daß ich meinte, der Campe sei wieder der alte Campe . . . Aber ich verrechnete mich, eben weil Sie so viele ultraliberale Bücher und Büchlein verlegt hatten, glaubten Sie bedeutend einlenken zu müssen, und es war eben mein armer zweiter Band des „Salons,“ den Sie sakrifizierten, den Sie auf den Altar der Zensur niederlegten, als Sühnopfer für Ihre Preßsünden. Das Buch wurde gehörig abgeschlachtet und dergestalt vermetzgert, daß seine ganze patriotische Bedeutung verloren ging, daß man eine gewisse theologische Polemik, die bittere Schale, für den eigentlichen Kern desselben halten konnte, daß dadurch zur Verkennung und zur Verleumdung meines Strebens vollauf Gelegenheit gegeben ward. In der Anzeige, die ich deshalb publizierte[1], mochte ich vielleicht zu weit gehen, indem ich das mir widerfahrene Mißgeschick Ihnen allein zur Last legte; aber ganz konnte ich Sie niemals von aller Schuld freisprechen. Wir brouillierten uns damals, und versöhnten uns wieder, flickten das geborstene Zutrauen, und bald darauf sandte ich Ihnen „Die romantische Schule,“ die Sie ebenfalls druckten . . . nachdem Sie dieselbe aus plötzlicher Angst, Gott weiß an welchem Orte, wieder zur Zensur geliefert und an Leib und Leben verstümmeln ließen! Diesmal brauchte ich mich etwas weniger zu ärgern, da unter dem Titel „Zur Geschichte der neuern schönen Litteratur“ in einer hier zu Paris erschienenen Ausgabe der unverstümmelte Text jenes Buches zum größten Teil enthalten, und ich mich also vor boshaften Mißdeutungen einigermaßen geschützt glaubte. Auch war Ihre Furcht vor greller Verantwortlichkeit damals nicht ungegründet, eine gewisse Schwüle verkündigte das Gewitter, welches bald darauf, als Bundestagsbeschluß gegen das junge Deutschland, bei uns einschlug. Während es schon donnerte und gelinde blitzte, reichte ich Ihnen die versöhnliche Hand, zuckte die Achsel, unterwarf mich den regierenden Sternen, der fatalen Notwendigkeit, und beschloß, hinfüro nur leichte Phantasiespiele drucken zu lassen, die, aller politischen Beziehungen bar, überall die Zensur passieren würden . . .

Mit solcher Resignation schickte ich Ihnen den dritten Teil des „Salons,“ welcher eine harmlose Märchensammlung und eine litterarisch wilde, doch politisch sehr zahme Vorrede enthielt; das Buch erlangte

[1] Vgl. Bd. VIII. S. 189

wirklich das volle Imprimatur, bis auf die Vorrede, womit sich sonderbare Dinge zutrugen. Diese war nämlich gegen den Stuttgarter Denunzianten gerichtet, und derselbe, wie ich erst später erfuhr, genoß damals bei gewissen Behörden eines außerordentlichen Schutzes. [Freilich, der Angeber muß vom Staate geschützt werden, wenn er auch der erbärmlichste Schuft ist; sonst ist keine Polizei möglich]. Zum Unglück für meine arme Vorrede ward dem erwähnten Denunzianten noch außerdem, durch die heimlichen Umtriebe seiner Wahlverwandten, überall Vorschub geleistet. Er stand nicht allein; so wie seine Denunziationen nicht bloß öffentlicher Art waren, so hatte er auch eine Menge im Dunkel einherschleichender Gehilfen. Ja, jene Denunziationen waren nicht bloß öffentlicher Art, bestanden nicht bloß in gedruckten Artikeln; vielleicht erinnern Sie sich, daß Sie sich damals erboten, mir einen eigenhändigen Brief zu verschaffen, den Herr Wolfgang Menzel kurz vor dem Erscheinen der Bundestagsbeschlüsse an Theodor Mundt geschrieben, und worin er blödsinnigerweise seine häscherlichen Schelmereien selber verriet.

Aber Sie vergessen alles, lieber Campe, Sie vergessen sogar, daß Sie selber, bei Gelegenheit der Vorrede zum dritten Teil des „Salons," gegen die geheimen Umtriebe der Menzelschen Wahlverwandten mit aller Macht zu kämpfen hatten und dergleichen nur durch Gegenlist vereiteln konnten. Namentlich beklagten Sie sich damals über einen gewissen Dr. A[drian], Zensor in Gießen, wohin Sie das Buch zum Druck gegeben; auf ihn warfen Sie die Schuld, daß der Inhalt, der bis zum Erscheinen desselben ein Geheimnis bleiben sollte, schon gleich in Stuttgart bekannt wurde. In Ihrem Briefe vom 21. Oktober 1836 schrieben Sie mir:

„Gesagt habe ich Ihnen, daß A[drian] Ihr Zensor in Gießen ist, [derselbe, der „Bilder aus England" schrieb]. Dieser gab in den „Phönix" eine Notiz, daß der Salon III. mit hessischer Zensur in Gießen gedruckt würde. Ich mittelte das aus und habe durch den Redakteur Duller den Beweis in Händen, daß er es mitteilte. Diese Notiz ging in andere Blätter über, und könnte so die Konfiskation des Ganzen zur Folge haben. Die Absicht dieser Insinuation liegt nicht tief."

In einem späteren Briefe klagten Sie, daß man Sie mit dem Imprimatur monatelang hinhalte, — (in der That, es verflossen über neun Monate, ehe das Buch erschien) — und Ihr Verdacht steigerte sich. Endlich, [nachdem man Sie lange an der Nase herumgeführt,] schrieben Sie mir Folgendes in Ihrem Briefe vom 5. April 1837:

„Denken Sie, A[drian] will das Imprimatur nicht für die Vorrede erteilen. Der Drucker hat an das Ministerium requiriert. Die Minister haben gelacht, aber [so ein H . . . . . . tt, der „Skizzen aus England" schreibt, ist auf seinem Posten allmächtig,] sein Rezensent Menzel gilt ihm mehr als Heine, er will also Pietät üben".

Diese Erinnerungen mögen Ihnen einen ungefähren Begriff davon geben, was ich unter dem Ausdruck „die geheimen Umtriebe der Wahlverwandten" eigentlich verstehe. Eine präzise Definition ist hier unmöglich. Das sind Dinge, die weit eher gerochen, als gesehen

und betastet werden. Sie können mir ebenso gut zumuten, den Wind mit fester Hand zu erfassen oder die Dunkelheit zu beleuchten . . . Es kann mir da wohl begegnen, daß, sowie ich mit der Laterne herankomme, die Schatten, die ich jedem zeigen wollte, spurlos verschwunden sind.

Polemische Arbeiten, wobei das Interesse des Augenblicks in Anspruch genommen wird, verlieren durch Verzögerung des Drucks den besten Teil ihres Wertes; nichtsdestoweniger dankte ich Ihnen, daß Sie unter dem Titel „Über den Denunzianten" die erwähnte Vorrede des dritten Salonteils als Broschüre unverstümmelt herausgaben. Ich schöpfte wieder neuen Glauben an Ihren Druckmut, ich ward wieder sicher. Nicht wenig mußte ich mich daher verwundern, als ich, bei Ihnen anfragend, wie es mit dem Druck des zweiten Bandes des „Buchs der Lieder" aussehe? die Antwort erhielt: Nicht so dumm, diesmal sei das Manuskript nicht nach Gießen zur Zensur geschickt worden, sondern nach Darmstadt, und von dort wäre noch keine Nachricht angelangt. Ich mußte herzlich lachen, daß der heldenmütige Verleger der Börneschen Schriften jetzt sogar meine harmlosen Liebeslieder zur Zensur giebt . . . Aber meine gute Laune schwand, als ich, der ich nichts von Geographie verstehe, mich bei einem ehemaligen deutschen Lohnkutscher näher erkundigte und den Bescheid empfing: Darmstadt und Gießen, das sei wie Speck und Schweinefleisch, da sei kein Unterschied, ein Thorzettel aus Darmstadt gelte auch in Gießen, und der Gießener Gassenvoigt sei ein leiblicher Vetter des Herrn Zollinspektors zu Darmstadt. Ich ward daher nicht sonderlich überrascht, als ich nach mehreren Monaten von Ihnen den Klagebrief erhielt: man habe wieder [Sie an der Nase herumgeführt und] das Imprimatur verweigert. Da ich zu diesem Buche eine Nachrede geschrieben, die, polemischen Inhalts, durch solche Druckverzögerung das Interesse der Aktualität schon ein bißchen eingebüßt hatte, gab ich gern Ihrem Vorschlage Gehör, diese Nachrede in einem „Jahrbuch der Litteratur," welches Sie im Oktober auszugeben versprachen, gleich abdrucken zu lassen. Leider besitze ich den hier erwähnten Brief nur zum Teil, da ich mich bei Empfang desselben in der Bretagne befand und eine Stelle des Briefes, welche Herrn D. betraf, ausschnitt und demselben nach Paris zuschickte; es befindet sich daher im Briefe eine Lücke, was mir sehr leid ist: denn ich möchte gern die Originalworte anführen, womit Sie mir den treuesten Abdruck meiner Nachrede versprachen und mir zugleich über Herrn Gutzkow ein sehr naives Geständnis machten. Der Brief ist vom 9. August 1838, und folgende Worte haben sich darin erhalten:

„Mit Gutzkow habe ich heute abend ein Unternehmen ausgeheckt, das für die Interessen der Litteratur von Wichtigkeit sein wird: nämlich ein „Jahrbuch der Litteratur," das im Oktober dieses Jahres ausgegeben werden soll und künftig alle Jahre folgen wird. Wir haben Journale, Monats- und Quartalschriften genug — Was diese sich erlauben, wissen die zur Fahne Gehörenden zur Genüge. Das Jahrbuch soll in letzter Instanz entscheiden, die Akten mustern. Ihre Nachrede würde hierin ganz am richtigen Platze sich befinden. Gutzkow trug mir auf, das Ihnen zu sagen. Rosenkranz, Jung, König, Riedel,

Taumer, Schücking, Dingelstedt 2c. geben Beiträge. Die übersichtlichen Artikel von 1830 an giebt Gutzkow. Der sogenannten jungen Litteratur wird Nutzen daraus werden. Wienbarg wird was geben. Ihren Aufsatz hätte Gutzkow dafür gar gern. Oder wollen Sie einen andern geben? Falls Sie den Nachtrag gedruckt wissen wollen . . ."

Bei diesen Worten beginnt die erwähnte Lücke. Ich erhielt zu gleicher Zeit einen Brief von Herrn Gutzkow, worin er sich mir freundlich und liebevoll nahte, was er wahrlich guten Fuges thun konnte, da ich schon frühzeitig in meinen Schriften seinen Genius mit gehöriger Würdigung begrüßt hatte und ich auch späterhin, in bedrängtester Zeit, als die Genossen ihn gleichsam im Wettlauf desavouierten, unumwunden meine Sympathie für ihn aussprach. Sie wissen, wie ich sein Vertrauen ehrte, und sehr gern überließ ich dem „Jahrbuch der Litteratur" die erwähnte Nachrede, für welche Herr Gutzkow mir den Titel „Schwabenspiegel" vorschlug.

Sie können sich nun leicht eine Vorstellung davon machen, wie schmerzlich, widerwärtig schmerzlich mein Gemüt berührt wurde, als nach solchen Vorgängen Ende Dezember das „Jahrbuch der Litteratur" mir zu Händen kam, und ich meine arme Nachrede, die jetzt einen prätensiösen Titel trug, so gründlich verstümmelt fand, [daß ich nicht nur um meine Genugthuung an den darin besprochenen Personagen geprellt schien, sondern daß, durch Verfälschung der Beiwörter, Ausmerzung der Übergänge und sonstige Entstellung der Form, auch mein artistisches Ansehen bloßgestellt worden]. Das hat wahrlich kein Zensor gethan, denn auch nicht eine Silbe war in dem Aufsatz, die nach Politik oder Staatsreligion roch, [und wenn ich ihn später in seiner ursprünglichen Gestalt abdrucke, wird jedem einleuchten, das die schäbigen Finger, die hier ihr dunkles Werk vollbracht, zugleich die Spur Ihrer Absichten zurückgelassen haben]. Sie sind unschuldig daran, liebster Campe, ich bin davon überzeugt; denn als ich Ihnen über diesen Frevel gleich schrieb, antworteten Sie mir mit Verwunderung, und aus Ihrem Briefe vom 25. Dezember 1838 will ich nur die Worte anführen:

— — „Mir schien es auch, daß etwas fehlte; ich verlangte daher das Manuskript zur Vergleichung, wie Sie aus dem Fragmente des Briefes vom Faktor der Druckerei sehen. Zuvor schrieb mir P. (der Schriftsteller und Buchdruckereibesitzer), Ihr Aufsatz allein fände Anstand beim Zensor. Ich hatte befohlen, und meine Briefe an die Druckerei bezeugen es, wenn Sie sie sehen wollen, daß ich erklärte: wenn etwas gestrichen würde, worauf ich nicht gefaßt war, sollte der Artikel wegbleiben."

Eingeständlich hatten Sie also bestimmten Befehl gegeben, im Fall die Zensur an meinem Artikel streichen wolle, ihn lieber gar nicht zu drucken . . . Wie kommt es nun, daß der Artikel dennoch, trotz diesem Befehl, so entsetzlich zusammengestrichen und dennoch gedruckt wurde? Oder giebt es Befehle, die höher geachtet werden, als die Ihrigen, und denen Sie selbst nur blindlings gehorchen? Sie erregen jedenfalls die bedenklichsten Zweifel an Ihrer Selbständigkeit, wenn Sie die Verstümmelung meines Artikels lediglich der [königlich sächsischen] Zensur zur Last legen.

Nein, diesmal will ich mich nicht auf die Zensur verweisen lassen, und am allerwenigsten auf die [königlich sächsische] Zensur, die mir eben damals, als Ihr „Jahrbuch" erschien, einen glänzenden Beweis ihrer Milde und Liberalität gegeben hat: weil nämlich jedes Buch, das im Auslande gedruckt worden, in Deutschland die Zensur passieren muß, ehe es in den deutschen Bundesstaaten verkauft werden darf, ließ ich „Shakespeares Mädchen und Frauen" [in Leipzig] zensieren, und siehe! in diesem Buche, [welches doch manche politisch und theologisch anzügliche Stelle enthielt,] hat die [königlich sächsische] Zensur kein einziges Wort gestrichen! Warum soll nun [in Grimma] dieselbe Zensurbehörde ein weit harmloseres Opus verstümmelt haben? Gewöhnlich kann man an kleineren Orten weit eher durch freundliche Vorstellungen der Zensurstrenge etwas abgewinnen, man giebt den unwichtigen Teil eines Buches preis, um das Bedeutendere zu retten, man vermittelt . . Kurz, liebster Campe, alles, was Sie mir erwiderten, sprach mehr gegen Sie, als für Sie; im Gegenteil, Sie selbst lieferten mir neue Gründe zum Argwohn: der angebliche Zensurbogen, den Sie gleichzeitig einschickten, war nichts weniger, als ein mit Imprimatur versehener Zensurbogen; dabei suchten Sie mich auf allerlei fremde Fährten zu bringen, und z. B. in Ihrem Briefe vom 10. Januar schrieben Sie mir:

„— — Den Zensurbogen vom „Schwabenspiegel" habe ich Ihnen vor acht Tagen gesandt, und werden Sie daraus die Überzeugung gewonnen haben, in welchem schändlichen Verdacht Sie Gutzkow und mich hielten! [Leider ist es sündlich, wie der Zensor gehandelt hat, und man sieht: daß es reine Fraubasereien sind, die er in Schutz nimmt, z. B. für Theodor Hell! Der Zensor ist ein Dresdner. Früher war es Gehe, der jetzt in Paris — —"]

Nein, liebster Campe, [Theodor Hell ist unschuldig: auch stand in meinem Artikel kein einziges Wort, das nur im mindesten denselben verletzen konnte]. Auch Gutzkow, auf den, ich weiß nicht warum, Sie mich so gern anrennen lassen möchten, ist unschuldig. Er ist unschuldig, wie Sie. Wenn ich vielleicht in meinem Brief an Sie etwas unwirsch von Gutzkow sprach, so geschah es zunächst, weil ich übel gelaunt war, und dann auch weil ich ihn auf keinen Fall von einer levissima culpa freisprechen konnte. Sie sagten mir nämlich in Ihrem Briefe, daß der Zensor in Gutzkows Aufsatz gar nichts gestrichen habe, und doch, in Vergleichung mit letzterem, welcher politisch-philosophisch so viele Zeitinteressen diskutierte, war mein Aufsatz nur ein armer harmloser Schwabenspiegel. Aber Herr Gutzkow, welcher dafür sorgte, daß sein Aufsatz bei der Zensur keinen Schaden litt, — warum übte er für meinen Aufsatz, den ich ihm gewissermaßen anvertraut hatte, nicht dieselbe Sorgfalt? Da Sie, liebster Campe, keine juristischen Bücher verlegen, so wollte ich Ihnen deutlich machen, was ich unter levissima culpa verstehe.

Wenn ich aber überhaupt gegen Herrn Gutzkow unmutig war, so haben Sie selbst, lieber Campe, durch eine gewisse kindliche Redseligkeit am meisten dazu beitragen. Wer hat mich zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß manche Schmähartikel, die ihr Material augenscheinlich aus

Hamburg bezogen, ganz sicher aus der Feder jenes edlen B[eurmann] geflossen, der am Ende doch nichts anderes ist, als eine von den dienenden Seelen des Herrn Gutzkow? Warum in Ihrem Briefe vom 5. Februar 1839 stecken Sie mir, daß ein Herr Wihl keine Zeile schreibe, die nicht Gutzkow revidiert habe? Warum belasten Sie letzteren mit der Verantwortlichkeit für alles, was jener schreibt? Und wenn jener, in einer Zeitschrift meinen „Schwabenspiegel" besprechend, die Schwaben und sogar das Menzelsche Heldentum gegen mich in Schutz nimmt, muß ich alsdann nicht über Gutzkow mißlaunig werden, der seinem Bedienten vielmehr Ordre geben sollte, meinen Aufsatz unterthänigst zu respektieren, schon aus Gründen der Delikatesse? Und wer, liebster Campe, lieferte mir eine Charakteristik des besagten Herrn Wihl, dem Sie, wie aus Ihrem Brief vom 21. Junius 1838 hervorgeht, das Manuskript des „Schwabenspiegels" ohne mein Vorwissen anvertraut und wochenlang in Händen ließen? Wer schrieb mir in dem schon erwähnten Brief vom 25. Dezember 1838 die folgenden Worte:

„Wihl ist eine Klatsche. Vor vierzehn Tagen habe ich ihn gehörig in der Kur gehabt, weil der Mensch, der mit dem ganzen schreibenden Unrat hier frère et compagnie ist, sich erdreistete, mich in eine Klatscherei zu bringen, wo ich eine Figur spielen sollte, die sich am Gängelbande Gutzkows und Wihls leiten ließe! — Es war ein dicker Knäul — — — — Nach dieser Sage aber, daß ich vom „Telegraphen" abhängig: — daß ich thun müsse, was Gutzkow wolle" — sprach ich mich gegen Gutzkow so ungefähr aus: daß ich vor vier Monaten ihn bei Gelegenheit seiner Klatscherei bei Wienbarg gebeten, den Wihl als Handlanger (seine Arbeiten) zu gebrauchen, aber nicht in unsere Verhältnisse, Vorhaben und dergleichen blicken zu lassen; er könne das Maul nicht halten und würde uns kompromittieren, und Plane, die mühevoll entworfen worden, dadurch zu schanden machen. Gutzkow habe — — — — — Wihl ist der klebrigste und eitelste Mensch, den ich kenne. Wie oft habe ich ihn auf solcher Fährte ertappt und ausgelacht! Alle unsere erbärmlichen Winkelblätter lobhudeln ihn auf eine ungeheure Weise. Er ist Dichter! — steht durch Gutzkow mit allen Reputationen in Verkehr, die unsere Mauer betreten. — Gleichwohl verkehrt er in der Unterwelt; der Redakteur des Neuigkeitsträgers und aufwärts bis zum Runkel, sind seine Gönner und — loben ihn. Dabei ist er ohne Menschen- und Weltkunde, [sündigt aus Dummheit, wie aus bösem Willen] — — —"

Ich habe diese Stelle aus Ihrem Briefe in der besonderen Absicht citiert, um Sie fühlen zu lassen, wie wenig Sie für die litterarische Zuverlässigkeit einer Person stehen können, die das Manuskript meines Aufsatzes wochenlang in Händen hatte . . .

Wer aber hat meinen „Schwabenspiegel" verstümmelt im Interesse der Schwaben, oder, um mich genauer auszudrücken, im Interesse einiger Redakteure Cottascher Zeitschriften? Wäre Sarras, Ihr zottiger Jagdgenosse, noch am Leben, auf ihn würde mein Verdacht fallen, denn er fuhr mir oft nach den Beinen, wenn ich in Ihren Laden kam, und bellte immer verdrießlich, wenn man ein Exemplar der „Reisebilder" verlangte. Aber Sarras, wie Sie mir längst anzeigten, ist krepiert,

und Sie haben sich seitdem ganz andere Hunde angeschafft, die ich nicht persönlich kenne, und die gewiß, was sie bei Ihnen erschnüffelt, schnurstracks den Schwaben apportierten, um dafür ein Brosämchen des Lobes im „Morgenblatte“ zu erschnappen!

Wüßten Sie, lieber Campe, wie freundlich mir in diesem Augenblick die Sonne aufs Papier scheint, wie heiter mein Gemüt, wie schön der Namenstag, der heute gefeiert werden soll, ach! Sie würden mich bedauern, daß ich die holden Morgenstunden mit obigen Erläuterungen vertrödeln mußte! Und doch waren sie nötig, da ich Ihnen kein verletzend kurzes Dementi geben wollte. Und schweigen konnte ich auf keinen Fall, worüber Sie sich vielleicht wundern, da ich doch auf die schnödesten Beschuldigungen in öffentlichen Blättern, auf dicke Broschüren voll bösen Leumunds, ja auf ganze Mistkarren voll Verleumdung, mit keiner Silbe geantwortet habe. Aber mit einem Verleger ist es eine besondere Sache. Man traut sehr wenig den Behauptungen von Leuten, die dem Schriftsteller ferne stehen, denen seine Thüre verschlossen ist, und die nur durch die Ritzen gucken; der Verleger hingegen wird gleichsam als unser intimer Hausfreund betrachtet, man denkt, er kenne ganz genau unsere Wirtschaft, er habe überall hinter die Gardine geschaut, und man leiht seinen Aussagen ein willigeres Gehör. Ich mußte daher, um Ihre Erklärung zu entkräften, weitläufig auseinandersetzen: wie wenig Sie berechtigt waren, wo von Verstümmelung meiner Schriften die Rede ist, mit Keckheit gegen mich aufzutreten; wie wenig Sie mit Bestimmtheit meinen Behauptungen widersprechen konnten; wie unsicher der Boden, auf dem Ihre Gründe umher schwanken; und wie endlich Ihre Glaubwürdigkeit da aufhört, wo der fremde Einfluß anfängt. Wäre es mir bloß darum zu thun gewesen, den letzteren zu konstatieren und zu beweisen, daß Ihre Erklärung nur ein Produkt der Unfreiheit sei, wahrlich, zu solcher Beweisführung brauchte ich keines anderen Aktenstücks, als eben jener Erklärung selbst. Denn ich frage Sie: was ist der Zweck dieser Erklärung? Hegen Sie etwa die Besorgnis, daß man die Verstümmelung meines Aufsatzes Ihnen zuschreiben könnte? In diesem Falle war die erste Hälfte der Erklärung hinreichend, und es bedurfte nicht des Zusatzes: „Wir bemerken dieses deswegen, um den Gegnern Heinrich Heines deutlich zu machen, was sie unter der ‚heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten‘ zu verstehen haben.“ Oder, lieber Campe, sind Sie von meinen Gegnern so hart bedrängt worden, daß Sie ihnen durch jenen Zusatz eine persönliche Genugthuung geben mußten? Das ist auch nicht der Fall, denn Sie sind ja der große Schütz; auch hätten Sie zu viel Mut, um sich eine Erklärung abdrohen zu lassen; und am allerwenigsten würden Sie sich vor Maikäfern fürchten und vor Wolfgang Menzel, dem Achilles! Oder schrieben Sie jene Erklärung aus geheimem Haß gegen mich, um mir in der öffentlichen Meinung zu schaden? Nein, wir sind die besten Freunde, und es wäre schändlich von mir, wenn ich Ihnen die Tücke zutraute, im Mantel der Freundschaft einen meuchelnden Dolch zu verbergen! Oder erzielten Sie durch jene Erklärung irgend einen irdischen Vorteil, und, vielleicht mit blutendem Herzen opferten Sie den Freund einem höheren, nämlich einem merkantilischen Interesse? Nein, das kann es auch nicht sein; aus jener

Erklärung dürfte Ihnen vielmehr ein pekuniärer Schaden erblühen ... Mein Grundsatz: „Je mehr wir den Menschen kosten, desto mehr lieben sie uns!“ könnte mich nämlich auf den Gedanken führen, Ihre Freundschaftsgefühle indirekt zu steigern, und für meine nächsten Werke das doppelte Honorar zu fordern.

Wenn also weder Delikatesse, noch Furcht, noch Haß, noch Vorteil bei Ihrer Erklärung im Spiele sein konnte, so wird jene Erklärung nur erklärlich durch die geheimen Umtriebe jener schwäbischen Wahlverwandten, denen Sie, liebster Campe, unbewußt als Werkzeug dienen, und eben die Worte, womit Sie mir widersprachen, enthalten eine Bestätigung meiner Angaben.

Paris, den 3. April 1839.

Heinrich Heine.

---

203. An Julius Campe.

Paris, den 12. April 1839.

Liebster Campe!

Nächste Veranlassung des heutigen Briefes ist der „Nachtrag des Buchs der Lieder,“ den ich aus Grimma zurückerhalten, und zwar in einem so wüsten Zustand, daß mir noch eine heillos verdrießliche Arbeit bevorsteht. Ich muß das Ganze wieder aufs neue ordnen, einige Gedichte fehlen ganz. Das ist fatal.

Welche fatale Beschäftigung Sie mir aufgesackt, werden Sie aus der „Eleganten Welt“ ersehen. Ich hoffe, Sie bedanken sich für die Mäßigung, die ich dabei an den Tag gelegt, und die Sie wahrhaftig nicht verdienten, Sie, der mir ein öffentliches Dementi gegeben — Liebster Campe, jetzt unter vier Augen sag' ich es Ihnen, nicht aus Gutmütigkeit habe ich Ihnen so milde geantwortet auf Ihre schauderhafte Anzeige — (antworten mußte ich jedenfalls, sonst glaubte das Publikum, Sie hätten mich so sehr in Händen, daß ich mir alles gefallen lassen müsse) — Nein, wenn ich Ihnen nicht derber antwortete, so geschah es lediglich aus dem Grunde, weil ich, der Vernünftige, wohl einsah, daß ein öffentlich derbes Wort es Ihnen unmöglich machte, künftig was von mir zu verlegen, und eine Verbindung, die so lange gedauert und woran ich mich mit Freud' und Leid gewöhnt, ein trübes Ende nehmen mußte. Dazu kommt, daß ich genau einsehe, wie und durch wen Sie zu jenem an mir verübten Frevel angestachelt worden — Möge der liebe Gott es Gutzkow verzeihen, daß er wenigstens ein bißchen dazu beigetragen, mir Kummer zu machen, er, der vielmehr verpflichtet gewesen wäre, Sie davon abzuhalten, jene Erklärung im „Telegraphen“ zu drucken. — Der letzte Grund, der letzte Wahnsinngrund jener Erklärung ist aber nirgends anders zu suchen, als in der giftmischerischen Dummheit jenes kläglichen Wihls, der, wo seine Poeteneitelkeit verletzt ist oder Befriedigung erzielt, zu den schändlichsten Handlungen fähig ist. Ich bitte, Campe, folgen Sie mir, zeigen Sie ihm jetzt ein für allemal die Thüre, ehe er Sie, wenn es in seinen dummen Kram paßt, mit Personen verfeindet, die minder großmütig, als ich, sind. Sie werden auch jetzt einsehen, daß dieser Ritter der Wahrheit, dem ich nicht das

mindeste Mandat gegeben, einen Aufsatz über mich zu schreiben, mich zum Piedestal seiner Eitelkeit benutzen wollte. — In ängstlicher Vorsorge gab ich ihm auch keine Zeile nach Hamburg, und doch präsentierte er sich bei Ihnen als ein Intimus von mir, sogar bei meiner Mutter, wo er durch Entstellung und klatschsüchtige Verleumdung meiner Verhältnisse viel Böses stiftete — Und nun gar sein Artikel, wo er mein armes Weib mit Therese Levasseur vergleicht (die hätte der Redakteur doch kennen müssen) — dann die unbegreiflichen Angaben über das Elend, worin ich lebe — das war vielleicht gutmütige Eselei; doch, wäre er weniger dumm gewesen, hätte er wohl gemerkt, daß ich von solchem Elend nur dann Gebrauch machte, wenn ich etwas haben wollte (z. B. von Ihnen), oder nicht gern etwas geben wollte (z. B. an Herrn Wihl, der mir dennoch bare **200** Franken kostet — und mir vielleicht noch mehr gekostet hätte, wenn mich mein großes Elend nicht davor schützte). Er konnte immerhin sagen, daß ich mit meinem Oheim schlecht stand, denn ich machte kein Geheimnis daraus; aber es war mir verdrießlich, daß er, wahrscheinlich ebenfalls aus Unverstand, meinem Oheim jenes Elend zur Last legte, denn dieser hat mir damals immer ebensoviel Geld gegeben, wie jetzt, wo wir ganz gut stehen — nur die Weise ist verschieden. Stand nun da wie ein Lügner; zum Glück hat keiner meiner Familie davon Notiz genommen. — Mich, der ich drei Jahre lang kein deutsches Blatt las, schilderte der Kerl wie einen klatschblättersüchtigen Wihl — das Niederträchtigste an jenem Aufsatz darf ich gar nicht eingestehen —

Diese nachträgliche Expektoration war nötig; ich wollte früherhin nicht unnötig reizen, jetzt will ich nichts mehr zurückhalten, von nun an lass' ich auch nicht mehr das Geringste, was mir mißfällt, hingehen. **Ich kann vor Degout gar nicht mehr schreiben.**

Nur wie ich es hinfüro gehalten haben will, melde ich Ihnen in der Kürze: Künftig geben Sie kein Manuskript von mir aus Händen, geben's an niemanden, wer es auch sei. Künftig, wenn Sie nicht die Zensur umgehen können, geben Sie meine Manuskripte nur da zur Zensur, wo ich deren Liberalität voraus ermittelt (z. B. in Leipzig. In Stuttgart ist fast völlige Preßfreiheit). Ich will gern noch mit Herausgabe der Zeitmemoiren warten; nur ein einziges, kostbares Büchlein, betitelt „Ludwig Börne," möchte ich diesen Herbst erscheinen lassen; aber ich lass' mir nichts mehr verstümmeln. Künftig, das brauch' ich vielleicht gar nicht dem Freunde zu sagen, wird in keinem Buch, nicht im „Telegraphen," überhaupt in keiner Schrift, worunter die Firma Hoffmann und Campe als Verleger steht, ein einziger persönlicher Angriff gegen mich gedruckt. Schöne Sache! daß Sie sich rühmten, in dem Buche eines Herrn — (ich weiß in diesem Augenblick nicht, wie er heißt) — die schnödesten Ausfälle gegen mich ausgemerzt zu haben! So etwas versteht sich von selbst. Wenn Gutzkow im „Telegraphen" nichts Gutes über meine Persönlichkeit zu sagen hat, so ersuchen Sie ihn, lieber ganz zu schweigen. Über den ästhetischen Wert meiner Schriften kann er sagen, was er will — Treibt ihn aber sein böser Dämon, meine Person schmähen oder unglimpflich antasten zu wollen, so mag er es in einem Buche oder in einem Blatte thun, worunter nicht der Name Campe als Verleger steht. Sie können überzeugt sein,

daß ich nicht so schwachmütig sein würde, Ihnen künftig nur eine Zeile in Verlag zu geben, wenn mir der Verdruß widerführe . . . Doch ich schreibe heute unter bösen Voraussetzungen, ich bitte um Verzeihung, wenn ich Ihnen oder Gutzkow damit unrecht thue — aber ich habe jetzt das Bedürfnis, keinen meiner Gedanken zu verhehlen. Das ist vielleicht heilsam.

Da Sie mir vor einiger Zeit gemeldet, Gutzkow schreibe eine Biographie Börnes, so halte ich es für nötig, Ihnen zu bemerken, daß das oben erwähnte Büchlein über Börne keine Biographie ist, sondern nur die Schilderung persönlicher Berührungen in Sturm und Not, und eigentlich ein Bild dieser Sturm= und Notzeit sein soll. Ich habe $\frac{2}{3}$ schon abgeschrieben. Sagen Sie mir: wann erscheint der Gutzkowsche Börne? Könnte ich ihn etwa in sechs Wochen haben? Mit Freude würde ich glänzend davon in meiner Schrift Notiz nehmen. Kollidieren (vergessen Sie nicht, Gutzkow darauf aufmerksam zu machen) werden wir in keinem Fall. Mir steht ein ganz anderes Material, durch persönlichen Umgang und Pariser Selbsterlebnisse, zu Gebot; will aber das Buch nochmals mit Sorgfalt durchgehen, damit es so geistreich, als möglich. — Grüßen Sie Gutzkow freundlich; böser Unmut ist, glaub' ich, bei mir ganz verraucht. Den Wihl soll er kuschen heißen, auch mir nicht den Beurmann aufhetzen. Hab' viel zu thun, und meine Zeit ist kostbar.

Ihr freundschaftlich ergebener

H. Heine.

---

*204. An Gustav Kühne.[1])

Paris, den 19. Mai 1839.

Verehrter Freund!

Ich danke Ihnen für die Besorgung meiner Interessen und den Eifer, der sich in Ihrem letzten Briefe aussprach. Die Sachen gehen vortrefflich. Die Hamburger Clique ist gewiß bald gesprengt, die Kerls sind hintereinander gehetzt und ich warte ab, was Campe thun wird. Daß Gutzkow und sein Schildknappe ihn beleidigen ist schon Gewinn. Daß ersterer gegen mich die ganze Maske fallen ließ, ist ebenfalls Gewinn, und ich denke, auch für andere werde ich diesen Zögling Menzels unschädlich machen. Daß Gutzkow seinen Wihl avouieren mußte (letzterer hat ihn in Händen) ist ebenfalls ein Gewinn; dieser neuere Schütz wird dem neueren Müllner (freilich ein Müllner ohne seine Schuld) die Leichenrede halten. Was ich verdrießliches vorausgesehen, ist eingetroffen. Der miserable Wihl, nachdem ihm der Versuch, sich öffentlich als mein Freund geltend zu machen, verunglückt ist, sucht jetzt sich bei dem Publikum als mein Feind zu präsentieren und exploitiert dazu meinen Brief an Campe, wie Sie es aus seiner Erklärung im „Hamburger Korrespondenten" sehen können. Es ist mir verdrießlich, daß die Leser dieser politischen Zeitung, die meinen Artikel in der „Eleganten" nicht gelesen, leicht auf die Idee kommen könnten, ich hätte wirklich mit großer Wichtigkeit von Martinus Wihl gesprochen und gegen ihn polemisiert. Liebster, bester Kühne, da müssen Sie mir einen

---

1) Aus der Zeitschrift: „Deutsche Dichtung," Bd. II. S. 147.

Dienst leisten, der für mich von der größten Wichtigkeit und wofür ich Ihnen zeitlebens dankbar sein werde. (Ich habe nie einen Dienst vergessen.) Sie sagten mir neulich, daß Sie wegen der Zensurauslassungen in meinem Aufsatz sich durch eine Anzeige im „Korrespondenten“ oder in der „Allg. Zeitung“ verwahren wollten. Das ist gar nicht nötig, wo ich guten Willen sehe, tröste ich mich leicht über solche Fatalitäten. Aber es ist mir die Idee aufgestiegen: die Redaktion der „Eleganten Welt“ könnte gegen Wihls Erklärung im „Hamburger Korrespondenten“ eine Anzeige machen und darin andeuten, daß eine Menge Eigennamen in meinem Artikel ganz ausgelassen, andere bloß mit Anfangsbuchstaben angegeben werden mußten, daß dadurch Herrn Wihls Name mehr als ihm gebühre hervorgetreten, daß man aber durchaus nicht glauben möge, Heinrich Heine citiere diesen Namen in privatpolemischer oder gar litterarischer Absicht; sondern nur um seinem Verleger zu zeigen, wie unzuverlässig die Personen seien, denen derselbe sein Manuskript anvertraut, habe Heine eine Stelle aus den eigenen Briefen von Julius Campe mitgeteilt, worin letzterer sich über Herrn Wihl ausspricht; diese Briefmitteilung sei aber provoziert worden durch Herrn Campe selbst, dessen Dementi widerlegt werden mußte — kurz, Liebster, suchen Sie indirekt dem Publiko zu insinuieren, daß ich mich nicht wie ein Kampfstier gegen das arme Insekt Wihl gebärdet habe. Schicken Sie diese Anzeige, ich bitte Sie, an Kolb zur „Allg. Zeitung“ und an Runkel für den Hamburger Korrespondenten. Da ist wohl Chance, daß sie gedruckt wird. Werde an beide schreiben; Kolb ist mein Freund, Runkel ist mein Feind, ich glaube aber, daß er mich zu sehr fürchtet, um etwas abzuschlagen. Sie müssen mir da beistehen, denn direkt kann ich dem Wihl nicht antworten — lieber Gott! ich müßte sagen: daß ihm hier öffentlich Ohrfeigen angeboten wurden, daß er mich um 200 Franken geprellt (ich garantierte nämlich diese Summe für ihn, getäuscht durch sein Ehrenwort; ich mußte zuletzt die Schuld zahlen, und habe bis diesen Augenblick noch keinen Heller zurückerhalten). Ja, gegen den Wihl kann ich nicht selbst auftreten, er ist eine Wanze, die ich nicht mit den Fingern anrühren kann, ohne mich widerwärtig zu beschmutzen, die ich nicht zertreten darf, wenn ich mich nicht dem Mistduft seiner Stinkereien, die er verübt, aussetzen will. Und doch mußte sein Treiben signalisiert werden, da er das Organ Gutzkows, in dessen Interesse er jetzt eine Litteraturgeschichte schreibt, die gegen alle unsere Freunde gerichtet. Sobald sie erscheint, werde ich wieder Gelegenheit finden von Campeschen Briefen, zum Nutzen der Menschheit, Mißbrauch zu machen und die Stellen drucken zu lassen, worin er mir über dieses Projekt die spaßhaftesten Umtriebe gesteht, z. B. daß Wihl jede Seite, sobald sie geschrieben, an Gutzkow geben muß, damit dieser die Benediktion darüber spricht. — Gutzkows Treiben muß dem Publikum deutlich gemacht werden, und in dieser Absicht werde ich auf seine Angriffe, obgleich sie mich nicht im geringsten verletzen, ganz bestimmt antworten. Hab' nur leider viel zu thun, und kann Ihnen die Abfertigung Gutzkows, welche die 2. Nummer der Schriftstellernöten bilden soll, erst in 14 Tagen schicken. — Ich werde Ihnen unterdessen, hoffentlich in einigen Tagen, eine Reihe meiner neuesten Gedichte für die „Elegante Welt“ schicken, damit man sieht, daß

ich Ihre Zeitschrift nicht bloß für polemische Abwehr zum Organ erwähle. Ich wäre längst schon in's Bad gereist, wenn ich nicht Laube täglich hier erwartete; aber er ist noch immer nicht angelangt; ich werde aber nur bis zum letzten dieses Monats auf ihn warten.

Gestern ward ich hier unterbrochen durch den Besuch des Herrn Weill, der mir sagte, daß eine Notiz über Wihl in der „Eleganten" stehe. Ich habe diese nun gelesen. Wahrscheinlich wollte er die Erklärung, die er bereits im Hamburger Korrespondenten drucken ließ, auch in der „Eleganten" eingerückt sehen. Ich bitte Sie, thun Sie das, und drucken Sie gleich darunter die signierte Erklärung, die ich Ihnen hierbei sende, und worin ich den Hund Hektor, der sich ebenfalls als Nachfolger von Sarras durch mich beleidigt glauben darf, ganz mit den Wihlschen Redensarten sprechen lasse. Diese Erklärung muß unmittelbar unter die Wihlsche gesetzt werden und durch Aufnahme der letzteren erfüllt die Redaktion der „Eleganten" ein Begehr des Wihl, der dazu auch einiges Recht hat. Von den gedruckten Exemplaren schicken Sie, ich bitte Sie, einige an meine Mutter nach Hamburg. — Ich denke, die Ihnen von Wihl eingesandte Erklärung ist gleich bedeutend mit der bereits gedruckten, widrigenfalls drucken Sie letztere, welche ich zu diesem Zwecke beilege. Ich lege auch hierbei einen Schmähartikel aus dem Hamburger Klatschblatt „Argus," welches man mir anonym geschickt. Der Umstand, daß in meinem Aufsatz nur Wihls Name mit vollen Buchstaben ausgedruckt, wird hier hervorgehoben. — In der oben besprochenen Erklärung, welche Sie, lieber Kühne, für die „Allgemeine Ztg." und für den „Korrespondenten" schreiben werden (ich bitte es beileibe nicht zu unterlassen) können Sie sehr gut insinuieren, daß jene Namen, die nur mit Anfangsbuchstaben oder Sternchen gedruckt wurden, *bekannten* Personen gehörten. Hiedurch erfährt der Bursche, daß die Zensur seinen Namen *ganz* zu drucken erlaubte, weil er *obskur*. — Leben Sie wohl und bleiben Sie freundschaftlich gewogen,

Ihrem

H. Heine.

Erklärung.[1]

Es ist mir leid, durch Hrn. Heine in Paris, der sich einen unerhörten Mißbrauch mit ihm anvertrauten Briefgeheimnissen in den neuesten Nummern der „Zeitung für die elegante Welt" erlaubt hat, zu folgender Erklärung aufgefordert zu werden. Hr. Heine (dessen seit einigen Jahren verbleichter Ruhm von jeher weniger in dichterischer Größe und Charakterfestigkeit, als in einer ihm ganz eigentümlichen Keckheit Nahrung gefunden hat) erweist mir — ich möchte fast sagen — die Ehre, mich, Ludwig Wihl und Karl Gutzkow auf die gehässigste Weise anzutasten. Wie dieser den Neid des Hrn. Heine auf seine seit dem Erscheinen des „Blasedow" immer fester im Herzen der Nation wurzelnde Stellung, den Neid auf das frische, lebenskräftige Gedeihen des „Telegraphen," den Neid auf dichterische Entwickelungen, die der

1) Aus der „Zeitung für die Elegante Welt" 1839. Nr. 102 als eine Parodie auf eine „Erklärung" Ludwig Wihls.

Protektion des Hrn. Heine nicht bedürfen, entlarvt hat, zeigen die neuesten Nummern jener trefflichen Zeitschrift. Ich für meinen Teil würde jene Befleckung meiner Ehre, wie die gefeierten Namen Platen, Tieck, Schlegel, Schelling, Hegel und Ludwig Wihl, die Hr. Heine beschmutzte, mit derselben ruhigen Verachtung über mich ergehen lassen, könnte ich mich vor der Welt auch nur im entferntesten ähnlicher Thaten, wie jene, rühmen. Ja, nicht einmal einem Ludwig Wihl darf ich mich gleichstellen; denn ich bin nur ein Hund im wirklichen Sinne des Wortes, ich bin nämlich der geschmähte Nachfolger jenes Sarras, jenes ehrlichen, treuen, tugendhaften Pudels, der [freilich Herrn Heines Immoralität verabscheute, aber] keineswegs Gelegenheit gab, ihn des hämischen Anbellens zu beschuldigen. Hr. Heine entblödete sich, in seinem offenen Briefe an meinen Herrn Julius Campe folgende Schandworte auszusprechen: „Wer aber hat meinen ‚Schwabenspiegel' verstümmelt im Interesse der Schwaben, oder, um mich genauer auszudrücken, im Interesse einiger Redakteure Cottascher Zeitschriften? Wäre Sarras, Ihr zottiger Jagdgenosse, noch am Leben, auf ihn würde mein Verdacht fallen, denn er fuhr mir oft nach den Beinen, wenn ich in Ihren Laden kam, und bellte immer verdrießlich, wenn man ein Exemplar der ‚Reisebilder' verlangte. Aber Sarras, wie Sie mir längst anzeigten, ist krepiert, und Sie haben sich seitdem ganz andere Hunde angeschafft, die ich nicht persönlich kenne, und die gewiß, was sie bei Ihnen erschnüffelt, schnurstracks den Schwaben apportierten, um dafür ein Brosämchen des Lobes im ‚Morgenblatte' zu erschnappen!" — — Tief verachte ich einen Menschen, der selbst die Ruhe der Toten nicht schont, der mit frecher Hand die Gräber der Verstorbenen aufwühlt, der sich durch unerlaubte Mitteilung von Privatansichten entwürdigt — und obgleich ich nur ein Hund bin, ein ganz gemeiner Hund, so wage ich es dennoch, denjenigen Lügen zu strafen, der mich zu einem Handlanger der Zensur macht, der mich für fähig hält, aus Vorliebe für die bei mir allerdings unendlich höher, als Hr. Heine, stehenden schwäbischen Dichter in seinem Manuskripte auch nur eine Zeile zu entstellen. — Ich bitte Sie, diese Erklärung schleunigst abzudrucken, denn wenn Campe von der Leipziger Messe zurückkehrt, muß ich kuschen. [Fußtritte krieg' ich auf jeden Fall.]

Hektor,
Jagdhund bei Hoffmann und Campe in Hamburg.

---

205. An Heinrich Laube.

Granville (Departement de la Manche), den 24. Juni 1839.

Liebster Laube!

Ihre Frau Gemahlin bitte ich zu grüßen. — Ich hoffe, daß Sie beide jetzt anfangen, sich in dem wüsten Paris behaglich zu fühlen. Was mich betrifft, so befinde ich mich wie ein Fisch im Wasser; das Wort in seinem wahren Sinn, denn ich bade schon, und wenn ich nicht eben im Meere schwimme, so flaniere ich doch am Ufer, betrachte die Wolken, behorche das Wellengeräusch — und schematisiere.

Ich hoffe, daß Sie Ihre Gutzkowiade bereits abgeschickt; was die meinige betrifft, so muß ich sie noch erst abschreiben, ein langweiliges und ödes Geschäft, und auch schmerzlich wegen des Zustandes meiner Augen, die seit acht Tagen wieder sehr leiden. Aber:

„Der ist besorgt und aufgehoben
Der Herr wird seine Diener loben." [1])

Meine Gatt- und Göttin befindet sich ganz wohl und hat mich beauftragt, wenn ich schriebe, den Monsieur Laube et sa dame freundlich zu grüßen. — Sie ist in diesem Augenblick in die Messe gegangen . . . sehr geputzt!

Da, wie Sie wohl denken können, keine deutschen Blätter hierher gelangen und mir übrigens aus Deutschland über die Gutzkowschen Händel nichts geschrieben wird, so müssen Sie mich gleich davon in Kenntnis setzen, im Falle etwas darauf Bezügliches in deutschen Zeitungen gesagt oder geäußert wird. Lesen Sie keine, so sagen Sie es Herrn Weill, der sie liest, und geben ihm meine Adresse, um mir mitzuteilen, was er aus Deutschland erfährt. Vielleicht schreib' ich ihm dieser Tage.

Mein Bankier hat noch kein neues Manuskript aus Deutschland erhalten. Ich hoffe, die Übersetzung wird rasch gefördert. — Vergessen Sie auch nicht meinen Auftrag in betreff des Konversationslexikons. Fürchte aber, die Fürsorge kommt zu spät.

Ich lebe hier sehr angenehm und glücklich, und hoffe auch, daß dieser Aufenthalt manche litterarische Ausbeute liefert. — Lassen Sie mich recht bald Nachricht von Ihnen hören.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Besuchen Sie doch recht bald den Redakteur der Revue des deux mondes und geben ihm einliegende Zeilen.

---

206. An Ferdinand Hiller.

Paris, den 7. Oktober 1839.

Liebster Hiller!

In diesem Augenblick habe ich Ihren Brief erhalten, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich diese Mitteilung betrübt hat. Noch vorgestern, Sonnabend, unterhielt ich mich mit Herrn Dr. Sichel von der vortrefflichen Frau [2]), deren Verlust Ihrem Herzen eine so tiefe Wunde schlägt. Wunden dieser Art heilen langsam, aber sie hinterlassen schöne Narben, statt daß manche andere Kümmernisse sehr häßliche Narben lassen, z. B. wenn wir geliebte Personen nicht durch den Tod, sondern durch das Leben verlieren. — Von Tröstung kein Wort; wer in gewissen Fällen getröstet werden kann, der hatte gewiß des Trostes nicht nötig.

---

1) Dieser Aufsatz Heines über Gutzkow scheint verloren gegangen zu sein.

2) Die Mutter Ferdinand Hillers, die Heine von Frankfurt a. M. aus kannte. — Dr. Sichel, ein bekannter Arzt, der von F. nach Paris übergesiedelt war.

Da die Kunst Ihnen nicht bloß ein Spielzeug ist, da Sie ihr immer mit Ernst zugethan waren, wird sie sich wohl jetzt dankbar erweisen und Ihre Schmerzen etwas lindern. Das erwarte ich; nichts mehr.

Über Ihre jüngsten musikalischen Leiden und Freuden hat mich Sichel längst in Kenntnis gesetzt; und ich merkte, daß letztere nicht sehr bedeutend, erstere aber nicht im stande waren, Ihr Selbstgefühl zu beugen. Die Hauptsache bleibt immer, daß wir uns selber genug thun.

Von mir darf ich dieses rühmen, ich war nie mit mir selbstzufriedener, als eben jetzt, und nie war ich gleichgültiger, wie jetzt, gegen alle Stimmen der Außenwelt.

Leider leide ich oft an einem Augenübel, wobei Sichel immer kuriert. Ich habe keinen blinden Glauben an ihn, sondern, was mehr sagen will, einen sehenden Glauben. Ich verdanke ihm manchmal daß ich sehen kann.

In diesem Augenblick habe ich eine Halsentzündung. — Sie sehen, jeder ist in seiner Art beschäftigt. — Ich bin aus dem Bette aufgestiegen, um diesen Brief zu schreiben, und will mich gleich wieder niederlegen; Sie entschuldigen daher mein schlechtes und verworrenes Schreiben.

Ihr Freund

H. Heine.

---

207. An Gustav Kühne.

Flüchtigen, aber herzlichen Gruß, mein liebster Kollege, indem ich Ihnen diese paar Gedichte schicke, die zu einer Sammlung gehören, die ich vielleicht nicht so bald herausgebe — obgleich meine Note von baldigem Erscheinen spricht. Befindet sich im fünften Gedichte irgend etwas, woran Sie Anstoß nehmen, so daß Sie das Gedicht nicht drucken können, dann lassen Sie vorderhand die ganze Sendung ungedruckt; denn sie wäre ohne das letzte Gedicht gar zu arm. Ich habe überhaupt nicht viel Vertrauen mehr zu meiner Poesie — nämlich zur versifizierten. Mein Lebensalter, und vielleicht unsere ganze Zeit, ist in den Versen nicht mehr günstig und verlangt Prosa. — Ihre Prosa, liebster Kühne, beiläufig gesagt, gefällt mir überaus gut, Sie schreiben einen Stil, der ganz original, was nicht bei allen unseren Freunden der Fall ist. Es liegt ein sanfter Schmelz drin, und die Gedanken schauen manchmal wie verschämt aus einer silberfarbigen Gaze.

Ihr treu ergebener

H. Heine.

Paris, den 11. Oktober 1839.

---

208. An August Lewald.

Paris, den 16. November 1839.

Ihren lieben Brief vom 9. Oktober hat mir vor vierzehn Tagen unser liebenswürdiger Freund B. überbracht, und ich darf Ihnen ver-

sichern, daß jede Zeile, die ich von Ihnen erhalte, meinem Gemüte wohlthut. Wenn ich Ihnen bisher nicht regelmäßig antwortete, so ist der Grund ganz einfach: ich bin eitel genug, zu glauben, daß wir uns auch ohne Korrespondenz verstehen. Ich brauche Ihnen nicht erst lang auseinander zu setzen, was mir gefällt oder mißfällt, was ich billige oder nicht billige. — Ich habe nie gezweifelt an Ihrer Freundschaft — Aber ehrlich gestanden, ich mußte in der letzten Zeit manchmal die Achsel zucken über die Schwäche, womit Sie, aus sogenannten Rücksichten der Position, mit Menschen sich alliierten, die an jedem freundschaftlichen Verhältnisse wie Ratten nagen, und es vergiften — Menschen, die mir von jeher nur wegen meiner Freundschaft zu Ihnen einen geheimen Haß nachtrugen. — — Und Sie, ein Menschenkenner, Sie konnten sich verbinden mit einem * *, dem gelben Neidwurm, der Ihnen von vornherein gram, wegen der paar silbernen Löffel, die man Ihnen nachsagt? — — Campe druckt jetzt die vierte Auflage der „Reisebilder," die er, wie wir wissen, zu so vielen Tausenden aufgelegt. — Und vom „Buch der Lieder," worin dieselben Gedichte, die in den „Reisebildern," geht die dritte Auflage rasend ab. —

Ich erwähne das, um Ihnen in die geheimsten Karten schauen zu lassen. — Deshalb werden Sie ersehen, weshalb ich mit Seelenruhe, ja mit geheimer Schadenfreude, bei allen Angriffen meiner Feinde schweigen konnte. — Mögen sie sich immerhin einbilden, ich fürchte sie — ein Zentner Arsenik fürchtet ein Lot Grünspan!

Genug davon. Heute wollte ich Ihnen bloß sagen, daß ich mich auf Ihre Hierherkunft freue. Ach, lassen Sie dies Projekt nicht zu Wasser werden! —

Wenn Sie hierher kommen, sollen Sie auch eine Zeichnung meiner Visage bekommen, früher nicht. Wenn Sie bald hierher kommen, finden Sie auch noch Laube, der ein wackerer Mensch, und zuverlässiger, als die Verbündeten, die Sie sich jetzt aufgesackt. Leben Sie wohl. Mathilde, der tolle Engel, grüßt Sie herzlich. —

---

209. An Heinrich Laube. [1]

Wollen Sie und Madame Laube heute abend mit mir und meiner Frau ins Theatre français gehen? Ich habe eben eine Loge erhalten und rechne, daß Sie mit uns gehen! Lassen Sie mich Antwort wissen. Wir würden alsdann zusammen essen und gleich ins Theater gehen. Wollen Sie uns abholen, oder sollen wir zu Ihnen steigen?

Ihr

H. Heine.

[1] Ohne Datum, aber wahrscheinlich aus Paris vom Dezember 1839. Ebenso die drei folgenden Briefe.

210. An Heinrich Laube.

Eben, lieber Laube, erhalte ich Ihr Billet. Ich kann um die angezeigte Stunde nicht zu Ihnen kommen und sehe Sie also erst morgen: seien Sie, wo möglich, zwischen 1 und 2 Uhr morgen zu Hause. — Mit Tessier, dem Buchhändler, habe gesprochen, bin aber zu keinem Resultate gelangt; in diesem harten geldbedrängten Dezembermonat ist mit Pariser Buchhändlern nichts anzufangen. War auch bei Dellove, konnte ihn aber nicht sprechen; die Kerls haben jetzt zu viel um die Ohren. Morgen gehe ich zu Buloz (Revue des deux mondes), der mir in betreff Ihres Buches beispringen soll.

Ein schlimmer Monat, wo auch ich bis über den Kopf in lauter Trödelgeschäften mich herumtummeln muß, und gar nicht zum Schreiben, zum Beendigen meines Buches gelangen kann. — Auf Tessier muß wohl verzichtet werden, und deshalb sollen Sie den Hallberger festhalten. Grüßen Sie Madame Laube! Wie schade, daß mein Billet Sie Sonntag (um 4 Uhr) nicht mehr antraf! Wir saßen allein in der größten und schönsten ersten Rangloge des Theatre français.

Ihr Freund

Mittwoch. H. Heine.

211. An Heinrich Laube.

Liebster Laube!

Wollen Sie Punkt ein Uhr bei mir sein, oder soll ich Sie um ein Uhr in Ihrer Behausung treffen, um allerlei Rücksprache zu nehmen?

Sie sind nämlich für diesen Abend bei Custine zur Soiree eingeladen, und ich möchte, ehe wir hingehen, auch mit Ihnen zu Hugo fahren. —

Ihr

Montag. H. Heine.

212. An Heinrich Laube.

Liebster Laube!

Mein Übel fängt an, sehr peinlich zu werden; in einigen Augenblicken wird man mir eine Unzahl Blutegel ansetzen, die mich verhindern, heute und vielleicht auch morgen Sie zu sehen. Montag blieb ich den ganzen Tag zu Hause, und gestern ging ich nur aus, um meinen Arzt zu sehen. — Welch ein Mißgeschick, daß Ihr Aufenthalt hier präzise in eine Zeit fällt, wo wir beide krank sind. — —

Ich hoffe, Sie werden früher hergestellt sein, als ich, der ich wohl vier Wochen zu leiden habe.

Ihr Freund

Mittwoch früh. H. Heine.

Madame Laube lasse ich mich freundlichst empfehlen.

213. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 5. Februar 1840.

Liebster Varnhagen!

Soeben erfahre ich von dem neuen Verluste, der Sie betroffen, und obgleich betäubt und nicht wissend, was ich sagen soll, eile ich Ihnen zu schreiben. Lieber Himmel! Hier hört ja alle Macht des Wortes auf, und das beste wäre ein stummer Händedruck. Ich fühle ganz, was Sie jetzt leiden werden, armer Freund, nachdem kaum die früheren Heimsuchungen überstanden. Ich habe die Hingeschiedene[1]) sehr gut gekannt, sie zeigte mir immer die liebreichste Teilnahme, war Ihnen so ähnlich in der Besonnenheit und Milde, und obgleich ich sie nicht allzu oft sah, so zählte ich sie doch zu den Vertrauten, zu dem heimlichen Kreise, wo man sich versteht, ohne zu sprechen — Heiliger Gott, wie ist dieser Kreis, diese stille Gemeinde, allmählich geschmolzen seit den letzten zehn Jahren! Einer nach dem andern geht heim — Unfruchtbare Thränen weinen wir ihnen nach — bis auch wir abgehen — Die Thränen, die alsdann für uns fließen, werden nicht so heiß sein, denn die neue Generation weiß weder, was wir gewollt, noch was wir gelitten!

Und wie sollen sie uns gekannt haben? Unser eigentliches Geheimnis haben wir nie ausgesprochen, und werden es auch nie aussprechen, und wir steigen ins Grab mit verschlossenen Lippen! Wir, wir verstanden einander durch bloße Blicke, wir sahen uns an und wußten, was in uns vorging — diese Augensprache wird bald verloren sein, und unsere hinterlassenen Schriftmäler, z. B. Rahels Briefe, werden für die Spätgeborenen doch nur unenträtselbare Hieroglyphen sein — Das weiß ich, und daran denk' ich bei jedem neuen Abgang und Heimgang. — — Ich kann Ihnen heute nichts Vernünftiges schreiben, lieber Varnhagen; in kurzem, in beruhigter Stunde, werde ich Ihnen erzählen, wie es mir geht. Laube und Frau ist diese Tage abgereist; täglich sprachen wir von Ihnen, und nur Gutes. — Wenn Sie mir mal was zu sagen haben, so findet mich Ihr Brief immer rue des Martyrs No. 23. — Wenn Sie wissen, wer die Briefschaften von Gans und Moser, namentlich die des letzteren besitzt, so schützen Sie mich doch gefälligst vor Indiskretionen; verlangen Sie für mich die Briefe von mir, die sich bei Moser finden könnten. — Leben Sie wohl und erhalten Sie Ihre Gesundheit.

Ihr Freund

H. Heine.

---

214. An Julius Campe.

Paris, den 18. Februar 1840.

Liebster Campe!

Just heute, wo periculum in mora ist, wenn ich Ihnen nicht schreibe, habe ich meinen Kopfschmerz. Über den Brief meiner Frau

1) Rosa Maria Assing.

Mutter, den ich eben erhalte, will ich daher keine lange Glossen machen, sondern denselben zu Ihrer eignen Betrachtung hier mitschicken. Es geht erstens daraus hervor, daß meine Mutter, aus übertriebener Vorsorge, den ganzen Inhalt des Briefes, den ich dem Manuskripte beilegte, Ihnen nicht mitgeteilt hat, sondern Ihnen nur eine Ziffer, nämlich die verlangte Honorarsumme, gezeigt hat. Ich bin heute zu kopftrübe, um den Inhalt jenes Briefes, den Kommentar der besagten Ziffer, hier umständlich zu wiederholen. Ich will daher gleich an meine Mutter schreiben, Ihnen den ganzen Brief mitzuteilen; er betraf nur die Verlagsangelegenheit, Sie werden meine durchaus milde Freundschaftsgesinnung daraus ersehen — ich habe überhaupt nichts zu verhehlen!

Haben Sie nun aus dem Briefe an meine Mutter ersehen, welche Bewandtnis es mit meiner Honorarforderung hat, haben Sie sich überzeugt, daß kein steigender Geldgeiz mich beseelt (ich werde Ihnen auch heute den besten Beweis liefern!), hat sich Ihr für die Zukunft beängstigtes Verlegergemüt etwas beruhigt, haben wir uns in dieser Hinsicht verständigt — so sollen Sie das Manuskript zurück erhalten und in Druck geben können. Es ist mir sehr lieb, aus dem Briefe meiner Mutter zu ersehen, daß sie das Manuskript nicht gleich nach Leipzig geschickt hat, wie ich ihr bestimmte Ordre gab, für den Fall, daß Sie es nicht drucken. Nicht an einen Buchhändler sollte sie es schicken, sondern an Laube unter einer gegebenen Buchhändleradresse; meine Mutter hat, aus unbegreiflicher Konfusion, weder meinen Brief begriffen, noch meine Ordre befolgt; selbst auf die eigene Mutter kann man sich in dieser Welt nicht mehr verlassen. Ich bin sehr verstimmt und finde einen Halt nur in stoischer Ruhe. Ich thue meine Pflicht und handle ernsthaft und redlich. Gehn die Sachen schief, so ist es nicht meine Schuld. — Für den Fall, daß meine Mutter an Laube das Manuskript geschickt, schreibe ich demselben heute, daß er mir das **versiegelte Paket unerbrochen hierher schicke.**

Im Grund ist mir die Verzögerung, die dadurch entsteht, nicht unlieb. Denn folgendes hat sich unterdessen ereignet:

Die Spannung und die Neugier, womit mein „Börne" bereits erwartet wird, ängstigte mich ein wenig, um so mehr, da lange kein Buch von mir erschienen. Ich habe mich daher entschlossen, ein ganz besonderes Opfer zu bringen, und aus den Tagebüchern, welche ein integrierender Teil meiner „Memoiren," detachierte ich eine schöne Partie, welche die Enthusiasmusperiode von 1830 schildert und in meinen „Börne," zwischen dem ersten und zweiten Buche, vortrefflich eingeschaltet werden konnte; was dem Ganzen, wie Sie sehen werden, ein gesteigertes Interesse verleiht. Jetzt bin ich ganz ruhig, und ich glaube, mein „Börne" wird als das beste Werk, das ich geschrieben, anerkannt werden. Das Werk wird daher jetzt aus fünf Büchern, statt aus vieren, bestehen, es wird jetzt um $^1/_4$ dicker, da das hinzugefügte Buch weit über fünf Druckbogen beträgt. Eine lange Citation soll daher ausfallen und die prägnanteste und überraschendste Wirkung hervorgebracht werden. — Ist nun diese Zugabe nicht ein großes Opfer, und zeigt sich hierin ein Honorargeiz? Sie sehen, ich thue alles für das Werk, und ich sakrifiziere ihm nicht bloß den Honorarbetrag von

fünf bis sechs Druckbogen, sondern auch die weit unberechenbarern Interessen eines meiner kostbarsten Manuskripte. — Sie wissen sehr gut, welch ein unendlicher Vorteil es für Sie, wenn von einem Buche noch keine Zeile vorher gedruckt worden. Dieses ist mit dem „Börne“ der Fall, und Sie haben noch immer Vorteil dabei, wenn Sie ihn doppelt so hoch honorieren, wie die „Französischen Zustände,“ die vorher in allen politischen Blättern abgeklatscht worden, oder wie „Die romantische Schule,“ die eigentlich eine andre Ausgabe eines schon seit Jahr und Tag existierenden Buches, oder des „Salons,“ wovon ich ebenfalls das meiste vorher drucken und mir in Frankreich und Deutschland gut honorieren ließ — Doch wozu Dinge, die Sie sehr gut wissen, sowie Sie auch wissen, daß mein neues Werk, neben dem Reiz eines humoristischen Unterhaltungsbuchs, noch außerdem einen dauerhaft historischen Wert haben und weit mehr, als meine rein phantastischen Schriften, von der positiven Gegenwart goutiert werden wird. Indem ich Ihnen nun für die erwähnte Summe das Eigentum des Buches auf acht Jahre zugestand (meinthalb auf länger), indem ich Ihnen also mehre Auflagen bewilligte (und ich bin überzeugt, daß das Buch mehre Auflagen erleben wird), so habe ich Ihnen im Grunde weniger abgefordert, als für meine früheren Bücher! Ich bin mir der Billigkeit und Gerechtigkeit meiner Forderung so tief bewußt, daß mich eine Betrübnis anwandelt, wenn ich darüber noch reden soll! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich, nach sicherer Erkundigung und überraschend vorteilhaften, unbedingten Anträgen, in tiefster Seele überzeugt bin, von einem anderen Buchhändler die geforderte Summe zu erhalten, ohne viel Wortkram. Sie haben mich in diesem Leben noch auf keiner Unwahrheit ertappt, und ich glaube, Sie werden einsehen, daß Sie diesmal ebenso klug wie freundschaftlich handeln, wenn Sie zu mir sagen: „Heine, ich drucke das Buch, ich gebe, was Sie verlangen, aber hat das Buch nicht den versprochenen Erfolg, so überlasse ich es Ihrem Ehrgefühl, mich dafür zu entschädigen!“

Ja, Campe, ich bitte, wälzen Sie den Stein fort. Ich will es Ihnen wahrhaftig Dank wissen. Und ich habe so viele Gelegenheiten, Ihre Interessen zu fördern, ohne daß es mir viel kostet — doch die Delikatesse erlaubt mir heute nicht, Ihnen viel für die Zukunft zu versprechen — zeigen Sie mir Vertrauen. Daß das Buch ohne Zensur gedruckt wird, haben Sie bereits zugesagt. Ich verlasse mich auch hierin auf Ihr Wort. Übrigens werden Sie jetzt wissen, daß es in keinem Fall den Regierungen stark mißfallen kann; auch die hinzugefügten fünf bis sechs Druckbogen enthalten nichts Gefährliches. Wie ich höre, braucht man in Leipzig über zwanzig Druckbogen nicht mehr zensieren zu lassen. Fanden Sie etwas politisch Bedenkliches im Buche, so soll es wegfallen.

Ihr Freund

H. Heine.

Ich empfinde den unruhigsten Schmerz bei dem Gedanken, daß das Buch an Laube abgegangen und darüber bereits verfügt sein könne. Es wäre aber nicht meine Schuld, und ich hoffe, lieber Campe, Sie würden mir deshalb nicht grollen. Ihr Unmut sollte vielmehr jenen Intriganten treffen, der mit der schnödesten Hinterlist und durch die

perfidesten Insinuationen dahin arbeitet, uns zu brouillieren. Sein Sie billig und diskret, und es wird ihm nicht glücken. Sollte, gegen alle meine Erwartung, der „Börne" dennoch nicht bei Ihnen gedruckt werden, so werde ich Ihnen gleich ein anderes Buch antragen, und die Honorarforderung soll Sie dabei nicht erschrecken. — Sie sagten mir in Ihrem letzten Briefe, daß Gutzkows Bücher keinen Absatz finden, daß er nicht von der Menge gelesen wird — Lieber Gott! Das hätten Sie gar nicht nötig gehabt, mir zu sagen, das weiß ich. . . . Lieber Campe, wenn man kein Herz in der Brust hat, kann man nicht für die große Menge schreiben.

215. An Julius Campe.

Paris, den 8. März 1840.

Liebster Campe!

Entschuldigen Sie mich, daß ich Ihren Brief vom 25. Februar erst heute beantworte. Als ich ihn vor acht Tagen empfing, steckte ich inmitten einer bedeutenden Arbeit, die ich nicht unterbrechen wollte. Erst diesen Morgen lese ich Ihren Brief genau, und lache und ärgere mich über den alten Campe, der unverbesserlich bleibt und mich noch immer nicht ganz versteht: wäre letzteres der Fall, Sie würden mir heute kein neues Briefschreiben kosten. Daß durch Sie wieder der Druck des Buches verzögert wird (und hätte ich es einem andern Verleger geben wollen, es wäre schon seit sechs Monaten gedruckt) — das mögen Sie gegen sich selbst verantworten: ich kann nicht glauben, daß Sie das Gutzkowsche Buch erst in die Presse geben wollen, denn dieses ist gewiß etwas anderes. Kennte ich Sie nicht besser, ich müßte glauben, Sie wollten mich hinhalten . . .

Ich habe ein Buch in der Arbeit, betitelt: „Die Julirevolution;" ich werde einen Teil davon in der „Revue des deux mondes" und in der „Allgemeinen Zeitung" drucken lassen und berechne Ihnen ein geringeres Honorar. — Über ein anderes Buch wollte ich mich schon längst bestimmt gegen Sie aussprechen, da ich des Titels wegen früh oder später bei Ihnen ansprechen muß. Es mag daher gleich geschehen. Ich habe nämlich über französische Kunst eine Arbeit, die ich für eine Zeitschrift bestimmt, die aber darauf berechnet ist, mit den Theaterbriefen, die ich vor drei Jahren für Lewald schrieb, ein Ganzes zu bilden (ich bitte Sie um das heiligste Geheimnis). Eine besondere schöne Einleitung habe ich bereits ausgesonnen, und nun weiß ich nicht, soll ich das Buch „Französische Kunst" titulieren, oder soll ich es als vierten Band dem „Salon" anreihen? Der „Salon" würde alsdann aus vier Bänden bestehen, die mit den „Reisebildern" parallel liefen. Ich bin nicht sehr für den Titel „Französische Kunst," da schon „Französische Zustände" von mir existieren. Auch bei einer neuen Ausgabe des „Salons" würde ich durch das neu Hinzukommende besser die einzelnen Partien ordnen können. Ist dies Ihre Meinung, so sollen Sie bald Manuskript haben. Es ist kein großes Mord- und Weltspektakel-

buch, und obgleich es wohl, als ein Buch von mir, sein Publikum finden wird, so sollen Sie es wohlfeil haben.

Die zweite Hauptsache, worüber ich Ihr bestimmtes Ja oder Nein erwarte, ist der unverstümmelte Druck des Buches. Sie haben meiner Mutter gesagt, daß Sie es ohne Zensur drucken. Ich rechne darauf, denn ohne diese Bedingung müßte ich es in Leipzig oder in Stuttgart drucken lassen, von wo aus mir in dieser Beziehung die besten Anträge gemacht worden, als man merkte, daß wir über Zensurquälereien mit einander haperten. — Ich habe Ihnen ebenfalls in meinem vorigen Brief gesagt, daß Sie mich darauf aufmerksam machen sollten, was Sie aus dem Buche ausgemerzt wünschten. Später ist es zu spät; ich kann mich dann nicht mehr auf Änderung einlassen. — Übrigens wissen Sie, daß ich im Buche sehr gemäßigt bin.

Damit durch heutigen Brief alles haarklein besprochen und abgemacht sei, bemerke ich zum Schluß, daß ich, sobald ich eine bejahende Antwort von Ihnen erhalte, sogleich das Manuskript des „Börne" an Sie abschicke. Schreiben Sie sobald Antwort

Ihrem

H. Heine.

216. An Julius Campe.

Paris, den 28. März 1840.

Liebster Campe!

Geschäfte von der unerquicklichsten Art haben mich die ganze Woche so verstimmt, daß ich erst heute Ihren Brief vom 14. März beantworte, ich wollte Ihnen eine fremdartige Mißlaune nicht entgelten lassen, was sehr leicht geschehen konnte, da Sie mich in mehre überflüssige Schreibereien hineingezogen; diesen wenigstens will ich heute ein Ende machen.

Was Sie mir in betreff Wandsbecks sagen, ist sehr gut; nur rechne ich darauf, daß nichts anderes gestrichen wird, als der Passus, wo ich dem König von Bayern (dem edelsten Fürsten, der jemals einen Thron geziert) Gerechtigkeit widerfahren lasse. Liebster Campe, ich hoffe, Sie sind Ihrer Sache sicher, denn sonst müßte ich darauf bestehen, daß das Buch ganz ohne alle Zensur gedruckt wird. Sagen Sie mir umgehend hierüber die bestimmteste Wahrheit. Ich will lieber mit der Absendung noch vierzehn Tage warten. Ja, ich würde das ganze Buch lieber liegen lassen, als daß ich, schnöden Ehrensolds halber, meine Ehre selber aufs Spiel setzen sollte. Sie begreifen nicht, wie viel Überwindung es mir kostet, so gemäßigt zu schreiben, wie ich es jetzt thue; wird mir da noch an irgend einer Äußerung etwas abgezwackt, so riskiere ich, ganz schmählich verkannt zu werden. Ich habe schon so viel gelitten durch solches Mißgeschick! — Schreiben Sie mir also gleich Antwort, und Sie erhalten unverzüglich Manuskript, bei welcher Gelegenheit ich die Hälfte des Honorars in kurzem Termin auf Sie trassiere und die andere Hälfte in einem längeren Termin, den Sie gefälligst selbst bestimmen wollen. — Hab' in der That sehr viel Geld nötig in diesem Jahr, und

wenn ich heute noch Zeit hätte, würde ich über Herausgabe eines vierten „Salon"-Teils mich mit Ihnen besprechen; für diesen aber, das versteht sich, zahlen Sie jetzt das gleiche Honorar wie für die früheren Bände, und ich werde ihn durch zeitgemäße Materialienzuthat aufs beste ausstatten; kann ihn aber, da ich etwas Besonderes dazu schreiben will, erst Mitte Juni liefern. Sagt das Ihnen zu, so ist die Sache gleich abgemacht, ich beschäftige mich damit ernstlich, und weiß, daß ich noch eine Summe auf dem Budget habe, worüber ich nicht mehr zu diskutieren brauche. Und nun leben Sie wohl!

Ihr Freund

H. Heine.

---

217. An Julius Campe.

Paris, den 18. April 1840.

Liebster Campe!

Eine Last der verdrießlichsten Geschäfte erlaubt mir erst heute, Ihren Brief vom 5. April zu beantworten und das Manuskript des „Börne" abzuschicken. Wegen des neu hinzugekommenen Buches (das Ihnen hoffentlich gefallen wird), mußte ich das ganze Manuskript umpaginieren; ich bring' es in einer Stunde zur Post. Ich bin froh, endlich mit Ihnen aufs reine zu sein und auch, daß das Honorar des vierten „Salon"-Bandes bestimmt ist; ich werde mich nun gleich dran machen, und ich denke, in sechs Wochen erhalten Sie Manuskript; will das Buch schon hübsch zustutzen. — Thun Sie nur alles Mögliche für den „Börne," und drucken Sie nicht zu viel Exemplare, damit ich durch eine zweite Auflage für meine grenzenlosen Mühseligkeiten entschädigt werde. Daß der Druck so sorgfältig als möglich sein wird, hoffe ich ebenfalls, sowie auch, daß außer dem Passus über den König von Bayern nichts unterdrückt wird. Ich soll Sie gewähren lassen — aber ich muß Sie nochmals drauf aufmerksam machen, daß das Buch, trotz einiger starken Ausdrücke, dennoch im Grunde nicht von der Art ist, daß es den Regierungen mißfiele; am allerwenigsten die Preußen werden damit unzufrieden sein, und dieses Buches wegen werden Sie wahrlich nicht verfolgt werden. — Sie dürfen es daher getrost drucken, ohne sich durch die Gnade Sievekings eine Art Zensurdeckung zu erbitten. — Zeigen Sie das Buch keinem Menschen und lassen Sie es plötzlich vom Stapel laufen. — Ich habe — auf die Gefahr hin, verkannt zu werden — alle eigene Doktrin im Buche ausgelassen, und mehr, als die Regierungen, werden die Revolutionäre über mich ungehalten sein, weil ich sie tadle, ohne etwas Positives, die eigenen Ideen, auszusprechen. Das Buch hat einundzwanzig Bogen, und Sie dürfen es getrost ohne Zensur drucken, Sie haben hier nichts zu riskieren. Lassen Sie beileibe vom Inhalte des Buches vor dem Erscheinen nichts verlauten. — Ich wiederhole Ihnen, daß ich bei der Abfassung des Buches Ihre Zensurnöten im Auge hatte, daß ich die Selbstzensur sehr gewissenhaft übte, und daß ich sogar ängstlich bin, des Guten zu viel gethan zu haben. Ich bitte, sorgen Sie, daß in dieser Beziehung die öffentliche Meinung

nicht irre geleitet wird. Ich hinge lieber alles Bücherschreiben an den Nagel, als daß ich mich des Servilismus beschuldigen ließe. Ich befinde mich wohl und so heiter, als es möglich ist bei den vielen Arbeiten und Quälereien, die auf mir lasten. — Leben Sie wohl, und wahren Sie mit Gewissenhaftigkeit meine Interessen; ich verspreche, dasselbe zu thun für die Ihrigen.

Freundschaftlich grüßend

H. Heine.

218. An Julius Campe.

Paris, den 8. Mai 1840.

Liebster Campe!

Sie haben mir den Empfang meines Manuskripts noch nicht angezeigt; ich hoffe, daß es wohlbehalten angelangt und in Druck bereits gegeben ist. Ich bitte Sie, schicken Sie mir während des Druckes jedesmal die Aushängebogen unter Kreuzkouvert hierher. Der Titel des Buches, wie ich Ihnen bereits einmal gemeldet habe, ist: „Ludwig Börne, eine Denkschrift von H. Heine." — Ich werde das Buch an jemand dedizieren und werde Ihnen solche Dedikation nächste Woche zuschicken. — ich werde Paris nicht eher verlassen und ins Bad reisen, ehe ich nicht den vierten Band des „Salon" für Sie bereitet habe. Ich werden denselben mit einer großen ungedruckten Arbeit bereichern, die sehr zeitgemäß sein wird. Ich arbeite sehr viel und habe auch viel Privatbeschäftigungen, die mich sehr in Anspruch nehmen.

Ihr Freund

H. Heine.

219. An Gustav Kolb.[1])

Liebster Kolb!

Ich weiß es jetzt ganz bestimmt, daß Herr Spazier[2]) sich dazu brauchen läßt, für das hiesige Ministerium in die Leipziger Zeitung und vielleicht auch in andere deutsche Blätter bezahlte Artikelchen einzuschmuggeln. Ein Artikel in der Leipziger Zeitung, aus Leipzig datiert und die Damaskus-Geschichte im Sinne des hiesigen Ministeriums besprechend, ist von ihm und ist gleichlautend mit den Noten, welche aus dem Ministerium für andere Blätter gegeben wurden. Hinter der Damaskus-Geschichte[3]) stecken die französischen Alliierten unserer alten Münchener Freunde; ich kenne meine Pappenheimer und will ihnen ernsthaft begegnen. Auf die Kolonnen der „Allgemeinen Zeitung" rechne ich, wenn die syrische Judenverfolgung vor das Tribunal Ali Mehemeds in Alexandrien gezogen und die interessanteste Erscheinung bieten wird. — Trotz der vielen Affensprünge ist hier alles still und

1) Ohne Datum, aber, laut Poststempel, aus Paris den 15. Mai 1840.
2) R. O. Spazier. Vgl. S. 168.
3) Vgl. Bd. VI. S. 249 ff.

kaum des Besprechens wert. — Wie angenehm ist es mir, liebster Kolb, Sie zuweilen unter meinen Artikeln im Fluge grüßen zu können!

Ihr Freund

H. Heine.

P. S. Daß Ratti-Menton, wie ich gemeldet, von Tiflis fortgejagt worden, hat dieser Tage Graf Medem bei Tische erzählt, mit grellen Details.

220. An Julius Campe.

Paris, den 10. Juni 1840.

Liebster Campe!

Ich habe vergebens auf Aushängebogen meines „Börne" gewartet. Jetzt muß das Buch ja ganz gedruckt sein — ich bitte, schicken Sie mir unter Kreuzkouvert recht bald die Bogen. Da ich Ihnen keine Dedikation geschickt, so werden Sie wohl von selbst gemerkt haben, daß ich das Buch mit keiner Dedikation versehe; ich werde dieselbe für den vierten „Salon"-Band sparen, den ich Ihnen vor meiner Abreise nach Granville schicke: ich bin mit dem Abschreiben beschäftigt, und ich glaube, das Buch wird gut aufgenommen werden. — An den zweiten Band des „Buchs der Lieder" kann ich erst in Granville oder bei meiner Rückkehr gehen; je länger ich hier aufschiebe, desto schöner wird er mit neuen Gedichten ausgestattet. Ich arbeite viel und hab' viel Angriffe abzuwehren. Es heißt hier, ich sei dem Ministerium verkauft, für 100000 Franken; ich habe im „Constitutionnel" dagegen reklamieren müssen. — Unterdessen bin ich arm wie Hiob, und, beschäftigt bloß mit höhern Interessen, verschwand mir das Geld allmählich in der Tasche; und Sie dürfen mir's glauben, ich muß meine Feder zu exploitieren suchen, wenn ich nicht idealisch wie ein deutscher Dichter verhungern will.

Ihr Freund

H. Heine.

221. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 3. Juli 1840.

Liebster Varnhagen!

Der Überbringer dieser Zeilen ist Herr Carnot, ein Sohn würdig des väterlichen Namens, was viel sagen will. Ich glaube also nicht vieler Worte zu bedürfen, um ihn zu empfehlen, und gar bei Ihnen, der Sie offenen Blickes und voller Teilnahme sind für jede sich selbst empfehlende Persönlichkeit. Herr Carnot wird Ihnen über manche Dinge, die Sie interessieren, sehr genaue Nachricht geben können; wir kennen uns schon seit zehn Jahren, wo ich ihn im sacré collège der Saint-Simonisten fand; das waren brillante Zeiten; — jetzt ist Herr Carnot nur Mitglied der Deputiertenkammer. — Ich umarme Sie

H. Heine.

222. An Julius Campe.

Paris, den 17. oder 18. Juli 1840.

Liebster Campe!

Ich habe gestern Ihren Brief vom 10. dieses erhalten, und seit diesem Morgen früh bin ich beschäftigt, das Manuskript zum vierten „Salon“-Teile zu besorgen. Damit Sie gleich beschwichtigt werden, eile ich, noch vor Abgang der Post Ihnen das Nötige zu melden. Der vierte Teil besteht;

1) aus einem ungedruckten Sittengemälde, wovon ich nur noch ein Fragment besaß (der Rest verbrannte bei meiner Mutter), und welches ich hier ergänzen wollte. Ich ergänze es jetzt notdürftigst, es wird etwa sieben bis acht Bogen betragen, und ich schicke Ihnen das Manuskript in zwei Sendungen mit der Briefpost. Übermorgen sende ich schon die erste Partie, so daß der Druck gleich beginnen kann.

2) etwa einen oder zwei Bogen neuer Gedichte.

3) die Briefe aus Lewalds Theaterrevue, wovon ich nur die Hälfte in diesem Augenblick besitze (das Ende fehlt mir), werde sie aber bald erhalten. Aus Vorsorge suchen Sie sich ebenfalls das Buch zu verschaffen. Nur wenige Zeilen habe ich an der ganzen Arbeit zu ändern, und da diese Briefe in der Lewaldschen Theaterrevue sehr eng gedruckt sind, so schick' ich dieses gedruckte Manuskript ebenfalls mit der Briefpost, und Sie werden nicht viel Porto dafür zu zahlen haben. Sie erhalten also das ganze Buch in der kürzesten Frist und auf dem schnellsten Wege. — Leider ist die Eile dran schuld, daß ich nicht noch einige brillante Blätter hinzuschreiben kann.

Ich war im Begriff, nach Granville abzureisen, und des verdammten Buches wegen muß ich nun acht bis zehn Tage länger in dem heißen Paris bleiben.

Ich bin nämlich der Meinung, daß Sie aus wohlkalkuliertem Buchhändler-Interesse den vierten „Salon“-Teil jetzt mit dem „Börne“ zugleich in die Welt schicken wollen, damit das Skandalbuch, der brüllende Löwe, das sanftere Buch, das unschuldige Lamm, was der vierte „Salon“-Teil in der That ist, mit fortreiße — die Zensur ist ein Nebengrund — doch gleichviel, ich werde immer Ihren Wünschen gern nachkommen.

Der „Börne“ ist indessen politisch nicht so ein wildes Thier, wie Sie fürchten; manches Bedenkliche steht freilich drin, aber das Ganze wird keinem höchsten Mißfallen begegnen.

Aber, um des lieben Himmels willen, wir waren überein gekommen, daß die Stelle über den König von Bayern gestrichen werde, ich habe es ausdrücklich zugestanden — und zu meiner lachendsten Verwunderung sehe ich in den Aushängebogen, daß sie diese Stelle ganz unverkürzt abdrucken ließen. Nur diese Stelle kann dem Buche Ungelegenheiten verursachen, und ich rate Ihnen, in den Exemplaren, die nach Bayern kommen könnten, einen Karton zu drucken, wo die verfängliche Stelle nur durch weißes Papier repräsentiert würde. Pagina 174, von der dritten Zeile an[1]), müßte die ganze Stelle unterdrückt werden.

1) Vgl. Bd. VIII. S. 301.

Ein Karton macht freilich viel Schererei, aber, haben Sie wirklich Furcht, so wäre es doch nötig. Leben Sie wohl, übermorgen mehr!

Ihr Freund

H. Heine.

223. An Julius Campe.

Paris, den 21. Juli 1840.

Liebster Campe!

Beiliegend erhalten Sie den Anfang des vierten „Salon" Teils; etwa noch zweimal so viel beträgt die Fortsetzung, das geschriebene Manuskript, das ich Ihnen in zwei Briefen dieser Tage nachschicke. Hierauf schicke ich das gedruckte Manuskript, so daß Sie das Buch schleunigst fördern können. — Die Aushängebogen des „Börne" habe ich richtig erhalten, jedoch noch nicht ganz nachlesen können; vielleicht schicke ich Ihnen eine Errata-Lese. Da, wie ich sehe, noch Zeit ist, so haben Sie die Güte, den „Börne" mit folgender Zueignung zu versehen:

Seinem geliebten Freunde
Heinrich Laube
widmet
diese Denkschrift
der Verfasser.

Ich bitte Sie, tragen Sie nur ängstlich Sorge, daß niemand nichts vom „Börne" zu Gesicht bekömmt und zu frühe Lärm schlagen kann.

Der Titel des ersten Stücks des vierten „Salon"-Teils ist angeklebt; ginge das Blättchen verloren, so bemerke ich nochmals, der Titel heißt:

Der Rabbi von Bacharach.
Ein Fragment.

Ich habe dieses mittelalterliche Sittengemälde vor etwa fünfzehn Jahren geschrieben, und was ich hier gebe, ist nur die Exposition des Buches, das bei meiner Mutter verbrannt ist — vielleicht zu meinem Besten. Denn im Verfolg traten die ketzerischsten Ansichten hervor, die sowohl bei Juden wie Christen viel Zetergeschrei hervorgerufen hätten.

Bitte nur recht sorgfältig die Korrektur durchzulesen. — Sobald mein Manuskript fertig, reise ich ab nach Granville.

Ihr Freund

H. Heine.

224. An Julius Campe.

Paris, den 24. Juli 1840.

Liebster Campe!

Gestern sandte ich Ihnen das zweite Kapitel des „Rabbi;" heute schicke ich Ihnen das dritte, welches den Schluß bildet. In zwei oder

drei Tagen schicke ich Ihnen auch die Gedichte und die revidierten „Theaterbriefe." — Ich hoffe, daß Ihnen der „Rabbi" gefällt, und ich glaube, daß das Thema zeitliche Interessen und Sympathien berühren wird; wenigstens wird das Buch als ein beachtenswertes Originalwerk unter meinen andern Büchern eine honette Stellung einnehmen. Die etwa zwanzig Gedichte, die ich gebe, sind auch nicht von Stroh.

Aber nun eine höchst wichtige Sache.

Als ich gestern abend nach Hause kam, fand ich den 23. Bogen des „Börne," nebst Titel des Umschlags. Diesen Titel kann ich durchaus nicht genehmigen, und ich kann nicht begreifen, wie Sie zu diesem Mißgriff kommen. Der Titel des Buches, wie ich Ihnen bestimmt genug geschrieben, heißt:

Ludwig Börne.
Eine Denkschrift
von
H. Heine.

Ich hoffe, daß dieser Titel ganz genau aufs Buch gestellt wird. Aber auch auf dem Umschlag muß dieser Titel stehen, und meinen Sie etwa, daß auf dem Umschlag mein Name obenan stehe, so setzen Sie immerhin:

H. Heines
Denkschrift
über
L. Börne.

Ich weiß nicht warum, aber das Ganzausschreiben meines Vornamens Heinrich chockierte mich hier, und dann habe ich nicht eigentlich eine Schrift über Börne geschrieben, sondern über den Zeitkreis, worin er sich zunächst bewegte, und sein Name war hier vielmehr nur ein Buchtitel. Haben Sie nur einen Moment darüber nachgedacht, so begreifen Sie leicht, daß mir der Umschlagtitel „Heinrich Heine über Ludwig Börne" ein Greuel sein muß, und daß ich Sie schleunigst angehe, ihn zu verändern. Sagen Sie mir auch umgehend, ob meine Dedikation für den „Börne" noch zeitig genug angelangt. Widrigenfalls dediziere ich an Laube den „Rabbi."

Die Aushängebogen habe ich noch nicht nachlesen können; hab' aber schon schreckliche Druckfehler erblickt. — Um Gottes willen, halten Sie sich nur genau an meine Interpunktion.

Ihr Freund

H. Heine.

---

225. An Julius Campe.

Paris, den 8. August 1840.

Soeben, liebster Campe, erhalte ich Ihren Brief vom 1. August. Bin sehr verdrießlich wegen des Titels. — Ich war einige Tage unpäßlich, auch bedrängt durch die einstürzenden Kriegstöne, so daß ich erst gestern Ihnen Manuskript und heute den Schluß schicken konnte.

Sie haben nun das Ganze, und ich hoffe, daß es über zwanzig Bogen; die Gedichte dürfen beileibe nicht zusammengedrängt werden, und hier kann der Setzer hinlänglich Papier aufgeben lassen, wenn etwa mein Manuskript nicht hinreichend. Auf jeden Fall sorgen Sie bei den Gedichten für die ängstlich genaueste Korrektur. — Dienstag reise ich nach Granville, und wenn Sie mir schreiben, so adressieren Sie den Brief nur gleich an H. H. à Granville, Département de la Manche. — Was hat denn Gutzkow im „Telegraphen" von mir gesagt? Ich sehe das Blatt nicht. Überhaupt melden Sie mir gleich, was gegen mein Buch ausgeheckt wird. Übrigens überlasse ich dasselbe ganz seinem Schicksal. Es mag sich allein herumbeißen. Genug, es ist mit Zähnen auf die Welt gekommen. In großer Eil',

Ihr Freund

H. Heine.

---

226. An August Lewald.

Granville, den 31. August 1840.

Ich danke Ihnen für die Bogen, die Sie mir zukommen ließen; leider schickte man sie mir aber nicht sous bande, sondern in einem Brief, so daß ich siebzehn Franken und sechs Sous dafür zahlen mußte — wodurch ich fast vor Schrecken gestorben und noch jetzt krank bin, so daß ich deshalb die Seebäder gebrauchen muß. Heute freilich befinde ich mich sehr wohl und heiter, und ist es nun das schöne Sommerwetter oder das glänzend stolze Selbstgefühl, eine kostbare Stimmung beseelt mich in diesem Augenblick, wo ich dem alten Freunde die Hand ergreife und ihn um einen Dienst, einen Liebesdienst, angehe. In heftigen Lebensnöten habe ich Sie immer so hilfreich und thätig für mich erfunden! — Heute sind die Dinge weniger trübe, aber ich habe Ihrer dennoch nötig. Indem Sie mich aber jetzt in einer Sache, die eben von keiner bedeutenden Lebenswichtigkeit, verpflichten, zerstören Sie auch manche Mißempfindung, die andere mir einflößen. — Ich erfahre jetzt, daß Gutzkow bei dem Erscheinen meines Buches über Börne das Arsenal seiner Hinterlist aufgeboten hat, um mir in der öffentlichen Meinung zu schaden, um das Buch, was er selber über denselben Gegenstand herausgeben will, durch Rückwirkung zu heben. Es würde zu weit führen, und würde auch meine gute Laune trüben, wenn ich Ihnen ausführlich erzählen wollte, wie er sich Campes zu bemeistern und ihn zu meinem Nachteil auszubeuten wußte.

Sie haben keinen Begriff, welch einen Luxus von Infamien es giebt, die ich Ihnen erzählen werde, sobald ich Sie wiedersehe, denn es ist mir immer, als erwartete ich Sie für den nächsten Tag. Doch Sie kennen die hamburgischen und überhaupt die litterarischen Kloaken Deutschlands zu gut, um nicht das meiste zu erraten. Bei der Anarchie unserer Tageblätter wird es dem edlen Gutzkow leicht gelingen, durch seine Rotte in den deutschen Zeitungen eine Menge perfide Artikelchen gegen mich einzuschmuggeln. — Diesem Unfug sollen Sie nun entgegenwirken, und Ihrer Klugheit überlasse ich die Art und Weise. Ich lebe

im Ausland, stehe in keinem litterarischen Verkehr, mit niemand, bin ganz isoliert, und die anonyme Presse kann daheim mit der größten Bequemlichkeit meinen Namen meucheln. — Handeln Sie also schnell, jede Zögerung bringt Gefahr. —

Mathilde ist eine gute Hausfrau geworden, trotz ihrer tollen Laune, und unser Ehestand ist ebenso moralisch, wie der beste in Krähwinkel. — In diesem Augenblick erscheint bei Campe der vierte Teil des „Salon," ein Buch, dem ich mehre sehr gute Gedichte und die „Theaterbriefe" einverleibt habe. — Ich bleibe etwa noch acht Tage hier, durchstreife dann die Bretagne, und in fünfzehn Tagen denke ich wieder in Paris einzutreffen. — Dort hoffe ich alsdann auch Briefe von Ihnen vorzufinden. Aber kommen Sie lieber selber. —

---

227. An Heinrich Laube.[1])

Liebster Laube!

Mein Brief ist gestern nicht abgegangen, und ich eile, das Wichtigste hinzuzufügen. Leider ist mein Kopf ganz betäubt, und ich kann kaum schreiben. Gestern abend erfuhr ich durch das „Journal des Débats" ganz zufällig den Tod von Immermann. Ich habe die ganze Nacht durch geweint. Welch ein Unglück! Sie wissen, welche Bedeutung Immermann für mich hatte, dieser alte Waffenbruder, mit welchem ich zu gleicher Zeit in der Litteratur aufgetreten, gleichsam Arm in Arm! Welch einen großen Dichter haben wir Deutschen verloren, ohne ihn jemals recht gekannt zu haben! Wir, ich meine Deutschland, die alte Rabenmutter! Und nicht bloß ein großer Dichter war er, sondern auch brav und ehrlich, und deshalb liebte ich ihn. Ich liege ganz darnieder vor Kummer. Vor etwa zwölf Tagen stand ich des Abends auf einem einsamen Felsen am Meere und sah den schönsten Sonnenuntergang und dachte an Immermann. Sonderbar!

Und nun leben Sie wohl, und grüßen Sie mir freundlichst Ihre Frau. Ich empfehle mich ihrem innigsten Bedauern. Trotzdem daß sie die Jagd liebt, so zweifle ich doch, ob ihr die Läusejagd, die mir bevorsteht, eine angenehme Unterhaltung dünken mag. Ich wünschte, sie bald wieder in Paris zu sehen, wir haben eine neue Wohnung bezogen; und wunderhübsch eingerichtet hat mich meine Frau.

Ich bin, sonderbar genug, sehr guter Laune, und kann mich noch gar nicht dazu entschließen, mich zu ärgern. Es ist vielleicht Apathie, nicht Gesundheit. — Morgen oder übermorgen reise ich nach Paris, wo ich nächsten Donnerstag eintreffe; schreiben Sie mir daher bald. Meine Adresse ist: Rue Bleue, No. 25, à Paris.

Hallberger beklagte sich, daß W . . . s Übersetzung der Pücklerschen Gartenkunst schlecht sei, und schickte ein Gutachten mit aus der Feder des ersten Übersetzers. Das Wahre an der Sache ist, daß das erste

---

1) Ohne Datum, wahrscheinlich aber aus Granville, anfangs September 1840. Der Anfang des Briefes ist verloren gegangen.

Drittel des Buches ganz vortrefflich übersetzt ist (ich habe es selbst während zwei Tagen genau durchgesehen), und daß der Schlingel den Rest mir ohne genaue Durchsicht zum Abschicken übergeben. — In einigen Tagen schreibe ich Ihnen aus Paris.

Ihr Freund

H. Heine.

---

228. An Julius Campe.

Paris, den 11. September 1840.

Liebster Campe!

Seit vorgestern abend bin ich in Paris heimgekehrt, nach einer angenehmen Reise in der Bretagne, wo ich die köstlichsten Volkslieder gesammelt. Bereits in Saint-Lo fand ich Ihren Brief, und mein Befremden löste sich erst, nachdem ich hier auch den „Telegraphen" erhielt; in diesem Augenblicke, vor einer halben Stunde, erhielt ich auch die anderen Blätter, die Sie nach Granville schickten und die mir hieher nachliefen.

Ich gestehe Ihnen, nur wenig und kaum bis zur Haut, werde ich berührt von den Schändlichkeiten, die der große Intrigant, in Verbindung mit dem Frankfurter Pack, gegen mich ausgesponnen; mein inneres Gemüt bleibt froh und ruhig. Denn an Schimpfen bin ich gewöhnt, und ich weiß: die Zukunft gehört mir. Selbst wenn ich heute stürbe, so bleiben doch schon vier Bände Lebensbeschreibung oder Memoiren von mir übrig, die mein Sinnen und Wollen vertreten und, schon ihres historischen Stoffes wegen, der treuen Darstellung der mysteriösesten Übergangskrise, auf die Nachwelt kommen. Das neue Geschlecht wird auch die beschissenen Windeln sehen wollen, die seine erste Hülle waren. — Was mich aber verdrießt, liebster Campe, das ist, daß Sie wieder in die Hände meiner Feinde geraten, als Spielzeug und Waffe gegen mich. Ich weiß jetzt schon alles, und deshalb zürne ich Ihnen nicht. Ja, da ich glaube, daß Sie es mit dem Intriganten und Konsorten nicht lange mehr aushalten — denn Ihr besseres Ich wird sich doch am Ende nicht mehr von vorgespiegelten Notwendigkeiten beschwichtigen lassen — so will ich den Leuten nicht den Gefallen thun, mit Ihnen zu brechen, obgleich alles darauf abzielte, mich dazu zu zwingen. — Sie haben ganz recht, es wird niemand glauben, daß Sie den Aufsatz des Monsieur Gutzkow nicht lasen, ehe er gedruckt war, und zwar gedruckt in einem Blatte, welches Ihr ehrlicher Name als verantwortlicher Redakteur vertreten muß.

Was ich thun werde, weiß ich noch nicht. Hab' auch bei meiner Rückkehr weit dringendere Geschäfte vorgefunden. — Ich bin geduldig, denn ich bin ewig, sagt der Herr!

Sie haben unverantwortlich gegen mein Buch gehandelt, Sie kennen sehr gut die Schmiede, worin die verschiedenen Artikel gegen mich fabriziert worden, womit man mein Buch präjudizieren will — und Sie wollen mir glauben machen, auch Sie hielten dergleichen für unparteiisch öffentliche Meinung — —

Jeden Augenblick, während ich Ihnen schreibe, werde ich gestört. Ich will Ihnen später mehr schreiben. Leben Sie wohl. Meine Adresse ist jetzt: Rue Bleue No. 25.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

229. An Julius Campe.

Paris, den 25. September 1840.

Liebster Campe!

Diesen Morgen erhielt ich Ihren Brief, sowie auch die Nummer der „Eleganten Welt" und der „Halleschen Jahrbücher," die Sie mir schickten; in Ihrem Brief erwähnen Sie ebenfalls einer „Posaune," die einen Artikel gegen mich enthielte und Ihrem Briefe beiliege, aber letzteres ist nicht der Fall, und ich bitte, mir den Artikel zu schicken, sowie überhaupt alles, was gegen mich erscheint. Fürchten Sie nur nicht, daß dergleichen mich bedeutend betrüben möge; an dem goldenen Harnisch, den ich trage, prallen alle diese Pfeile ab. Auch das Buch des edlen Gutzkow über Börne bitte ich mir per Kreuzkouvert umgehend zu schicken. Auch was derselbe nach dem Erscheinen meines Buches in den Text des seinigen hinein setzte, haben Sie vor dem Druck nicht gesehen, ebensowenig wie Sie von dessen Artikel im „Telegraphen" vor dem Drucke etwas wußten.

Auch gut; bedenklicher bleibt mir nur der traurige Titel, den Sie mir anhefteten, und den ich nicht ohne Ekel betrachten kann. Mißverstehen Sie mich nicht; ich beschuldige Sie keines Einverständnisses mit meinen Feinden; aber ich bin verdrießlich, daß ich Ihnen diese Filzläuse verdanke, ich habe sie in Ihrem Laden gefangen; ohne Sie hätten Gutzkow und Konsorten mir nie nahen können. Ich habe dieselben nie einer Antwort gewürdigt; nur als sie hinter Ihren Namen sich steckten, um mich der Unwahrheitlichkeit zu verdächtigen, mußte ich mich aussprechen.

Lassen Sie immerhin meinen vierten „Salon"-Teil vom Stapel laufen, aber schicken Sie gleich Exemplare an alle Leute, die mir befreundet, z. B. Laube, Varnhagen, fügen Sie auch ein Exemplar des „Börne" hinzu, und sorgen Sie mit demselben Eifer für wahrheitsliebende Artikel, wie Monsieur Gutzkow für erlogene sorgt. Schicken Sie mir das Buch Gutzkows umgehend unter Kreuzkouvert. Ich will sehen, ob Sie bei dem Druck desselben in politischer Hinsicht ebenso ängstlich waren, wie bei dem Druck des meinigen, worüber Sie klagten, daß der darin enthaltene Jakobinismus Sie ins Unglück stürze, in Ketten und Bande — Ich war Narr genug, aus Angst für die Sicherheit des Freundes, auch um den Druck des Buches in Ihrem Verlag möglich zu machen, die Selbstzensur bis zur Schwäche zu treiben. Ich sage Ihnen das, nicht aus Unmut, denn meine Seele ist heiter und zutrauungsvoll, aber um Sie fühlen zu lassen, wie viel Sie jetzt für mich thun müssen —

Ihr Freund

H. Heine.

250. An Julius Campe.

Paris, den 16. November 1840.

Liebster Campe!

Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilungen; die darin erwähnte Broschüre, die bei Sauerländer erschienen [1], möchte ich gern lesen, und ich bitte Sie, mir dieselbe unter Kreuzkouvert herzuschicken. Ehrlich gestanden, interessieren mich die litterarischen Angriffe in diesem Augenblick sehr wenig, wo ich Angriffe von weit ernsterer Art zu bestehen habe – nämlich die, welche die Natur jedem sterblichen Körper am Ende zuführt. – Von vielen Seiten kommen mir die wunderlichsten Freundschaftsversicherungen zu, sogar aus Hamburg, und ich kann nicht umhin, aus einem jener Briefe ein Stück abschreiben zu lassen und Ihnen zu schicken.

Und nun leben Sie wohl und sorgen Sie für Ihre Gesundheit; ich versichere Sie, letztere ist für den Autor und den Verleger weit wichtiger, als die ganze Litteratur, mitsamt den dazu gehörigen Gaunern und Dieben, die im ehrlichsten Falle Bücher stehlen. Freudigst grüßend,

Ihr Freund

H. Heine.

---

251. An Gustav Kolb.

Liebster Kolb!

Einliegender Artikel ist von dem hiesigen Herrn A. Weill [2], der viel Geist hat, auch gut unterrichtet ist, aber leider nicht sehr methodisch denkt und schreibt. Er bat mich, Ihnen denselben für die „Allg. Ztg." zu schicken, und ich entledige mich hiermit dieses Auftrags. Ich selber leide in diesem Augenblicke an einem sehr hartnäckigen Kopfübel, wobei mir der Arzt alles Schreiben untersagte. Sie werden daher in diesem Monat selten Brief von mir erhalten; nur in wichtigen Momenten werden Sie mich immer auf meinem Posten finden. Ich glaube den Lärm dieses Jahres zu rechter Zeit vorausgesehen zu haben. Jetzt bin ich der Meinung, daß die Dinge wieder ihren ruhigen Lauf nehmen. Die Gesandten sind hier wütend, daß Thiers die eleusinischen Geheimnisse der Diplomatie vor aller Welt enthüllte. — Die hiesigen deutschen Radikalen sind in diesem Augenblick mehr als je gegen die „Allg. Ztg." erbost, ich weiß nicht, weshalb.

Paris, den 1. Dezember [1840].

Ihr Freund

H. Heine.
(25, rue Bleue.)

Grüßen Sie mir Lebret.

---

1) „Ludwig Börnes Urteil über H. Heine" (Frankfurt a. M. 1840.)
2) Alexander Weill (1813). Vgl. Bd. VIII. S. 235.

*232. An Gustav Kolb.

Paris, den 27. Januar 1841.

Liebster Kolb!

Sie werden kaum begreifen, daß der kleine Dienst, den ich heute von Ihnen verlange, für mich von der größten Wichtigkeit ist. Aber Sie kennen die Misere der hiesigen Deutschen nicht, kennen nicht die Intrigen, die hier gegen mich gesponnen werden, sowohl von seiten der sogenannten Patrioten als von seiten jener subalternen Agenten, durch deren Vermittelung gewisse Chargés d'affaires auf die Presse zu wirken suchen. Oft wird mein Name gebraucht, andere zu mystifizieren. Öfter werde ich selbst durch mitleiderregende Hilflosigkeit mystifiziert. Genug davon, heute erwarte ich von Ihrer Freundschaft folgenden Dienst:

Schreiben Sie doch unumwunden dem Herrn Herzfeld, warum Sie die Artikel, die er Ihnen eingeschickt hat, nicht gedruckt haben, und geben Sie ihm Ihr Ehrenwort, daß ich Ihnen weder direkt noch indirekt jemals ein Wort über ihn gesagt habe, sowie auch, daß Sie nie Auskunft über ihn bei mir verlangt haben.

Das ist alles, was ich wünsche. Dieser Mann bildet sich ein, ich hätte Ihnen Auskunft über ihn gegeben, wodurch Sie abgeschreckt worden, und jetzt möchte er seinen Kommittenten mich als die einzige Ursache seines Mißlingens denunzieren. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie dieser dreisten Person gleich schreiben.

Ich leide noch immer an meinem Kopfübel, wodurch mir alles Arbeiten verleidet wird. Ich hoffe aber bald wieder in Thätigkeit zu kommen, und jedenfalls können Sie auf mich rechnen für wichtige Vorfälle. Es herrscht hier eine düstere, verbissene Stimmung und man ist noch nicht sicher vor den schrecklichsten Ausbrüchen. Ich habe große Furcht vor dem Greuel einer Proletarierherrschaft, und ich gestehe Ihnen, aus Furcht bin ich ein Konservativer geworden. Sie werden in diesem Jahr an meinen Artikeln wenig zu streichen haben und vielleicht über meine Mäßigung und Ängstlichkeit lächeln müssen. Ich habe in die Tiefe der Dinge geschaut und es ergreift mich ein sonderbarer Schwindel — ich fürchte, ich falle rückwärts. — Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb in jedem Falle.

Ihr Freund

25 rue Bleue. H. Heine.

233. An den Baron Georg von Cotta.

Paris, den 3. März 1841.

. . . . . . Was das Bezahltwerden betrifft, so bin ich wie eine Köchin, die sehr zartfühlend die Bemerkung macht, daß sie in ihrem Dienste weniger auf Geld sähe, als auf gute Behandlung. . . Herrscht politische Meeresstille, so schreibe ich wenig, manchen Monat gar nicht; sobald es aber wieder flutet und losstürmt, dürfen Sie auf die gewissenhafteste Tagesberichtung rechnen. Ich bin jetzt zehn Jahr in Paris und verstehe mich auf die Witterung.

254. An Julius Campe.

Paris, den 11. März 1841.

Liebster Campe!

Mein Augenübel, welches diesmal weit schlimmer, als früher, sich bei mir einstellte, hat mich fast den ganzen Winter inkommodiert; lesen kann ich fast gar nicht und schreiben nur mit großer Mühe. Das ist der nächste Grund, weshalb ich Ihre letzten Briefe bis heute unbeantwortet ließ. — Mit Freude ersah ich daraus, daß Sie eine vierte Auflage des Liederbuchs veranstalten müssen. Zu diesem Zwecke muß ich aber die dritte Auflage noch einmal durchsehen, denn obgleich ich keine Veränderungen drin vornehmen will, so giebt's doch Druckfehler darin, die nicht wiederholt zu werden brauchen. In vierzehn Tagen, spätestens, erhalten Sie daher das Verzeichnis etwaiger Verbesserungen, und Sie mögen dann den Druck beginnen; einige Wochen später schicke ich Ihnen vielleicht auch noch ein kleines Vorwort. — Wie gesagt, diese vierte Auflage macht mir Vergnügen, da sie eine Manifestation des eigentlichen Publikums, das an Zeitungsintrigen gegen mich weder teil nahm, noch Gefallen fand; es sind in dieser Beziehung die rührend schmeichelhaftesten Briefe an mich ergangen. Ein alter Mann schrieb mir auf dem Todbette Worte der schauerlichsten Begeisterung und Erkenntnis.

Ehrlich gestanden, ein noch weit größeres Vergnügen würden Sie mir bereitet haben, wenn Sie mir eine neue Auflage des „Börne" angekündigt hätten. Obgleich mir wohl bekannt worden, welche Unzahl Exemplare Sie gedruckt, so glaubte ich doch, daß der gegen mich erregte Spektakel wenigstens dazu beitragen würde, die zweite Auflage zu beschleunigen — ich weiß sehr gut, daß Sie dieselbe bald nötig erachten, aber ich hätte sie jetzt gewünscht. Sagen Sie mir daher einmal, in wie viel Zeit ich auf die zweite Auflage rechnen kann? Sehen Sie eine baldige zweite Auflage voraus und erlauben mir, über den Honorarbetrag auf Sie zu trassieren — gleichviel auf welchen Termin, — so wär' mir das in diesem Augenblick, wo ich krank bin, sehr ersprießlich — denn Sie haben keinen Begriff davon, wie viel Geldausgaben mein Zustand nötig macht. —

Ich würde Ihnen heute mehr schreiben, aber meine Augen erlauben es nicht. — Grüßen Sie mir Gathy, den ich hier leider wenig sah; denn er wußte nicht, daß ich krank war, und aus Bescheidenheit mißdeutete er, warum ich ihn nicht eifriger aufsuchte. —

Und nun leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

255. An Gustav Kolb.[1]

Cauterets, Hautes Pyrenées, den 3. Juli 1841.

Ich schreibe Ihnen heute, und zwar eigenhändig, um Ihnen zunächst zu beweisen, daß ich weder blind, noch sterbenskrank und am

1) Zuerst in der A. A. Z. Nr. 196 vom 15. Juli 1841 publiziert.

allerwenigsten tot bin, wie die französischen Journale behaupten. Ich bin aber sehr abgemattet, infolge der Bäder, die ich hier gebrauche, sehr abgemattet, und es kostet mir Mühe, die Feder in der Hand zu halten.

Cauterets ist eine der wüstesten Schluchten der Pyrenäen, doch nicht so unzugänglich, wie manche ehrliche Leute glauben, die sich wohl einbildeten, ich erführe gar nichts von den Lügen, die sie gegen meinen guten Leumund ausheckten; wenigstens, dachten sie, würde ein etwaiger Widerspruch von meiner Seite erst bei meiner Rückkehr in Paris zu erwarten sein, wenn sie nicht gar auf mein gewöhnliches Stillschweigen rechneten. Durch Zufall jedoch kam mir bereits heute eine Nummer der „Mainzer Zeitung“ [1]) zu Handen, worin das schnöde Märchen, das Sie gewiß mit Verwunderung gelesen. Ich kann kaum meinen Augen trauen! Auch keine Silbe daran ist wahr. Ich bin wahrlich nicht das Lamm, das sich auf der Straße, mitten in Paris, ruhig insultieren ließe, und das Individuum, das sich dessen rühmte, ist gewiß von allen Löwen der letzte, der dieses wagen dürfte! Das ganze Begegnis reduziert sich auf einige hingestotterte Worte, womit jenes Individuum krampfhaft zitternd sich mir nahte, und denen ich lachend ein Ende machte, indem ich ihm ruhig die Adresse meiner Wohnung gab, mit dem Bescheid, daß ich im Begriff sei, nach den Pyrenäen zu reisen, und daß, wenn „man mit mir zu sprechen habe,“ man wohl noch einige Wochen bis zu meiner Rückkehr warten könne, indem „man schon zwölf Monate mir nichts geschenkt.“ — Dies ist das ganze Begegnis, dem freilich kein Zeuge beiwohnte, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: in dem Strudel der Geschäfte, womit einem der Tag vor der Abreise belastet ist, entschlüpfte es fast meiner besondern Beachtung. Aber, wie ich jetzt merke, eben die Umstände, daß ihn kein Augenzeuge zurechtweisen könne, daß nach meiner Abreise seine alleinige Aussage auf dem Platze bliebe, und daß meine Feinde seine Glaubwürdigkeit nicht allzu genau untersuchen würden, ermutigten das erwähnte Individuum, jenen Schmähartikel zu schmieden, den die „Mainzer Zeitung“ abgedruckt hat . . . Ich habe es hier mit der Blüte des Frankfurter Ghetto und einem rachsüchtigen Weibe zu thun . . . — ich brauche mich eigentlich nicht zu wundern. Aber was soll ich von Zeitungsredaktionen und Korrespondenten sagen, die aus Leichtsinn oder Parteiwut dergleichen Unwesen unterstützen? . . .

Ich werde in acht, höchstens zehn Wochen von meiner Reise oder, wie meine mutigen Feinde behaupten, von meiner Flucht wieder in Paris zurückgekehrt sein, und ich denke, mit der heitersten Ausbeute . . . Vor meinem Fenster stürzt sich über Felsblöcke ein wildes Bergwasser, genannt le Gave, dessen beständiges Geräusch alle Gedanken einschläfert und alle sanften Gefühle weckt. Die Natur ist hier wunderschön und erhaben. Diese himmelhohen Berge, die mich umgeben, sind so ruhig, so leidenschaftslos, so glücklich! Sie nehmen nicht im mindesten teil an unsern Tagesnöten und Parteikämpfen; fast beleidigen sie uns durch ihre schauerliche Unempfindlichkeit — aber das ist vielleicht nur ihre

1) In derselben war behauptet worden, Heine hätte von Salomon Strauß, dem Gatten der Madame Wohl-Strauß, in Paris auf offener Straße Ohrfeigen erhalten.

starre Außenseite. Im Innern hegen sie vielleicht Mitleid mit den Schmerzen und Gebrechen der Menschen, und wenn wir krank und elend sind, öffnen sich die steinernen Adern, woraus uns die warmen Heilkräfte entgegen rieseln. Die hiesigen Bergquellen üben täglich Wunderkuren, und auch ich hoffe zu genesen. – Von der Politik erfährt man hier wenig. Das Volk lebt hier ein stilles, umfriedetes Leben, und man sollte kaum glauben, daß Revolution und Kriegsstürme, die wilde Jagd unserer Zeit, ebenfalls über die Pyrenäen gezogen. In ihren hergebrachten Verhältnissen wurzeln diese Leute so fest, so sicher, wie die Bäume in dem Boden ihrer Berge; nur die Wipfel bewegt manchmal ein politischer Windzug, oder es flattert darin ein pfeifender Gedankenzeisig.

Ihr

H. Heine.

---

236. An Julius Campe.

Cauterets (Hautes Pyrenées), den 7. Juli 1841.

Liebster Campe!

Ich schreibe Ihnen heute, weil ich eines Dienstes bedarf, und daß ich mich hier eben an Sie wieder wende, möge Ihnen als ein Beweis meines Vertrauens gelten. Ich glaube, meine Ehre hat für Sie immer Wert, und Sie werden mit Energie handeln, wo es diese gilt.

Was die abgefeimte Madame Wohl mit ihrem ** gegen mich gebraut hat, werden Sie wissen. Schon vorig Jahr hat dieser letztere eine Lüge der Art herumbringen wollen, und jetzt, wo er wußte, daß ich in den Pyrenäen, ließ er das Zeug mit größerer Sicherheit los. Dieser Tage erhielt ich bereits die „Mainzer Zeitung" und schrieb vorläufig nach Augsburg, damit widersprochen werde. Diesen Morgen erhielt ich ein Stück Hamburger Zeitung, worin die Leipziger Schändlichkeit wiederholt wird. Ich eilte, beiliegende Rüge abzufassen, und ich hoffe, die Hamburger Blätter drucken sie gleich ab. Est periculum in mora, Sie müssen unverzüglich zu den dortigen Redaktionen gehen. Ihre Autorität müssen Sie überhaupt anwenden, damit nicht bloß meine Erklärung gedruckt wird, sondern auch ein Wort über die schändliche Exploitation der Presse gesagt wird . . . Meine Erklärung wird wahrscheinlich zur Folge haben, daß bei einigen Schuften ihre Feigheit offenbar ist — wenn sie sich nicht mit mir schlagen. Lieber Gott, das wäre meine Wonne. Ich glaube, diese Sache wird großen Einfluß auf die Schriftwelt haben und die Pöbelei zähmen. — Sonst, wenn diese nicht weicht, verdienen wir nicht den Namen eines Volkes, und noch weniger eines freien Volkes. — Ich bleibe noch drei Wochen hier. Eilen Sie mit dem Abdruck meiner Erklärung. In großer Eile,

Ihr Freund

H. Heine.

---

257. Vorläufige Erklärung.[1])

Verletzte Eitelkeit, kleiner Handwerksneid, litterarische Scheelsucht, politische Parteiwut, Misere jeder Art, haben nicht selten die Tagespresse benutzt, um über mein Privatleben die gehässigsten Märchen zu verbreiten, und ich habe es immer der Zeit überlassen, die Absurdität derselben zu Tage zu fördern. Bei meiner Abwesenheit von der Heimat wäre es mir auch unmöglich gewesen, die dortigen Blätter, die mir nur in geringer Anzahl und immer sehr spät zu Gesicht kamen, gehörig zu kontrollieren, allen anonymen Lügen darin hastig nachzulaufen, und mich mit diesen verkappten Flöhen öffentlich herumzuhetzen. Wenn ich heute dem Publikum das ergötzliche Schauspiel einer solchen Jagd gewähre, so verleitet mich dazu minder die Mißstimmung des eigenen Gemütes, als vielmehr der fromme Wunsch, bei dieser Gelegenheit auch die Interessen der deutschen Journalistik zu fördern. Ich will mich nämlich heute dahin aussprechen, daß die französische Sitte, die dem persönlichen Mute, gegen schnöde Preßbengelei, eine nach Ehrengesetzen geregelte Intervention gestattet, auch bei uns eingeführt werden müsse. Früh oder spät werden alle anständigen Geister in Deutschland diese Notwendigkeit einsehen und Anstalt treffen, in dieser Weise die löschpapierne Roheit und Gemeinheit zu zügeln. Was mich betrifft, so wünsche ich herzlich, daß mir die Götter mal vergönnen möchten, mit gutem Beispiel hier voranzugehen! — Zugleich aber auch bemerke ich ausdrücklich, daß die Vornehmheit der litterarischen Kunstperiode mit dieser selbst jetzt ein Ende hat, und daß der königlichste Genius gehalten sein muß, dem schäbigsten Lumpatio Satisfaktion zu geben, wenn er etwa über den Weichselzopf desselben nicht mit dem gehörigen Respekte gesprochen. Wir sind jetzt, Gott erbarm' sich unser, alle gleich! Das ist die Konsequenz jener demokratischen Prinzipien, die ich selber all mein Lebtag verfochten. Ich habe dieses längst eingesehen und für jede Provokation hielt ich immer die gehörige Genugthuung in Bereitschaft. Wer dieses bezweifelte, hätte sich leicht davon überzeugen können. Es sind aber nie dahin lautende Ansprüche in bestimmter Form an mich ergangen. Was in dieser Beziehung in einem anonymen Artikel der „Mainzer Zeitung" behauptet wird, ist, ebenso wie die dabei mitgeteilte Erzählung von einer Insultierung meiner Person, eine reine oder vielmehr schmutzige Lüge. Auch nicht ein wahres Wort! Meine Person ist nicht im entferntesten von irgend jemand auf den Straßen von Paris insultiert worden, und der Held, der gehörnte Siegfried, der sich rühmt, mich auf öffentlicher Straße niedergerannt zu haben, und die Wahrhaftigkeit seiner Aussage durch sein eigenes alleiniges Zeugnis, durch seine erprobte Glaubwürdigkeit, wahrscheinlich auch durch die Autorität seines Ehrenworts, bekräftigt, ist ein bekannter armer Schlucker, ein Ritter von der traurigsten Gestalt, der, im Dienste eines listigen Weibes, bereits vor einem Jahre, mit derselben Schamlosigkeit, dieselben Prahlereien gegen mich vorbrachte. Diesmal suchte er die aufgefrischte Erfindung durch die Presse in Umlauf zu bringen, er

1) Zuerst in der A. A. Z. vom 19. Juli 1841 publiziert.

schmiedete den erwähnten Artikel der „Mainzer Zeitung," und die Lüge gewann wenigstens einen mehrwöchentlichen Vorsprung, da ich nur spät und durch Zufall, hier in den Pyrenäen, an der spanischen Grenze, von dem saubern Gewebe etwas erfahren und es zerstören konnte. Vielleicht rechnete man darauf, daß ich auch diesmal dem ausgeheckten Lug nur schweigende Verachtung entgegensetzen würde. Da wir unsere Leute kennen, so wundern wir uns nicht über ihre edlen Berechnungen. — Was soll ich aber von einem Korrespondenten der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" sagen, der jener bösen Nachrede so gläubig Vorschub leistete, und dem auch der miserabelste Gewährsmann genügte, wo es galt meinem Leumund zu schaden? — An einem geeigneteren Orte werden wir ein gerechtes Urteil fällen. — Die Redaktionen deutscher Blätter, die den oberwähnten Lügen eine so schnelle Publizität angedeihen ließen, wollen wir unterdessen höflichst bitten, die nachhinkende Wahrheit eben so bereitwillig zu fördern.

Cauterets, den 7. Juli 1841.

H. Heine.

Mitteilung. [1]

Der beifolgende Brief, gerichtet an Herrn Heinrich Heine, wirft das erste Licht auf das befremdliche Zeugnis, womit die Herren E. Kolloff, Dr. Schuster aus Hannover und A. Hamberg gegen jene Erklärung aufgetreten, worin Heinrich Heine behauptet hatte, daß die verschiedenen deutschen Zeitungsartikel, welche seine Ehre so bedenklich gefährdeten, aus derselben Schmiede hervorgegangen und nur von der alleinigen Aussage eines einzigen rachsüchtigen Menschen vertreten werden könnten. Das Original des mitgeteilten Aktenstücks liegt jedem zur Ansicht vor in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe.

Paris, den 11. August 1841.

Werter Herr Landsmann!

Ihrem Wunsche gemäß, wiederhole ich Ihnen, daß ich aus dem Munde des Herrn Kolloff gehört habe, daß er nicht Augenzeuge der Szene gewesen, welche am 14. Juni d. J. zwischen Ihnen und Herrn Straus aus Frankfurt vorgefallen sein soll, daß er vielmehr durch den letzteren von dem Hergange dieses Auftritts in Kenntnis gesetzt worden sei.

Ihr ergebenster

Aug. Rochau.

258. An Julius Campe.

Paris, den 23. August 1841.

Liebster Campe!

So möge denn immerhin die vierte Auflage des „Buchs der Lieder" ohne Vorwort in die Welt gehen. Geben Sie das Buch unverzüglich

1) Diese, zur Veröffentlichung in einem Hamburger Blatte an Campe gesandte Erklärung wurde in Nr. 194 des „Hamburger Korrespondenten" vom 18. August 1841 abgedruckt.

aus, und lassen Sie gleich auf der Stelle die Annonce, womöglich aus einer guten Feder, in die dortigen Blätter drucken. Versteht sich, daß in dieser Annonce nur rein Litterarisches gesagt werde — ist Wienbarg mir nicht so abhold, wie man mir sagt, so dürfte er dazu wohl am geeignetsten sein. Aber es müßte gleich geschehen. Ist Gathy noch dort, so lassen Sie es von Gathy schreiben. Finden Sie keine geeignete Feder, so annoncieren Sie das Buch, ohne nur ein Wort hinzuzufügen — ja, das wäre vielleicht das beste. —

Monsieur Straus will sich noch immer nicht schießen, erst Mittwoch weiß ich ein Resultat. Aber wir haben desto größere Kampflust, und ohne Pulverdampf wird doch wohl die Sache nicht verrauchen. Ich bin auf alles gefaßt, und während die Gegner schimpfen und lärmen, handle ich mit Entschlossenheit und Ruhe. Das aber imponiert am meisten und zeigt auch, auf wessen Seite die Wahrheit und das Recht. — Haben Sie den Artikel gegen das noble Kleeblatt in der „Allgemeinen Zeitung" [1]) gelesen? Dieser Artikel hat hier den Ausschlag gegeben, und nun kommt noch der Brief von Sichel! [2]) Vielleicht wird mein Triumph noch größer, wenn der Straus selbst retraktiert oder, aufs neue in die Enge getrieben, sich auch jetzt nicht schießt. Ich habe ihm nämlich neue Invektiven auf den Hals geschüttet. — Die spaßhafte Rolle in dieser Geschichte spielt Ihr unglücklicher Landsmann Monsieur Gabriel Riesser [3]), der bereits ohne den mindesten Beruf sich in diese Sache mischte, alles darauf anlegte, hier genannt zu werden, und jetzt vielleicht wirklich seinen Zweck erreicht, aber wahrlich nicht zu seinem Vorteil. Ist es Donquichotterie oder Wichtigmacherei, was ihn antrieb, mir dieser Tage durch einen meiner Freunde seinen Aufsatz selber zuzuschicken und mir anzubieten, er wolle nach Paris kommen und mir Satisfaktion geben! Sowie ich Zeit habe, schicke ich Ihnen eine Kopie des Briefes, der ihm als Antwort dienen konnte und worin ich die Offerte durchaus nicht ganz ablehnte, sondern mir vorbehielt, je nachdem der Ausgang der Strausschen Affaire mir genügend, auch jenem lächerlichen Champion heimzuleuchten! Wie ich aber höre, ist alles darauf berechnet, auf meine Kosten Aufsehen zu erregen, und es heißt schon im Publikum, daß auch Herr Riesser nach Paris reise u. s. w.

Seien Sie nur ruhig, ich werde diesen Narren entweder mit der Kolbe lausen oder mit seiner eigenen Pritsche so zudecken, daß man über ihn lachen soll! Was sagen Sie zu dieser Blüte der Narrheit und des Dünkels! Bei solchem Unsinn steht mir selber der Verstand still! Sowie ich Zeit habe, schicke ich Ihnen eine Kopie des erwähnten Antwortschreibens, für Ihr Archiv, und damit man wenigstens nicht glaube, daß ich die Narrheit ganz teile. Glauben Sie nichts, was Sie nicht von mir selber erfahren haben.

Und nun leben Sie wohl. — Litterarische Blätter lese ich hier gar nicht, und so erfahre ich nicht, wie drüben die Straussche Geschichte

1) In Nr. 229 der „Augsb. Allg. Zeitung" vom 17. August 1841.
2) In der „Augsb. Allg. Zeitung" vom 24 August 1841.
3) Gabriel Riesser, ein Freund der Madame Wohl, veröffentlichte in den Anzeigespalten des „Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten" vom 23. Juli 1841 eine Erwiderung auf die Erklärung Heines.

durchgeträtscht worden. Ich sehe nur die politischen. — In der „Mainzer Zeitung" stand wieder eine schnöde Insinuation in betreff meiner Frau. — Sonst, glaub' ich, ist die ganze politische Presse mir günstig, und man möchte mir gern eine gewisse Genugthuung geben für die Leichtgläubigkeit, womit man sich von Straus und seinem Triumvirate anführen lassen. Was Sie mir von Herrn Wille sagen, freut mich. Auch er wird leicht Gelegenheit finden, das Unrecht, woran auch die „Neue Hamburger Zeitung" teilnahm, erfreulichst gutzumachen.

Ihr Freund

H. Heine.

239. An Julius Campe.

Paris, den 1. September 1841.

Liebster Campe!

Ihren Brief nebst Einlage (der Sichelsche Brief im „Hamburger Korrespondenten") habe ich richtig erhalten. Dem armen Sichel gehen die drei jetzt entsetzlich zu Leibe; sie sind, ebenso wie Straus, in der öffentlichen Meinung verloren. In betreff des letzteren kann ich Ihnen heute noch keinen Abschluß melden; in einigen Tagen erst kann dieses geschehen. Er war schon ganz bereit zum Widerruf und Eingeständnis seiner Lüge; aber die drei zwingen ihn, endlich die Pistole zur Hand zu nehmen, und er erbittet nur noch einige Tage Zeit, um seine Geschäfte für etwaigen Todesfall zu ordnen; — er hat also nie an ein ernstes Duell gedacht!

Ich habe dieser Tage viel Ausgaben gehabt wegen einer häuslichen Geschichte, wovon ich heute noch nichts melden will, und bin daher doch gezwungen, die bereits avisierte Summe auf Sie zu trassieren. Ich bitte, diese Tratte gefälligst zu acceptieren. — In größter Eil grüßt Sie herzlich

Ihr

H. Heine.

240. An Julius Campe.

Paris, den 5. September 1841.

Liebster Campe!

Heute melde ich Ihnen ein Begebnis, welches ich Ihnen bereits mehre Tage vorenthielt — nämlich meine Vermählung mit dem schönen und reinen Wesen, das bereits seit Jahren unter dem Namen Mathilde Heine an meiner Seite weilte, immer als meine Gattin geehrt und betrachtet ward, und nur von einigen klatschsüchtigen Deutschen aus der Frankfurter Clique mit schnöden Epitheten eklaboussiert ward. Die Ehrenrettung durch gesetzliche und kirchliche Autorität betrieb ich gleichzeitig mit der Angelegenheit meiner eigenen Ehre, die, wenig gefährdet durch die alleinige Aussage eines Straus, durch das infame Dreimännerzeugnis sehr in Not geriet — ich muß es gestehen, nie war mein Gemüt so niedergeschlagen, als an dem Tage, wo ich jene infame Erklärung

las, und wär' es mir nicht gelungen, diese Hundsfötter zu entlarven und zu entkräften, so hätte ich zu den furchtbarsten Mitteln, zu den entsetzlichsten, meine Zuflucht genommen. Jetzt laufen sie wie tolle Hunde ohne Ehre herum, und wollen mich durchaus zu Manifestationen verleiten, wodurch sie sich an die Stelle des Straus placieren könnten — Aber ich lasse mich nicht vom rechten Wege ablenken, diesen will ich aufs Terrain haben, und obgleich er alle möglichen Ausflüchte sucht, so hoffe ich doch noch meinen Zweck zu erreichen. Vor einigen Tagen war ich schon im Begriff, mich zu schlagen, als in der Nacht mir mein Sekundant meldet, daß einer der Strausschen Sekundanten nicht erscheinen könne, und daß das Duell, welches am Morgen in der Frühe stattfinden sollte, wieder aufgeschoben sei. Jetzt behauptet Straus, die Polizei wolle sein teures Haupt schützen und man beobachte ihn — aber das ist nur eine Galgenfrist, er muß mir aufs Terrain, und müßte ich ihn dahin schleppen bis an die chinesische Mauer. Wer sich schlagen will, kann alle Hindernisse überwinden. Man will mich ermüden, aber es wird nicht gelingen. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

241. An Julius Campe.

Paris, den 9. September 1841.

Liebster Campe!

Ich melde Ihnen in der Kürze den Abschluß der falschen Ohrfeigengeschichte, wie man sie zu nennen pflegt. Vorgestern um sieben Uhr hatte ich endlich die Genugthuung, den Herrn Strauß auf dem Terrain zu sehen. Er zeigte mehr Mut, als ich ihm zutraute, und der Zufall begünstigte ihn über alle Maßen. Seine Kugel streifte meine Hüfte, die in diesem Augenblick noch sehr angeschwollen und kohlenschwarz; ich muß noch zu Bett liegen und werde sobald nicht gut gehen können. Der Knochen hat wahrscheinlich nicht gelitten, sondern nur einen erschütternden Druck genossen, den ich noch immer empfinde. Ganz glücklich ist die Sache also nicht für mich abgelaufen — in physischer Beziehung, nicht in moralischer. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

---

242. An Julius Campe.

Paris, den 4. Oktober 1841.

Teuerster Freund!

Ihren Brief vom 26. September habe ich richtig erhalten und danke Ihnen für die Teilnahme, die Sie darin meinen persönlichen Angelegenheiten zuwenden. — Ich würde Ihren und meiner Mutter Wünschen herzlich gern entsprechen und auf einige Zeit dort einen Besuch abstatten, aber erstens erlaubt es meine Kassa nicht, neue Orts-

veränderungen zu machen, und zweitens dürfte meine Abreise sehr böslich mißdeutet werden. — Übrigens hat mir das dortige Winterklima nie zugesagt, und ich befinde mich in diesem Augenblick sehr leidend; die unterbrochene Badekur hat meinem armen Kopfe sehr geschadet.

Über das saubere Kleeblatt habe ich noch keine Zeile geschrieben, mehr aus Ekel, denn aus Besorgnis. Ich habe wahrlich weder diese Leute, noch ihre Feder zu fürchten. Aber soeben erhalte ich die „Breslauer Zeitung," worin ein mir ganz unbekannter Vertreter die Sache so treffend bespricht, daß ich Sie bitte, diesen Artikel[1] in einer Hamburger Zeitung, wo möglich im „Korrespondenten," abdrucken zu lassen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich weder direkt, noch indirekt diesen Artikel veranlaßt habe und keine Ahnung habe, wer der Verfasser. Der Artikel ist dadurch um so besser; suchen Sie Ihren Einfluß geltend zu machen, daß er dort abgedruckt wird, und zwar mit einigen hinzugefügten Worten über das Duell, von welchem der Verfasser keine Kunde zu haben schien. Das Duell war das beste Argument. — Schicken Sie mir unter Kreuzkouvert die Gedichte von Hebbel. — Ich wünsche sehr, daß Sie diesen Winter endlich die Gesamtausgabe meiner Werke lieferten; ich würde mich unverzüglich mit größter Sorgfalt diesem Geschäfte unterziehen. Vorher hätte ich Lust, den zweiten Band des Liederbuchs endlich herauszugeben, aber in ganz anderer Gestalt, als früher projektiert, und mit anderen Zusammenstellungen; eine neue Höllenmühe, für mich, der ich nicht gern abschreibe. — Ich bin ausgezogen, und wohne Faubourg Poissonnière No. 16. — Leben Sie wohl. — Grüßen Sie mir Wienbarg und Gattin. —

Ihr Freund

H. Heine.

245. An August Lewald.

Paris, den 13. Oktober 1841

— Wenn ich auf Ihr freundliches Schreiben erst heute antwortete, so liegt die Schuld ganz an meinem armen Kopf, der, seit ich meine Badekur in den Pyrenäen so traurig unterbrach, an dem alten Übel sehr leidet; ja, letzteres hat sich so verschlimmert, daß mir mein Arzt gänzlich Feder und Tinte untersagt hat. Meine Feinde rechneten nicht bloß auf meine Abwesenheit, sondern auch auf meinen kranken Zustand, als sie das schändliche Komplott gegen mich losließen, das ich, gottlob! so gründlich enthüllt. Ob aber der große Haufe jetzt die ganze Büberei einsieht, ebenso gut wie die Verständigen im Publikum, das weiß ich nicht, glaub' ich auch nicht, in dieser Hinsicht ist es gewiß gut, wenn noch etwas geschieht, um die ganze Scheußlichkeit des Preßfrevels, der gegen mich verübt worden, nachträglich zu beleuchten. —

— Zu meiner größten Freude erhielt ich dieser Tage den beiliegenden Artikel der „Breslauer Zeitung," der mir ganz aus der Seele geschrieben, obgleich ich ganz fremd dabei bin und den Autor nicht

1 Derselbe stand in Nr. 221 der „Breslauer Zeitung" vom 25. September 1841 und war von Dr. Szarvady verfaßt.

weiß; leider ist dieses Blatt nicht im Süden sehr repandiert, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie in einigen Blättern — am liebsten wäre mir der „Nürnberger Korrespondent" — diesen Artikel nochmals abdrucken ließen mit einer Zuthat über das Duell, wovon der Verfasser noch keine Kunde gehabt zu haben schien. — Selbst wenn der Wiederabdruck Ihnen im „Nürnberger Korrespondenten" etwas kosten sollte, müßte es geschehen, und ich will Ihnen gern das vergüten, nur muß nicht erwähnt werden, daß es Inserat. — Die Büberei, womit ich leider zu thun habe, ist so groß, daß ich meine Freunde angehen muß, sich in der deutschen Presse jetzt, eben jetzt, zu meinen Gunsten zu regen. —

— Ich stehe ganz allein — aber ich habe etwas, worauf ich baue: ich habe nie die geringste zweideutige Handlung mir zu schulden kommen lassen, und meine Feinde haben immer zu Lügen ihre Zuflucht nehmen müssen, die in sich selbst zerfielen. — Ich danke Ihnen für den liebreichen Wunsch, zu Ihnen nach Deutschland zu kommen; es läßt sich jetzt nicht ausführen. — Daß ich einige Tage vor dem Duell, um Mathildens Position in der Welt zu sichern, in die Notwendigkeit versetzt war, meine wilde Ehe in eine zahme zu verwandeln, werden Sie erfahren haben. — Dieses eheliche Duell, welches nicht eher aufhören wird, bis einer von uns beiden getötet, ist gewiß gefährlicher, als der kurze Holmgang mit Salomon Straus aus der Frankfurter Judengasse! Welche Fülle von Intrigen und Bosheiten von dieser Seite gegen mich seit Jahr und Tag ausgegangen, davon haben Sie keinen Begriff. — Damaskus ist wahrlich kein Märchen! —

— Grüßen Sie mir herzlich Fr. K., die ich gern mal wiedersehen möchte — ich hätte bald die Augen zugemacht für immer. —

Dieser Tage bin ich umgezogen, und meine Adresse ist jetzt: H. H. Faubourg Poissonnière 46. Ich wohne sehr hübsch, und es sieht sehr gut bei mir aus; man möchte kaum glauben, bei einem deutschen Dichter zu sein. —

---

244. An Julius Campe.

Paris, den 1. Dezember 1841.

Liebster Campe!

Ich schreib' in der größten Eil, einige Minuten vor Abgang der Post. Ich las eben im „Hamburger Korrespondenten" die Anzeige einer Zeitschrift, betitelt „Mephistopheles," die in Leipzig erscheinen soll und „Jugendbriefe von H. Heine" enthalte.[1] Ich bitte Sie, mir schleunigst per Kreuzkouvert dieses Journal zu schicken, damit ich sehe, was es für eine Bewandtnis hat mit jenen Briefen, durch deren Publikation entweder das Publikum mystifiziert oder an mir ein Verrat geübt wird; vielleicht ist beides der Fall, und ich sehe mich genötigt, öffentlich zu reklamieren. Daher Eile.

1) Vgl. Bd. VIII. S. 336.

Herr Dingelstedt ist hier, hab' ihn aber noch wenig gesehen; ein äußerst liebenswürdiger Mensch; schönes Talent, viel Zukunft, aber in der Prosa.

Daß sich Monsieur Gutzkow mit einem Schriftsetzer Mendelsohn balgen muß, hab' ich mit Ergötzen gesehen. Und nun hat er gar eine Polemik mit Saphir, diesem alten durchgeprügelten Affen!

Ich lebe hier ruhig und ziemlich heiter. Mache auch mitunter Gedichte, z. B. auf den Ehestand. – Gathy seh' ich fast gar nicht. – Meine Augen sind sehr schwach.

Ihr Freund

H. Heine.

Schicken Sie mir auch, was der Monsieur Mendelsohn gegen den Monsieur Gutzkow geantwortet.

245. An Gustav Kühne.

Paris, den 6. Januar 1842.

Auf das, liebster Kollege, was mir Weill in Beziehung Ihrer mitteilte, antwortete ich durch eine Einsendung für die „Elegante," die Sie durch dieselbe Vermittlung bereits erhalten und abgedruckt haben werden. Heute ein kleiner Nachtrag; — möge er keinem Mißverständnisse begegnen, wie mein armes Buch, das Sie gewiß nicht gelesen hatten, als Sie den Stab darüber brachen. Sie sind nicht der Einzige, der durch die Machination der Intriganten getäuscht worden. Die Ohrfeigen-Lüge mag auch Ihnen die Augen geöffnet haben; ich verdanke derselben eine heilsame Reaktion im Gemüte vieler edlen Menschen, die man mir abtrünnig machen wollte. — Grüßen Sie mir Laube, wenn Sie ihn sehen; seinen Wunsch, über jene miserable Geschichte das Thatsächlichste zu schreiben, dürfe ich noch nicht erfüllen, sonst würde man mich der Leidenschaft bezichtigen, und doch lebt in meiner Seele nur die kälteste Verachtung für die Clique, die an meiner Ehre einen beispiellosen Meuchelmord begehen wollte, und auch ein bitteres Mitleid über ein respektives Publikum, das sich durch die plumpsten Täuschungen irre machen ließ. — Leben Sie wohl, und bleiben mir freundlich wieder zugethan, und sein Sie meiner Hochschätzung, meiner besondern Teilnahme überzeugt.

H. Heine.

Bitte, mir Abdruck meiner Gedichte unter Kreuzband zu schicken.

---

246. An Julius Campe.

Paris, den 28. Februar 1842.

Liebster Campe!

Ihren Brief vom 28. dieses (?) habe ich vorgestern erhalten. Auch hat mir Dingelstedt seiner Zeit Ihren Brief an ihn mitgeteilt. Was soll

ich darüber sagen! Ich verstumme vor Unwillen. Die Ungerechtigkeit, die man gegen Sie ausübt[1]), übersteigt alle Begriffe, und der Zorn, den ich darüber empfinde, hat nicht bloß darin seinen Grund, weil auch meine Interessen zugleich gekränkt sind. Sie wollen meine bestimmte Meinung? Nun, so hören Sie: ich rate zu einem offenen Krieg mit Preußen auf Tod und Leben. In der Güte ist hier nichts zu erlangen. Ich habe, wie Sie wissen, die Mäßigung bis zum bedenklichsten Grade getrieben, und Sie werden meinen Rat keiner aufbrausenden Hitzköpfigkeit zuschreiben. Ich verachte die gewöhnlichen Demagogen und ihr Treiben ist mir zuwider, weil es zunächst immer unzeitig war; aber ich würde den schäbigsten Tumultuanten jetzt die Hand bieten, wo es gilt, den Preußen ihre infamen Tücke zu vergelten und ihnen überhaupt das Handwerk zu legen.

Wenn die deutschen Buchhändler Ihnen in diesem Kriege nicht beistehen, so sind dieselben die größten Esel. Von den Autoren habe ich keine große Meinung; unseren großen Dramatiker habe ich sogar im Verdacht des geheimen Einverständnisses mit preußischen Regierungsbeamten. — Was von meiner Seite geschehen kann, soll geschehen. Weder Rücksichten der Vergangenheit noch der Zukunft nötigen mich zur Schonung; mit klareren Worten: nie habe ich von unseren Regierungen etwas gefordert, noch erhalten, und mein Herz ist auch unbefleckt von servilen Hoffnungen. — Das ist klarer Wein, den ich Ihnen heut einschenke. — Sie werden dadurch merken, wie wenig die Art und Weise, in welcher Sie meiner verjährten Vorrede bei dieser Gelegenheit öffentlich erwähnten, mich verstimmen konnte; Sie hatten aber unrecht, mich so bloß zu stellen, da Sie doch nicht wissen konnten, wie frei, wie reichsunmittelbar frei ich der Regierung gegenüberstehe. — Aber in Ihrer Lage ist alles verzeihlich; eine schändlichere Ungerechtigkeit ist noch nie ausgeübt worden. — Da ich mich nicht in verhüllender Form darüber aussprechen kann, sondern das Ding bei seinem rechten Namen nennen müßte, so schwieg ich bis jetzt. Sobald es notwendig, will ich gern bestimmt auftreten. Wie mir jede Polemik in eigenen persönlichsten Angelegenheiten zuwider ist, so sehr reizt sie mich bei uneigennützigen, ideellen Anlässen. — Sorgen Sie jetzt zunächst für eine Firma, unter deren Namen man alles drucken lassen kann, ja für zwei Firmas, die eine für politisch starke, die andere für unpolitische Schriften — Die Gedichte von Hoffmann von Fallersleben, die Ihnen zunächst diese Not eingebrockt, sind spottschlecht, und vom ästhetischen Standpunkte aus hatte die preußische Regierung ganz recht, darüber ungehalten zu sein: schlechte Späßchen, um Philister zu amüsieren bei Bier und Tabak. —

Ich schreibe viel; darüber nächstens mehr. Obgleich unwohl, werde ich dies Jahr nicht mehr ins Bad reisen und vielmehr aufs Land hinausziehen und einige Bücher fertig machen. Unterdessen haben Sie Ihre Angelegenheiten reguliert. Haben Sie Lust, den Druck der Gesamtwerke jetzt zu beginnen, oder wollen Sie noch warten? Ich stehe Ihnen in dieser Beziehung jeden Augenblick zu Willen. — Wie

1) Vgl. Bd. I. S. 358.

ist es mit dem „Börne?" werde ich endlich die zweite Auflage genießen? Schreiben Sie mir hierüber etwas ganz Bestimmtes; es ist nicht bloß des Geldes wegen, sondern auch weil ich etwas Wichtiges, und sogar viel hinzuzuschreiben habe und Zeit mir nehmen will. Die Gedichte werde ich nicht sobald herausgeben, da ich im Zuge bin, die schwachen durch neuere und bessere zu ersetzen, und überhaupt ein Buch liefern will, wo ich sicher bin, daß es in Vergleichung mit dem „Buch der Lieder" nicht den kürzern zieht. In dieser Beziehung hätte ich Ihnen viel Erfreuliches mitzuteilen. Ich bin überzeugt, daß ich jetzt meine bedeutendsten lyrischen Produkte geben kann. Nur Ruhe muß ich mir schaffen und mich von meinem bösen Kopfübel etwas heilen. Meine Verdrießlichkeiten vom vorigen Jahr haben nicht bloß meine Finanzen ruiniert, sondern auch meine physische Heilung hintertrieben. Geld ist nicht die Hauptsache, Gesundheit ist viel mehr, die Ehre aber ist alles.

Soviel heute des Allgemeinen. Des Besonderen habe ich Ihnen nur zu melden, daß ich morgen die Summe endlich auf Sie trassiere, deren Annahme Sie mir so bereitwillig zugesichert; ich glaubte diese Tratte länger hinausschieben zu können, aber zu meinem Verdruß merke ich dieser Tage, daß ich bei Cotta weniger Geld stehen hatte, als ich glaubte, und deshalb trassiere ich auf Sie, statt auf ihn, wie ich anfangs vorhatte. Dingelstedt sehe ich leider nicht sehr oft; er ist aber immer für mich eine liebenswürdige Erscheinung. — Wie geht die neue Auflage des Liederbuchs ab? Sagen Sie mir die Wahrheit. — Ich lebe hier still und isoliert, wie immer. Ruhiger Hausstand. — Daß es Ihrer Frau nicht besser geht, thut mir sehr leid; jeder hat sein Kreuz. —

Anbei lege ich Ihnen ein Gedicht bei, das in Leipzig nicht die Zensur der „Eleganten Welt" passiert, und für Sie vielleicht einiges Interesse hat. Lieber Himmel, wenn ich erst die starken Töne anschlüge, wie würden die Leute erschrecken! —

Schreiben Sie mir bald viel Neues, wenn es auch nichts Gutes ist, nur Neues. Das Alte langweilt mich schrecklich.

Heiter und freundschaftlich

H. Heine.

---

247. An Gustav Kühne.

Ich danke Ihnen, liebster Kollege, für Ihre freundlichen Zeilen. — Anbei erhalten Sie noch einige Gedichte. Was das Honorar für solche kleine Beiträge betrifft, so stelle ich Ihnen gern anheim, darüber zu verfügen für gute Zwecke. Nur bei größeren, voluminöseren Arbeiten werde ich das Honorar für die eigenen Fonds in Anspruch nehmen und dieses alsdann ausdrücklich bemerken.

Suchen Sie doch unter der Hand zu erfahren, wieviel ich für einen Band Gedichte, ebenso stark wie mein „Buch der Lieder," von den dortigen Buchhändlern bekommen könnte? Das bleibt aber ganz unter uns, denn es ist noch immer möglich, daß ich mich mit Campe in Ham-

burg noch eine Weile fortquäle. Sie erzeigen mir dadurch einen kleinen Liebesdienst.

Ihr freundschaftlich ergebener

H. Heine.

Paris, den 16. April 1842.

248. An Julius Campe.

Paris, den 17. Mai 1842.

Liebster Campe!

Es läßt sich kaum sagen, welche tiefe Erschütterung das Unglück, das Euch betroffen[1]), in Paris hervorgebracht, und welche wahrhafte Teilnahme die Franzosen an den Tag gelegt. Was mich betrifft, der ich den dortigen Verhältnissen näher stehe und meine Lieben in Not wußte, so können Sie denken, in welcher Stimmung ich mich befand, als ich noch keine Nachricht über die Meinigen hatte und noch nicht das Ende der Katastrophe voraussehen konnte. Es erzeugte sich bei mir eine Betäubung, die ich noch jetzt nicht bemeistern kann, und mein Kopf ist öde und wüst.

Welches Schrecknis! Ich hoffe, von Ihnen bald direkte Nachricht zu erhalten; indirekt erfahre ich, daß Sie durch kluge Vorsicht vor der materiellen Schwere des großen Unglücks geschützt sind — dies bestätigt zu hören, wird mir großes Vergnügen machen.

Es ist ein schauderhaftes Ereignis, und der Verlust ist ungeheuer; ich sehe wohl ein, daß hier nicht alles mit Geld ersetzt werden kann. Aber durch neu geweckte Thätigkeit, durch neu aufgeregte Kräfte, durch eine moralische Wiedergeburt wird vielleicht dem Unglück selbst der reichlichste Segen abgewonnen werden. — Ob der einschläfernden Influenza des Friedens ward vielleicht von der Vorsehung solche aufrüttelnde Feuermedizin ordonniert.

Hier haben wir unterdessen ebenfalls manchen bittern Löffel schlucken müssen; das Unglück, das auf der Versailler Eisenbahn arriviert, ist gräßlich, über alle Vorstellung gräßlich.

Sobald Sie, liebster Campe, wieder ein bißchen Atem schöpfen können, wollen wir von Druckerei sprechen. Unterdessen leben Sie wohl und bleiben Sie meiner freundschaftlichsten Gesinnungen in betreff Ihrer Person treuherzigst versichert.

H. Heine.

---

249. An Georg v. Cotta.

Paris, den 17. Oktober 1842.

Ich habe vor einiger Zeit durch Dingelstedt Ihnen andeuten lassen, daß ich ein kleines humoristisches Epos gedichtet, das seiner Form wegen (es besteht nämlich aus sehr kurzen Stücken, wie der Cid) und auch wegen des Inhaltes (es ist nämlich das absichtliche Gegenteil von

1) Der große Brand in Hamburg.

aller Tendenzpoesie) sehr geeignet wäre für den Abdruck im „Morgenblatte.“ Es bedarf nur noch der letzten Feile, und ich könnte es schon nächsten Monat einsenden; aber ich möchte vorher durch ein Wort von Ihnen beruhigt werden, daß es nicht durch die Hände des Herrn Pfizer geht, der, wie man mir sagt, den metrischen Teil des Morgenblattes redigiert.

250. An August Lewald.

Paris, den 17. Oktober 1842.

– Soeben kommt Meyerbeer und erinnert mich wieder lebhaft an Sie, indem er sich nämlich beklagt, daß er in deutschen Blättern so hart mitgenommen werde. Ich hoffe, daß man ihm Übertriebenes gemeldet, denn ich kann mir gar nicht denken, daß dergleichen der Fall sei. Er verdient es wahrlich nicht, er ist so gut und wacker! Ich lieb' ihn sehr, und diese Liebe für einen Freund treibt mich, einem andern Freunde zu schreiben. – –

Meine Frau läßt grüßen. Sie treibt heut' ihre Hauswirtschaft mit vielem Geräusch. In diesem Augenblick zankt sie mit der Magd. Sie ist durchaus keine stille Seele, wird aber täglich korpulenter.

251. An Heinrich Laube.

Paris, den 7. November 1842.

Liebster Laube!

Ihr Brief hat mir viel Vergnügen gemacht. Daß Sie wieder die „Elegante“ eingenommen, ist gewiß für uns alle sehr erfreulich; ich sage „uns“ und verstehe darunter den hohen Adel der Litteratur, die letzten vornehmen Köpfe, die noch nicht guillotiniert sind. Aber wird der herrschende Plebs sich jetzt nicht noch inniger zusammenrotten und gegen uns losschimpfen? Ich sehe die Sachen aus der Ferne besser ein, und wenigstens für mich sehe ich ein schlimmeres Schicksal voraus, als die Vergessenheit, wenn ich mit euch jetzt Opposition bilde gegen den Phrasenpatriotismus und Zeitgeschmack. Es ist der feigen Lüge eines Gutzkow und Konsorten bereits gelungen, meine politischen Überzeugungen zu verdächtigen, und ich, der ich vielleicht der entschiedenste aller Revolutionäre bin, der ich auch keinen Fingerbreit von der graden Linie des Fortschrittes gewichen, der ich alle großen Opfer gebracht der großen Sache — ich gelte jetzt für einen Abtrünnigen, für einen Servilen! Was wird das erst geben, wenn ich in direktem Gegensatz gegen die Scheinhelden und Maulpatrioten und sonstigen Vaterlandsretter auftrete? — Doch ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ich voraussehe, welchen Rückzug meine Popularität nehmen wird, bei euch, in der großen Retirade!

Ich weiß aber nicht, ob meine Besorgnisse insofern begründet sind, daß Sie nicht mit Entschiedenheit auftreten. Kann ich auf letztere zählen, so will ich den Mut nicht sinken lassen. Jedenfalls aber werde

ich die „Elegante," weil sie Ihr Blatt, mit treuester Liebe unterstützen und fördern. So viel es mir mein leidender Kopf gestattet (ich bin wirklich oft nicht im stande zu arbeiten, wegen dieses Übels), werde ich für die „Elegante" schreiben. Auch meine Freunde fordere ich dazu auf. Namentlich den Dr. Seuffert, der in der „Allgemeinen Zeitung" unter dem ʒ Zeichen schreibt, habe ich bereits für Sie gewonnen, und er wird für die „Elegante" eine laufende Korrespondenz über die hiesigen Zustände liefern. Er wird das ganz vorzüglich ausführen. Ob ich ebenfalls dergleichen unternehme, kann ich noch nicht ganz bestimmt zusagen, ich glaube aber, daß ich diesen Winter mich besser befinden werde, und dann will ich gern eine reiche und, will's Gott! interessante Korrespondenz regelmäßig schicken.

Liebster Freund! wir dürfen nicht die preußischen Doktrinäre spielen, wir müssen mit den „Hallischen Jahrbüchern" und mit der „Rheinischen Zeitung" harmonieren, wir müssen unsre politischen Sympathien und sozialen Antipathien nirgends verhehlen, wir müssen das Schlechte beim rechten Namen nennen, und das Gute ohne Weltrücksichten verteidigen, wir müssen das wahrhaft sein, was Herr Gutzkow nur scheinen will. — Anders geht es uns noch schlimmer — schlecht geht es uns auf jeden Fall.

Wie gesagt, ich werde die „Elegante," soviel es mir nur irgend möglich, unterstützen. Ich hoffe, in dieser Beziehung mehr zu leisten, als ich heute verspreche. Der Zufall will es, daß ich bereits etwas Außerordentliches thun kann, wodurch den Blättern des ersten Monats sogleich ein sehr großer Schwung gegeben werden dürfte. Ich habe nämlich ein kleines humoristisches Epos geschrieben, das großen Lärm machen wird. Es sind etwa 400 vierzeilige Strophen in 20 Abteilungen, indem ich auf das „Morgenblatt" Rücksicht nahm, für welches ich die Arbeit bestimmte. — Leider — und das macht mich sehr verdrießlich — habe ich bereits mit Cotta darüber referiert, hab's ihm versprochen, und er hat mir viel Freundliches geantwortet. Nichtsdestoweniger entschließe ich mich, diese Arbeit in der „Eleganten" drucken zu lassen, und Sie haben keinen Begriff davon, welche wichtige Interessen ich hier sakrifiziere. Wichtige Interessen in pekuniärer Beziehung, da ich Cotta gern mir gewogen erhalte — an dem Morgenblätterruhm selbst liegt mir nichts. Ich bin bereits seit vierzehn Tagen mit dem Durchfeilen des Gedichtes beschäftigt, und in acht Tagen ist es fix und fertig und eigenhändig abgeschrieben. Ich will jetzt noch unablässiger mich diesem Geschäfte unterziehen. Da es aber eine sehr große Arbeit ist, die bereits auf meinem diesjährigen Budget steht, müssen Sie Sorge tragen, daß der Verleger der „Eleganten" mir wenigstens in Beziehung des Honorars dasselbe zahlt, was ich von Cotta für das „Morgenblatt" erhalten hätte. Ich hatte ganz besonders deshalb bei ihm angefragt. Es ist zehn Louisdor per Druckbogen. Ich glaube, sie wird ihm gewiß das Geld wert sein, da diese Arbeit in zwanzig Nummern der „Eleganten" durchlaufen und derselben als eine kolossale Annonce dienen wird; es ist nämlich, unter uns gesagt, das Bedeutendste, was ich in Versen geschrieben habe, Zeitbeziehungen in Fülle, kecker Humor, obgleich in morgenblättlicher Mäßigung, und es wird für das Publikum gewiß ein Evenement sein. Ich bin ungemein neugierig, was Sie dazu sagen

werden. Sie sehen, ich hab' wohl daran gedacht, etwas ganz Neues zu liefern und durch neues Geschrei die Vergangenheit zu vertuschen. — Der Held meines kleinen Epos ist ein Bär, der einzige der zeitgenössischen Helden, den ich des Besingens wert hielt. Ein toller Sommernachtstraum. — Meine Adresse ist Faubourg Poissonnière No. 46. Ich wohne jetzt besser, ja sogar ziemlich elegant, seitdem ich legitim verheiratet bin. Ja, lieber Freund, ich lebe jetzt im ernsthaftesten Ehestand. Ich treibe Monogamie. Sonst lebe ich ziemlich zurückgezogen. Meine Frau läßt sich Madame Laube recht artig empfehlen, und auch ich lasse meine freundschaftlichsten Grüße nachflattern. Madame Laube hat hier bei meinen kleinen Französinnen eine ungewöhnliche Erinnerung zurückgelassen, und habe ich noch oft von ihrer Grazie sprechen hören, die eine Französin nicht so leicht einer Deutschen zugesteht. — Über die Vorfälle des vorigen Jahres, wo ich mit dem schwäbischen Gesindel mich herumschlagen mußte, um Zeitungslügen nicht bloß durch das Wort, sondern auch durch die That zu begegnen, schreibe ich Ihnen ein andermal. — Antworten Sie mir nur umgehend in Bezug auf Herrn Voß, den Verleger Ihrer Zeitung, ob er mit meiner Honorarforderung einverstanden. Auch sagen Sie mir, ob ich das Manuskript alsdann per Postwagen schicken soll oder per Briefpost; es wird nämlich etwa 23 bis 24 Bogen, wie das Papier, worauf ich diesen Brief schreibe, betragen. Ich bin, wie gesagt, unermüdlich damit beschäftigt und werde es sogleich abschicken, nachdem ich Ihre Antwort erhalten. — Sie sprachen mir von Modeblättern. Werden Sie auch Musikbeilagen geben? Für diesen Fall kann ich von Meyerbeer sehr hübsche Liedermelodien gratis erhalten.

Und nun leben Sie wohl, teurer Freund, und bewahren Sie mir die liebreiche Gesinnung und das schöne Vertrauen, das Sie mir so frei gewidmet, und das ich immer als eine meiner kostbarsten Errungenschaften in diesem Leben betrachtete.

Heinrich Heine.

Für den Fall, daß Sie mein humoristisches Epos anzeigen wollen, bemerke ich Ihnen, der Titel ist: „Atta Troll, von H. Heine."

---

252. An Heinrich Laube.[1])

— — Was Sie mir von dem „Musenalmanach" des Herrn Friedrich Steinmann sagen, würde mich amüsieren, wenn die Sache nicht zugleich von der Gewissenlosigkeit zeugte, womit gewisse Leute in Deutschland jeden Schabernack ausbeuten, der mir in böswilliger oder auch harmloser Absicht gespielt wird. Ich habe mir in der Buchhandlung jenen Musenalmanach zeigen lassen, und ich autorisiere Sie, in Ihrem Blatte zu erklären, daß die zwei Gedichte, die mit der Unterschrift H. Heine und Paris darin abgedruckt stehen, weder während meines Aufenthalts in Paris verfaßt, noch überhaupt jemals von mir zum

1) Zuerst in Nr. 6 der „Zeitung für die elegante Welt" vom 8. Februar 1843 abgedruckt.

Drucke gegeben worden. Ich erkenne in dem ersten dieser Gedichte nur die flüchtigen Worte, die ich vor etwa zwanzig Jahren einem Freunde zum Komponieren mitgeteilt habe, und die wahrscheinlich auch seitdem als Musiktext erschienen; von dem anderen Gedichte habe ich auch nicht die leiseste Erinnerung, doch ist es leicht möglich, daß es um dieselbe Zeit, vor etwa zwanzig Jahren, in irgend einem scherzenden Privatbriefe unter andern Selbstpersiflagen meiner damaligen Manier aus meiner Feder floß. Ich würde vielleicht kein Wort hierüber verlieren, wenn Herr Steinmann jene Verse nicht aus Paris datiert und somit als Produkte meines hiesigen Aufenthaltes bezeichnet hätte. Ich habe ja ganz dazu geschwiegen, als derselbe Herr Steinmann vor einem Jahre sich eine ähnliche Unziemlichkeit gegen mich zu schulden kommen ließ, indem er ohne meine Erlaubnis und überhaupt ohne Anfrage allerlei alte Privatbriefe von mir drucken ließ. Seit länger als achtzehn Jahren stand ich mit Herrn Steinmann nicht im geringsten Verkehr, nicht in der mindesten Berührung, und ich kenne keine äußere Veranlassung, wodurch jene betrübsame Veröffentlichung von Privatbriefen gerechtfertigt werden möchte. Ich muß gegen solches unerlaubte Verfahren endlich aufs bestimmteste protestieren, und Sie können, liebster Freund, zu diesem Zwecke meine eigenen Ausdrücke einem verehrungswürdigen Publiko mitteilen.

---

253. An Maximilian Heine.

Paris, den 12. April 1843.

Liebster Bruder!

Wenn ich Dir nicht schreibe, so ist der Grund sehr einfach: Ich hätte Dir so viel zu sagen, daß ich nicht weiß, womit anfangen und wie endigen. Aber beständig denke ich an Dich, fast täglich spreche ich von Dir mit meiner Frau, die Dich so gern einmal sähe, und in meinen bittersten Nöten stärkt mich oft das Bewußtsein, daß ich einen getreuen Bruder habe, der mit ganzer Seele mir ergeben ist. Und es hat mir an Nöten in den letzten Jahren nicht gefehlt! — Ich lebe in diesem Augenblicke ziemlich ruhig, es herrscht ein Waffenstillstand zwischen mir und meinen Feinden, die aber darum nicht minder rührig im geheimen agieren, und ich muß mich auf alle mögliche Ausbrüche des tödlichsten Hasses und der feigsten Niederträchtigkeit gefaßt machen. Das hat aber alles nicht viel zu bedeuten, trüge ich nicht meinen schlimmsten Feind in meinem eigenen Leibe, nämlich in meinem Kopfe, dessen Krankheit in letzter Zeit in eine sehr bedenkliche Phase getreten. Fast die ganze linke Seite ist paralysiert, in Bezug auf die Empfindung; die Bewegung der Muskeln ist noch vorhanden. Über der linken Augenbraue, wo die Nase anfängt, liegt ein Druck wie Blei, der nie aufhört, seit beinah zwei Jahren ist dieser Druck stationär; nur in Momenten des starken Anstrengens beim Arbeiten empfand ich ihn weniger, nachher aber war die Reaktion desto größer, und wie Du denken kannst, darf ich wenig jetzt arbeiten. Welch ein Unglück! Damit ist auch das linke Auge sehr schwach und leidend, stimmt oft nicht zusammen mit dem rechten, und

zu Zeiten entsteht dadurch eine Verwirrung des Gesichtes, die weit unleidlicher, als das Dunkel der vollen Blindheit. Seit zwei Monat habe ich im Genick ein Haarseil, aber das ist nur ein Palliativ, und ich habe zu keinem Heilmittel Vertrauen. Ich erzähle Dir das, nicht weil ich von Dir Rat erwarte, sondern weil ich Deine ärztliche Neugier zufrieden stellen will. Ich habe wenig Hoffnung des Besserwerdens und sehe einer trüben Zukunft entgegen. — Meine Frau ist ein gutes, natürliches, heiteres Kind, launisch, wie nur irgend eine Französin sein kann, und sie erlaubt mir nicht, in melancholisches Träumen, wozu ich so viel Anlage habe, zu versinken. Seit acht Jahren liebe ich sie mit einer Zärtlichkeit und Leidenschaft, die ans Fabelhafte grenzt. Ich habe seitdem schrecklich viel Glück genossen, Qual und Seligkeit in entsetzlichster Mischung, mehr als meine sensible Natur ertragen konnte. Werde ich jetzt die nüchterne Bitternis des Bodensatzes schlucken müssen? Wie gesagt, mich graut vor der Zukunft. — Aber wer weiß, es geht vielleicht besser, als mein getrübter Sinn es ahnet. — Bleibe Du mir nur zugethan, teuerster Bruder, und ich gebe meinem Herzen einen Halt an Deiner Brudertreue, an Deiner sicheren Bruderliebe.

In Hamburg scheint alles in floribus zu sein. Daß Mariechen[1]) eine so gute Partie machte, ist ein groß Glück, für welches ich dem lieben Gott danke. Welche Freude für unsere Schwester und unsere Mutter! Letztere altert sehr, aber das liegt in einem allgemeinen Menschenschicksal; ich hoffe, sie wird lange bei uns bleiben, die gute, vortreffliche Mutter.

Mit der Familie stehe ich gut genug, auch mit Onkel Heine, er giebt mir jährlich achttausend Franken, ungefähr die Hälfte von dem, was ich brauche. Bin aber zufrieden jetzt, wo ich körperlich leidend bin und auf meine Arbeit nicht gut rechnen kann, eine fixe Pension zu haben. — Nach Deutschland gehe ich nie und nimmermehr zurück. Ich lebe hier umfriedet, wenigstens in Bezug auf äußere Berührung. — Und nun, teurer Bruder, lebe wohl, und schreib mir bald. Meine Adresse ist: Faubourg Poissonnière No. 46.

Möge Dich dieses Blatt in guter Gesundheit und glücklicher Stimmung antreffen.

H. Heine.

Außer meinem Kopf bin ich leiblich und geistig ganz gesund.

254. An Julius Campe.

Paris, den 27. April 1843.

Und auch heute, liebster Campe, kann ich Ihnen noch nicht ordentlich schreiben, und diese Zeilen sollen Sie nur mit der notdürftigsten Beantwortung Ihrer jüngsten Anfrage in betreff des zweiten „Reisebilder“-Bands und des Liederbuchs beschwichtigen. Ich autorisiere Sie nämlich, den zweiten Band der „Reisebilder“ in neuer Auflage erscheinen zu lassen, und zwar, indem Sie ein Exemplar der zweiten Auflage

1 Marie Embden, die älteste Tochter von Heines Schwester.

dieses zweiten Bandes so genau als möglich abdrucken lassen. Ich denke nämlich, daß keine sonderlichen Druckfehler in jener zweiten Auflage enthalten, und ich will keine neuen Veränderungen drin vornehmen. Wenn ich in diesem Buche etwas umändern oder ausmerzen will, so ist es für Sie jedenfalls besser, daß dergleichen in der Gesamtausgabe der Werke geschieht, mit deren Druck Sie, nebenbei gesagt, jetzt nicht mehr lange zögern sollten. Sobald Sie mir anzeigen, daß dieser Druck beginnen soll, schicken Sie mir zugleich die vier „Reisebilder"-Teile, und ich gehe sie genau durch, korrigiere und ordne, und eröffne mit denselben die Gesamtausgabe.

Wenn es Ihnen recht ist, sollen die „Reisebilder" in dieser neuen Form nur zwei Bände betragen, indem ich nämlich die Gedichte ausscheide und sie zum Beschluß der Gesamtausgabe liefere. Unterdessen glaube ich noch einen fünften Teil „Salon" zu geben, aber auch dieser (der ganze „Salon") soll zusammengedrängt in der Gesamtausgabe nur drei Teile betragen. Ich bemerke Ihnen dieses, damit Sie, wenn Sie etwa Lust hätten, die Gesamtausgabe jetzt anzukündigen, dem Publiko anzeigen, daß das Ganze acht sehr starke Bände betragen, und daß zwei Bände „Reisebilder" die Avantgarde bilden würden. —

Was die neue Auflage des „Buchs der Lieder" betrifft, so autorisiere ich Sie ebenfalls, dieselbe nach der zweiten Auflage ganz genau abdrucken zu lassen, so genau als möglich, damit nicht die Druckfehler zu sehr emporblühen, und ich werde Ihnen (Sie können sich drauf verlassen) recht bald eine kleine Vorrede zu dieser neuen Auflage überschicken.

Ich leide so stark an den Augen, daß ich fast gar nicht schreiben kann.

Wie man mir aus Deutschland meldet, soll der „Telegraph" wieder die niederträchtigsten Insinuationen gegen mich enthalten, und ich bitte Sie, schicken Sie mir so bald als möglich ein Exemplar, damit ich ermesse, inwieweit ich mich über Ihre Unziemlichkeit und Lieblosigkeit zu beklagen habe. Jedenfalls geschieht mir hier von Ihnen die größte Unbill, und jeder sagt mir, daß ich wie ein Niais handle, wenn ich mir dergleichen ruhig gefallen lasse . . . Gäbe ich auch nach im Momente, so bliebe doch eine bittere Verstimmung zurück, die uns später alle Lust verleiden würde. Wie kann ich den Mann als einen Freund behandeln, welcher Blätter in die Druckerei schickt oder honoriert, worin Heinrich Heine verunglimpft wird? Ich bitte Sie, ich bitte Sie, thun Sie mir dieses Ärgernis aus den Augen — auf Ehre, es ist dringendst notwendig.

Ihr Freund

H. Heine.

---

*255. An Gustav Kolb.

Paris, den 10. Juli 1843.

Liebster Kolb!

Ich hatte Sie ersucht, mir meine zwei letzten Artikel hierher zurückzuschicken, im Fall Sie keinen Gebrauch davon machen könnten. Da Sie mit der Rücksendung bis heute gezögert und ich bereits an Laube geschrieben, daß diese Artikel für ihn bestimmt seien, bitte ich Sie, ihm

direkt zu schicken. Sie haben also nur die Mühe, sie in ein Kouvert zu stecken und mit der Aufschrift zu versehen: An Herrn Dr. Laube, per Adresse des Herrn L. Voß, Buchhändler in Leipzig.

Ich bitte Sie, Liebster, lassen Sie mich nicht in Verlegenheit und schicken Sie an Laube unverzüglich die zwei Artikel über den Jesuitenstreit; sie sollen die Fortsetzung des Artikels über Leroux und Cousin bilden, den ich ihm dieser Tage schickte.[1]) Es wäre mir nun gewiß sehr lieb, wenn Sie aus der „Eleganten Welt" einen guten Teil dieser Arbeiten in der „Allg. Ztg." reproduzieren könnten. Haben Sie die Sachen gedruckt vor Augen, so schwindet vielleicht manches Bedenken. Es ist mir höchst schmerzlich, daß ich über die wichtigsten Angelegenheiten mich nicht in der Allg. aussprechen kann und ganz neutrale Sujets wählen müßte, um wenigstens den Posten zu behaupten; jedenfalls seien Sie versichert daß ich nie an Ihrem guten Willen zweifle und der meinige groß ist. -- Sie würden mich verbinden, wenn Sie gelegentlich an Herrn v. Cotta wissen ließen, wie wenig es meine Schuld, daß die „Allg. Ztg." so lang nichts von mir brachte und vielleicht noch eine Weile lang nichts von mir bringen wird. Ich dürfte vielleicht, wenn ich meine Reisepläne ausführe, Herrn v. Cotta nötig haben. — In etwa 8 Tagen gehe ich ins Bad, wo ich mehrere Monate verweile. Ist es mir möglich, so schicke ich Ihnen etwas von dort; ein großer Artikel über die Angriffe der „Revue des deux Mondes" gegen das Buch der Belgiojoso, welche hier so viel Lärm machten, liegt angefangen und ich hatte keinen Mut weiterzuschreiben. Diese Entmutigung ist ein größerer Schaden. —

Mit Espartero muß es sehr, sehr schlecht stehen; Haller sieht nämlich sehr blaß aus. Meine Adresse ist immer: 46 faubourg Poissonnière. Leben Sie wohl und bleiben Sie freundschaftlichst zugethan

Ihrem vertrauensvoll ergebenen

H. Heine.

Aber Liebster! Liebster! vergessen Sie nicht die Artikel gleich an Laube zu schicken. Den kleinen älteren (über Ludwig Philipp u. s. w.) schicken Sie mir gelegentlich hierher nach Paris.

---

256. An Mathilde Heine.[2])

Bremen, den 28. Oktober 1843.

Lieber Schatz!

Ich bin soeben hier angelangt, nachdem ich zwei Tage und zwei Nächte durch gefahren; es ist acht Uhr morgens, und ich werde noch heute abend weiter reisen, so daß ich morgen in Hamburg eintreffe. Ja, morgen bin ich am Ziel meiner Pilgerfahrt, welche höchst langweilig und ermüdend war. Ich bin ganz erschöpft. Ich hatte viel Ungemach und schlechtes Wetter. Alle Welt reist hier im Mantel, ich in einem elenden Paletot, der mir nur bis an die Kniee reicht, welche steif vor

---

1) Vgl. Bd. VI. S. 422 ff.

2) Die Briefe Heines an seine Frau wurden zuerst im „Nachlaß" (Hamburg 1875) S. 289 ff. veröffentlicht. Die Originale waren natürlich in französischer Sprache abgefaßt.

Kälte sind. Bei alledem ist mein Herz voller Sorgen: ich habe mein armes Lamm in Paris gelassen, wo es so viel Wölfe giebt. Ich bin die arme Hälfte eines Hahns. Ich habe schon über hundert Thaler verbraucht. — Adieu, ich umarme Dich! — Ich schreibe Dir in einem Zimmer, das voller Leute ist; das Geschrei um mich her verursacht mir die entsetzlichsten Kopfschmerzen. — Tausend Grüße von mir an Madame Darte und unsere vortreffliche, phantastische Aurecia![1] Von Herzen

Dein armer Mann

Henri Heine.

257. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 31. Oktober 1843.

Schönster Schatz!

Seit zwei Tagen befinde ich mich in Hamburg, wo ich all' meine Verwandten in bestem Wohlsein angetroffen habe, mit Ausnahme meines Oheims; obgleich er sich augenblicklich etwas erholt hat, ist sein Zustand doch beunruhigend, und man fürchtet, ihn bei einem nächsten Anfalle seiner Krankheit zu verlieren. Er hat mich mit großer Herzlichkeit, ja mit zuvorkommender Artigkeit empfangen, und da er sieht, daß ich nicht nach Hamburg komme, um Geld zu verlangen, sondern einzig, um ihn und meine Mutter wieder zu sehen, so stehe ich hoch in seiner Gunst. Er hat sich bei mir sehr angelegentlich nach Dir erkundigt, und stets aufs rühmlichste von Dir gesprochen. Ich sehe mit Freuden, daß man im allgemeinen gut von Dir spricht, hier in Hamburg, wo man sich grimmiger als anderswo verlästert; es ist ein Nest voll Klatschereien und Schmähsucht.

Liebe Tante!

Ich habe mit vielem Vergnügen von meinem lieben Onkel gehört, daß Sie sich vollkommen wohl befinden; aber ich bedauere sehr, daß Sie nicht mitgekommen sind, uns in Hamburg zu besuchen. Jeder, der so glücklich war, Sie zu sehen, spricht mit Bewunderung von Ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, und ich bin höchst begierig, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Unsere ganze Familie denkt viel an Sie, und wir hoffen alle, daß Sie uns nächstens mit Ihrem liebenswürdigen Besuche in Hamburg erfreuen werden.

Ich habe die Ehre, mich Ihnen bestens zu empfehlen, und verharre

Ihr ergebenster Neffe

Ludwig.

Obige Zeilen sind von meinem Neffen[2]), welcher mich soeben besuchte und meinem Briefe einige Worte beizufügen wünschte. Meine

1) Während der Abwesenheit Heines befand sich Mathilde, in Gesellschaft einer Freundin Aurecia, in der Pension der Madame Darte, Chaillot Nr. 101, zu Paris.

2) Ludwig v. Embden, der Neffe Heines.

Schwester befindet sich wohl, meine Nichte Madame de Voß ebenfalls; alle beide sind zart wie Bernstein.

Was meine Mutter betrifft, so finde ich sie sehr verändert. Sie ist sehr schwach und entkräftet. Sie ist durch Alter und Sorgen zusammengeschrumpft. Ängstlich, wie sie ist, regt die geringste Kleinigkeit sie schmerzlich auf. Ihr größtes Übel ist der Stolz. Sie geht nirgends hin, da sie nicht die Mittel hat, bei sich Besuch zu empfangen. Seit dem Brande bewohnt sie zwei kleine Zimmer; es ist ein Jammer! Sie hat viel durch den Brand verloren, da sie bei einer Gesellschaft versichert war, die nicht bezahlen konnte.

Mein neuer Neffe, Herr de Voß, ist ein sehr junger und liebenswürdiger Mann. — Karl Heine scherzt immer über meine Eifersucht und wundert sich, daß ich mich habe entschließen können, Dich in Paris zu lassen! — Du bist meine arme geliebte Frau, und ich hoffe, daß Du artig und vernünftig bist. Ich bitte Dich inständigst, Dich nicht zu viel öffentlich zu zeigen, auch nicht nach der Heilanstalt zu gehen; ich hoffe, daß Du den obersten der Tröpfe nicht bei Dir empfangen wirst; glaube mir, Du hast Freundinnen und ehemalige Freundinnen, welche nichts sehnlicher verlangen, als Dich mir gegenüber zu kompromittieren. — Tausend freundliche Grüße von mir an Madame Darte und Aurecia!

Dein armer Gatte

Henri Heine.

---

258. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 2. November 1843.

Schönster Schatz! geliebte Nonotte![1]

Ich hoffe, daß es Dir wohlgeht; mir geht es wohl. Nur leidet mein abscheulicher Kopf etwas an jener nervösen Krankheit, welche Du kennst. Gestern dinierte ich bei meinem Oheim, der sehr verstimmt war; der arme Mann steht schreckliche Leiden aus. Es gelang mir jedoch, ihn zum Lachen zu bringen. Heute speise ich bei meiner Schwester mit dem jungen Ehepaar und meiner alten Mutter. Das Wetter ist schön und so milde, daß ich hier nur meinen kleinen Oberrock trage. — Ich denke nur an Dich, meine liebe Nonotte. Es ist ein großer Entschluß, daß ich Dich allein in Paris gelassen, in diesem schrecklichen Abgrunde! Vergiß nicht, daß mein Auge immer auf Dir ruht; ich weiß alles, was Du thust, und was ich jetzt nicht weiß, werde ich später erfahren.

Ich hoffe, daß Du nicht versäumt hast, Stunden bei einem Schüler von Favarget zu nehmen, und daß Du Deine jetzige Muße wohl benutzest.

Ich bin überzeugt, daß Du in diesem Augenblick keinen Sou mehr in Deiner Börse hast. Künftige Woche werde ich Dir die nötige Quittung senden, um in meinem Namen meine monatliche Pension bei

1) Diesen Scherznamen gab Heine seiner bigotten Frau mit Anspielung auf den Jesuiten Nonnotte, welcher durch seine Polemik gegen Voltaire bekannt ist.

Fould erheben zu lassen, und ich werde Dir gleichzeitig mitteilen, wie ich über diese Summe zu disponieren gedenke.

Ich habe keinen Brief von Dir erhalten; wenn Du noch nicht geschrieben hast, so bitte ich Dich, das Schreiben nicht länger aufzuschieben. „An Herrn H. H., Adr. Herren Hoffmann und Campe, Buchhändler in Hamburg."

Ich kann noch nicht den Tag meiner Abreise bestimmen; wahrscheinlich wird sich mein Aufenthalt hier in Hamburg bis zur Mitte dieses Monats verlängern. Glaub mir, es ist keine verlorene Zeit. Meine Geschäfte mit meinem Buchhändler sind verwickelt, und ich habe hier in dieser Hinsicht viel zu thun.

Grüße von mir Madame Darte, der ich mein Teuerstes auf der Welt anvertraut; ich habe von ihr mit mehreren Leuten gesprochen, die sich bei mir nach den französischen Pensionaten erkundigten. Meine Empfehlungen an Aurecia!

Von ganzem Herzen

Dein Mann

Henri Heine.

---

*259. An J. H. Detmold.

Hamburg, den 3. November 1843.

Liebster Detmoldt!

Als ich mich zu einer Reise nach Deutschland entschloß, freute ich mich ganz besonders darauf, Sie bei dieser Gelegenheit wieder zu sehen und mündlich mich mit Ihnen über die vielen Wirrnisse besprechen zu können, über die man nimmermehr sich brieflich aussprechen dürfte. Aber es ist mir nicht möglich gewesen, über Hannover zu reisen, und ich fürchte, meine Rückreise nach Paris führt mich ebenfalls eine andere Route. Wie wollen wir's nun anfangen, um uns zu sehen? Ist Ihnen eine Reise nach Hamburg gelegen, so sagen Sie mir, wann Sie hier eintreffen wollen, und ich richte mich danach ein; etwa zwei Wochen möchte ich noch hier verweilen. Ich denke über Leipzig zurückzureisen und ich könnte Ihnen also auch ein Rendezvous in Magdeburg geben. Am liebsten aber würde ich Sie hier in Hamburg sehen, wohin Sie, wie ich höre, zuweilen einen Abstecher machen.

Schreiben Sie mir nur gleich Bescheid und zwar per Adresse von Hoffmann & Campe. Wie freue ich mich darauf, Sie wiederzusehen! Sie sind doch der einzige in Deutschland, mit dem ich ein verstandenes Wort sprechen kann! der sogar ohne Erörterung meine Nöten versteht!

Leben Sie wohl, auf baldiges Wiedersehen.

Ihr getreuer Freund

H. Heine.

---

260. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 5. November 1843.

Geliebte Nonotte!

Ich habe noch keine Nachricht von Dir erhalten, und ich fange schon an, mich darüber recht zu beunruhigen. Ich bitte Dich dringend,

mir so bald als möglich zu schreiben, unter der Adresse der Herren Hoffmann und Campe in Hamburg, welche ich Dir schon angegeben. Ich werde hier wahrscheinlich noch vierzehn Tage bleiben, und bei meiner Abreise werde ich meine Vorsichtsmaßregeln treffen, damit Deine Briefe nach Paris zurückgesandt werden, falls sie zu spät anlangen sollten. Ich werde hier von aller Welt gehätschelt. Meine Mutter ist glücklich; meine Schwester ist außer sich vor Entzücken, und mein Oheim findet an mir alle erdenklichen guten Eigenschaften. Auch bin ich sehr liebenswürdig. Welch saure Arbeit! ich muß den uninteressantesten Leuten gefallen! Bei meiner Rückkehr werde ich so sauertöpfisch wie möglich sein, um mich von den Anstrengungen meiner Liebenswürdigkeit zu erholen.

Ich denke beständig an Dich, und ich vermag nicht ruhig zu sein. Unbestimmte und trübe Sorgen quälen mich Tag und Nacht. Du bist die einzige Freude meines Lebens — mache mich nicht unglücklich!

Alle meine Verwandten machen mir Vorwürfe, daß ich Dich nicht nach Hamburg mitgebracht. Ich habe jedoch wohlgethan, das Terrain ein wenig zu studieren, bevor ich in Deiner Begleitung käme. Wahrscheinlich werden wir den Frühling und Sommer hier verbringen. Ich hoffe, daß Du für Deine jetzige Langeweile hinreichend belohnt werden wirst. Ich werde das Mögliche thun, Dich dafür schadlos zu halten. — Adieu, mein Engel, meine Liebste, mein armes Kind, mein gutes Weib!

Vergiß nicht, Madame Darte tausend Artigkeiten von mir zu sagen. Ich hoffe, daß Du mit der guten Aurecia auf bestem Fuße stehst. — Ich beschwöre Dich, keine Leute zu besuchen, mit welchen ich schlecht stehe, und welche Dich eines Tags verraten würden, wenn Du Dich mit ihnen überworfen hast. — Morgen oder übermorgen werde ich Dir die nötigen Papiere senden, um meine Pension zu erheben.

Mein Gott! mein Gott! seit vierzehn Tagen hab' ich Dich nicht zwitschern hören. Und ich bin so fern von Dir! Es ist ein wahres Exil — Ich küsse Dich auf das kleine Grübchen Deiner rechten Wange.

Henri Heine.

261. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 8. November 1843.

Geliebter Engel!

Beifolgend sende ich Dir Brief und Quittung für den Kassierer der HH. Fould; Du wirst ihm diesen Brief durch einen zuverlässigen Mann schicken, welcher Dir 400 Franken zurückbringen wird. Gieb wohl acht, diesen Brief nicht zu verlieren; denn um Dir jede Unterschrift zu ersparen, habe ich den Namen des Inhabers nicht bezeichnet. Ich bitte Dich, unserm Portier die Summe von 100 Franken zu übergeben, mit dem Bemerken, daß er sie für mich aufheben möchte, und daß ich ihn wissen lassen würde, wie ich darüber disponieren will. Es bleiben Dir 300 Franken, wovon Du 150 Franken an Madame Darte geben kannst, um sie Deinem Konto gutzuschreiben. 50 Franken wirst Du an Madame Morin und 50 Franken an Mademoiselle Vauplan senden; die 50 Franken, welche Dir übrig bleiben, wirst Du in Deiner Tasche ver-

wahren, und ich hoffe, daß Du sie nicht für Lappalien ausgeben wirst. Ich komme wahrscheinlich ohne einen Sou zurück, und ich will keine Schulden vorfinden.

Ich bin noch immer ohne Nachricht von Dir; ich muß noch vierzehn Tage in Hamburg bleiben. In einigen Tagen werde ich Dir ausführlicher schreiben; inzwischen umarme ich Dich von ganzem Herzen.

Henri Heine.

262. An Varnhagen von Ense.

Hamburg, den 9. November 1843.

Mein teurer Varnhagen!

Für Ihren lieben herzlichen Brief vom 6. meinen vorläufigen Dank, beantworten aber kann ich ihn noch nicht. Nur so viel: wenn es nur irgend möglich ist, will ich Sie zu sehen suchen. — Ich reiste hierher in der Absicht, nur meine Verwandten zu besuchen, durcheilte Deutschland so rasch als möglich, und wollte ebenso rasch und direkt wieder nach Paris zurückkehren, wo mir meine Frau nur auf einen Monat Urlaub gab. Deshalb hatte ich in Bezug der resp. deutschen Regierungen gar keine Vorkehrungen genommen und besitze gar keine Sicherheitsgarantien. Wozu auch Anfragen? Eine solche ist bereits eine Konzession, und ich werde wahrhaftig keine machen. Nicht die preußische Regierung, sondern **ich** bin der Gekränkte, der in seinem Privatvermögensinteresse widerrechtlich Gekränkte — und ich sollte eine demütige Anfrage machen, ob ich auch sicher sei, keine persönliche Beleidigung zu erleiden, wenn ich nach Berlin käme?

Sie raten mir, mich an Herrn v. Humboldt zu wenden. Er hat sich in der That immer liebreich für mich erwiesen. Aber, ehrlich gestanden, wie viel ich auch von seiner Macht halte, so wenig halte ich von seinem Willen, mir zu nutzen. Er hat vielleicht auch nicht mehr die nötige Energie, gegen allerhöchste Präventionen ein Wort zu sprechen.

Ich will reiflich darüber nachdenken, ob ich es wagen soll, auf einen Tag nach Berlin zu kommen, wo ich alsdann nur Sie sehen würde. Dieser Gedanke führt mich auf die Idee, von hier zuvörderst nach Leipzig zu gehen, von wo die Eisenbahn mich entweder rasch zu Ihnen führt, oder Ihnen, wenn Sie nicht eben unpäßlich sind, es möglich macht, mit Bequemlichkeit mir eine kleine Strecke entgegen zu kommen. Gott bewahre, daß ich Ihnen eine große Fatigue zumuten möchte!

Vierzehn Tage bleibe ich noch hier, und gegen Ablauf derselben schreibe ich Ihnen meine bestimmte Resolution. Bis dahin verharre ich mit ganzer Seele

Ihr Freund

H. Heine.

Meine Adresse ist immer richtig, wenn Sie den Brief an Salomon Heine adressieren oder an Hoffmann und Campe hierselbst.

263. An J. H. Detmold.

Hamburg, den 9. November 1843.

Liebster Detmold!

Ich danke Ihnen für Ihren lieben Brief, und Ihren Vorschlag, uns in Braunschweig zu sehen, genehmige ich. Vierzehn Tage bleibe ich noch hier, und gegen Ablauf derselben verabreden wir das Bestimmtere. Ich werde mit dem Dampfboot von hier nach Magdeburg reisen (40 lebendige Stunden Reise!) und mit der Eisenbahn unverzüglich nach Braunschweig kommen. Anfangs wollte ich nur 8 bis 12 Tage hier verweilen und direkt zu meiner Frau zurückreisen — die ich in Paris !!! **allein** ließ! Und jetzt komme ich sogar auf den Gedanken, von Braunschweig über Magdeburg zurückkehrend, auch Leipzig zu besuchen! —

Adieu! auf baldig heiteres Zusammentreffen!

Ihr Freund

H. Heine.

P. S. Ist Ernst in Hannover?[1]

Wie lange bleibt er noch dort? Hat er nicht etwa Lust, ebenfalls nach Braunschweig zu kommen? Sagen Sie mir das und fragen Sie ihn, ob er direkt nach Petersburg geht.

264. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 10. November 1843.

Meine Liebe!

Ich habe noch keine Zeile Deines Gekritzels empfangen. Ich denke mir, daß Du das Schreiben bis zu dem Tage aufgeschoben hast, wo Du die Nachricht von meiner Ankunft hieselbst erhieltest. Schreibe mir ruhig: ich werde bei meiner Abreise die Ordre hinterlassen, mir die Briefe nach Leipzig zu schicken, wo ich einige Tage verweilen werde, und wenn die Briefe mich in Leipzig nicht mehr treffen, so wird man mir sie nach Paris zurück senden. Es sind hauptsächlich meine Buchhändleraffären, die mich hier noch eine Woche festhalten werden. Mein Buchhändler ist der größte Schelm von der Welt, und es kostet mich viel Mühe, meine Interessen ins Reine zu bringen. — Ich hoffe, daß Du meinen letzten Brief empfangen hast, welcher die nötige Quittung enthielt, um die 400 Franken bei Fould zu erheben; vergiß nicht, mir sofort mitzuteilen, ob man sie ohne Schwierigkeit ausbezahlt hat. — Mein Oheim befindet sich besser seit einigen Tagen, und ich stehe auch besser mit ihm. Alle Welt macht mir Vorwürfe, daß ich Dich nicht hieher mitgebracht. Wie hätte ich mich gefreut, wenn Du gestern abend hier gewesen wärest; meine Nichte Madame de Voß gab mir zu Ehren eine große Abendgesellschaft; es wurde getanzt, das Souper war vorzüglich, und nichts fehlte, als Du. Meine Nichte wohnt wie eine Prinzessin, und all' ihr Luxus hat etwas Solides und Komfortables. Die Kinder meiner Schwester sind sehr niedlich, und fragen mich unaufhörlich nach ihrer Pariser Tante. Sie werden sie, so Gott will,

[1] Vgl. Bd. VII. S. 224.

nächstes Frühjahr sehen, das wir, so wie auch den Sommer, hier verbringen werden. Aber ich sage selbst nicht, daß ich diese Absicht habe; hüte Dich wohl, etwas davon an Karl Heine zu verraten, der im Februarmonat nach Paris kommen wird. Ich bitte Dich, so bald als möglich Unterrichtsstunden in der deutschen Sprache zu nehmen. Es versteht sich von selbst, daß Du Dich gegenwärtig des Schönschreibens befleißigst, was dringend notwendig ist. Benutze Deine Muße gut!

Adieu, meine Liebe! Ich denke stets an und für Dich. Mache meine Empfehlung an Madame Darte und Mademoiselle Aurecia. Schreibe mir viel, und betrage Dich, wie ich es verdiene.

Dein armer Sklav und Gatte

Henri Heine.

Sage Madame Varien nicht, was ich Dir schreibe, Du thätest gut, sie nicht überall zu besuchen, aus wichtigen Gründen.

265. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 19. November 1843.

Geliebteste Freundin!

Ich hoffe, daß es Dir wohl geht; was mich betrifft, so spielt mein abscheulicher Kopf mir immer noch Possen und hindert mich, meine Geschäfte in Hamburg schnell zu beenden. Ich bin leidend und langweile mich, denn ich denke immer an Dich; ich bin fast toll, wenn meine Gedanken die Richtung nach Chaillôt einschlagen — Was macht jetzt meine Frau, die Tollste der Tollen? Es war Tollheit von mir, Dich nicht mit hieher zu bringen. — Um Gottes willen, thue nichts, worüber ich bei meiner Rückkehr böse werden könnte. Verhalte Dich so still wie möglich in Deinem Nestchen, arbeite, studiere, langweile Dich rechtschaffen, spinne Wolle, wie die biedere Lukretia, welche Du im Odeon gesehen hast. - Heute will ich Dir einen Auftrag geben. Ich brauche zwei Damenhüte, einen für meine Schwester, den andern für meine Nichte. Gehe zur Modistin, und wähle dort zwei der modernsten Hüte aus, die Du findest. Wenn nichts nach Deinem Geschmacke im Magazin vorrätig ist, so bestelle die Hüte. Sie brauchen nicht allzu reich, sie brauchen nicht allzu sehr mit Spitzen garniert zu sein, und selbst wenn sie nicht von Samt sind, hat das nichts zu sagen, wenn sie nur recht modern und elegant sind und guten Effekt machen. Keine dunkle Farbe, sondern helle Farben: weiß oder rosa oder jede andere Farbe, ausgenommen blau, welches meine Schwester nicht liebt. Ich glaube, auch grün ist eine wenig empfehlenswerte Farbe. Meine Nichte hat einen kleinen Kopf, und ihr Hut darf nicht zu groß sein, es muß etwas Kleines und Zierliches sein. Übrigens kannst Du Dich dabei auf das Gedächtnis von Aurecia verlassen, welche das kleine Persönchen gesehen hat. Meine Schwester hat einen langen und schmalen Kopf, und sie trägt Schmachtlocken, die ihr bis auf die Schultern hinab fallen. Ihr Hut muß also tiefer hinab gehen, als der meiner Nichte, und er darf, wegen ihres gelockten Haares, inwendig nicht zu viel garniert sein. — Deine Modistin muß die Einpackung und sogar die Absendung besorgen.

Ich weiß nicht, ob das Dampfschiff noch jeden Sonnabend von Havre abgeht; wo nicht, so muß die Schachtel auf dem Landwege geschickt werden. Aber Deine Modistin wird das auf dem Bureau der Messageries royales erfahren, welche die Beförderung der Schachtel übernehmen, die gut verpackt sein und untenstehende Adresse tragen muß.

Richte den Auftrag gut aus. Du kannst Deiner Modistin sagen, wenn sie mich diesmal gut bediente, so würde meine ganze Familie mir ihre Kundschaft schenken, und ich würde ihr viel' Hüte abkaufen. Es ist wirklich ein Versuch.

Adieu, mein geliebter Engel. Meine Empfehlung an Madame Darte! Freundliche Grüße an Aurecia!

Dein armer Mann

Henri Heine.

Folgendes ist die Adresse, welche auf die Hutschachtel gesetzt werden muß:

An Madame Honoré de Voß.
Alter Wandrahm Nr. 58.
Hamburg.

*266. An Mathilde Heine.[1])

Hambourg, le 20. Novembre 1843.

Ma femme chérie!

Je t'ai écrit hier d'acheter chez la modiste deux chapeaux, un pour ma soeur, l'autre pour ma nièce. Mais ma nièce vient de me faire dire qu'elle ne veut pas de chapeau dans ce moment, où qu'elle à encore deux chapeaux magnifiques et qu'elle accouchera à la fin du mois prochain, ce qui l'empêchera de faire usage d'un nouveau chapeau de sitôt. Pour cette raison tu n'as besoin d'acheter que le chapeau pour ma soeur qui doit être conditionné comme je te l'ai dit hier. Elle a la figure minée, mais ce n'est pas une grande femme: elle est à peu près de la grandeur d'Elisa. Si le velours simple ou le velours crêpé est le plus à la mode, tu prendras un chapeau de cet étoffe; mais je le repete, il ne doit pas être trop cher, la caisse doit être addressée comme je l'ai dit dans ma lettre d'hier. — Adieu, je t'embrasse. Mes affaires vont très bien et je suis sur le point de regler mes intérêts avec mon libraire d'une manière bien favorable. C'etait bien nécessaire que je suis venu ici; je ne perds pas mon temps. Tu trouveras ici tout bien préparé. Adieu! Je ne pense qu'à toi et je t'aime comme un fou que je suis

Henri Heiné.

*267. An J. H. Detmold.

Hamburg, den 21. November 1843.

Liebster Detmold!

Wichtige Angelegenheiten haben mich länger, als ich beabsichtigte, hier aufgehalten, und ich hatte mich entschlossen, über Hannover direkt

1) Der obige Brief allein ist im französischen Original bei M. Heine, l. c. S. 175 ff. mitgeteilt.

nach Paris zurückzureisen. Entgehen konnten Sie mir nicht und können Sie mir auch jetzt nicht. Aber es hat sich etwas ereignet, weshalb ich sehr wünschte, Sie lieber hier als in Hannover zu sehen. Campe hat nämlich eine hochbedeutende litterarische Unternehmung, wobei ich Ihre oberste Beteiligung in Vorschlag gebracht, und er ist von dieser Idee ganz entzückt. Er hat mir nicht erlaubt, Ihnen zu sagen, was es ist, aber so viel kann ich Ihnen zusichern, daß die Sache ganz für Sie paßt, Ihnen nicht allzu große Mühe machen wird, weit mehr Spaß, und Ihnen auch eine gute Summe Geldes eintragen wird. (Ich kann mit der verfluchten Stahlfeder nicht schreiben!)

Ich kann nur noch bis nächsten Mittwoch, höchstens Donnerstag hier bleiben; kommen Sie daher sobald als möglich zu mir hieher, wo ich in der alten Stadt London logiere. Können Sie aber nicht kommen, so sehen wir uns jedenfalls in Hannover. Aber, wie gesagt, es wäre sehr wichtig, daß Sie hieher kämen. Schreiben Sie mir gleich Antwort und adressieren Sie den Brief nur gleich hieher, ich logiere in der alten Stadt London. — Ich kann mit der verfluchten Stahlfeder nicht schreiben. Campe, in dessen Boutique ich Ihnen diese Zeilen schreibe, hat keine andere Feder. — Er läßt Sie dringend bitten, zu kommen.

Ihr Freund

H. Heine.

268. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 25. November 1843.

Mein armes Lieb!

Ohne Nachrichten von Dir seit so langer Zeit! Mein Gott! Ich versichere Dir, es ist schrecklich! Dennoch muß ich noch bis Ende der nächsten Woche hier bleiben (heute ist Sonnabend). Ich werde direkt nach Paris zurückkehren, ohne mich irgendwo aufzuhalten, so daß ich in vierzehn Tagen Dich, mein Schatz, wiedersehen werde. Inzwischen sei ruhig, fleißig und verständig. — Ich habe meine Zeit hier gut angewandt. Meine Angelegenheiten mit meinem Buchhändler sind ins Reine gebracht. Alles ist geordnet, selbst für die Zukunft. Ich übertrage ihm das Recht, meine Werke für alle Zeiten auszubeuten, statt des Termines, welcher in vier Jahren ablief. Er zahlt mir dafür seinerseits eine lebenslängliche Rente von 1200 Mark Banko (das sind ungefähr 2400 Franken). Wenn ich vor Dir sterbe, so wird diese Rente auf Dich übergehen, und mein Buchhändler muß Dir alljährlich dieselbe Summe auszahlen. Diese Rente beginnt erst mit dem Jahre 1848 (nach vier Jahren); aber wenn ich in diesen vier Jahren sterbe, verpflichtet sich mein Buchhändler, schon von da ab Dir Deine 2400 Franken per Jahr zu bezahlen; so daß Dir von heute an diese Summe für Dein ganzes Leben gesichert ist. Das ist die Basis unsres Kontraktes. Es ist ein großes Geheimnis, das ich niemanden mitteile; aber da Du Details von mir zu hören wünschest, vermag ich Dir dies neue Arrangement nicht zu verschweigen, das mir in vier Jahren 200 Franken monatlich mehr verschafft, um unseren Lebensunterhalt zu bestreiten. Zugleich

ist es ein Anfang, Deine Einnahmen nach meinem Tode zu fixieren, der übrigens nicht sobald eintreten wird, denn ich befinde mich vortrefflich. — Es ist die Pflicht jedes Mannes, für das Schicksal seiner Frau in seinem Todesfalle zu sorgen und seine Witwe nicht Streitigkeiten ausgesetzt zu lassen. Das ist kein Verdienst, sondern eine Pflicht. — Leider hat mein Freund Christiani nicht so gedacht, und der Wicht hat das ganze Vermögen verplempert, welches meine arme Kousine ihm als Mitgift zugebracht, 140000 Franken, die mein Oheim ihr geschenkt hatte, und er hat unter lügnerischen Vorwänden eine andere enorme Summe meinem Oheim abgepreßt, der nichts mehr von ihm wissen will. Er hat das alles im Spiel verloren, und man hat alles bei ihm versteigert, bis auf die Nippsachen seiner Frau herab. Welch ein Unglück! Dieser Vorfall hat die ganze Familie betrübt, und ich habe mir die Sache tief zu Herzen genommen. — Meinem Oheim geht es besser. Unsre ganze Familie befindet sich wohl. Ich höre nicht auf, von Dir mit meinen Nichten zu sprechen, die vor Begierde brennen, ihre Tante Mathilde zu sehen. Gestern war eine Tanzgesellschaft bei meinem Onkel Henry. Lieber Gott, wie glücklich hätte es mich gemacht, Dich dort mit Deinem dicken P . . . herumwirbeln zu sehen! Ich muß meine Abreise beschleunigen, denn es grämt mich zu sehr, daß Du nicht bei mir bist. — Adieu, mein Schatz! Übe fleißig Deine Handschrift. Was die Stunden im Deutschen betrifft, so denke ich, daß Du sie erst bei meiner Rückkehr nehmen wirst. — Ich bin in diesem Augenblick mit Geschäften überhäuft. — Meine freundschaftlichsten Grüße an Madame Darte, der ich nicht genug danken kann für die Sorge, welche sie Dir widmen wird. Sie hat so viel Geist und Geduld, und sie weiß den Schatz unerschöpflicher Güte, den Du im Herzen trägst, hinlänglich zu würdigen, um Dir gern jeden Ungestüm zu verzeihen, welcher so schnell verfliegt. Was Aurecia betrifft, so sage ihr, daß ich recht oft an sie denke, und daß ich auch auf ihr gutes Herz rechne. Ich hoffe sie gesund und munter wieder zu sehen. — Verzeihe mir, wenn ich nicht oft genug an Dich schreibe. Ich habe so vielerlei im Kopfe. Vor meiner Abreise werde ich Dir noch schreiben. Ich liebe Dich von ganzem Herzen, und ich denke, daß Du mich bei meiner Rückkehr mit Freuden umarmen wirst.

Dein Mann

Henri Heine.

269. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 6. Dezember 1843.

Meine liebe kleine Frau!

Morgen reise ich ab. Ich habe nicht früher abreisen können wegen meiner Geschäfte und wegen der Grippe, an welcher ich heute noch leide. Gestern hat mein Buchhändler den Kontrakt unterzeichnet, von welchem ich Dir geschrieben; Du hast keine Vorstellung davon, wieviel Scherereien ich wegen dieses Kontrakts gehabt. Er ist köstlich! Ich bin entzückt davon. —

Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, wenn ich an Dich denke, die mir so lange nicht geschrieben. Ich hatte Dich gebeten, mir unter

allen Umständen zu schreiben, und Du hast es nicht gethan. — Ich habe heute Kopfschmerz. — Was für hübsche Geschenke ich Dir von Hamburg mitbringe! Selbst meine Kousine Therese (die Tochter meines Onkels Salomon Heine) interessiert sich aufs liebenswürdigste für Dich, und sie hat mir einen Schmuck für Dich gegeben, den sie selbst getragen. Das freut mich doppelt, vor allem wegen Madame Karl — — Leb wohl! Tausend Grüße an Deine Freundinnen! Ich bin sehr in Eile.

Henri Heine.

---

*270. An J. H. Detmold.

Hamburg, den 7. Dezember 1843.

Liebster Detmold!

Wichtige Transaktionen und die Grippe haben mich eine Woche länger, als ich gedachte, hier zurückgehalten. — Aber morgen, wenn ich mich nur irgend transportabel befinde, reise ich ganz bestimmt und werde übermorgen früh im British Hôtel dort Sie erwarten. Ich werde meinen Namen dort aus wichtigen Gründen nicht nennen, und Sie müssen mich durch bloße äußere Bezeichnung im Hotel erfragen. Auch wünsche ich, dort keine Nacht zuzubringen und mich gleich auf den Weg nach Minden zu begeben. — Ist etwa, was ich nicht glaube, Ernst noch in Hannover, so sagen Sie ihm gefälligst, daß ich übermorgen dort eintreffe.[1])

---

271. An Mathilde Heine.

Bückeburg, den 10. Dezember 1843.

Geliebter Engel!

Ich bin überzeugt, daß Du nicht weißt, wo Bückeburg, eine sehr berühmte Stadt in den Annalen unsrer Familie[1]), liegt. Aber das thut nichts, die Hauptsache ist, daß ich unterwegs bin, daß ich mich wohlbefinde, daß ich Dich herzlich liebe, und daß ich Dich wahrscheinlich Sonnabend umarmen werde. Ich gedenke fast einen Tag in Köln zu bleiben, und ich weiß noch nicht, wie ich von Brüssel nach Paris reise. Ich werde Dir schreiben, sobald ich in Brüssel eintreffe, damit Du genau die Stunde meiner Ankunft wissest. Ich werde von Sorgen Deinethalb gequält. So lange Zeit ohne Nachrichten von Dir zu sein, o Gott, wie schrecklich! Auch bin ich Dir deshalb böse, und werde Dir bei meiner Ankunft nur fünfhundert Küsse statt tausend geben.

Ich hoffe, daß Du noch auf bestem Fuße mit Madame Darte und Aurecia stehst, und ich bitte Dich, ihnen Die schönsten Grüße zu sagen von Deinem armen Manne

Henri Heine.

---

1) Die Unterschrift ist abgeschnitten.
2) Vgl. Bd. VII. S. 397 ff.

272. An Julius Campe.

Paris, den 29. Dezember 1843.

Liebster Campe!

Seit zehn Tagen bin ich wieder hier in meinem Hauptquartier, wo ich alles besser antraf, als ich mir vorstellte: der Mangel an Nachrichten von Paris verleidete mir meine letzten Tage in Hamburg, so daß mir dort der Kopf davonlief. Jetzt fällt mir noch tausenderlei ein, was ich dort noch hätte thun können. Von meinem Oheim, der mich durchaus nicht fortlassen wollte, schied ich fast ohne Abschied. Die wichtigsten Notizen, die ich einsammeln wollte, rein vergessen. Es freut mich unsäglich, daß ich wenigstens in Bezug auf Sie alles aufs erfreulichste für uns beide geordnet, und die sichere Grundlage für ein gemeinsames Zusammenwirken erreicht habe; die Verwicklungen, die sich durch eine dreizehnjährige Abwesenheit bilden mußten, haben wir entwirrt, uns dadurch die Gegenwart erheitert, und wir dürfen auf eine schöne Zukunft rechnen. — Vorderhand wünsche ich Ihnen auch Glück und Segen zum neuen Jahre!

In Hannover habe ich mich weitläufig mit Detmold über den „Telegraphen" besprochen. Er versprach, Ihnen gleich darüber zu schreiben, und er wird Ihnen also selbst seine Ansichten mitgeteilt haben. Ich glaube, so behindert er auch durch außerordentliche Umstände in diesem Momente ist, dürfen wir doch auf ihn rechnen. Er ist ebenfalls der Meinung, daß Sie, um dem „Telegraphen" einen bedeutenden Absatz zu sichern, ihm eine bestimmt politische Richtung geben müssen: er müßte nur eine litterärische Färbung, nicht Farbe, behalten. Ja, nur in solcher Weise ist etwas damit anzufangen. Sind Sie zu solcher Umwandlung entschlossen, so bietet sich mir hier die Gelegenheit, die schiffbrüchigen Trümmer der ehemaligen „Rheinischen Zeitung," nämlich die Redaktoren, besonders Dr. Heß und seinen schreibenden Anhang, auch den Anhang des lesenden Publikums, für den renovierten „Telegraphen" zu erwerben. Dr. Heß ist eine der ausgezeichnetsten Federn, und er wäre sogar geeignet, wenn Detmold zögert, die Hauptredaktion zu leiten. Solange Sie, sagt mir Detmold, den Schirges beibehalten, sind Sie von Gutzkow nicht los, und derselbe wird Sie immer noch in Verdrießlichkeiten verspinnen können. Reines Abbrechen mit diesem sei nötig, und wenn man auch jenen dadurch ein bißchen vor den Kopf stößt. Als Mitarbeiter den Schirges, soviel Sie wollen, aber auf keinen Fall seinen als Leutnant von Gutzkow kompromittierten Namen zur Redaktion genommen. A. Weill läßt sich Ihnen angelegentlichst empfehlen und möchte gar gern am „Telegraphen" weiter arbeiten, wenn Sie ihn anständig honorieren. — Wie gesagt, Sie antworten mir bald in betreff der Rugeschen Koterie (Sie sehen, ich nenne die Sache bei ihrem Namen). Was mich selbst betrifft, so gehöre ich nie zu einer Koterie als solcher, unterstütze aber alles, was mir gut und löblich dünkt. Für die Rugesche Zeitschrift[1]) habe ich daher gleich einen Beitrag geschrieben und ihn bereits abgeliefert. Es sind drei

1) Deutsch-französische Jahrbücher. Paris, 1844. Vgl. Bd. I. S. 371 ff.

Spottgesänge auf Ludwig von Bayern, das Sanglanteste, was ich je geschrieben, und habe ich Zeit, werde ich Ihnen gelegentlich eine Abschrift davon mitteilen; die Revue wird nämlich erst Februar erscheinen.

Hab' auch auf meiner Reise mancherlei Verse gemacht, die mir mit größerer Leichtigkeit gelingen, wenn ich deutsche Luft atme. Von künftigen Aufenthalten in Deutschland verspreche ich mir viel poetische Früchte, und ich kann es als Poet noch zu etwas bringen. Zur Ausstattung meiner „Neuen Gedichte" (Das ist des Buchs Titel) werde ich alles Mögliche aufbieten, und nächste Woche gehe ich schon ans Redigieren und Ordnen. — Ich befinde mich ziemlich wohl, aber ein bißchen kopftrübe; weiß jedoch nicht, ob jene Kopfvertrübnis ein Schnupfen oder wirkliche Dummheit ist. Thätig werde ich aber mich jedenfalls zeigen im Laufe des neuen Jahrs. — Damit Sie ebenfalls in Thätigkeit erhalten werden, werde ich gleich mit dem Beginn des Jahrs die besprochene Summe auf Sie trassieren; ich bitte, solche bei Vorkommen zu honorieren. — Die Reise hat meinen Säckel ziemlich erschöpft, und (was niemand glaubt) ich habe dort meinen Oheim für keinen Schilling in Anspruch genommen. Wir haben uns wechselseitig mit der größten Delikatesse behandelt.

Ich habe noch keine passende Gelegenheit gehabt, mit Rothschild in betreff des bewußten Manuskriptes[1]) zu sprechen; gegen Neujahr umwogt ihn ein Weltmeer von Geschäften, und erst einige Wochen nachher, wo die Brandung ein bißchen nachläßt, wo der Strudel nicht mehr so betäubend, kann ich ihm Rede abgewinnen. Werde ihn also erst gegen Ende Januar sprechen; unterdessen aber bitte ich Sie, geben Sie das Manuskript beileibe nicht zurück. Das zu zahlende Honorar garantiere ich aus meiner Tasche. Ja, wollen Sie mir eine rechte Liebe und Freundschaft erzeigen, so schicken Sie mir das Manuskript hieher nach Paris — ich bin dann im stande, etwas zu zeigen, und entgehe jedenfalls dem Verdachte, als existierten nicht in der Wirklichkeit die grellen Angriffe, wogegen ich Schutzmittel anböte, oder als hätte ich gar dieselben ins Leben gerufen, etwa aus Depit. Ich möchte, ich gestehe es, gar zu gern die schönen, liebreichen Dienste, die mir Rothschild seit zwölf Jahren erwiesen hat, so viel es honetterweise nur möglich ist, zu vergelten suchen, aber der bloße Gedanke schon, daß er glauben könnte, ich wollte ihn ausbeuten, schüchtert mich ein, macht mich fast feige. Sie haben sich in betreff dieser Angelegenheit so nobel gegen mich ausgesprochen, daß ich hoffen darf, Sie lassen auch mich nicht in einem peinlichen Verdachte und erleichtern mir meinen Freundschaftseifer für Rothschild, indem Sie mir das feindselige Manuskript umgehend durch die Post zuschicken. Mein Ehrenwort mag Ihnen dafür bürgen, daß ich es nicht aus den Händen gebe und zu Ihrer Verfügung behalte; ich will nur seine Existenz ausweisen, und kann ich nicht das Wünschenswerte erzielen, so bin ich wenigstens gegen den widerwärtigen Argwohn gedeckt, als hätte ich das Ganze imaginiert, wo nicht gar **provoziert.** Sie thun mir einen großen Gefallen; mehr will ich aus Delikatesse nicht sagen.

---

1) Friedrich Steinmann hatte Campe das Manuskript einer „Geschichte des Hauses Rothschild" eingesandt. Dieselbe ist später (1859) bei J. J. Kober in Prag erschienen

Und nun, teuerster Freund, leben Sie wohl. — Ich habe ein dunkles Arbeitszimmer und kann fast nicht mehr sehen, was ich schreibe. Lassen Sie mir bald Antwort zukommen in betreff des „Telegraphen" und Rothschilds, und grüßen Sie mir dort die Freunde und Gesinnungsgenossen. Ich bin wohl und heiter und verschnupft. — Wie ungern ich von Hamburg diesmal abreiste, davon haben Sie keinen Begriff! Eine große Vorliebe für Deutschland grassiert in meinem Herzen, sie ist unheilbar.

Ihr Freund

H. Heine.

---

275. An Julius Campe.

Paris, den 20. Februar 1844.

Liebster Campe!

Ihren Brief habe ich bereits vor acht Tagen erhalten, und auch heute bin ich noch nicht im stande, Ihnen ordentlich zu schreiben. Denn seit zehn Tagen ist mein schreckliches Augenübel, schrecklicher als je, wieder eingetreten, und ich schreibe Ihnen diese Zeilen mit der größten Mühe; ich kann kaum die Buchstaben sehen. War just mitten in einer großen Arbeit, als das Malheur wieder kam. Hab', seitdem ich zurück, viel gearbeitet, z. B. ein höchst humoristisches Reise-Epos [1]), meine Fahrt nach Deutschland, ein Cyklus von 20 Gedichten, gereimt, alles gottlob fertig; werde eine Portion Prosa hinzuschreiben und Ihnen also recht bald das notwendige Bändchen geben. Sie werden sehr mit mir zufrieden sein, und das Publikum wird mich in meiner wahren Gestalt sehen. Meine Gedichte, die neuen, sind ein ganz neues Genre, versifizierte Reisebilder, und werden eine höhere Politik atmen, als die bekannten politischen Stänkerreime. Aber sorgen Sie frühe für Mittel, etwas, was vielleicht unter 21 Bogen, ohne Zensur zu drucken —

In betreff Rothschilds schreibe ich Ihnen nächste Woche, habe dorthin noch nicht gehen können. Unterdessen aber danke ich Ihnen herzlich, daß Sie mir Gelegenheit geben, mich diesen Leuten verbindlich zu zeigen. Ich zweifle nicht, daß dieses mir nützlich ebenso wie erfreulich sein wird, denn die Influenz dieser Leute auf die deutschen Kanzeleien ist sehr groß, und ich habe derselben vielleicht nötig, wenn ich noch mehrere Gedichte schreibe, wie die einliegenden — was ich aber bleiben lasse.

Ich schicke Ihnen nämlich anbei meine Gedichte [2]) aus der Rugeschen Revue, die Probebogen, die Sie aber niemand zeigen dürfen, ehe die Revue dort angekommen, damit kein Halloh vorher entsteht. Dieses Gedicht wird den hohen Herren Schrecken einjagen — denn sie sehen, wessen ich fähig bin, wenn ich will. Aber Sie, liebster Campe, wissen doch, daß ich der höchsten Mäßigung fähig bin, wo eingelenkt werden muß im Interesse Ihres Verlags.

---

1) „Deutschland, ein Wintermärchen." Vgl. Bd II. S. 183 ff.
2) „Lobgesänge auf König Ludwig von Bayern." Bd. I. S. 371.

Nächste Woche will ich mal versuchen zu diktieren; gelingt das mir, so haben Sie das neue Büchlein bald, und ich kann dann sogar noch mehr Manuskript liefern, als in der alten Weise. — Aber welch ein Unglück, dieses Augenleid — es macht mich halb verrückt. Bin gesund an Geist und Seele.

Ihr Freund

H. Heine.

*274. An Gustav Kolb.

Paris, den 12. April 1844.

Liebster Kolb!

Ich sehe, daß Sie meinen ersten Artikel über die musikalische Saison nicht gedruckt haben, was mir umso verdrießlicher, da ein 2ter Artikel (über die Oper) zur Absendung bereit lag. Da ich nicht reich genug bin, Arbeiten ganz zu verlieren und vielleicht noch im stande bin den ersten Artikel zu benutzen, so bitte ich Sie, mir denselben umgehend zurückzuschicken, (Faubourg Poissonière No. 46). Ich will mir nicht lange darüber den Kopf brechen, warum der Artikel nicht gedruckt ward. Vielleicht ist es auch nicht mehr in Deutschland erlaubt, über Virtuosen sich frei auszusprechen, obgleich jedermann sich darüber freute, daß ich dergleichen alljährlich that. Oder schreckt Sie meine plötzlich renovierte Tribunatsreputation (ich komme dazu wie die Magd zum Kind) — ich bin plötzlich aus einem verschrieenen Renegaten wieder ein Vaterlandsretter geworden. Durch die Bemühung der preußischen Agentatur, der Herren Bornstädt, Rochau und Konsorten. Unsere ehemaligen Patrioten sind die gehorsamsten Pudel geworden, die mich jetzt anbellen wegen meines Mangels an Pietät für deutsche gekrönte Häupter. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht ein Zeichen betrübter Zustände wäre.

Können Sie mir, liebster Freund, mit zwei Worten die Wahrheit sagen, so bitte ich thun Sie es, damit ich nicht einen Mißgriff begehe aus Mißverständnis. Sie wissen, ich habe viel Geduld, trage immer gern mit Freunden die Zeitbedrückung aber ich muß sicher sein, daß nur diese dran schuld, wenn irgend eine Art von mir nicht gedruckt wird. Gott weiß, Eitelkeit ist hier nicht im Spiel und alte Zeitungsrumpelkasten (deutsche Konstitutionels) würden mir auch Geld genug bewilligen, wenn ich sie durch Feuilletons auffrischen wollte; es wäre mir höchst verdrießlich, wenn ich gezwungen wäre, alte Misere mit neuer zu vertauschen.

Ich bitte, bitte, liebster Freund, schicken Sie mir meinen Artikel umgehend zurück, im Fall er unterdessen nicht gedruckt ward. Leben Sie wohl. Ich bereite mich in diesem Augenblick wieder zum Resien, weiß aber noch nicht, ob ich nach London oder Madrid gehe. Am liebsten ginge ich wieder auf ein paar Monat nach Deutschland.

Mit getreustem Vertrauen Ihr Freund

H. Heine.

N. S. In diesem Augenblick bringt mir mein Abschreiber einen Nekrolog über Marcus, einen der größten und besten Aufsätze, den ich für die Allg. Zeitung geschrieben und auf dessen Einsendung ich mich freute — denken Sie, wie angenehm das mir jetzt, wie verstimmend —

275. An Julius Campe.

Paris, den 17. April 1844.

Liebster Campe!

Seit vier Wochen bin ich wieder von meinem Augenübel hergestellt. Vorher war ich fast blind. — Nicht schreiben können, und, was noch schrecklicher ist, nicht lesen können — Sie haben keinen Begriff von dem Unmut, der mich verzehrte. Zum Glück war mein großes Gedicht fast vollendet. Nur der Schluß fehlte, und ich habe ihn vielleicht sehr notdürftig ersetzt. Seitdem beschäftige ich mich mit dem Abschreiben dieser Arbeit, und das schöne, reinliche Manuskript liegt jetzt vor mir. Ich will es nur noch mal durchgehen, mit der Lupe, und dann schicke ich es Ihnen direkt zu über Havre. Es ist ein gereimtes Gedicht, welches, vier Strophen die Seite berechnet, über 10 Druckbogen betragen mag und die ganze Gärung unserer deutschen Gegenwart in der keckſten, persönlichsten Weise ausspricht. Es ist politisch-romantisch und wird der prosaisch-bombastischen Tendenzpoesie hoffentlich den Todesstoß geben. Sie wissen, ich prahle nicht, aber ich bin diesmal sicher, daß ich ein Werkchen gegeben habe, das mehr Furore machen wird, als die populärste Broschüre, und das dennoch den bleibenden Wert einer klassischen Dichtung haben wird.

Ich hatte anfangs die Absicht, noch 10 bis 12 Bogen Prosa hinzu zu schreiben und hier die merkwürdigen Veränderungen zu besprechen, die ich in Deutschland vorgefunden. Aber während meiner Blindheit verarbeitete sich dieser Stoff in meinem Kopfe weitläuftiger aus, und jetzt sehe ich ein, daß dieser Stoff, wenn ich noch durch eine zweite Reise nach Deutschland das mangelnde Material sammle, eines meiner bedeutendsten Werke hervorbringen kann. Schon allein die Personenschilderungen der verstorbenen Freunde und Bekannten in der Litteratur könnten einen großen interessanten Band liefern: Hegel, Gans, Cotta, Immermann, M. Beer, Schenk, Arnim, Chamisso, Fouqué, Frau v. Varnhagen, Roberts, Maltitz, und noch eine Menge kleiner und großer Köter — nicht zu vergessen Grabbe, den wichtigsten — kurz, ein Buch von lauter Personen, die mir plastisch vor Augen stehen. Deshalb schicke ich Ihnen nur mein metrisches Gedicht, und wenn ich noch etwas hinschreibe in Prosa, so sind es etwa 2 bis 3 oder 4 Bogen.

Aber jetzt stellt sich nun die Hauptfrage hervor: wie können Sie das Buch drucken?

Damit Sie genau wissen, wie und was es ist, schicke ich es Ihnen **unverzüglich, mit vollem Vertrauen.**

Sobald Sie es gelesen, werden Sie leicht einsehen, daß, wenn es als kleines Büchlein von 10 oder 12 Bogen erscheint, die Vogue ungeheuer sein wird, daß es ein großes Geschäft ist, daß der enormste Absatz in diesem Momente sicher ist. Aber zugleich werden Sie sehen, daß dieses Büchlein durch keine Zensur gehen kann, und wahrlich, ich habe bei der Abfassung auf alle Zensur verzichtet und mir für den schlimmsten Fall einen Abdruck in Paris gedacht. — Also von Zensur kann gar nicht die Rede sein. Ob Sie Ihre Firma auf den Titel setzen sollen, mögen Sie selbst beurteilen; ich glaube, Sie können's. Nun stellt

sich also die Frage: können Sie ein Buch unter 20 Bogen dort ohne Zensur gedruckt bekommen? Ist dieses nicht der Fall, so muß ich das Buch durch Zufügung von Allotria zu 20 Bogen anschwellen, und in diesem Falle schlüge ich Ihnen vor, den „Atta Troll" hinzuzuthun, nämlich in der Gestalt, wie er jetzt noch ist, und in der neuen Gedichtsammlung würde ich ihn mit Zuthaten vollständiger geben. Doch ungern entschlöss' ich mich dazu. Prosaische Aufsätze hinzu zu geben, würde dem Buche seinen poetischen Charakter rauben. — Schreiben Sie mir umgehend über diesen Punkt, welcher der wichtigste. Unterdessen schicke ich Ihnen das Manuskript, zunächst auf höchste Verschwiegenheit rechnend, und dann meine Interessen Ihnen unbedingt ans Herz legend. Ich muß ganz sicher auf Sie zählen können, dann kann ich auch Großes thun. Dann habe ich Mut und sogar Talent. Über Honorar habe ich, ich schwör' es Ihnen, noch nicht nachgedacht, und als die wichtigste Frage lag mir der unverstümmelte Druck meines Gedichtes im Sinn. In dieser Beziehung kann ich nicht umhin, Ihnen zu gestehen, daß Personen, die keine Zeile von meinem Gedichte kennen, aber den Zeitinhalt ahnen, mir die glänzendsten Propositionen gemacht, es hier in Paris drucken zu lassen. — Ich habe, wie gesagt, niemandem eine Zeile von meinem Gedichte gezeigt, lasse auch keine Zeile (obgleich manche hochpoetisch unverfängliche Stücke drin sind) bei Laube drucken oder anderswo. Kurz, ich will überraschen, einen Schlag machen — und rechne auf Ihre Klugheit und Freundschaft. Auch Hamburg habe ich (zu Ihrem Ergötzen und Nutzen) mit harmlosem Humor bedacht. — Liebster Campe! nur stumm wie ein Fisch. — Der Titel des Buches ist: „Deutschland, ein Wintermärchen."

Ich habe Ihnen über Rothschild nicht weiter geschrieben, nicht sowohl wegen meines Augenübels, als auch weil ich durch eine seltsame Fatalität ihn nie recht treffen konnte und nicht mit ihm ordentlich gesprochen. Jetzt aber, wo ich freier bin, will ich ihn doch sprechen, und ich denke, unterdessen ist dort nichts gegen ihn geschehen. Mitte nächster Woche schreibe ich Ihnen hierüber. — Unsre ehemaligen Revolutionäre sind fast zu Mouchards der hiesigen Ambassaden herabgesunken; das hat sich bei Gelegenheit der Rugeschen Revue gezeigt. Letztere wird in anderer Form fortgesetzt; das Mißgeschick entstand durch die Uneinigkeit, nicht durch Geldmangel, noch weniger durch Mangel an gutem Manuskript (noch gestern erbot sich jemand, 40000 Franken herzugeben, wenn ich mich als Redakteur nennen wollte, was ich aber bleiben lasse. Ich habe mich genug pro patria bloßgestellt). Leske in Darmstadt proponiert, sie in Deutschland als Bücher von 21 Bogen zu drucken. Aus Köln bieten sogar Philister große Summen, damit die Revue fortgesetzt werde. Aus Deutschland sind anonyme, aber vortreffliche Aufsätze eingeschickt. — Sie sehen, durch welche Lügen das Aufhören der Revue in deutschen Blättern als ein Zeichen des Mißfallens verleumdet wird. An Ruge ist übrigens nicht viel, und die Partei hat ihn abgesetzt. Wir werden bald mündlich, hoffe ich, über alles uns aussprechen.

Ihr Freund

H. Heine.

276. An Julius Campe.

Paris, den 3. Mai 1844.

Liebster Campe!

Ihre Briefe vom 13. und 22. April habe ich erhalten und aus letzterem ersehen, daß Sie alles, was ich Ihnen über mein Opus geschrieben, nicht begriffen haben; denn sonst würden Sie mir die Zumutung nicht machen, es durch Sieveking durch die Zensur zu bringen. Wenn dieser mein Vater wär', könnte er mir das Imprimatur nicht erteilen; dazu kommt, daß das Gedicht am unleidlichsten Preußen und dessen König berührt, wo Sieveking also aus Staatsgründen und Privatsympathie nicht gut für mich sein würde. Von Zensur ist keine Möglichkeit. Das Gedicht muß als 21 Bogen ohne Zensur gedruckt werden, oder ich muß, wenn Ihnen dies nicht möglich ist, das Gedicht hier oder in der Schweiz herausgeben. Anders sehe ich hier keinen Ausweg. Mit Zensur kann es nicht gedruckt werden, obgleich ich bei der Durchsicht noch die grellsten Stellen strich, Ihretwegen, auch Ihretwegen bei der Konzeption mich zügelte und gewiß auch noch jetzt ein Übriges thäte. Denn ich habe ja das Ganze zunächst Ihretwegen geschrieben.

Melden Sie mir daher umgehend, ob Sie das Gedicht, durch Zugabe auf 21 Bogen ausgedehnt, ohne Zensur drucken können. Ist dies durchaus nicht möglich, so ist es rein überflüssig, daß ich Ihnen das Manuskript einschicke; können Sie es aber in angedeuteter Weise drucken, so schicke ich Ihnen das Manuskript unverzüglich, und es bleibt dann nur die Frage: was ich hinzugebe. Ich hatte Ihnen in dieser Beziehung den „Atta Troll" vorgeschlagen, aber bei näherem Erwägen Ihrer Interessen habe ich ausgefunden, daß es viel besser wäre, wenn ich das neue Gedicht an die Stelle des „Atta Troll" in den zweiten Gedichteband aufnehme. Ich sichere dadurch diesem zweiten Band die ungeheuerste Vogue, ich gebe ihm einen Schwung, über den Sie erstaunen werden. Den „Atta Troll" würden Sie alsdann als besonderes Opus allein herausgeben, und mit einigen Hinzufügungen, die mir noch im Geiste liegen, würde auch dieses Büchlein sich lustig in der Welt herum trollen; da ich dies Jahr wieder ein Gebirgsbad nehme, wird die Bärenmuse mich gewiß zur Vollendung des Gedichts frisch unterstützen.

Ich bleibe nur noch vier Wochen hier, dann muß ich meiner Augen wegen (ich bin wieder halb blind) durchaus ins Bad reisen. Leuk in der Schweiz wird mir von den Ärzten angeraten. Ich hab' es durchaus nötig, wenn ich nicht ganz erblinden will. Im Verlauf der letzten 14 Tage habe ich vier große Artikel für die „Allgemeine Zeitung" geschrieben, die, mein Augenübel vermehrend, mir mehr kosten, als sie mir einbringen. Das ist Schriftsteller-Misere: die kranken Augen anstrengen, um die Heilungskosten zu erschwingen. —

In betreff Rothschilds hätte ich Ihnen zu viel zu schreiben, als daß es mir meine armen Augen heute erlauben. Ich hab' ihn gesprochen und will Ihnen nächste Woche die Unterhaltung mitteilen; inwieweit er es verdient, geschont zu werden, mögen Sie dann selbst ermessen. Die Sache hat sich schon so lange hingezogen, daß es Ihnen wohl um eine Woche mehr nicht ankommen wird. — Ich schreibe Ihnen

heute nur der wichtigeren Sache wegen. Antworten Sie mir aber sogleich.

Wahrscheinlich trifft Sie mein Brief in Leipzig; Sie können mir also einen Dienst leisten, um den ich Laube nicht angehen will. Ich habe nämlich behufs meines zweiten Bands Gedichte eine Abschrift nötig von den Gedichten, die ich seit einigen Jahren in der „Eleganten Welt" drucken ließ. Kann ich die gedruckten Nummern haben, so ist es mir lieb; wo nicht, müssen Sie mir von diesen Gedichten sehr deutlich geschriebene Abschriften verfertigen lassen, und zwar jedes Gedicht auf ein einzelnes Blättchen Postpapier. Ich weiß, Sie haben in der Messe viel zu thun, aber ich muß Sie dennoch mit dieser Kommission belästigen. Bitte, schicken Sie mir nur recht bald die Blättchen, denn ich will jedenfalls, ehe ich ins Bad reise, das Manuskript zurecht machen.

Ohne die geringste Schuld von meiner Seite, hat Laube sich . . . . schmähend gegen mich benommen. Anfangs war ich darüber zu Tode betrübt, ich weinte wie ein Kind; das war der Mensch, auf den ich am meisten baute unter allen, den ich wie einen Bruder liebte, und den ich, selbst wenn er Hofrat geworden wäre oder Zensor, dennoch nie verleugnet hätte. Jetzt bin ich auch darüber getröstet, ich empfinde nur noch wie Katzenjammer. Vielleicht in einigen Wochen lache ich darüber und sehe ein, wie wenig ich verloren habe.

Ihr Freund

H. Heine.

---

277. An Julius Campe.

Paris, den 23. Juni 1844.

Liebster Campe!

Seit acht Tagen könnte ich schon Antwort von Ihnen haben auf meinen letzten Brief. Und hatte Ihnen doch so dringend ans Herz gelegt, daß ich ins Bad reisen muß und eher Paris nicht verlassen kann, ehe ich über das Schicksal meines jüngsten poetischen Kindes beruhigt bin. Ihr Stillschweigen läßt mich zwar hoffen, daß Sie in allem mit mir einverstanden und das Buch gleich in die Presse gegeben. Dennoch will ich nicht eher abreisen, ehe ich von Ihnen Brief erhalten. Haben Sie daher noch nicht geschrieben, so eilen Sie. Wahrhaftig, durch diese Verzögerung geschieht meiner Gesundheit ein großer Schaden. — Ist das Buch in die Presse, so binden Sie doch dem Setzer auf die Seele, daß er in betreff der Interpunktion sehr aufmerksam sei und namentlich vor einem Gedankenstrich keinen Punkt setze, wie oft geschieht. — Einliegend drei Flöhe, die Sie, wenn sie Ihnen nicht mißbehagen, den politischen Gedichten einverleiben können; doch will ich, wegen des Königs von Preußen, nicht bestimmt dazu raten.[1]) In Eil vor Abgang der Post.

Ihr Freund

H. Heine.

1) Wahrscheinlich „Der neue Alexander," Bd. I. S. 369 ff.

278. An Julius Campe.

Paris, den 11. Juli 1844

Liebster Campe!

Schon seit 4 bis 5 Tagen könnte ich Antwort auf meinen letzten Brief von Ihnen haben, worin ich Ihnen die Verlegenheit meldete, die mir Ihr Stillschweigen verursacht. Letzteres ist mir unbegreiflich, und beunruhigt mich in einer Weise, die ich unmöglich schildern kann. Was geht mit Ihnen vor? Sind Sie krank? Haben Sie meinen Brief nicht erhalten? Plagt Sie der Teufel? Oder bin ich selbst toll? Da lasse ich die schöne Jahreszeit dahingehen, wo ich wegen meines Kopfübels notwendig ins Bad gehen müßte, und bleibe hier auf dem brennenden Asphaltpflaster von Paris, in dem dumpfen Wagengerassel, nach grünen Bäumen und reiner Luft lechzend, die Nerven fieberhaft irritiert, vor Ungeduld unfähig die Feder in der Hand zu halten — und das alles, weil ich keine Zeile von Ihnen erhalte! Sind geringfügige Ursachen hier im Spiel, wenn nicht gar merkantilische, so wär' das unverzeihlich. An meiner Gesundheit leide ich einen Schaden, der wahrlich nicht zu ersetzen ist, und von Zeitverlust will ich gar nicht reden, und beklage ihn nur in Bezug auf die Verspätung meiner Reise. Ich werde wahrscheinlich, indem ich bis Ende der nächsten Woche noch auf Brief von Ihnen warte, gar nicht mehr ins Bad gehen können. — Haben Sie dies gewollt, haben Sie etwa meine Reise nach der Schweiz ungern gesehen, so ist es Ihnen gelungen, sie mir zu vereiteln. — Aber, der Teufel! warum lassen Sie einen Freund in dieser Not? Sie wissen doch, daß ich keine Ruhe habe, ehe ich über das Schicksal meines Manuskripts Gewißheit erlange. — Ich glaube, ich werde es zuletzt nicht mehr aushalten können und über Hals und Kopf nach Hamburg eilen. — Gestern ging ich mit Hebbel drei Stunden lang auf und ab, und da er ebenfalls keine Nachricht von Ihnen hat, brachen wir uns vergebens die Köpfe. Ich schließe, denn die Feder fällt mir aus der Hand.

Ihr Freund

H. Heine.

---

279. An Mathilde Heine.

Hamburg, Montag, den 12. August 1844.

Meine liebe Nonnotte!

Ich bin seit Deiner Abreise zu Tode betrübt.[1]) Wenn Du diesen Brief empfängst, wirst Du Dich hoffentlich schon von den Anstrengungen Deiner Reise erholt haben. Du hast schönes Wetter gehabt, keinen Wind, und die Überfahrt muß weniger unangenehm als auf der Herreise gewesen sein. Alle Welt hier, besonders meine arme Mutter, ist betrübt wegen Deines Fortgangs. Schon drei Tage, daß ich Dich nicht gesehen habe. Diese Tage sind mir wie Schatten entschwunden. Ich

1 Mathilde, die Heine Ende Juli 1844 nach Hamburg begleitet hatte, kehrte von dort wieder nach Paris zurück, wo sie schon nach 14 Tagen, wie bei dem vorjährigen Aufenthalt Heines in Hamburg, in der Pension der Madame Darte, Chaillot Nr. 101, wohnte. Sie konnte sich mit der Familie Heines nicht naher befreunden.

weiß nicht, was ich thue, und ich denke gar nichts. — Sonnabend erhielt ich einen Brief von meinem Oheim, worin er mich wegen seiner Anschnauzereien fast um Verzeihung bittet; er gesteht auf eine rührende Weise, daß sein leidender Zustand und die Arbeiten, mit denen er überhäuft, die Ursachen jener schlechten Laune sind, welche bei jeder Gelegenheit losplatzt. Obschon ich an meiner schrecklichen Migräne litt, mußte ich doch gestern, Sonntag, bei ihm speisen. Er war sehr liebenswürdig. Aber mein Kopf ist heute wie ein gebratener Apfel. Du kennst jenen Zustand von Stumpfsinn, in welchem ich mich am nächsten Tage befinde, wenn ich, trotz meiner Migräne, mich angestrengt habe. Ich vermag kaum zu schreiben; ich hoffe, daß Du mein Gekritzel lesen kannst. Schreibe mir bald und viel; Du brauchst Dich vor mir nicht zu genieren. Laß mich wissen, ob Du wohl und munter angekommen bist, ohne Unfall, ohne bestohlen zu sein, ob die Douane Dich nicht chikaniert hat, ob Du gut untergebracht bist, ob Du Dich wohl befindest, und ob ich Deinethalb ruhig sein kann. Halte Dich still in Deinem Neste bis zu meiner Rückkehr. Laß die Deutschen nicht Deinen Schlupfwinkel aufspüren; sie haben vielleicht aus dem Geschwätz einiger deutschen Blätter erfahren, daß Du ohne mich nach Frankreich zurückgekehrt bist. Wir kennen einen von ihnen, der nicht allzu zartfühlend ist, und der fähig wäre, nach der Pension zu kommen; vergiß nicht, für diesen Fall Deine Vorsichtsmaßregeln zu treffen. — Viele Grüße von mir an Mademoiselle Pauline[1], an Mademoiselle Clotilde, und vor allem an Madame Darte. Auch an Aurecia; ich hoffe ihren Vater zu sprechen, wenn Karl zurück kommt. — Ich liebe Dich mehr als je!

Von Herzen Dein

Henri Heine.

---

280. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 16. August 1844.

Meine liebe Nonnotte!

Man hämmert neben mir; meinem Kopfe geht's noch nicht besser, ich bin trübselig wie eine Nachtmütze, ich bin dreihundert Stunden von Dir entfernt, mit einem Worte, ich bin nicht glücklich. Ich erwarte mit Ungeduld Brief von Dir; ich beschwöre Dich, mir wenigstens zweimal die Woche zu schreiben, denn wenn ich Deinetwegen nicht ruhig bin, so verliere ich den Kopf, und doch bedarf ich mehr als je dieses armen Kopfes, da der Horizont sich verfinstert und meine Angelegenheiten sich verwirren. Ich brauche zwei Monate, um meine Angelegenheiten zu ordnen — wenn ich inzwischen nicht regelmäßig Nachricht von Dir erhalte, und wenn ich wild werde wie voriges Jahr, so würden daraus unberechenbare Verluste erwachsen. Vergiß nicht, mir aufs genaueste zu schreiben, wie's Dir geht, ob Du Dich wohlbefindest. Ich habe wohl nicht erst nötig, Dir recht viel Vorsicht in allem, was Du thust, anzuempfehlen — Du weißt, wie sehr ich die Perfidie der Deutschen und zuweilen selbst der Franzosen zu fürchten habe.

---

1) Vgl. Bd. II. S. 372, Anm.

Meinem alten Oheim geht es viel schlimmer; ich hätte ihm vielerlei zu sagen, aber es scheint, daß er nicht mehr Zeit haben wird, es in dieser Welt zu hören. O mein Gott, welches Unglück! Er wird dieses Jahr nicht mehr überleben. Ich werde ihn heute besuchen; mir wird das Herz schwer bei dem bloßen Gedanken, ihn in demselben Zustand wie vorige Woche zu sehen.

Meine Mutter befindet sich bewunderungswürdig wohl, und sie spricht immer von Dir mit ihrer Dame d'Atour, ihrem Faktotum, ihrem weiblichen Sancho Pansa, kurz, mit Jette. Meiner Schwester und ihren Kindern geht es gut, sie erwarten mit Ungeduld Nachricht von ihrer Tante.

Ich rate Dir, Unterricht im französischen Stil zu nehmen . . . Pauline kann Dir Stickerei-Unterricht geben, laß Dir diese Gelegenheit nicht entgehen. Lerne etwas während meiner Abwesenheit; ich bin mit allem einverstanden, was Du für die Ausbildung Deiner Anlagen ausgeben wirst; das ist gut angewandtes Geld. — Leb wohl! Tausend Grüße an Deine Freundinnen und tausend Küsse für Dich!

Henri Heine.

---

281. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 20. August 1844.

Mein geliebter Schatz!

Seit Deiner Abreise thue ich nichts als seufzen. Ich denke unaufhörlich an Dich. Ich leide an meinem gewöhnlichen Kopfweh, und diese Schmerzen werden immer gesteigert und genährt durch die Unruhe meines Herzens. Ich will nicht mehr von Dir getrennt sein! Wie schrecklich! Ich fühle mehr als je die Notwendigkeit, Dich immer vor Augen zu haben. Sage Dir einmal, wie es mich aufregen muß, daß ich noch keine Nachricht von Dir habe. Schreibe mir, ich beschwöre Dich, so oft wie möglich, wenigstens zweimal die Woche, unter der Adresse der Herren Hoffmann und Campe; der Faktor giebt mir in Person meine Briefe, er weiß mich überall zu finden. In zwei Tagen verlasse ich mein großes Logis, ich werde ein Zimmer beziehen, das mir nicht so viel kostet, und wo ich während der Nacht kein Hundegebell höre, wie in meiner jetzigen Wohnung. Es hat sich hier eine ganze Meute gegen meinen Schlaf verschworen; das macht mich jede Nacht wütend.

Schreibe mir, ob Du viel an der Seekrankheit gelitten hast, ob Du nicht von der Douane chikaniert worden bist, ob Du unterwegs nichts verloren hast, und vor allem, ob Du in der Pension gut aufgehoben bist. Ich bitte Dich inständig, mir in dieser Hinsicht die volle Wahrheit zu sagen; denn wenn Du es nicht gut hast, werde ich meine Rückkehr noch mehr beschleunigen, als ich es so schon thue. Sage mir, ob Deine Lage einigermaßen erträglich ist, dann kann ich meine Geschäfte mit mehr Muße und Ruhe beenden. — Der Stand der Dinge ist hier noch derselbe. Alle Welt fragt mich nach Neuigkeiten von Dir, und da ich selbst noch keine habe, bin ich um so besorgter. — Ich hoffe, daß Du mein Gekritzel lesen kannst; ich habe keine Tinte mehr, und

meine Feder ist abscheulich. — Meine Komplimente an Madame Darte, und an Deine jungen Freundinnen; ich hoffe, daß Pauline mir einen langen Brief voller Details über Dich schreiben wird. Sag ihr, daß ich noch immer der Bewunderer ihres schönen Beines sei. — Bleibe ruhig in Deinem Nest, mein armes Täubchen; zeige Dich nicht öffentlich, damit niemand meiner Bekannten erfahre, daß Du ohne mich in Paris bist.

Dein armer Hund

Henri Heine.

282. An J. H. Detmold.

Hamburg, den 23. August 1844.

Liebster Detmoldt!

Der Mensch denkt, und das Weib lenkt! Seit vier Wochen bin ich hier, wo ich bis zum Winter bleiben wollte. Aber Mathilde, die ich mitbrachte, erhielt plötzlich einen fatalen Brief von ihrer Mutter, die sie vor ihrem Sterben noch einmal sehen möchte, und ich mußte sie daher dieser Tage wieder nach Frankreich zurückreisen lassen, ganz allein, aber entschlossen, ihr so bald als möglich nachzufolgen. — Ich bleibe also nicht sehr lange mehr hier, höchstens drei Wochen, und mein freudiger Plan, es so einzurichten, daß ich Sie eine Weile hier bei mir sähe, wird zu Wasser. Aber sehen muß ich Sie doch, da ich wahrscheinlich jetzt sobald nicht mehr nach Deutschland komme. Ich kann nicht über Hannover reisen, muß zu Wasser die Rückfahrt machen, und Sie müssen also das Opfer bringen, hieher zu kommen. Aber kommen Sie bald, ich hätte Ihnen vieles zu sagen, was mir das Herz abdrückt. Meine Adresse ist Dr. H. H. auf der Esplanade in H. — Sagen Sie mir gleich, wann ich Sie erwarten kann. Ich war einige Wochen unpäßlich.

Ihr Freund

H. Heine.

283. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 27. August 1844.

Meine liebe Nonnotte!

Endlich, Gott sei Dank, endlich habe ich Deinen Brief erhalten. Es war letzten Sonntag in dem Momente, wo ich es vor Unruhe nicht mehr aushalten konnte, wo ich in eine Abspannung versunken war, von welcher Du Dir keine Vorstellung machen kannst. Bei dem bloßen Anblick Deines Briefes jauchzte mein Herz, ich trällerte, ich tanzte und ich ging ins Theater, um mich an Gesang und Tanz zu ergötzen. Man gab die „Stumme,“ und ich verschlang vier Akte davon. Ob gut gespielt wurde, weiß ich nicht, denn ich war so mit meinen Gedanken beschäftigt, daß ich des Stücks vollständig vergaß — ich dachte nur an Dich, meine arme Freundin, die eine so gefahrvolle Überfahrt gehabt, die so schrecklich von dem nichtsnutzigen Neptun herum gerüttelt worden, der durchaus nicht galant gegen hübsche Frauen ist, der alte Nichtsnutz

von Heidengott, an welchem ich mich durch ein Spottgedicht rächen werde. Der verruchte Bösewicht! sich an Nonnotte, meinem armen Lamm, zu vergreifen! — Ich bin ebenfalls wütend auf die schändlichen Douaniers, welche Dir 20 Franken für die Strümpfe abgepreßt haben — Du hast ihnen also nicht gesagt, daß einige darunter für das schönste Bein in Chaillôt bestimmt waren? Übrigens glaub' ich, daß es zum Teil meine Schuld ist, denn ich hätte die Strümpfe tiefer unten im Koffer verstecken müssen. Ich freue mich aber sehr, daß Du Deine Sachen nicht verloren hast, und daß man Dir nicht, wie Odry in der Rolle des Bilboquet, zugerufen hat: „Il n'y a pas de Malle!" — Wenn ich aber Dich selbst durch einen Schiffbruch oder durch einen Korsaren verloren hätte! Dann würde mir auf all' meine Fragen: „Wo ist meine Frau?" die Antwort zugekommen sein: „Il n'y a pas de Mal!"

Ich befinde mich besser, seit ich Nachricht von Dir habe; schreibe mir oft, sonst versinke ich wieder in meine schwarze Laune. Alle befinden sich wohl; mein Oheim hat einen tollen Streich gemacht: trotz seiner Krankheit ist er auf einige Tage nach Travemünde gereist. Tausend Komplimente an Madame Darte. Viele Grüße an Pauline, deren kurze Zeilen mich sehr erfreut haben.

Von Herzen

Dein armer Mann
Henri Heine.

284. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 30. August 1844.

Liebster Schatz!

Obschon ich heut meine Migräne habe — (und Du weißt, was das heißt!) — will ich Dir doch einige Zeilen mit dem heute abend abgehenden Dampfer senden. Soeben habe ich Deinen zweiten Brief nebst demjenigen von Madame Darte erhalten, der mir sehr wohl gethan hat. Ich bitte Dich, Madame Darte recht viel Angenehmes von mir zu sagen.

Seit ich Nachrichten von Dir empfing, bin ich ruhiger und beende meine Geschäfte mit gewohnter Sicherheit, fast hätte ich gesagt: mit gewohnter Hitze. — Alle hier befinden sich wohl; Karl und Therese, die von ihrer Bummelfahrt zurück gekehrt sind, haben Deine Abreise sehr bedauert. — Ich verabscheue das Meer, seit ich weiß, wie viel Leiden es Dir bereitet hat. — Und die Trennung! welch ein Unglück! Wenn man voneinander getrennt ist, fühlt man erst recht, wie lieb man einander hat! Wie glücklich werde ich sein, Dich bald wieder zu sehen!

Was Du von Aurecia schreibst, nimmt mich nicht sehr wunder. Ich habe nie bezweifelt, daß ihr Herz ebenso kupferbraun ist, wie ihr Teint! Aber ich begreife noch nicht, wie man mich irgendwie in die Klätschereien hinein gezogen haben kann. Ich habe mich vorsichtig genug benommen, um außerhalb derselben zu bleiben, um mich nicht im geringsten zu kompromittieren, um der Bosheit keine Waffen in die

Hand zu geben. Der Teufel, sagt ein Sprichwort, beneidet alle glücklichen Ehen und sucht seine Eier der Zwietracht dort einzuschmuggeln. Meine Liebe, suchen wir immer uns vor der Bosheit der bösen Zungen zu bewahren! Ich hoffe, daß man meiner Ruhe nicht zu schaden vermag, wenn man mir alles berichtet, was Du in meiner Abwesenheit gethan hast — man wird das unfehlbar thun, bedenke das wohl! — Adieu, Geliebte! Ich denke stets an Dich. Viele Grüße an meine kleine Melone! — Nächstes Jahr um diese Zeit werden wir in Italien sein. Schreibe mir recht oft.

Dein armer Mann

Henri Heine

283. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 2. September 1844.

Liebster Schatz!

Ich weiß wohl, daß Du nicht sehr schreiblustig bist, daß Briefe zu schreiben für Dich ein sehr langweiliges Geschäft ist, daß es Dich ärgert, Deine Feder nicht mit verhängtem Zügel von selbst galoppieren lassen zu können — aber Du weißt wohl, daß Du Dich vor mir nicht zu genieren brauchst, und daß ich Deine Gedanken errate, wie schlecht sie auch ausgedrückt sein mögen. Ich habe in diesem Augenblick viel zu arbeiten, und da ich nur deutsch spreche und schreibe, macht es mir auch schon einige Mühe, französisch zu schreiben. Das mag Dir zugleich erklären, weshalb ich Dir oft und nicht so lange Briefe schreibe, wie ich es gern möchte; denn ich denke stets an Dich, und ich habe Dir tausenderlei zu sagen. Das Wichtigste, was ich Dir mitzuteilen habe, ist, daß ich Dich liebe bis zum Wahnsinn, meine liebe Frau.

Ich hoffe, daß Du die deutsche Sprache noch nicht vergessen hast.

Ich habe für Dich einen Brief von George erhalten, nebst einem Brief von Pauline; letzterer ist voll Zärtlichkeit, die fast nach Empfindsamkeit duftet. Tausend Grüße an mein sentimentales Melönchen! Was das Sendschreiben von George betrifft, so ist es unleserlich; er schreibt wie ein großer Mann, welcher es unter seiner Würde erachtet, auf den Leser Rücksicht zu nehmen. Ich habe mit Mühe entziffert, daß seine ganze Familie sich wohlbefindet. Gleichzeitig hab' ich für Dich einen Brief von Madame Renouard und einen dito von Jenny[1]) erhalten. Der Brief von der Mutter ist traurig, und die arme Frau scheint viel zu leiden; ich hoffe, sie weiß nicht, daß Du in Paris bist; sei auf der Hut, denn es könnte Unannehmlichkeiten geben, z. B. weil sie mit Madame Darte zerfallen ist. Jenny ist in ihrem Briefe, wie sie in Person ist: ein Porzellanpüppchen, veritabler Sèvres, niedlich, amüsant, von gutem Ton, und ein bißchen rokoko. — Ich werde Dir diese ganze Korrespondenz in Paris übergeben, um nicht die Post zu bereichern. — Noch ein Brief! und wieder von Herrn Weill, welcher die Absicht hat, mich anzupumpen. Giebt wohl acht, daß dieser Herr Dir nirgends begegnet, und daß er nicht Deine Anwesenheit in Paris erfährt. Durch seine

1) Vgl. Alfred Meißners „Erinnerungen an Heinrich Heine," S. 14 und 195 ff.

Taktlosigkeit, durch seine Verbindungen und durch seine zudringliche Frechheit ist er gefährlicher, als ein Feind. Du weißt, daß ich immer recht habe in solchen Dingen, und daß meine Ratschläge strengstens befolgt werden müssen.

Wir befinden uns alle recht wohl; selbst meinem Oheim geht's besser, und er ist umgänglicher. Ich bin wohlangesehen bei Hofe. Über meine Abreise habe ich noch nichts bestimmt. Ich bin in derselben Wohnung geblieben, nur bin ich ins zweite Stockwerk hinauf gezogen, um nicht 125 Mark Miete zu bezahlen; ich zahle jetzt nur 45 Mark monatlich. Gewöhnlich esse ich bei meiner Mutter, so daß ich wenig verbrauche. Ich hoffe, daß auch Du nicht viel ausgiebst: meine Geschäfte sind nicht sehr einträglich. Auf jeden Fall werde ich Dir nächste Woche Geld senden.

Leb wohl, meine geliebte Nonnotte. Meine Empfehlung an Madame Darte.

Dein armer Mann

Henri Heine.

---

*286. An J. H. Detmold.

Hamburg, den 9. September 1844.

Lieber Detmoldt!

Vor geraumer Zeit, vor etwa 3 Wochen, schrieb ich Ihnen, daß ich hier sei, daß meine Frau hier war, aber bald wieder, wegen der Krankheit ihrer Mutter, abreisen mußte, daß ich selber deshalb nur noch kurze Zeit hier verweile, und daß ich Sie sehr bäte, hierherzukommen, indem ich nicht über Hannover reisen könne. Nun erwartete ich vergebens Ihre Antwort, von Tag zu Tag. Ist mein Brief Ihnen nicht zugekommen? (Ein Bekannter von Ihnen, der Dr. Wille, hatte ihn zur Post gebracht und versicherte mir, ihn gewissenhaft besorgt zu haben.) Oder sind Sie auf Reisen, und Ihre Briefe werden Ihnen nicht nachgeschickt? Ich bereite mich jetzt schon zur Abreise und in 10 Tagen nehme ich wieder Abschied von Hamburg und diesmal für lange. Kommt Ihnen dieser Brief richtig zu Händen, so antworten Sie mir, bitte, bitte, nur recht geschwind. Ich versichere Sie, Ihr Stillschweigen macht mich traurig.

Ihr Freund

Ich wohne: Nr. 19 Esplanade. H. Heine.

---

287. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 11. September 1844.

Geliebter Engel!

Mein Augenleiden hat sich verschlimmert, und das Schreiben macht mir große Mühe; da ich jedoch weiß, daß dies Leiden vorübergehend ist und einer gewissen Periodizität unterliegt, so beunruhigt es mich weniger. Nur hindert es mich, meine Affären so rasch zu beenden, wie ich gewünscht hätte, und ich glaube nicht, daß ich am 24. dieses Monats

zur Abreise bereit sein werde. Wahrscheinlich werde ich mich acht Tage später auf den Weg machen. Ich will hier nichts verabsäumen, und die Dinge liegen ziemlich verzwickt. — Ich erhalte keine Nachricht von Dir, und doch solltest Du mir allwöchentlich einmal, wenn nicht zweimal, schreiben. Ich bitte Dich dringend, mich nicht ohne Brief zu lassen, sondern mir viel und so oft wie möglich zu schreiben. Vergiß nicht, daß ich nur für Dich lebe, und wenn Du in diesem Augenblicke nicht glücklich bist, so beunruhige Dich nicht; die Zukunft gehört uns.

Beifolgend sende ich Dir eine Anweisung auf 250 Franken, zahlbar sofort bei den Herren Fould (Rue Bergère Nr. 10). Ich habe sie mir von meinem Onkel Henry geben und sie an Deine Ordre ausstellen lassen. Wenn Du hinschickst, um das Geld holen zu lassen, so vergiß nicht, auf die Rückseite dieser Anweisung, ungefähr wo ich die kleinen Punkte gemacht habe, die Worte zu setzen:

Pour acquit

Mathilde Heine.

Schreibe mir sofort, daß Du meinen Brief erhalten und daß die Anweisung bezahlt worden ist. Du magst über dies Geld nach Gutdünken verfügen, und ich unterlasse es, Dir Sparsamkeit zu empfehlen. Du kennst ja hinlänglich meine Finanzlage. — Ich schicke Dir gleichzeitig einen kleinen Brief meines Schwagers, dem Du sofort beantworten mußt, indem Du Paulinens Feder dazu leihst. — Ich habe viel an diese junge Dame gedacht; neulich speiste ich bei meinem Oheim, und es gab dort eine sehr schöne Melone. Ich sagte, daß ich die Melonen liebe, aber nicht esse. — Leb wohl, mein Lieb! Bis zum letzten Blutstropfen Dein

Henri.

N. S. Ich wiederhole Dir, lieber Schatz, die dringlichsten Ermahnungen betreffs Deiner Lebensweise in diesem Augenblick, damit niemand Dir in Paris begegne. Du weißt, wie schlecht die Welt ist. Ich bin augenblicklich Verfolgungen ausgesetzt, die um so gefährlicher sind, weil Sie gut maskiert sind. Man zettelt dunkle Intrigen gegen mich an, welche ich nur durch List und Ruhe vereiteln kann. Ich bin genötigt, in meinem Herzen den gerechtesten Zorn zurück zu drängen und denjenigen Samtpfötchen zu geben, welche nicht aufhören, mir Böses thun. Vergiß das nicht, dann wirst Du nachsichtiger gegen meine Reizbarkeit sein, selbst wenn sie Dir verdrießlich wird. Mache mir keinen Kummer, und liebe mich von Herzen. — Mein neues Buch ist schon gedruckt und wird in etwa zehn Tagen ausgegeben. — Ich umarme Dich zärtlich!

Henri Heine.

*288. An J. H. Detmold.

Hamburg, den 14. September 1844.

Liebster Detmoldt!

Ihr Brief betrübt mich wegen Ihrer Stimmung, aber ich bin doch froh, daß ich weiß, wo Sie sind, um so mehr, da ich in diesem Augenblick Ihrer dringendst bedarf. Ich kann nicht viel schreiben, da mein

schreckliches Augenübel mich seit mehreren Tagen wieder überfallen; bin ¾ blind. Etwa 10 Tage werde ich wohl noch hier bleiben — ich bin jedoch jeden Augenblick zu reisen bereit. In acht Tagen erscheint bei Campe mein neues Buch, welches zum größten Teil schon bekannte Gedichte enthält, aber auch ein noch unbekanntes großes Poem von 8 Bogen, die Hauptsache, Spektakel erregend, und dasselbe beängstigt mich nicht wenig. Da das Opus nicht bloß radikal, revolutionär, sondern auch antinational ist, so habe ich die **ganze** Presse natürlich gegen mich, da letztere entweder in Händen der Autoritäten — oder der Nationalen steht und von den unpolitischen Feinden, von rein litterarischen Schuften, unter allerlei Masken zu meinem Schaden ausgebeutet werden kann. Campe soll Ihnen das Buch gleich zuschicken Sie dürfen es aber, ehe es dort im Buchhandel ausgegeben wird, niemandem sehen lassen, damit nicht gleich die Konfiskation provoziert wird. — Obgleich ich für das Buch die Verketzerung durch die Presse fürchte, so wächst mir doch der Mut, seit ich von Ihnen Nachricht [habe], und ich erwarte viel von Ihrer thätigen Klugheit. Thun Sie hier das Mögliche direkt und durch Vermittlung von Freunden. Zunächst aber schreiben Sie einen bedeutenden Artikel über das Buch für den „Hamburger Korrespondenten" und schicken Sie denselben sobald als möglich hieher an Campe; hierdurch werde ich gleich hier etwas gedeckt. Sie werden selbst einsehen, was gesagt werden muß. In die Allg. Ztg. kann ich auch einen Artikel drucken lassen, wenn er geeignet geschrieben. Wer kann mir in der Kölner Zeitung Vorschub leisten? Kleine Reklamen sind wichtig. Die Feinde werden dergleichen wohl benutzen. Ich bitte Sie, helfen Sie mir und bald. Helfen Sie in der Gegenwart. Für die Zukunft des Buches habe ich selbst gesorgt.

Ihr Freund

H. Heine.

---

*289. An J. H. Detmold.

Hamburg, den 20. September 1844.

Liebster Detmoldt!

Ich habe Ihren Brief erhalten und mit doppelter Betrübnis daraus ersehen, daß Sie zur gegenwärtigen Verstimmung hinlänglichen Grund haben, und daß ein Abstecher nach Hamburg für Sie eben keine Erheiterung wäre. Ehrlich gesagt, ich hätte Ihnen für dieses Opfer des Hierherreisens keine erheiternde Entschädigung bieten können, da ich in diesem Augenblick an meinen Augen stärker als je leide — kaum bin ich im stande, Ihnen diese Zeilen zu schreiben, ein Auge, das linke, ist ganz verschlossen, und das rechte, das andre, ist trübe. Den 30. d. M. will ich wieder abreisen. Was man so eigentlich Wichtiges nennt, die nächsten Tagesinteressen, hätte ich freilich nicht mit Ihnen zu besprechen gehabt — aber eine Konsultation über die innersten Lebensnöten, über die chronische Existenzkrankheit bedurfte ich wohl — vielleicht schreibe ich Ihnen das dahin Bezügliche von Paris aus. Ich sehe leider, Sie sind kränker als ich. Ich habe, was Sie mir klagen, tief schmerzlichst mitempfunden. Zum Glück heilen bei Ihnen gewisse Wunden schneller als

bei mir. Mein Buch, das ich Ihnen durch den Postwagen sandte (ohne näher bezeichnende Adresse), werden Sie gewiß richtig erhalten haben. Hier wird es noch 8—10 Tage nicht ausgegeben, und Campe will nicht, daß es ins Gerede komme, ehe es überall hin verschickt [wurde]. Daher noch immer Verschwiegenheit! Was Sie mir in betreff Ihrer Hilfe, wahre Hilfe in der Not, zusagen, hat mir das Gemüt beruhigt, und ich sehe der Machination meiner Feinde (deren Hauptsitz in Frankfurt) mit größerer Gelassenheit entgegen. Teilen Sie das Buch dem Eckermann mit, und wenn dieser, womöglich unter seinem Namen, einen Artikel schreiben würde, den ich in den „Hamb. Korrespondenten" abdrucken lassen könnte, so wär' mir das das wünschenswerteste und ein ungeheuer großer Dienst. Der Hamb. Korresp. ist mir in diesem Augenblick das wichtigste Organ, und da Sie nicht mit Namensunterschrift den Artikel geben können, noch dürfen, so würde mir Eckermann einen unvergeßlichen Milchbruderdienst leisten. Ihre Feder würde ich dann zu einem bedeutenden Artikel für die Kölner Zeitung in Anspruch nehmen, hier könnten Sie zeichnen, wenn Sie wollen. Möchten Sie aber nicht für die Kölner Ztg. den Artikel schreiben, so schreiben Sie ihn für die Augsb. Allg. Ztg. Ich will mich resumieren:

Wenn Eckermann nicht den Artikel für den „Hamb. Korrespondenten" schreibt, so schreiben Sie dafür einen nicht großen, sondern konzisen Artikel und schreiben zu gleicher Zeit einen großen, mit Auszügen gespickten Artikel für die Kölner Zeitung. Wenn dieser, der große und der kleine Artikel, gleich gedruckt [werden], und auch Eckermann für die Allg. Ztg. einen tüchtigen Artikel schreibt, so bin ich auf den drei Hauptpunkten gedeckt, und es ist schon Posto gefaßt, wenn die Feinde anmarschieren. Campe druckt das Wintermärchen noch besonders, und ich habe eine Vorrede dazu geschrieben; ich schicke Ihnen das Büchlein vielleicht schon Mitte nächster Woche, in mehren Exemplaren, die Sie zu meinem Besten zu verteilen haben.

So viel heut Ich bin so blind, daß ich nicht weiter schreiben kann. Bitte, beschäftigen Sie sich nur gleich mit meinem bedrängten Buche. Vielleicht wird es Sie ein wenig zerstreuen, wenn es überhaupt Zerstreuung giebt in Momenten, wo man meint, des Teufels zu sein. Ich begreife ganz den Umfang Ihres Ärgers, ich begreife ganz Ihren Verlust! Aber wenn Sie wüßten, wie viel der Gewinn oft kostet! wie die Arznei oft heilloser und entsetzlicher ist als die Krankheit!

Ihr Freund

H. Heine.

---

290. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 1. Oktober 1844.

Meine Heißgeliebte!

Ich bin ganz von meinen Geschäften in Anspruch genommen, welche ich vor meiner Abreise erledigen will; mit meinen Augen hat sich's gebessert, aber ich leide noch immer am Kopfe, und durch diesen kränklichen Zustand habe ich viel Zeit verloren; um das Maß der Annehmlichkeiten voll zu machen, muß ich heute ausziehen, da mein Zimmer

vermietet ist — Du siehst wohl, daß ich keine Zeit habe, Dir lange Briefe zu schreiben. Meine Abreise bleibt auf nächsten Sonnabend, den 5. Oktober, festgesetzt, und ich werde diese wenigen Tage im Hause meiner Schwester schlafen. Ich hoffe, daß Du die 100 Franken, welche ich Dir vorige Woche schickte, erhalten hast. Ich bin in guter Stimmung, wenn auch nicht heiter. Wie könnte ich heiter sein, ferne von Dir, meine geliebte Nonnotte, mein teures Lieb, mein armer Schatz, meine einzige Freude auf dieser Erde! Vergiß nicht, was ich Dir auf die Seele gebunden. Meine elenden Deutschen wissen, daß Du in Paris bist — sei wohl auf der Hut, daß sie Dir nicht nahe kommen. Mein Gott, der bloße Gedanke, daß Du ohne mich in Paris bist, macht mich zittern. Mein armes Lamm, Du bist in Paris, in der Hauptstadt der Werwölfe — Nimm Dich wohl in acht, einige von ihnen haben ein sehr sanftes Aussehen; die schlimmste Sorte ist die, welche Glacéhandschuh trägt. Du weißt wohl, daß Du nur sicher bist unter der Hut Deines treuen Schäfers, welcher zugleich Dein Hund ist. Ich schreibe Späße nieder, und das Herz blutet mir.

Tausend Grüße an Deine jungen Freundinnen, besonders an Pauline, welche ich sehr liebe; ich ziehe diese Melone den schönsten Ananas vor. Welch schönes Herz! welch schönes Bein! — Leb wohl, mein gutes Weib, und betrage Dich, wie ich es wünsche, beweise mir, daß Du alles dessen würdig bist, was ich für Dich empfinde.

Dein Mann

Henri Heine.

---

291. An Mathilde Heine.

Hamburg, den 4. Oktober 1844.

Geliebteste!

Ich war bereit, heute abend abzureisen; aber es ist ein abscheuliches Wetter, und meine Mutter erhebt ein großes Geschrei. Ich füge mich also darin, noch einige Tage länger zu bleiben und das nächste Dampfschiff abzuwarten. Mir bleiben nur noch ein paar Minuten, um diesen Brief zu expedieren, da ich meinen Onkel Henry erst um sechs Uhr sprechen konnte, um von ihm eine fernere Anweisung auf 100 Franken zu erhalten, welche ich Dir einliegend sende. Ich schicke Dir dies Geld, obschon ich nicht gut bei Kasse bin und Dich noch nicht auf dem Trockenen glaube; aber ich fürchte immer bei Dir eine Geldverlegenheit. Ich bitte Dich also, nichts davon auszugeben, es sei denn für notwendige Dinge. Leb wohl, mein Lamm!

Nicht wahr, es ist Dir recht, daß ich mich nicht den Nordseestürmen aussetze? — Du erhältst diesen Brief durch das Dampfschiff; ich werde Dir noch vor meiner Abreise schreiben.

Von Herzen Dein

Henri Heine.

---

292. An Julius Campe.

Paris, den 18. Oktober 1844.

Liebster Campe!

Nebenstehend die Vorrede [1]), der ich leider nur wenige Augenblicke widmen konnte. Sie ist dennoch nützlich. Ich habe eine Masse von Geschäften vorgefunden, stecke bis am Hals in Trödeleien, und kann Ihnen erst in einigen Tagen ordentlich schreiben. Ich erwarte mit Sehnsucht Brief von Ihnen über das Schicksal meines Buches in Bezug auf die Autoritäten. In der Presse soll die „Trierer Zeitung" (Gott weiß, durch welche Intrige) schon die heftigsten Angriffe gegen mich enthalten. Die „Allgemeine Zeitung" hat sich sehr klug benommen und widmet mir einen Artikel, der tadelnd ist, aber auf das Buch die Aufmerksamkeit lenkt; man sieht, es ist keine Kameraderie. Leider scheint Kolb nicht in Augsburg zu sein. Das „Vorwärts" [2]) spricht heute von meinem Buch und giebt die ganze Vorrede. Schicken Sie mir doch sous bande, wenn dort etwas erscheint, was mich betrifft. Auch ein Exemplar des „Telegraphen," worin meine Vorrede, als Kuriosität. Meine Reise war glücklich. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

---

293. An Julius Campe.

Paris, den 4. November 1844.

Liebster Campe!

Ich war wieder vier Wochen blind; jetzt sehe ich zwar etwas besser, doch sind meine Augen so schwach, daß ich wenig schreiben kann. Daher schreibe ich Ihnen nur das Notdringlichste.

Zunächst meinen herzlichsten Glückwunsch ob der Verlobung Ihrer Tochter; eine Nachricht, die mich sehr erfreute.

Den „Atta Troll" will ich bald vornehmen; ich thäte es schon jetzt, aber ich bekomme in diesem Augenblick eine Arbeit über den Hals, die nicht aufschiebbar; auch ein kleiner Feldzug steht mir bevor, den mir die hiesige Agentatur der deutschen Regierungen und meine alten Pappenheimer eingebrockt. Schnöde Dinge, über die Sie sich wundern werden, plänkern auf mich los. Man rechnet wieder auf mein Stillschweigen, und man verrechnet sich. Künftig mehr hierüber. — Da mir ein Feldzug bevorsteht, so will ich meine Kriegskasse in Ordnung bringen, und da ich dieses Jahr noch 1000 *M/.* Bco. bei Ihnen zu gut habe, so wünsche ich darüber zu verfügen. — Ich kann kaum lesen, was ich schreibe, so traurig sind meine Augen.

Übrigens befinde ich mich ganz wohl und werde hoffentlich diesen Winter mehr Thätigkeit entwickeln können, als es den Anschein hatte. Die Nachrichten aus Deutschland in betreff meiner „Neuen Gedichte" sind, wie ich sie erwartet, und ich freue mich, nicht geirrt zu haben;

1) Zur zweiten Auflage der „Neuen Gedichte."

2) Eine Pariser deutsche Zeitung, die von Ch. Bernays und H. Börnstein herausgegeben ward.

aber daß Sie nichts thun, um in der Presse der preußischen Unterdrückung meines Namens entgegen zu arbeiten, ist sehr unrecht. Leben Sie wohl, liebster Campe, und schreiben Sie mir bald und viel.

Ihr Freund

H. Heine.

294. An Julius Campe.[1]

Paris, den 19. Dezember 1844.

Schreiben Sie mir gleich, damit ich Ihnen mit erleichtertem Gemüte über eine Publikation schreiben kann, die sehr drängt; ich muß nämlich eine Reihe Briefe über Deutschland publizieren, voll der wichtigsten Polemik. Schreiben Sie mir umgehend, und rauben Sie mir keine Zeit durch unnütze Auseinandersetzungen.

Ich zögerte mit dem „Atta Troll," weil ich einige Stücke hinzufügen und diese auf dem Schauplatze des Gedichtes, in den Pyrenäen, dieses Frühjahr schreiben wollte. Epische Gedichte müssen überhaupt mehrfach umgearbeitet werden. Wie oft änderte Ariost, wie oft Tasso! Der Dichter ist nur ein Mensch, dem die besten Gedanken erst hinten nach kommen. Das Wintermärchen ist auch in der jetzigen Gestalt unvollendet; es bedarf bedeutender Verbesserung, und die Hauptstücke darin fehlen. Ich habe den heißesten Wunsch, diese so bald als möglich zu schreiben und Sie zu bitten, eine umgearbeitete und stark vermehrte neue Ausgabe des Gedichtes zu veranstalten. Sie werden sehen, wie es dadurch vollendet sein wird, und welcher Nachjubel entsteht.

Meine Augen sind im schlechtesten Zustand, und ich habe diktieren müssen. Gott verzeih' es Ihnen, daß Sie mich eben jetzt belästigt, wo ich mit meinen Briefen über Deutschland beschäftigt, die gleichzeitig hier und dort erscheinen sollen.[2] Ich habe gute Laune nötig, und Sie rauben mir dieselbe. Und sind so reich jetzt, und habe das Meinige dazu beigetragen, Sie zu förden, und Sie wollen mir noch meine paar Sous nehmen — Ich glaub' es nicht, es ist fabelhaft — ein schnödes Wintermärchen.

H. Heine.

295. An Gustav Kolb.

Paris, den 27. Dezember 1844

Liebster Kolb!

Obgleich ich in diesem Augenblick sehr blind und kopfkrank bin, schreibe ich Ihnen dennoch. Meine persönlichen Feinde benutzen diesen Moment meiner Krankheit. Sie werden den „National" vom 25. Dezember und von heute, sowie auch den „Charivari" vom 25. Dezember gelesen haben. Bei allen anderen Journalen der Opposition wird mit mehr oder minder Glück dasselbe Manöver versucht. Die „Allg. Ztg." dient hier als Belag zu den infamsten Insinuationen. Das hiesige

[1] Der weggelassene Anfang dieses Briefes enthält Auseinandersetzungen über eine Geldangelegenheit zwischen Autor und Verleger. Vgl. M. Heine, l. c. S. 90 ff. und dazu berichtigend A. Strodtmann l. c. Bd. II. S. 581 ff., Anm. 103.

[2] Vgl. Bd. VIII. S. 238 ff.

Publikum ist dumm und kann weder die Absurdität noch die ganze Misere dieser Denunziationen einsehen. Sie geht nur von der alten Clique der hiesigen Frankfurter Juden aus, die einige verunglückte ehemalige Vaterlandsretter füttern und mißbrauchen, wie schon vor drei Jahren geschehen; der Moßieu Strauß, der miserable Bankier Königswarter an der Spitze. Sie wissen wohl, teurer Freund, wie, wenn ich über die Tendenz aller meiner Korrespondenzen und die Beschränkung derselben die ganze Wahrheit spräche, das Werk der Lüge leicht zu schanden würde. Ich überlasse Ihnen dies zu thun, da Sie dabei am besten wissen, wie viel gesagt werden kann, ohne die Interessen der „Allg. Ztg." bloß zu stellen. Man will mich durchaus in brouillierende Kollisionen setzen.

Sie mögen nun, teuerster Freund, die Absicht hegen, mich für die „Allg. Ztg." zu behalten — oder abzuschaffen oder nur momentan in Ruhestand zu setzen; jedenfalls haben Sie als Redakteur en chef die Pflicht, jeden Ihrer Korrespondenten, der so wie ich angegriffen wird, für das Vergangenheitliche zu vertreten und durch die bezeugende Wahrheitserklärung seine persönliche Sicherheit außer Gefahr zu setzen. Letztere ist eminent. Sie werden mich verstehen.

Sonderbar! während ich hier für die „Allg. Ztg." so viel leiden muß, hat diese, bei allem guten Willen (von dem ich überzeugt bin) nicht einmal den Mut, den Artikel von Seuffert zu drucken, worin mein armes Buch gegen eine ungerechte Kritik der „Allg. Ztg." verteidigt wird und zwar mit der gewöhnlichen Seuffertschen arabeskenreichen Mäßigung und Zierlichkeit des Ausdruckes! Kann sie ihn nicht selbst geben?

Im „Univers" haben die Hintersassen unserer alten Münchener Feinde einen Kreuzzug gegen mich eröffnet. Die sind in ihrem Recht.

Leben Sie wohl und leisten Sie mir bald Hilfe und Entsatz. Liebevoll Ihr Freund

Adresse: Faubourg Poissonnière 46. H. Heine.

296. An Julius Campe.

Paris, den 8. Januar 1845.

Liebster Campe!

Ich weiß, daß trotz unserer jüngsten Differenz Sie mir doch als Freund beistehen, und in der delikatesten Sache wende ich mich an Ihre kluge Thätigkeit. Sie werden die Sache leicht begreifen. Ich schicke Ihnen zwei Briefe: der eine ist ein Brief von Karl Heine, den Sie mir gefälligst aufbewahren wollen. Sie sehen daraus, was man mit mir vorhat.[1] Ich glaube, daß, wenn ich mich knebeln lasse, mir die Pension nach wie vor ausbezahlt würde; man will mich nur in Händen haben, daß ich wegen des Testamentes schweige und daß ich gegen die Foulds, nämlich Karl Heines Frau und Schwiegermutter, deren Interessen ich gekreuzt, nichts unternehme. Dann schicke ich Ihnen einen Brief für Karl Heine, den Sie lesen und in Abschrift für mich aufbewahren müssen. Das Original schicken Sie unverzüglich versiegelt an Karl Heine.

1) Vgl. Bd. I. S. LI.

— Ich schreibe in der größten Eile. Soviel werden Sie merken, daß ich einen Todeskampf beginne und neben den Gerichten auch die öffentliche Meinung für mich gewinnen will, im Fall Karl Heine nicht nachgiebt. Ich will mein Recht, und müßte ich es mit meinem Tode besiegeln. Sprechen Sie mit Sieveking, daß er durch Halle[1], der dabei viel verschuldet, meinen Vetter zu stimmen suche. Wissen Sie sonst jemand, der mit ihm rede? Ich schreibe in der größten Eil. Est periculum in mora.

In einigen Tagen schicke ich Ihnen ein Vollmacht für einen Advokaten. Wen wähle ich? Ich glaube Karl Heise. Dann schicke ich die auf Beweisführung bezüglichen Papiere; kurz, ich werde ohne Zaudern handeln, obgleich ich krank und elend bin und kaum die Feder in der Hand halten kann. Aber welch ein Unglück! ich provozierte wahrlich nichts. Welcher Mistkarren von Dreck — an letzteren bin ich gewöhnt — andere sind nicht daran gewöhnt, und bedenken sich vielleicht, ehe sie das Signal geben, wobei der Pöbel ein Gaudium hat. Ich bin auf alles gefaßt — erbittert durch unerhörte Dinge. Seit zwei Tagen sitzt meine Frau wie ein Marmorbild am Kamin und spricht kein Wort; das Unerhörte hat sie wie versteinert. Ich bin nie so entschlossen gewesen wie jetzt, und die klugen Leute haben eine große Dummheit begangen, daß sie mich jetzt geschont. Handeln Sie für mich.

Ihr Freund

H. Heine.

Vergessen Sie nur nicht, von dem Brief an Karl Heine eine Abschrift zu behalten.

Konferieren Sie gefälligst mit meiner Schwester.

---

*297. An J. H. Detmold.

Paris, den 9. Januar 1845.

Liebster Detmoldt!

In großer Not können Sie immer darauf rechnen, von mir einen Brief zu erhalten. Vielleicht haben Sie bereits von Hamburg aus gehört, welch ein großes Unglück mich betroffen. Ich meine nicht den Tod meines Onkels, sondern die Art, wie er meiner gedacht. Aus manchen Dingen hatte ich längst geargwohnt, daß man ihm in den Kopf gesetzt, daß ich doch jede große Summe vergeuden würde, oder von den Regierungen Beschlag darauf gelegt werde. Meine Pension war eine abgemachte Sache. Ehrlich gesagt, ich hoffte nicht auf testamentarisch großes Bedachtsein, sondern auf Erhöhung meiner Pension. Da erhalte ich schon (den 30sten! 7 Tage nach seinem Tode, einen wahrscheinlich am Begräbnistage geschriebenen großen Brief von Karl Heine, worin dieser, der sonst mein sanftester Freund, mir mit den dürrsten Worten ankündigt, mein Oheim habe mir nur 8000 Mk. Bco. in seinem Testamente hinterlassen, von Pension sei nicht die Rede, er aber wolle mir jährlich 2000 Franken geben — unter der Bedingung,

1 Dr. Adolf Halle, Salomon Heines Schwiegersohn.

daß, wenn ich über seinen Vater schriebe, ich vorher das Manuskript zur Durchsicht einschicken müsse. Gestern antwortete ich ihm, mit hinlänglicher Verachtung, und kündigte ihm einen Prozeß an; denn in betreff der Pension habe ich Beweistümer der Verpflichtung. Ich erhielt bisher jährlich 4800 Franken, die auf meine Frau nach meinem Tode übergehen sollten. Vielleicht erwartete man, daß ich mich aufs Bitten legen würde, und ich bekäme vielleicht das Geld wieder wie sonst. Aber ich glaube, hier wirke ich stärker durch Drohung, und letztere führt sicherer zum Zweck. Der Prozeß ist keine Drohung, ich kann ihn sehr gut machen. Aber man wird, wenn [ich] Ernst mache, schon furchtsam werden und nachgeben. Das beste muß hier die Presse thun zur Intimidation, und die ersten Kotwürfe auf Karl Heine und namentlich auf Adolf Halle werden schon wirken. Die Leute sind an Dreck nicht gewöhnt, während ich ganze Mistkarren vertragen kann, ja diese, wie auf Blumenbeeten, nur mein Gedeihen zeitigen. Ich überlasse also Ihrer Klugheit, schleunigst eine Menge kleiner Artikel in Blätter, die nach Hamburg kommen, zu fördern, worin mein Oheim verteidigt wird, warum er anderweitig als durch testamentarische Verfügung für mich sorgen wollte, und wie man jetzt glaubt, mich in Händen zu haben, und mir droht, sogar meine Pension nicht mehr auszuzahlen — wenn ich meine Gedanken über das Testament und über die Ränke, die gegen mich geschmiedet worden, öffentlich ausspräche. Die öffentliche Meinung ist leicht zu gewinnen für den Dichter — gegen Millionäre. — Campe wird Ihnen schreiben. Die Artikel müssen alle aus Hamburg datiert sein. Wenn Sie Freunde in Hamburg hätten, die direkt auf Adolf Halle wirken könnten? Der will Senator werden und hat Furcht vor der Presse. — Sie sehen, hier steht nicht ein Buch, sondern die Existenz auf dem Spiel. Eilen Sie und gewinnen Sie den Gegnern den Vorsprung ab. Ist es mir möglich, so geh' ich selbst in nächster Woche nach Hamburg, das sag' ich aber nur Ihnen, nicht mal meiner Mutter oder Schwester, die sich ängstigen würden, denn ich muß durch Deutschland reisen — daher das strengste Geheimnis. Meine Ankunft soll wie eine unerwartete Bombe wirken. — Mathilde habe [ich] etwas beruhigt, indem ich ihr sagte, daß ich Ihnen schriebe, dem großen Helfer in der Not. Da ich bald reise, so brauchen Sie nicht zu antworten; ist es mir möglich, nächste Woche Der Schlag traf mich aus heiterem Himmel. Meine hiesigen Feinde, die Foulds, reizen Karl Heine auf gegen mich... Es ist eine mystische Geschichte, und ich denke, Sie kommen jetzt nach Hamburg, sobald ich dort bin. Mathilde ist krank vor Schreck und Ärger; alles stürmt zugleich auf uns ein.

Ihr armer Freund, der aber nicht den Kopf verliert,

H. Heine.

---

298. An Julius Campe.

Paris, den 13. Januar 1845.

Liebster Campe!

Ich kann Ihnen auch heute noch nicht mit Ruhe schreiben. Ich bin so krank, ich kann so wenig sehen, und es drängt dabei so viel

Unheimliches auf mich ein. Lever de bouclier meiner Feinde, die den Augenblick günstig glauben. Mr. Straus und Konsorten laufen in alle Zeitungsbureaux und verleumden und zahlen sogar Inserate. Dabei wird der Zustand meiner Frau bedenklicher, und die Nächte sind böse. Aufrecht erhält mich nur mein sittliches Bewußtsein, die Verachtung des Schlechten und mein beleidigtes Rechtsgefühl. Letzteres will ich um jeden Preis befriedigen, und es ist hier nicht bloß eine Geldfrage. Auf geschmeidigen Wegen und durch die gemeinen Mittel könnte ich die Gelddifferenz wohl beseitigen. Ich hab' vergessen, Ihnen zu bemerken, daß sogar die Summen von Karl Heine falsch angegeben wurden; seit meiner Verheiratung erhielt ich von meinem Oheim jährlich 1800 Franken (früher hatte er nur 1000 Franken stipuliert); monatliche Auszahlung von 100 Franken, Lebenslänglichkeit, und übergehend auf meine Frau nach meinem Tode. Ich liege und krame in Papieren, wobei mancher beruhigender Fund. E. Arago und Cremieux haben sich unverzüglich konsultiert, so daß ich den Prozeß, wenn ich ihn machen muß, mit gutem Winde führe. Aber welch ein Unglück, diese Extremität! Und doch setzt man mich in die Notwendigkeit.

Ich habe noch niemand hier gefunden, der den deutschen Prozeßgang kennt, und habe daher noch keine Vollmacht zu formulieren gewußt; ich verstehe, obgleich Dr. Juris, verflucht wenig von der Advokaterei. Ich weiß noch nicht, wen ich nehme. Auf den Dr. Karl Heise, wenn dieser annimmt, reflektiere ich zunächst.

Soeben erhalte ich einen höchst freundschaftlichen Brief vom Präses Adolf Halle. Er feiert darin den Verstorbenen mit dem höchsten Lobe; ja, die Erbschaft hat sein kaltes Blut sogar mit Begeisterung durchglüht. Er ist wegen meiner Gesundheit sehr besorgt, ratet mir eine ernstliche Kur, und erkundigt sich auch mit Interesse nach meinen litterarischen Arbeiten — andre erzürnen mich durch ihr plump hämisches Beileid, dieser durch seine kluge Höflichkeit, sein feines Umgehen meiner materiellen Not, die er, wo nicht befördert (Gott bewahre mich vor einer Anklage!), doch ruhig entstehen ließ; er stand gelassen dabei, als man mich meuchelte. Doch halte ich ihn für den besten von allen, und ich habe kein Recht, zu fordern, daß er mehr Herz zeige, als ihm die Natur verliehen.

In diesem Augenblick kommt der Arzt und ist wütend, daß ich schreibe, gegen sein ausdrückliches Verbot. Grüßen Sie mir die Freunde.

Ihr ergebener

H. Heine.

299. An J. H. Detmold.

Paris, den 13. Januar 1845.

Liebster Detmoldt!

Ich will Ihnen heute bloß sagen, daß ich zu unwohl bin, um zu reisen, daß ich hier bleibe und daß ich also Antwort von Ihnen empfangen kann, wenn Sie mir bald schreiben. Ich bin in der That sehr krank, vielleicht einem Nervenfieber nahe. Sie haben keinen Begriff davon, was für gemeine Ränke ich hier gegen mich schmieden sehe, wie ich keine Minute Ruhe habe. Dazu kommt, daß mein Hausfreund, der

seit drei Jahren ruhig war, jetzt wieder Feuer speit: Mathilde ist in dem aufgeregtesten Zustand, eine Folge der Hamburger Begebenheit. Letztere lege ich Ihnen dringend ans Herz. Es gilt, die Basis meiner Finanzen, meine Pension, zu sichern, die 4800 Frcs., die mein Oheim mir so feierlich und so bindend gelobt, daß ich wie vom Blitz getroffen war, als mir mein Vetter verkündigte, daß er mir nur die Hälfte, und zwar als eine rentable Promesse hinfüro geben wolle, wenn [ich] die Biographie seines Vaters, die ich schriebe, vorher zur Zensur ihm einsende! Ich hoffe, Campe hat Ihnen die Sachlage geschrieben, und Sie haben schon Maßregeln genommen, teils durch die Presse, teils durch direkte Intervention für mich zu wirken.

Durch erstere muß intimidiert werden, namentlich in Bezug auf Adolf Halle, der Senator werden will. Haben Sie jemand, der in Hamburg bei diesem in Ansehen, so eilen Sie, ihm dringend empfehlen zu lassen, dem Spektakel, wovon erst der Prolog, ein Ende zu machen. Ich bin erbötig zu jeder Ehrenerklärung, ja zur Abbitte, um den beleidigten Stolz zu kirren; ich mache mir nichts aus Papier, aus einem gedruckten Pranger; wer viel Ruhm hat, kann ein bißchen Point d'honneur einbüßen. — Aber meine Pension muß ich haben, unverkürzt und irrevocabel, nicht an eine Bedingung geknüpft. Handeln Sie nun, diesem Bekenntnis gemäß.

Contemnere mundum,
contemnere se ipsum,
contemnere, se contemni —

lehrten die alten Mönche, und ich gelange zu diesem Spruch durch Degout, Lebensdegout, Verachtung der Menschen und der Presse, durch Krankheit, durch Mathilde. — Es ist ein wüster Marasmus, eine Müdigkeit des Fühlens und Denkens, ein Gähnen — die Feder fällt mir aus der Hand

— Mein Freund, denken Sie und handeln Sie für mich — auch sehe ich nicht mehr, was ich schreibe.

H. Heine.
(46 Faubourg Poissonnière.)

300. An Julius Campe.

Paris, den 4 (?) Februar 1845.

Liebster Campe!

Ich danke Ihnen für die Teilnahme, die sich in Ihrem jüngsten Briefe ausspricht, und Ihre Vermittlung ist mir ganz recht; wahrlich, was auf friedlichem Wege zu erlangen ist, darf nicht verabsäumt werden. Ich hätte Ihnen bereits schon früher wieder geschrieben, aber seit 14 Tagen stecke ich bis am Hals in einer Hetze von Quälnissen, hauptsächlich infolge der preußischen Verfolgungen gegen alle, die am „Vorwärts“ geschrieben; heute muß schon Marx weg, und ich bin rein wütend. Dabei kommen die Umtriebe gemeiner Frankfurter Juden und ihrer Spadassins gegen mich, von feigster Art. Meine Frau krank, und ich halb blind. Sie sehen, ich könnte den Hamburger Successionskrieg wohl entbehren — können Sie mir ihn vom Halse schaffen, desto besser,

und ich führe meine anderen Kriege mit desto mehr Macht. Dr. Heise laß' ich herzlich danken für den mir versprochenen juristischen Beistand: er irrt sich aber, wenn er glaubt, Karl Heine werde es nicht zum Eklat kommen lassen; ich kenne Karl Heine besser, der ist ebenso starrköpfig wie verschlossen. Auf dem Wege der Ambition kann man ihm nicht beikommen, denn er ist in dieser Beziehung das Gegenteil des Vaters, der der öffentlichen Meinung wie ein Höfling schmeichelte; Karl Heinen ist es ganz gleichgültig, was die Leute reden. Er hat nur drei Leidenschaften: die Weiber, Cigarren und Ruhe. Wenn ich die Hamburger Freudenmädchen gegen ihn aufwiegeln könnte, müßte er bald nachgeben. Seine Cigarren kann ich ihm nicht nehmen — aber seine Ruhe. Hier ist die Lücke des Harnisches, die ich benutzen werde, und dazu dient mir eben der Prozeß, der nur der Rahmen sein soll zu den Tribulationen, die ich ausbecke: da kann ich unaufhörlich in den Zeitungen reklamieren, Memoiren schreiben, Gott und die Welt als Zeugen einmischen, bei jedem Incidenzpunkt einen Eid schwören lassen more majorum — nein, das hält er nicht aus, und er bittet mich um Gottes willen aufzuhören — ehe ich noch den Prozeß verloren habe. Ob ich, um ihn zu gewinnen, hinreichende Beweistümer besitze, ist Nebensache, obgleich ich auch da gut versorgt bin. Aber ich kenne zu gut die Fatalität des Ortes und der richterlichen Willkür, um auf ein Gewinnen allein zu rechnen.

Vor etwa acht Tagen kam mir ein Hamburger Artikel zu Gesicht, der aus der „Kölner Zeitung" in das „Frankfurter Journal" und andre Blätter übergegangen und die schnödeste Insinuation in Bezug auf Dr. Halle enthielt. Hätte man etwa von Oppenheimer dergleichen gemeldet, von dieser alten Wanze, die aus einer dicken Kravatte hervorlächelt, so würde ich vielleicht der Sache Glauben schenken. Aber so plump handelt nimmermehr der feine, gebildete, taktvolle Halle! In der ersten Regung meines Herzens wollte ich schon in der „Allg. Ztg." den Leumund des Angegriffenen großmütig vertreten, aber bei reiferem Nachdenken merkte ich, daß ich auf dem Wege war, eine sentimentale Dummheit zu begehen. Übrigens weiß ich jetzt, welche Feindschaft mein Familienunglück gern ausbeuten möchte, um dem Dr. Halle etwas ans Zeug zu flicken und mich auf ihn loszuhetzen. Dieser Tage mußte ich im schlechtesten Wetter, durch dick und dünn, von einem Zeitungsbureau zum andern wandern, um durch persönliche Intervention einen Artikel aus Hamburg zu hintertreiben, von dem ich Wind bekommen, daß er gedruckt werden solle, und vorzüglich zwar gegen den Senat, insbesondere aber ganz furchtbar gegen Dr. Halle gerichtet sei. Und ich versichere Ihnen, er war nicht von Zucker. Aber verdient es der Mann, daß ich mir solche Unbill zu Gemüte führe? Wenn er auch nie etwas gegen mich gethan, so hat er doch niemals etwas für mich gethan, er kannte meine Zukunft in bestimmten Zahlen, und er machte mich sorglos in der Gegenwart — er hat wenigstens stillschweigend viel an mir verbrochen. Er, der jede Stunde bei meinem Oheim überwachte, mittelbar oder unmittelbar, er hätte durch ein Wort die Gefahr abwenden können. Nein, er stand ruhig dabei, als das Messer gewetzt wurde, das mich ins Herz treffen mußte, und als ich wirklich blutend zu Boden

sank, schreibt er mir einen liebenswürdigen Brief, worin er die größte Teilnahme für meine Gesundheit und meine litterarische Thätigkeit ausspricht, wie ich Ihnen schon geschrieben! Indessen, er kann zu seiner Rechtfertigung sagen, daß ich ihn nie mit meinen Interessen ausdrücklich beauftragt. Das ist wahr, und weit entfernt, in ihm einen Widersacher zu sehen, habe ich nach reiflichem Nachdenken sogar beschlossen, ihm jetzt meine Interessen vertrauungsvoll in die Hände zu legen und ihn zum Vermittler zwischen mir und Karl Heine zu machen. Dieses ist der Hauptzweck meines heutigen Briefes, und ich bitte Sie, in meinem Namen zu Dr. Halle zu gehen und seine gütige Vermittelung für mich in Anspruch zu nehmen. Er wird vielleicht diese Gelegenheit gern ergreifen, um mir seinen generösen Diensteifer zu beweisen, und er wird gewiß seinen ganzen Kredit bei Karl Heine aufbieten, um der fatalen Streitsache so schnell als möglich ein Ende zu machen. Er ist gescheit genug, in der Tiefe einzusehen, daß hier wirklich periculum in mora ist. — Wahrlich, was jetzt noch als ein unbedeutendes Fünklein glimmt, prasselt bald in lichte Flammen auf, und unversehens steht der ganze Wald in Brand, und nicht bloß die Wölfe und Füchse, sondern sogar die unschuldigsten Hasen können dabei lebendig gebraten werden. Dr. Halle hat mehr Intelligenz und Einsicht als die andern, er weiß auch, daß jetzt, wo der furchtbare Tyrann tot ist, vor dem ich zittere, die Familie gar keine Garantie meiner Unterwürfigkeit mehr besitzt, daß Beschränkung in meinen Finanzen mich mehr erbittert als zähmt, daß ich, schonungslos behandelt, auch ohne Schonung handeln kann, daß ich, zum Äußersten gebracht, mich ganz ruhig an den Pranger stellen werde, aber umgeben von meiner ganzen lieben Familie, die auch am Pranger stehen und weit verdrießlichere Gesichter schneiden wird, als ich, der ich an dergleichen schon etwas gewöhnt bin und mich übrigens alsdann in dem Purpurmantel meines Ruhmes verhüllen kann. Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille!

Aber hoffentlich kommt es nicht dazu — und deshalb gebe ich Ihnen unbedingte Vollmacht, entweder direkt mit Karl Heine, wenn derselbe dazu geneigt wäre, oder indirekt durch die Vermittlung des Dr. Halle meine Pensionsfrage auszugleichen. Da sowohl meine Finanzen als meine Ehre Ihnen am Herzen liegen, so erteile ich Ihnen die weiteste Befugnis. Als mein Ultimatum bestimme ich Ihnen zwei Punkte:

1) Die lebenslängliche Pension muß mir unbedingt und unverkürzt, wie ich sie in den letzten Jahren bezog (nämlich 4800 Franken jährlich) legal zugesichert werden, damit ich, wenn ich meinen armen Vetter überlebe (was der Himmel verhüte!), von seinen Rechtsnachfolgern nicht gekränkt werden kann; daß die Hälfte der Pension, im Fall ich vor meiner Frau sterbe, derselben zu gute kommen solle, wird gewiß Karl Heine schon aus Großmut bewilligen, da er ja doch die Witwe von **Heinrich Heine nicht vor Hunger sterben lassen darf.**

2) Ich meinerseits bin bereit, einen Revers auszustellen, worin ich mein Ehrenwort gebe, nie eine Zeile zu schreiben, die meine Familie verletzen könnte. Die Abfassung dieser Verpflichtung mag so bindend als möglich sein — hat dieselbe Ihre Billigung, so wird die Unterzeichnung unverzüglich erfolgen. Kann ich den Frieden mir sichern, so

werde ich ebenso zahm und lenksam sein, wie ich wild und zähe bin, wenn ich Krieg führen muß.

Daß die mir im Testamente vermachten 8000 ℳ. ⁄. mir ebenfalls ausbezahlt werden müssen, versteht sich von selbst; diese haben nichts mit meiner Pensionsfrage zu schaffen. Schon vor acht Tagen habe ich bei einem Notar eine Vollmacht aufsetzen lassen, wodurch ich Ihnen die Befugnis erteile, jene Summe für mich in Empfang zu nehmen. Wegen der vielen gerichtlichen und gesandtschaftlichen Formalitäten werde ich diese Vollmacht erst in einigen Tagen Ihnen schicken können. Ich habe Ihnen darin zugleich in betreff meiner Pension die hinlänglichsten Befugnisse erteilt, meine Rechtsansprüche gerichtlich geltend zu machen und auch zu diesem Behufe einem Advokaten die hinlängliche Bevollmächtigung zu erteilen. Zahlt man Ihnen die erwähnte Summe gleich aus, so bitte ich Sie, mir dieselbe hierher in einem Wechsel auf Paris zu remittieren. Werde Ihnen dieser Tage noch besonders deswegen schreiben

Was Sie mir von einer Testamentsklausel sagen, wodurch man wegen gerichtlicher Klage sein Legat einbüßen könne, so ist das eitel Spiegelfechterei, wie dergleichen bei vielen Testamenten vorkömmt; wäre sie ernsthaft durchzuführen, so brauchte der Universalerbe eigentlich gar kein Legat auszuzahlen; denn wegen Schikanen muß man doch klagen, sonst bekömmt man nichts von gewissen Leuten: — und nun sollte eben diese Klage das Resultat haben, daß man nichts bekäme? Wie können vernünftige Leute sich durch ein solches Dilemma des Unsinns verblüffen lassen! Nein, liebster Freund, mein Legat wird nicht präjudiziert durch eine Klage zur Erlangung meiner Pension; ebensowenig, wie letztere präjudiziert wird durch die Annahme des Legats — doch das führt zu zu weit. Für heute genug. Apropos des Testamentes meines Oheims: suchen Sie doch, aber ohne daß ich Kosten dadurch mir mache, eine richtige Abschrift desselben zu bekommen. Ich dürfte vielleicht später in den Fall kommen, dasselbe mit Randglossen herauszugeben.

Suchen Sie doch die „Revue des deux Mondes" vom 15. Januar zu lesen; es ist ein großer Artikel über mich darin, und Ew. Wohlgeboren werden darin sehr huldreich erwähnt.

Und nun, leben Sie wohl, und machen Sie, daß ich meine Familienärgernisse mir schnell vom Halse schaffe; sie stören mich verflucht.

Ihr Freund

H. Heine.

Besonderer Zusatz.

Liebster Campe!

Zu dem beikommenden Briefe noch einige komplettierende Worte:

Ich habe diesen Brief nicht bloß für Sie geschrieben, sondern auch den Hintergedanken gehabt, daß Sie ihn an Dr. Halle lesen lassen. Sie zeigen ihm denselben, bitten ihn, genau zu lesen, damit er Ihre Bevollmächtigung ermesse. Eile thut not. Sie wissen, welche ungestüme Federn zunächst ins Feld rücken wollen. Das ist wahr, ich brauch' nur zu pfeifen, und gar die französische und englische Presse! Jemand wollte

hier einen Artikel im „Charivari“ drucken: comment on devient Senateur à Hambourg: Halle wäre auf immer verloren, wenn es geschähe. Dergleichen lassen Sie merken Lassen Sie den Anzug ungeheurer Mistkarren ein bißchen riechen.

In Betreff meines Ultimatums bemerken Sie noch Folgendes:

Von der Summe der Pension (4800 Franken) kann ich mir keinen Sou abkürzen lassen. Bestehen Sie auch soviel als möglich darauf, daß man die Hälfte nach meinem Ableben meiner Frau bewillige. Finden Sie unüberwindlichen Widerstand, so geben Sie diesen letzteren Punkt auf. Später denke ich, mit Karl Heine versöhnt, dieses ergänzen zu können. Die Leute haben hier Gelegenheit, generöse zu sein oder es zu scheinen. Es ist mir ganz gleichgültig, daß sie sich das Ansehen geben mögen, alles aus Generösität gethan zu haben. *In dieser Beziehung mögen Sie, liebster Campe, ihnen allen möglichen Vorschub leisten.* In der Erklärung, die Sie sich anheischig machen sollen zu drucken, um in der Presse das Ende des Handels anzukündigen, können Sie alle Schuld des Mißverständnisses auf *mich* schieben, die Großmut der Familie hervorstreichen, kurz mich sakrifizieren. Ich gestehe Ihnen heute offen, ich habe gar keine Eitelkeit in der Weise anderer Menschen, mir liegt am Ende gar nichts an der Meinung des Publikums; mir ist nur eins wichtig, die Befriedigung meines inneren Willens — die Selbstachtung meiner Seele.

Was den Revers betrifft, den ich zu unterzeichnen erbötig bin, so liegt mir wenig dran, daß Sie ihn so bindend als möglich ausstellen. Wahrlich, *was ich schreibe, überliefere ich um keinen Preis einer Verwandtenzensur*, aber ich will gern meinen Privatgroll verschlucken und gar nichts über das Lumpenpack schreiben, das sich alsdann seines obskuren Daseins ruhig erfreuen mag und seiner blöden Vergessenheit nach dem Tode sicher sei. Komme ich später mit Karl Heine auf besseren Fuß, so werde ich mich mit ihm leicht verständigen über das, was ich jetzt unbedingt aufgebe. Sie können daher den Besorgnissen der Leute von meiner Seite die bestimmtesten Garantien geben und hier jeden zufrieden stellen. Ich habe im Grunde bessere Personen zu schildern, als die Schwiegersöhne meines Oheims.

So haben Sie freie Hand, und ich bitte Sie, schaffen Sie Ruhe meinem Geiste, der wirklich eine bessere Beschäftigung verdient. Ich ward durch die Geschichte in der köstlichsten Arbeit unterbrochen, und die widerwärtigsten Gelddiskussionen ertöten in mir alle Poesie! Und gar ein Prozeß! Hätte ich kein Weib und übernommene Verpflichtungen, ich schmisse dem Volk den ganzen Bettel vor die Füße. Zum Unglück ist mein Wille auch so starr wie der eines Wahnsinnigen — das liegt in meiner Natur. Ich endige vielleicht im Irrenhause.

In einigen Tagen schicke ich Ihnen die notarielle Vollmacht zur Hebung des Legats. Ich zweifele nicht, das man es Ihnen unbedingt auszahlt, ohne Schikane in der Abfassung der Quittung, widrigenfalls Sie mit noch größerem Skandal drohen. Man hat mich schon niederträchtig genug behandelt; hier, in der französischen Societät, in der vornehmen Welt, wo die Hinterlassenschaft von Salomon Heine Auf-

merksamkeit erregt, ist man indigniert über die Handlungsweise meiner Sippschaft. Ich habe überall die öffentliche Meinung für mich.

Sagen Sie nur, daß die Verschreibung, die ich von Karl Heine verlange, nicht durch späteren Letztwillen annulliert werden kann. Will man meine Verzichtleistung auf Publikation von Familienangelegenheiten darin als Verpflichtung von meiner Seite anführen, so mag es immer hin geschehen, und der Akt ist alsdann, glaub' ich, ein Kontrakt. Genug, die Form ist gleichgültig und ich will nur die Sache, die Sicherstellung der Pension, und da ich bona fide mein Versprechen zu halten gedenke, so ist mir auch gleichgültig, wie stark man mich bindet.

Und nun, leben Sie wohl, teurer Freund, handeln Sie mit Diskretion und Amönität, und bringen Sie die Sache zum schleunigsten Abschluß. Antwort nur bald.

Ihr Freund

H. Heine.

---

301. An Julius Campe.

Paris, den 28. März 1845.

Teuerster Freund!

Für die Freundschaftsbeweise, den Eifer, den Sie mir in dieser schlimmen Zeit bewährt, meinen gefühltesten Dank! Auf Ihren Brief vom 16 Februar, woraus ich ersah, mit welcher Thätigkeit Sie sich meiner annahmen, hätte ich längst geantwortet — aber seit 4 Wochen bin ich blinder als je, auch heute schreibe ich nur mit einem Auge, sehe kaum meine Buchstaben, und Diktieren giebt mir Kopfkrämpfe. Dabei zieht sich meine Lähmung über die Brust. Daher will ich Ihnen nur notdürftig den Stand der Dinge ankündigen.

Daß sich die Negoziation mit Halle zerschlagen, ist natürlich, da derselbe keine Sympathie für mich hat und sein Hasenherz nicht erfuhr, daß er, wenn die Sachen für mich ganz schlecht gingen, persönlich gefährdet — denn er ist, nach aller Meinung, doch der letzte Grund meines testamentarischen Mißgeschicks, und ihn brauche ich nicht zu schonen aus eingewurzelter Liebe, wie meinen Vetter Karl.

Ihre Unterredung mit Halle wird jedoch von günstiger Wirkung sein, und schon das scheint mir von großem Nutzen, daß Karl Heine dadurch erfährt, wie milde und versöhnlich Sie für die Familie gestimmt sind und jede Verhandlung mit Ihnen nur von unverletzender Natur sein kann. Dieses bietet uns den Vorteil, daß, wenn es nötig, Sie direkt mit Karl Heine verhandeln können, zur Schlichtung des verdrießlichen Handels. Es wird aber wahrscheinlich nicht nötig sein. Vorgestern habe ich ihm den versöhnlichsten Brief geschrieben, ihn, für den Fall er beleidigt, um Verzeihung gebeten, und ihn bei aller Liebe und Freundschaft beschworen, mir direkt oder durch Sie ein Wort wissen zu lassen über seinen jetzigen Willen. — Sie sehen, daß ich alles gethan, ehe ich zum Prozeß schreite; in Bezug des letzteren bin ich ganz Ihrer Meinung, mein Recht läuft mir nicht weg, und durch Übereilung kann ich hier auf immer den Familienfrieden zerstören. Der Prozeß wäre

gewiß eine unauslöschliche Beleidigung. Karl Heine kann und darf ihn nicht machen. Mein Recht ist zu klar und notorisch.

Ich habe an meinen Vetter, in dem erwähnten Briefe, zu gleicher Zeit geschrieben, daß ich Ihnen eine notarielle Vollmacht einsende, um das Legat von 8000 ℳ. Bco. in der Ihnen geeigneten Weise für mich zu erheben. Diese Vollmacht erhalten Sie nun einliegend, und ich überlasse Ihrem Gutdünken, ob Sie sich an die Testamentsexekutoren oder an Karl Heine direkt wenden wollen. Sie könnten wohl diese Gelegenheit benutzen, um mit letzterem überhaupt zu sprechen; und da Sie ihn, infolge der Schritte, die ich gethan, in besänftigter Stimmung finden würden, so würden Sie gewiß mündlich alles ausgleichen und die Sicherheiten von ihm erlangen können, die ich wünsche. Mein letzter Brief diene Ihnen in diesem Falle ebenfalls als Norm. Sie würden, wenn Sie Schriftliches erlangen, die Ruhe meiner Zukunft sichern. Ich bin auch der Meinung meiner Schwester, daß jetzt alles beendigt wäre, wenn Sie mit Karl Heine selbst gesprochen hätten, wie Sie mit Halle sprachen.

Können Sie mein Gekritzel lesen? Ich nicht!

Sobald Sie die 8000 ℳ. für mich erhoben, so lassen Sie sich gefälligst für den Betrag von meinem Onkel Henry Heine einen Wechsel auf Paris geben und schicken mir denselben so bald als möglich; denn ich habe das Geld verflucht nötig. Seit Januar habe ich keinen Sou verdient, auch meine Pension nicht erhoben (obgleich Karl Heine keine Gegenordre in Bezug derselben gegeben zu haben scheint), und ich habe viel borgen müssen.

Vergessen Sie nicht, mir genau die Ausdrücke wissen zu lassen, in welchen mein Legat im Testamente ausgesprochen ist.

Litterarisches melde ich Ihnen nicht; in meinem nächsten Briefe sollen Sie dessen erfahren. Geschrieben hab' ich nichts, gedacht viel diesen Winter. Nochmals herzlichsten und dankbarsten Dank für Ihren freundschaftlichen Pazifikationseifer.

H. Heine.

---

302. An Heinrich Laube.

Paris, den 5. Mai 1845.

Liebster Laube!

Der Überbringer dieser Zeilen ist Felicien David, der große Komponist.[1] Ich empfehle Ihnen denselben mit innigster Sympathie, die gewiß auch auf Sie übergehen wird. Ich zweifle nicht, daß er Ihnen als Mensch ebenso sehr wie als Musiker gefallen wird.

Ich bin noch immer fast blind. Ja, mein Zustand hat sich verschlimmert, sonst hätte ich Ihnen schon längst geschrieben. Ich kann kaum meine Buchstaben sehen.

David kommt wahrscheinlich in Gesellschaft eines Mannes zu Ihnen, den Sie gewiß genau kennen — es ist der Vater Enfantin, das ehe-

1) Vgl. Bd. V. S. 135, Anm.

malige Oberhaupt der Saint-Simonisten — der bedeutendste Geist der Gegenwart.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

---

303. An Heinrich Laube.

Paris, den 24. Mai 1845.

Liebster Laube!

Ich hätte Ihnen für die Teilnahme, die Sie mir in meinen Familiennöten bewiesen, längst gedankt; aber der Zustand meiner Augen erlaubt mir wenig nur zu schreiben, und ich bin überhaupt seitdem sehr unpäßlich gewesen. Mein Übel ist eigentlich eine Paralyse, welche leider zunimmt. Ich arbeite gar nichts, kann keine sechs Zeilen hintereinander lesen und suche mich zu zerstreuen; Herz und Magen, vielleicht auch das Gehirn, ist gesund.

Meine Familienangelegenheiten sind jetzt so halb und halb in Ordnung, und wären sie es nicht, so würde ich mich doch in einem Augenblick, wo ich körperlich so bedenklich angegriffen, wenig darum bekümmern. Meine Stimmung ist eine heitere, ja eine lebenslustige, es fehlt mir nicht an Proviant, ja sogar an Glück, und bin obendrein verliebt — in meine Frau. Körperlich aber geht es mir hundsföttisch schlecht!

Ich wollte nach den Pyrenäen reisen, aber das Wetter ist zu schlecht, meine Augen würde später die Sonne zu sehr angreifen, und ich werde wohl bei Paris aufs Land gehen. Meine Frau, welche sich ebenfalls sehr unpäßlich befindet, läßt Sie und Madame Laube recht freundschaftlich grüßen; ich habe versprochen, diese Grüße neben den meinigen zu besorgen. Wann sehen wir Euch mal wieder in Paris? Da Sie sich jetzt so viel und mit so vielem Glück mit der Bühne beschäftigen, gäbe Ihnen Paris gewiß bessere Ausbeute, als in früherer Zeit.

Nochmals meinen Dank für Ihre thätige Unterstützung in der delikaten Angelegenheit. Sagen Sie mir jetzt, wie viel Inseratkosten Sie für mich gezahlt haben, und wie ich Ihnen dieselben zukommen lassen soll. — Gestern las ich in der „Allg. Zeitung" eine Annonce von Kaatzers Album, und in dem Inhaltsverzeichnis steht „Heine und seine Erbschaft" angeführt. Ich möchte diesen Artikel gern lesen, und da das Buch in Leipzig erschienen, so bitte ich Sie, mir die auf mich bezüglichen Blätter umgehend unter Kreuzkouvert hierher zu schicken.

Grüßen Sie mir Freund Kuranda[1], dem ich ebenfalls herzlich danke für seinen Liebeseifer. Ich werde ihm schreiben, sobald meine Augen nur ein Leidliches sich bessern. Die „Grenzboten," sagen Sie ihm gefälligst, die er hierher schicken wollte, sind bis jetzt noch nicht angekommen.

Ich lebe hier ganz isoliert; was dort vorgeht, weiß ich nicht, selten meldet mir Campe etwas, und ich bitte Sie daher, mich in Kenntnis zu setzen, wenn sich bei Euch etwas ereignet, was für mich von direktem Interesse.

1 Ignaz Kuranda (1812—1884), bekannter Publizist, gründete 1841 die „Grenzboten" und redigierte dieselben bis 1848.

Sind Sie mit Meyerbeer wieder ausgesöhnt? Ich habe Ihnen Felicien David empfohlen; persönlich ist er mir wenig bekannt. Er macht hier Furore, neben Tom Pouce und den Eisenbahnaktien.

Schreiben Sie mir bald; jedes Zeichen freundschaftlichen Interesses thut mir jetzt wohler als je, und Sie gehören zu den drei und ein halb Menschen, die ich in Deutschland liebe.

Ihr

Heinrich Heine.

---

504. An Julius Campe.

Montmorency, den 21. Juli 1845.

Teuerster Freund!

Ihren jüngsten Brief hätte ich gleich beantwortet, wenn ich nicht seit 14 Tagen auch bettlägerig gewesen wäre und dabei das Schreiben mit einem halben Auge mich doppelt angegriffen hätte. Heute stehe ich auf, matt und wie zerschlagen, doch mein Erstes sei, Sie über den Zustand meiner Gesundheit zu beruhigen. Er ist keineswegs so trostloser Art, wie man in Deutschland glaubt, nach den Briefen zu urteilen, die ich empfange. Zu dem Augenübel hat sich zwar auch eine Lähmung des Oberleibes gesellt, die aber hoffentlich schwindet. Ins Bad reisen konnte ich nicht, und ich zog aufs Land nach Montmorency, wo meine Frau mich liebevoll pflegt. Ich habe ganz meine Geistesheiterkeit bewahrt, denke viel, und erlaubt es später mein physischer Zustand, so werde ich mich noch dieses Jahr auf den litterarischen Gebärstuhl setzen und Ihre Hebammendienste in Anspruch nehmen. Aber vor allem Wiederherstellung meiner Gesundheit, sie ist mir die Hauptsache, alles andere tritt in den Hintergrund, sogar meine Finanznöten und Differenzen mit meiner Familie, die sich zwar auszugleichen scheinen, aber noch nicht ganz beendigt sind, da ich mich jetzt um keinen Preis aufregen und mit widerwärtigen Expektorationen beschäftigen darf — daher später das Nähere über meine Stellung zu Karl Heine. Dieser hat sich schrecklich an mir versündigt und ahnt nicht die Bedeutung seiner Missethat.

Ich habe Ihnen noch für Ihren vorletzten Brief zu danken; Ihr treuer Freundschaftseifer hat meinem Gemüte wohlgethan; ich danke Ihnen aus innigstem Herzen. Zugleich gratuliere ich Ihnen nachträglich zu Ihrer Vermählung; möge der Himmel Ihnen auch in dieser Lotterie ein gutes Los beschieden haben! Die Ehe ist überall eine gute Sache, in Deutschland aber ist sie eine Notwendigkeit.

Es wäre gewiß gut, wenn ich nach Hamburg käme, auch hegte ich die Absicht, aber es ist rein unmöglich; ich muß mich auch vor Emotionen hüten. Lebe ich lange, so gleichen sich meine Familiendifferenzen von selbst aus, und lebe ich nicht lange, so könnte mir doch diese Ausgleichung wenig nützen. So denke ich jetzt und genieße heute in ländlicher Ruhe einige schmerzlose Momente.

Ihren Wunsch, daß ich Ihnen endlich den „Atta Troll" schicke, werde ich bald erfüllen. Er soll nächste Woche von mir aus dem Pult

gezogen werden und ich will mich ernsthaft mit ihm beschäftigen; Sie sollen ihn bald haben.

Sagen Sie an Detmold, daß ich ihm nicht schreibe, weil ich so sehr leidend. Ich habe ihm durch Beschreibung meines elenden Zustandes keinen Kummer machen wollen und er erhielt deshalb keinen Brief von mir seit 6 Monat.

Ihre Briefe werden mir richtig hierher geschickt. Grüßen Sie mir dortige Freunde. Die Feder fällt mir vor Müdigkeit aus der Hand.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

305. An Julius Campe.

Paris, den 31. Oktober 1845.

Mein teurer Freund!

Ich habe lange mit Schreiben gezögert, aus dem ganz einfachen Grunde, weil jeder Brief meine armen Augen entsetzlich angreift, und dann auch weil ich mich schäme, den längst versprochenen „Atta Troll" noch nicht eingeschickt zu haben. Letzteres ist aber nicht meine Schuld; die Unglücksfälle dieses Jahres haben so sehr mein Gemüt vertrübt, daß ich bis heute noch auf die heiteren Stunden vergebens geharrt, welche durchaus nötig, damit ich die heiteren Stücke, die in dem Gedichte fehlen, mit gehöriger Laune schreibe. Ach, teurer Freund, man hat sich schrecklich an mir versündigt, man hat mit unerhörter Schändlichkeit an meinem Genius gefrevelt, ich kann mir die Wunde nicht länger verleugnen, und es werden Jahre hingehen, ehe der alte Humor wieder gesund sprudelt. Ein tieferer Ernst, ein unklarer Ungestüm hat mich ergriffen, der vielleicht eigentümlich furchtbare Ausbrüche gestattet in Prosa und Versen — aber das ist doch nicht, was mir ziemt und was ich wollte. Einst süßestes Leben, jetzt Verdüsterung und Todeslust.

Mit dem „Atta Troll" bitte ich Sie deshalb noch eine Weile, etwa 6 Wochen oder 2 Monate, zu warten. Ich möchte ihn leicht verderben durch meine jetzige Mißlaune. — Was das mit meinen Augen geben wird, weiß der liebe Himmel; das linke ist seit Januar immer geschlossen, und auch das rechte ist trüb und lahm. Ich kann gar nichts lesen, aber noch schreiben, und gehe einer gänzlichen Blindheit entgegen Ich mache mir viel Bewegung, aber auf die Börse gehe ich doch nicht, wie Monsieur Börnstein in den verschiedenen deutschen Blättern insinuiert. Ich habe in dieses große Spielhaus seit vierzehn Jahren keinen Fuß gesetzt, aber das Eisenbahnwesen, dem meine Freunde (z. B. alle ehemaligen Saint-Simonisten, mit Enfantin an der Spitze) die merkwürdigste Thätigkeit widmen, hat auch mich in finanzieller wie geistiger Hinsicht interessiert und beschäftigt. Für die Folge erwarte ich große Vorteile davon, in der Gegenwart sind sie aber noch nicht realisiert. Ich bin noch immer in sehr engen Tagesnöten und habe nur höchst dürftiges Auskommen. Ich sage Ihnen das, damit Sie ganz bestimmt wissen, daß ich Ihrer bedarf.

Ich trassiere dieser Tage die Summe auf Sie, welche mir für 1845 laut Kontrakt noch zukommt. Sie sehen, wie pünktlich ich Ihre Ver-

pflichtungen zur Erfüllung bringe. Es ist wahrhaftig nicht so sehr der Ordnung wegen, als des momentanen Geldbedürfnisses wegen, warum ich diese kleine Summe auf Sie trassiere.

Mit meinem Vetter Karl Heine stehe ich noch immer in der unerquicklichsten Position. Jeder, dem ich die Sache im Vertrauen gestehe, beschwört mich, der Zeit die Ausgleichung zu überlassen, der besseren Natur, die bei Karl Heine endlich hervortreten würde, zu vertrauen; ich würde auch keinen Pfennig einbüßen. Das sagte mir noch gestern abend der wackere Meyerbeer, der mir jedes Defizit garantierte aus eigenen Mitteln und mir überdies schon vor geraumer Zeit ein schriftliches Zeugnis darüber ausstellte, daß Salomon Heine, als er mir die Pension durch seine Vermittelung bewilligte, sie auf lebenslänglich konstituierte, indem sie namentlich dazu dienen sollte, mich in meinen alten Tagen vor Nahrungssorgen zu schützen und unterdessen meine Geistesfreiheit zu fördern. Aber an Beweisen und Dokumenten von meines Oheims eigener Hand fehlte es nicht, und doch hilft mir das alles nichts, weil ich keinen Prozeß machen wollte und Karl Heine mit unbegreiflichster Hartnäckigkeit in seinem vorgefaßten Unrecht beharrt. Ich sage ihm in jedem Brief, daß ein Keim zu bösen Ausbrüchen zurückbleibt, solange ich auch nur einen Schilling einbüße an der Pension, die er verpflichtet ist, im Namen seines Vaters zu zahlen, wenn ich auch, um mich in der Form nicht eigensinnig zu zeigen, für diese Auszahlung als für eine Gnadensache dankbar sein wolle, wenn sie unverkürzt und unbedingt stattfindet. Auf Bedingungen lasse ich mich jetzt gar nicht ein — meiner Autorwürde, meiner Federfreiheit, werde ich auch nicht das Geringste vergeben, wenn ich auch als Mensch den Familienrücksichten mich unterwürfig zeige.

Was hören Sie von Detmold? Seit Februar habe ich ihm nicht geschrieben.

Ich hoffe, Sie sind glücklich in Ihrer Ehe; ich bin es so ziemlich in der meinigen. Meine Frau ist ein gutes, edles Kind, leider aber sehr leidend an einer sehr fatalen Krankheit. — Im März komme ich vielleicht nach Hamburg.

Ich schicke Ihnen unter Kreuzkouvert einen Artikel, den Philarète Chasles vor einiger Zeit in der „Revue des deux mondes“ abdruckte. Er will jetzt diese Arbeit erweitern, ein ordentliches Buch daraus machen, dasselbe unter seinen Augen von einem Deutschen übersetzen lassen und selbst das Buch in deutscher Sprache bei Hoffmann & Campe zu Hamburg herausgeben, wenn der Herr Verleger es honorieren will. Er hat dabei Übersetzungskosten zu zahlen, und ich glaube, das Buch wäre für Sie interessant und antiaristokratisch, ja antihannövrisch-aristokratisch zeitgemäß. Was soll ich ihm antworten?

Leben Sie wohl, teurer Freund, und bleiben Sie mir so herzlich ergeben, wie ich es Ihnen bin. Grüßen Sie mir dort alle wohlwollende Mitfreunde. Was macht Wille?[1]) Grüße an Schirges! Vergessen Sie nicht Mendelssohn. Ich höre und sehe nichts von dort, doch denke ich an Euch viel. Zumal jetzt, wo die schöne Auster-Zeit bei Euch be-

1) Vgl. Bd. II. S. 238, Anm. Georg Schirges, bekannter Publizist in Hamburg.

ginnt, wo jede Muschel wieder eine wahre Offenbarung, einen kostbaren Seelentrost enthält! Leben Sie wohl, essen Sie wohl!

H. Heine.

306. An Dr. med. L. Wertheim.[1])

Liebster Doktor!

Ich teile ganz Ihre Ansicht über die Ehrenhaftigkeit der Madame Straus und das ihr widerfahrene Unrecht. Hätte der Gemahl dieser Dame, als ich mich mit ihm geschossen hatte und verwundet ward, die in solchen Fällen üblichen Höflichkeiten nicht unterlassen, so würde ich mich gewiß meinerseits beeifert haben, seiner Frau die bündigste Ehrenerklärung zu geben, um so mehr, da ich schon damals die feste Überzeugung gewonnen, daß die Anzüglichkeiten, die ich mir in betreff ihrer zu schulden kommen ließ, auf ganz irrigen und grundlosen Annahmen beruhten. Mit Vergnügen ergreife ich jetzt die Gelegenheit, die sich mir darbietet, in der geeignetsten Weise meine Sinnesänderung in jener Beziehung zu beurkunden. Ich veranstalte nämlich bei Hoffmann und Campe in Hamburg eine verbesserte Gesamtausgabe meiner Werke, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß darin die Stellen, welche Madame Straus persönlich berührten, nicht wieder abgedruckt werden. Ich bitte Sie, der ehrenwerten Dame diese Mitteilung zu machen und ihr zugleich anzudeuten, daß jene Stellen (wie mein Verleger bezeugen kann) nicht im ursprünglichen Manuskripte standen, wie ich es nach Hamburg zum Drucke schickte, und daß sie erst später, als ich mir dasselbe wieder zur Durchsicht hierher zurückschicken ließ, flüchtig hineingeschrieben wurden, in einer menschlichen Stunde und nicht ohne Provokation.

Ihr Freund

H. Heine.

Paris, den 22. Dezember 1845.

307. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 3. Januar 1846.

Teuerster Varnhagen!

Es ist dieses der erste Brief, den ich in diesem neuen Jahre schreibe, und ich beginne ihn mit dem heitersten Glückwunsch. Möge in diesem Jahre leibliches und geistiges Wohlsein Sie beglücken! Daß Sie von körperlichen Leiden oft niedergedrückt, höre ich hier mit großer Betrübnis. Ich hätte Ihnen gern zuweilen ein tröstendes Wort zugerufen, aber Hekuba ist eine schlechte Trösterin. Mir ging es nämlich in der jüngsten Zeit spottschlecht, und das Schreiben erinnert mich beständig an mein körperliches Mißgeschick; ich kann kaum meine eigenen Schriftzüge sehen, indem ich ein ganz geschlossenes und ein bereits sich schließendes Auge habe, und jeder Brief mir eine Pein. Ich ergreife daher mit innigster

1) Zuerst in der „Augsb. Allg. Ztg." von 1846 Nr. 3 abgedruckt. — Dr. L. Wertheim, ein bekannter Arzt und Freund Heines in Paris.

Freude die Gelegenheit, Ihnen durch einen Freund mündliche Nachrichten von mir zukommen zu lassen, und da dieser Freund eingeweiht ist in allen meinen Nöten, kann er Ihnen umständlich mitteilen, wie entsetzlich mir von meinen Sippen und Magen mitgespielt worden, und was etwa in dieser Beziehung noch für mich zu thun wäre. Mein Freund, Herr Lassalle[1]), der Ihnen diesen Brief bringt, ist ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben; mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen, mit der reichsten Begabnis der Darstellung verbindet er eine Energie des Willens und eine Habilité im Handeln, die mich in Erstaunen setzen, und wenn seine Sympathie für mich nicht erlischt, so erwarte ich von ihm den thätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter, für mich eine freudige Erscheinung, und Sie, bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen, werden gewiß ihr volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Herr Lassalle ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaselt. — Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demütig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten, und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegen gehen. Das tausenjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmissen, und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft. Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir selber, noch ein Gelüste, mit den alten Traumgenossen mich herumzutummeln im Mondschein — und ich schrieb den „Atta Troll,“ den Schwanengesang der untergehenden Periode, und Ihnen habe ich ihn gewidmet. Das gebührte Ihnen, denn Sie sind mein wahlverwandtester Waffenbruder gewesen in Spiel und Ernst. Sie haben gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienst geleistet — ja, wir haben sie zu Tage gefördert und erschrecken — Es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entsetzen sieht, wie die junge Brut sich ins Wasser stürzt und wohlgefällig schwimmt!

Ich bin durch Buchhändlervertrag verpflichtet, den „Atta Troll“ herauszugeben. Das soll in einigen Monaten geschehen, mit Vorsicht, damit man mir nicht den Prozeß macht und mich köpft.

Sie merken, teurer Freund, wie vag, wie ungewiß mir zu Mute ist. Solche schwachmatische Stimmung ist jedoch zumeist in meiner Kränklichkeit begründet; schwindet der Lähmungsdruck, der gleich einem eisernen Reif mir die Brust einklemmt, so wird auch die alte Energie wieder flügge werden. Ich fürchte jedoch, das wird noch lange dauern. Der Verrat, der im Schoße der Familie, wo ich waffenlos und vertrauend war, an mir verübt wurde, hat mich wie ein Blitz aus heitrer

1) Ferdinand Lassalle (1825—1864), während seines Pariser Aufenthalts 1846 mit Heine innig befreundet

Luft getroffen und fast tödlich beschädigt. Wer die Umstände erwägt, wird hierin einen Meuchelmordsversuch sehen; die schleichende Mittelmäßigkeit, die zwanzig Jahre lang harrte, ingrimmig neidisch gegen den Genius, hatte endlich ihre Siegesstunde erreicht. Im Grunde ist auch das eine alte Geschichte, die sich immer erneut.

Ja, ich bin sehr körperkrank, aber die Seele hat wenig gelitten: eine müde Blume, ist sie ein bißchen gebeugt, aber keineswegs welk, und sie wurzelt noch fest in der Wahrheit und Liebe.

Und nun leben Sie wohl, teurer Varnhagen; mein Freund wird Ihnen sagen, wie viel und wie unaufhörlich ich an Sie denke, was um so begreiflicher, da ich jetzt gar nicht lesen kann, und bei den langen Winterabenden nur an Erinnerungen mich erheitere.

Heinrich Heine.

308. An Julius Campe.

Paris, den 3. Januar 1846.

Liebster Campe!

Ich hoffe, daß das neue Jahr sich Ihnen angenehm eröffnet. — Veranlassung meines heutigen Schreibens sind zwei Dinge.

1) Wenn es noch möglich, so haben Sie die Güte, in meiner Vorrede[1]), wo es heißt: „die Opposition, wie Ruge sagt, verkaufte ihr Leder und ward Poesie" die Worte: „wie Ruge sagt" zu streichen, dagegen aber die citierte Stelle mit Gänsefüßchen zu versehen, damit man sieht, daß es fremde Worte sind. — Ruge hat nämlich, wie ich höre, wieder umgesattelt und gegen mich geschrieben; will ihn daher nicht erwähnen.

2) Liebster Freund, schicken Sie mir umgehend unter Kreuzkouvert ein kürzlich bei Hammerich in Altona erschienenes und von einem Meyer verfaßtes Buch über Faust.[2]) Ich glaube, es behandelt Goethes Faust insbesondere. Schicken Sie mir es gefälligst umgehend, da ich es eben brauchen könnte. Sagen Sie mir auch bestimmt, sobald als möglich, wann wohl der „Atta Troll" die Presse verläßt; ich muß es wissen einer Vorkehrung wegen, die eine Böswilligkeit vereiteln soll, wovon ich Ihnen später schreibe — Leben Sie wohl und heiter. Mir bekömmt die Kälte verflucht schlecht, und muß beständig das Zimmer hüten, ohne lesen zu können.

Ihr Freund

H. Heine.

---

309. An Alexander v. Humboldt.[3])

Herr Baron!

Das Wohlwollen, womit Sie mich seit Jahren beehren, ermutigt mich, Sie heute um einen Dienst anzugehen.

1) Zum „Atta Troll."
2) Eduard Meyer: „Studien zu Goethes Faust" (Altona 1845).
3) Zuerst im „Berliner Hausfreund" 1868, Nr. 15, abgedruckt. Die ablehnende Antwort Humboldts s. bei Strodtmann l. c. Bd. II. S. 510 ff.

Trübselige Familienangelegenheiten rufen mich dieses Frühjahr nach Hamburg, und ich möchte alsdann, die Gelegenheit benutzend, einen Abstecher für einige Tage nach Berlin machen, teils um alte Freunde zu sehen, teils auch um die Berliner Ärzte über ein sehr bedenkliches Übel zu konsultieren.

Bei einer solchen Reise, deren einziger Zweck Erheiterung und Gesundheit ist, darf ich wahrlich von keiner atra cura beängstigt werden, und ich wende mich an Sie, Herr Baron, mit der Bitte, durch Ihren hohen Einfluß mir von den resp. Behörden die bestimmte Zusicherung zu erwirken, daß ich von denselben während meiner Reise durch die königlich preußischen Staaten, wegen keinerlei Beschuldigungen, welche auf die Vergangenheit Bezug haben, in Anspruch genommen werden soll. Ich weiß sehr gut, daß ein solches Gesuch keineswegs in Einklang steht mit den dortigen administrativen Bräuchen; aber in einer Zeit, die selbst etwas exzeptionell ist, dürfte man sich vielleicht dazu verstehen, die alte Registratur mit einer Rubrik für exzeptionelle Zeitgenossen zu bereichern.

Empfangen Sie, Herr Baron, im voraus meinen tiefgefühlten Dank, und betrachten Sie meine Bitte selbst als einen Beweis der Verehrung, womit ich verharre,

Herr Baron,
Ihr ergebener und gehorsamer
Heinrich Heine.

Paris, den 11. Januar 1846. (46. Faubourg Poissonnière.)

---

*310. An Emma Kann de Albest.[1]

Mein Fräulein!

Mein Bruder Gustav hat mir seine Verlobung mit Ihnen angezeigt, und indem ich ihm heute dazu Glück wünsche, kann ich nicht umhin, die Gelegenheit zu benützen, auch an Sie einige freundschaftliche Zeilen zu richten. Nach all dem Guten und Schönen, das man mir von Ihnen erzählt, macht es mir eine große Freude, in Ihnen bald meine Schwägerin zu begrüßen. Ich kann mich zugleich der Hoffnung nicht erwehren, Sie bald auch persönlich kennen zu lernen. Sie werden gewiß nach Paris eine kleine Lustreise machen, was jetzt so leicht ist. Oder ich komme mal auf einer Reise nach Italien, die ich beabsichtige, auch nach Wien und lerne dort das heitere Genußleben kennen, das mir so viel gerühmt wird Hier in Paris lebt man nur äußerlich froh und lachend, die Herzen sind sehr verdrießlich und müde von den Tagesgeschäften. Es giebt genug Bälle, Gesellschaften, Konzerte, aber diese Vergnügungen sind ebenfalls ein Geschäft, dem man sich nicht entziehen kann, weil doch am Ende die Frauen ihren Putz zeigen müssen und die Männer sich einander weismachen wollen, sie hätten nichts zu thun und seien vornehme Müßiggänger. Sie haben keinen Begriff davon,

---

1) Aus der „Neuen Freien Presse“ 1886. Nr. 8021. Der Brief ist an die erste Gattin Gustav Heines gerichtet.

wie viel man hier in Paris arbeitet und im Grunde ernsthaft ist. Ich selbst nehme wenig teil an der öffentlichen Scheinfreude und lebe ziemlich zufrieden im Kreise meiner kleinen Familie, das heißt meiner Frau und meines Papagei. Diese beiden liebenswürdigen Geschöpfe liebe ich sehr, erstere am meisten; seit elf Jahren bete ich sie an und sorge für sie unablässig. Alle Heines sind gute Ehemänner, und ich kann Ihnen, wertes Fräulein, in dieser Beziehung ein gutes Prognostikon stellen. Dieses ist Ihnen gewiß wichtig, zu vernehmen. Ich denke, Sie werden mit meinem Bruder recht froh und glücklich leben. In dieser Hoffnung verharre ich Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

Paris, den 1. Februar 1846.

---

311. An Julius Campe.

Paris, den 5. Februar 1846.

Mein teurer Campe!

Ich bitte Sie, dafür zu sorgen, daß die einliegende Reklamation, nämlich mein Brief an den Redakteur des „Korrespondenten," unverzüglich in dem „Korrespondenten" abgedruckt wird. Ich wünsche, daß es ebenfalls im corps du journal geschehe. Dies kann Runkel[1]) nicht verweigern. Weigert er sich überhaupt, den Brief zu drucken, so bezahlen Sie für mich Inserat. Sorgen Sie auch dafür, daß ihn die Blätter aufnehmen, die, etwa nach dem Vorgange des „Korrespondenten," den schauderhaften Druckfehler propagandiert. Letzterer könnte meine Gesamtausgabe präjudizieren, zu deren In-Werkstellung ich im Frühjahr bei Euch eintreffen werde. Ich bin noch immer krank, war aber noch vor vierzehn Tagen so schlecht, daß ich nicht ausgehen konnte. Von Herzen bin ich gesund, und auch geistig thätig. Dieser Tage schreibe ich Ihnen mehr; zu dem Brief an Wertheim komme ich wie die Magd zum Kind.

Ihr Freund

H. Heine.

---

312. An den Herrn Redakteur des „Unparteiischen Korrespondenten" in Hamburg.

Einen Brief von mir[2]), der ursprünglich nicht für Veröffentlichung bestimmt war und ohne äußere Veranlassung, aus bloßem Herzenstrieb, an einen Freund geschrieben ward, haben Sie aus der Augsburger „Allgemeinen Zeitung," wo er unter den Annoncen inseriert worden, in den inneren Spalten des „Hamburgischen Korrespondenten" vom 26. Januar wieder abgedruckt. Leider haben Sie ihn aber mit einem sehr interessanten Druckfehler bereichert. Es ist nämlich in diesem Briefe die Rede davon, daß ich in betreff einer Dame meine Meinung geändert,

1) Dr. Mathias Runkel, der Redakteur jenes Blattes.
2) Vgl. S. 323

und es kommen da die Worte vor: „Mit Vergnügen ergreife ich jetzt die Gelegenheit, die sich mir darbietet, in der geeignetsten Weise meine Sinnesänderung in jener Beziehung zu beurkunden.“ Da ich nun in den folgenden Zeilen darauf hinweise, ich sei mit der verbesserten Gesamtausgabe meiner Werke beschäftigt, so ist es mir eben nicht ganz gleichgültig, daß die oberwähnten Worte: „in jener Beziehung“ von dem Setzer des „Hamburger Korrespondenten“ in die Worte: „in jeder Beziehung“ verwandelt worden sind; und ich bitte Sie, diese Berichtigung unverzüglich Ihrem geschätzten Publiko mitzuteilen. Hochachtungsvoll grüßend

Heinrich Heine.

Paris, den 5. Februar 1846.

Solche Redaktionen, welche den oben erwähnten Brief nicht direkt aus der „Allgemeinen Zeitung,“ sondern aus diesen Blättern entlehnt haben, werden ersucht, auch diese Berichtigung aufzunehmen.

---

313. An Julius Campe.

Paris, den 6. Februar 1846.

Mein teurer Freund!

Ich habe Ihnen gestern mit etwas allzu großer Hast geschrieben. Ich wollte noch vor Abgang der Post im selben Augenblick, wo ich bei Galignani im Lesekabinett den schauderhaften Druckfehler bemerkte, denselben rektifizieren. Leider wird auch meine Reklamation das Gepräge dieser Eile tragen, und zwei Engländer, die neben mir saßen und quätten, sind wohl schuld daran, daß der Anfang dieser Reklamation so schändlich stilisiert ist, wie mir später einfiel. Ist der Wisch noch nicht gedruckt, so bitte ich Sie, jenen Anfang durch folgende Worte zu ersetzen:

„Nr. . . des „Unparteiischen Korrespondenten“ enthält einen Brief, den ich, ohne äußere Veranlassung, aus bloßem Herzenstrieb, an einen Freund geschrieben, und der also ursprünglich nicht für den Druck bestimmt war. Indem Sie denselben aus der „Augsb. Allg. Zeitung,“ wo er mit meiner Erlaubnis unter den Annoncen inseriert worden, aufs neue in den Korrespondenzspalten Ihres Blattes abdruckten, haben Sie ihn leider mit einem sehr interessanten Druckfehler bereichert. Es ist nämlich in diesem Briefe die Rede davon, daß u. s. w.“

Wenn es also noch Zeit ist (und müßten Sie deshalb auch in die Druckerei laufen), so lassen Sie diesen verbesserten Anfang meiner Berichtigung an die Stelle des gestern gesandten drucken.[1] Sie sehen, wie diffizil ich bin in Stilistik. Bei unserer Gesamtausgabe werden Sie das noch mehr erfahren. Anfangs Mai bin ich bei Euch in Hamburg. Dann will ich dort auch selbst den Druck des Atta Trolls besorgen, ob dessen Verzögerung ich mich nicht genug zu entschuldigen weiß; ich werde Ihnen aber durch eine bedeutende Vorrede einige Ver-

1) Die Erklärung Heines war bei Ankunft dieses Briefes schon in der obigen Form veröffentlicht.

gütung bieten. Möge mein dortiger Aufenthalt, wo ich der heitersten Geistesruhe bedarf, durch keine Nachwehen oder gar Erneuerungen meiner Familienzwiste gestört werden. Indem ich Karl Heine jüngst ankündigte, weshalb ich nächstes Frühjahr nach Hamburg kommen müsse, bat ich ihn, um Gottes willen vorher die Differenz, die noch obwaltet zwischen uns, zu schlichten. Aber leider, je mehr ich meinen Stolz kasteie und mich unterwürfig und flehend zeige, desto patziger und arroganter und beleidigender wird mein armer Vetter, der die Milde für Schwäche ansieht und nie begriff, daß ich gegen jemand, den ich nicht wie ihn liebte, unbarmherzig meine ganze Stärke angewendet hätte.

Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, daß auch Sie, wie so viele andere, die an die Großmut von Karl Heine glaubten, mich zu solcher Selbstdemütigung angetrieben und an die Macht der versöhnenden Zeit appellieren hießen. Da hab' ich nun den Weg der Güte versucht, den mir die Freunde und das eigene Herz, das sich zu einem Kriege mit Karl Heine nicht entschließen konnte, so dringend angeraten; so habe ich nun meinen weicheren Gefühlen gefolgt, während der kalte Erfahrungsverstand mir beständig in die Ohren zischte, daß man in dieser Welt selten durch Thränen und Flehen, aber durch das Schwert etwas erlangt von den harten Geldmenschen! Mein Schwert ist meine Feder, und dieses Schwert dürfte es am Ende wohl aufnehmen mit den Silberbarren und Advokatenkniffen, die meinem Vetter zu Gebote stehen! Dieser beständige Widerspruch, in welchem mein Gemüt und mein Verstand sich in jener Beziehung befanden, hat mich ein ganzes Jahr lang elend und zagend gemacht, und erst jetzt, wo ich einsehe, daß in Karl Heines Brust kein menschliches Herz schlägt, nachdem ich bei ihm gebettelt, statt mein Recht zu verfechten, alles um nicht nötig zu haben, das Schwert zu ziehen gegen den Jugendfreund und Bruder, jetzt bleibt mir dennoch nichts übrig als — — Ja, ich bin mit einem entsetzlichen Memoire beschäftigt, seit einigen Tagen, wo die Insolenz von Karl Heine dem Fasse den Boden ausgetreten. Den Prozeß werde ich unterlassen, damit man sehe, es ist hier keine Geldfrage mehr — Alle Kniffe von Dr. Halle brauch' ich hier nicht zu fürchten, auf meinem eignen Feld, wo ich Präsident bin, und keinem reichsstädtischen Schlendrian ausgesetzt. Meine Pension achte ich für verloren und ich schlage sie in die Schanze. Ich, wie mir meine Ärzte (Dr. Roth und Dr. Sichel) aus Freundschaft gestanden und weil sie wissen, daß ich ein Mann bin, den der Tod nicht schreckt, ich habe nicht lange mehr zu leben, und meine Frau geht alsdann ins Kloster und lebt von dem geringen Jahrgeld, das Sie ihr geben. Die Geldfrage tritt in den Hintergrund, ich bin ruhig, seit ich alles gethan, was ein Mensch thun darf aus Liebe, ja mehr, und der Genius vollbringt das aufgedrungene Tagewerk der Fatalität. — Sie sehen, teurer Freund, ich bin sehr zu bedauern, und es ist nicht meine Schuld, wenn ich jetzt keine heitere Bärenjagden und Wintermärchen schreibe. Leben Sie wohl und heiter, empfehlen Sie mich ihrer Frau und allen Wohlwollenden dort aufs beste.

Ihr Freund

H. Heine.

---

314. An Ferdinand Lassalle.

Paris, den 10. Februar 1846.

Mein teuerster Lassalle! —

Läge es mir nicht lastend auf der Seele, daß ich Ihnen unverzüglich danken muß für so viel Liebeseifer, so würde ich Ihnen dennoch heute noch nicht schreiben, denn ich bin seit drei Wochen leidender als je. — Vierzehn Tage lang mußte ich das Zimmer hüten, und jetzt muß ich ängstlich meinen kranken Kopf schonen, damit kein Gehirnfieber sich ausbildet. — Acht Tage lang nach Ihrer Abreise hatte ich gar zu anstrengend gearbeitet, um das Versäumte wieder einzuholen, und das mag mir wohl die Krankheit befördert haben. Warum ich Ihnen den Brief wegen Mendelssohn noch nicht geschickt, ist Ihnen jetzt begreiflich; in einigen Tagen werde ich Ihnen denselben zusenden. Heut beschränke ich mich darauf Ihnen zu danken; noch nie hat jemand so viel für mich gethan. Auch habe ich noch bei niemand so viel Passion und Verstandesklarheit vereinigt im Handeln gefunden. — Wohl haben Sie das Recht, frech zu sein — wir andern insurpieren bloß dieses göttliche Recht, dieses himmlische Privilegium — In Vergleichung mit Ihnen bin ich doch nur eine bescheidene Fliege. Ich sprach noch gestern abend davon mit Grün, dem ich ein halb Dutzend der übermütigsten Gedichte für den Musenalmanach von Püttmann[1]) gegeben habe. —

Was Sie mir von Varnhagen sagen, freut mich; er ist der erfahrenste Mensch, der die Verhältnisse und Personen am besten kennt. — Achten Sie auf seine Worte, sogar auf das, was er nicht sagt. — „Sein Sprechen ist belehrend, sein Schweigen bildend" — wo steht das? — Was z. B. Varnhagen über Sieveking in Hamburg sagt, ist gewiß richtig, und es ist mir von der äußersten Bedeutung. — Ich bin entzückt, daß der dortige Ministerresident von Hamburg und seine Frau für mich gewonnen, das ist von einer größeren Wichtigkeit für die Folge, als Sie glauben. — Wenn Mendelssohn nicht schreiben will, so ist mir das ganz recht, denn sein Schreiben würde doch in diesem Augenblick nichts fruchten, wogegen später ein bloßer Antrag der Vermittelung von seiner Seite von entscheidendstem Nutzen sein kann. — An Humboldts Sympathie habe ich nie gezweifelt, sein Brief ist offenherzig, und es schlägt darin ein warmes Herz. — Dieffenbachs Freundschaft ist für mich ein tröstender Gedanke[2]); ich sage zu meiner Krankheit: nimm dich in acht, mich gar zu sehr zu molestieren, denn der heilende Gott ist mein Freund. Zum Glück habe ich keine eigentliche Schmerzen, sondern nur Lähmungen, Genuß- und Lebenshindernisse. — Meine Lippen sind manchmal so lahm, daß ich ganze Abende schweigend neben meiner Frau am Kamin sitze. Quelle conversation allemande! ruft sie dann manchmal seufzend aus. — Was soll ich nun aber vom Fürsten Pückler sagen! — welch ein grand Seigneur! Sein Brief ist nicht bloß ein schriftstellerisches Meisterstück, sondern auch ein bedeutsames Denkmal, bedeutsamer als es ihm selber dünken mag, in Bezug auf

---

1) „Album. Originalpoesien" (Bremen 1847). Vgl. Bd. II. S. 356 ff.
2) J. Fr. Dieffenbach (1794—1847), berühmter Chirurg. Vgl. Bd. VII. S. 240, Anm.

unsere sozialen Verhältnisse und Umwälzungen.[1] — Es versteht sich von selbst, daß dieser Brief gedruckt werden muß, er ist von dem allgemeinsten Interesse, und die Sehenden werden wohl merken, daß dies nicht eigentlich ein Schreiben Pücklers ist an A. B. in Sachen C. T., sondern daß hier einer der letzten Ritter der alten Geburtsaristokratie den Emporkömmlingen der neuen Geldaristokratie noch zuletzt eine Lektion giebt über das Thema der Ehre, und zwar zum Besten des beleidigten Genius. — Ja, die Lektion ist siegreich, der chevalereske Hochsinn zeigt sich hier auf seinem schönsten Turnierrosse und in seinem fleckenlosesten Harnisch, dem Point d'honneur und der Loyauté; das plumpe selbstische Krämertum, ich hätte fast gesagt: das Bürgertum, findet hier seine kläglichste Niederlage; und an Verhöhnung wird es nicht fehlen, zumal von seiten der allermodernsten Gegner der jetzigen Geldherrschaft — Sie wissen, welche Leute ich meine. Der Genius freilich spielt hier eine trübselige Figur; die Romantik, die er selber auf den Tod befehdet, tritt hier großmütig für ihn selbst in die Schranken, denn am Ende, wenn Pückler auch Fürst in den Idealprovinzen des Geistes ist, so ist er es doch auch in dem preußischen Schlesien, und seine Handlungsweise ist ebenso adlig als edel. —

Ich werde bei nächster Gelegenheit dem Fürsten schreiben; unterdessen melden Sie ihm gefälligst meinen gerührten Herzensdank. Sein Brief muß in jedem Falle publiziert werden. Das beste wäre, Varnhagen schriebe einen Korrespondenzartikel für die „Allgemeine Zeitung" und teilte den Brief mit in demselben, nach eingeholter Erlaubnis des Fürsten. — Den Artikel müßte Herr von Varnhagen direkt an den Baron Cotta nach Stuttgart schicken, denn in Augsburg ist zwar Kolb mein innigster Freund, aber auf seinen Kollegen kann ich mich nicht verlassen; Cottas ist man aber sicher, wo er die Namen Varnhagen, Pückler und Heine sieht.

Hier ist alles still, oder vielmehr ich sehe und höre nichts. Roger hat einen großen bal paré et costumé gegeben, wo ich aber nicht sein konnte. Hermance ist noch immer bettlägerig. Madonna habe ich noch nicht besucht, Eugenia ein einziges Mal — Schwäche, Dein Name ist — —! — Mit Rothschild sehr gespannt, aber eben in der geeignetsten Stellung zu meinem Projekt. — Mein Ballett[2] habe ich geschrieben, ist mir vorzüglich gelungen, — weiß aber noch nicht, ob es nicht zu spät angelangt — Hab' wieder angefangen, an der Börse zu spielen. Brauche noch immer die Homöopathie. — Aber die große Nachricht, die Sie jetzt längst wissen, Calmonius[3] kommt in acht Tagen hierher mit Ihrer Schwester! Gestern hab' ich Brief von ihm erhalten. Es scheint, daß das Zinkprojekt, wozu ich die Initiation gab, ihm im Kopfe steckt. Ich freue mich sehr, ihn und Ihre Schwester zu sehen. — Bin neugierig, ob sie auch so feine passionierte Lippen hat. — Ich liebe Sie

---

1 Der Brief ist abgedruckt in der von L. Assing herausgegebenen Sammlung: „Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten H. v. Pückler-Muskau" Berlin 1874. IX. Bd. III. S. 405. Dort findet sich auch die Antwort Karl Heines.

2) Der „Doktor Faust, ein Tanzpoem."

3 Vgl. Bd. V. S. 400, Anm

sehr; es ist ja nicht anders möglich, Sie quälen ja einen so lange, bis man Sie liebt.

Heinrich Heine.

315. An Ferdinand Lassalle.

Paris, den 11. Februar 1846.

Liebster Lassalle!

Sie haben in Ihrem letzten Brief vergessen, mir Ihre direkte Adresse mitzuteilen, und ich hege ein Bedenken, über den wichtigsten Punkt Ihres Briefes Ihnen durch Beförderung dritter Hand meine unumwundene Ansicht zu sagen — Jedenfalls melde ich Ihnen, daß alles, was Sie wünschen, geschehen soll. In Bezug Mendelssohns — wie Sie auf diese unbedeutende Sache Wert legen können, begreife ich nicht — in Bezug Felix Mendelssohns füge ich mich gern Ihrem Wunsche, und es soll keine böse Silbe mehr gegen ihn gedruckt werden — Ich habe Malice auf ihn wegen seines Christelns, ich kann diesem durch Vermögensumstände unabhängigen Menschen nicht verzeihen, den Pietisten mit seinem großen, ungeheuren Talente zu dienen. — Je mehr ich von der Bedeutung des letzteren durchdrungen, desto erboster werd' ich ob des schnöden Mißbrauchs. Wenn ich das Glück hätte, ein Enkel von Moses Mendelssohn zu sein, so würde ich wahrlich mein Talent nicht dazu hergeben, die Pisse des Lämmleins in Musik zu setzen. Unter uns gesagt, der nächste Grund, warum ich manchmal Mendelssohn prickelte, betraf einige hiesige Stockenthusiasten desselben, die ich ärgern wollte, — z. B. Ihren Landsmann Frank, auch Heller, — und die unedel genug waren, jenen Angriffen das Motiv unterzulegen, ich wollte dadurch Meyerbeer den Hof machen. — — —

Ich schreibe Ihnen alles dieses mit Vorsatz und ausführlich, damit Sie später die Gründe meines Zerwürfnisses mit Mendelssohn besser kennen mögen, als der Pöbel, dem man sie entstellt insinuieren wird. Bis dahin bleibt alles unter uns. Ich werde Ihnen ausführlich schreiben, sobald ich Ihre direkte Adresse habe. Ich bin noch immer sehr leidend, kann fast gar nicht sehen und meine Lippen sind so gelähmt, daß mir das Küssen verleidet wird, was noch unentbehrlicher als das Sprechen, dessen ich mich wohl enthalten könnte. — Ich freue mich sehr auf die Herkunft Ihres Schwagers und Ihrer Schwester. Hier ist alles still; Maskenbälle und Oper; man spricht seit 8 Tagen von nichts als von Halevys „Mousquetaires,“ für welche meine Frau schwärmt. — Letztere befindet sich wohl und zankt in diesem Jahre so wenig, wie es von einer tugendhaften Frau nur irgend zu verlangen ist. — Leben Sie wohl und sein Sie überzeugt, daß ich Sie unaussprechlich liebe. Wie freut es mich, daß ich mich nicht in Ihnen geirrt; aber auch niemanden habe ich je so viel getraut, — ich, der ich so mißtrauisch durch Erfahrung, nicht durch Natur. Seit ich Briefe von Ihnen erhielt, schwillt mir der Mut und ich befinde mich besser.

Ihr Freund

H. Heine.

316. An Ferdinand Lassalle.

Paris, ich weiß nicht genau 1846.

Mein teuerster Waffenbruder!

Ich schreibe Ihnen heute, obgleich mein Kopf in einem entsetzlichen Zustande ist und jeder Brief mir ein Stück Leben kostet. Von meinen Augen spreche ich nicht: die Lippen, Zunge u. s. w. sind weit verdrießlicher angegriffen, und das Gehirn scheint nicht neutral zu bleiben. Die Kälte und der Pariser Tumult bekömmt mir so schlecht, und alle meine Hoffnungen sind auf den Süden gerichtet; — das raten mir auch die Ärzte. Den Plan mit Berlin gebe ich daher auch gerne auf, und wenn die Karl Heinesche Angelegenheit vorderhand geordnet, gehe ich gar nicht nach Hamburg, sondern unverzüglich nach Italien, um dort mich bloß mit der Herstellung meiner Gesundheit zu beschäftigen. — Das bleibt unter uns — Ich bin so unglücklich und elend, wie ich es nie war, und ließe ich nicht ein hilfloses Weib zurück, so würde ich ruhig meinen Hut nehmen und der Welt Valet sagen. — Es ist mir seit vier Wochen nur Erfreuliches passiert, meine Finanzen heben sich, meine Frau ist liebenswürdiger als je, meine Eitelkeit wird geschmeichelt, die Krankheit würde ich auch wohl in dieser Phase mit Resignation ertragen — aber die — — Angelegenheiten, die ich auch schon mit Gelassenheit betrieb, fangen seitdem einen solchen Tumult an in meinem Gemüte, daß ich wahrlich manchmal fürchte, verrückt zu werden. — Hat mich aber etwas rein wahnsinnig gemacht, so ist es der Brief, den ich gestern abend (leider vorm Schlafengehen) von Varnhagen erhielt, und deshalb schreib' ich Ihnen sogleich, trotz meines leidenden Kopfes. — Denken Sie sich, Varnhagen, der so erfahrene Weltmann, ist noch so abergläubisch, daß er — — — — mir das Eyapopeya vorsingt, womit man mich schon vor einem Jahre ins Verderben gesungen. — Ich soll wieder de- und wehmütige Briefe an Karl Heine schreiben. — Das thu' ich ja seit vorigem Mai, und nach jedem solchen Gewinsel wirft er sich hochmütiger in die Brust. — Mein erster Plan war, als mir das Unglück passierte, durch das entschiedenste Auftreten zu imponieren und jede Drohung gleich ins Werk zu setzen. — Diesen Plan durchkreuzten die Freunde, die anderer Ansicht waren, die für die erweichenden Mittel waren, und indem sie das Gegenteil thaten von dem, was verabredet war, scheiterte alles durch Inkonsequenz. So sollte z. B. — — — und statt dessen legte er sich aufs Bitten, auf Sentimentalität, und alles war verloren, und ich selber mußte vom hohen Kampfroß herabsteigen und mich auf eine flennende Schindmähre setzen! — Durch diese Selbsterniedrigung habe ich den Leuten wieder den Mut eingeflößt, der ihnen schon abhanden kam, und der auch jetzt Reißaus nehmen wird, sodald sie Ernst sehen, sobald sie eine öffentliche Manifestation erleben, und bestimmt fühlen, daß man zu dergleichen entschlossen sei — Sagen Sie das an Varnhagen, sagen Sie ihm: die Herzen der Geldpharaone seien so verstockt, daß das bloße Androhen von Plagen nicht hinreichend sei, obgleich sie wohl wissen, wie groß die Zaubermacht des Autors, der schon vor ihren eigenen Augen so manches Schlangenkunststück verrichtet hat — Nein, diese Menschen müssen die Plagen fühlen, ehe sie daran glauben und ihren zähen Selbst

willen aufgeben, sie müssen Blut sehen, auch Frösche, Ungeziefer, wilde Tiere, Jan Hagel u. s. w, und erst beim zehnten Artikel, worin man ihre geliebte Erstgeburt totschlägt, geben sie nach, aus Furcht vor dem noch größeren Übel, dem eigenen Tod. — Wahrlich, hätte Moses sich mit der Güte befaßt, mit Halbdrohen und Vernunftreden, die Kinder Israel säßen noch heute in Ägypten. Sagen Sie an Varnhagen, alles, was er rate, sei schon versucht worden, und mein jetziger, kläglicher Zustand sei eben das Resultat jener Versuche. Sie, teurer Lassalle, haben die Sache am besten begriffen. —

Ist Herr v. Varnhagen nicht geneigt, dieser Richtung beizutreten, so stehen Sie nur gleich ab von dem Wunsche, daß er den Artikel, der den Pücklerschen Brief einflechte, schreiben möge, und Sie, mein teurer Freund, schreiben ihn selbst; wird er alsdann, wie ich fürchte, für die „Allg. Ztg." zu jugendlich schneidend im Ausdruck, so suchen Sie ihn anderswo drucken zu lassen. — Lassen Sie sich auf keinen Fall durch die entgegengesetzte Meinung von Varnhagen in der Einheit Ihrer energischen Handlungsweise irre machen und zu einem Mittelweg verleiten, der mich schon einmal ins Verderben gebracht. — Will hingegen Herr v. Varnhagen in obigem Sinne den Artikel schreiben, so ist es gewiß gut, daß eben die härtesten Dinge und Androhungen in jenem milden und wunderbar lindernden Stile geschrieben werden, dessen nur Varnhagen fähig ist, und wodurch er eine Puissance geworden, die ihresgleichen nirgends findet — Er ist unser großer Stilist, ich habe noch dieser Tage darüber stundenlang gesprochen mit meinem Freunde Seuffert, der in dieser Beziehung einen Artikel über Varnhagen in der „Epoque" geschrieben (wenn dieser Artikel, wie mir Seuffert gestern sagte, in der heutigen Nummer jenes Journals erscheint, schicke ich ihn Ihnen mit und Sie befördern ihn gefälligst an Varnhagen) — Ja, Varnhagens Stil ist wahrlich die eiserne Hand mit einem Handschuh von Samt, und der wird meinem Vetter einen Handschlag geben, den er nicht vergißt bis ans Ende seiner Tage. —

Schreibt Varnhagen den Artikel, so ist er vielleicht auch geneigt, ihn zu unterzeichnen, wie er bei einigen andern Artikeln in der „Allg. Zeitg." gethan hat Dies wäre von einem erstaunlichen Gewichte, und meine schreckliche Lage erwägend entschließt sich vielleicht dazu der Freund, der sonst so behutsam. — Aber auch meinem Herzen, „meinem beleidigten Herzen," wie Rahel sagen würde, dürfte es wohlthun, den vornehmen Varnhagen so rücksichtslos aus seiner Höhe mir öffentlich zur Hilfe beispringen zu sehen. Pückler hat es gethan und sich ein ewiges Verdienst um mich erworben, der Pöbel wird ob seiner That sehr beschämt sein. Ich kann ihm noch nicht schreiben, denn jeder Brief kostet mir jetzt einen Fetzen Gesundheit, — lassen Sie ihn das wissen. Gewiß sind sehr schnöde Antworten von Hamburg angekommen Ich möchte sie wohl kennen, obgleich ich sie errate. — Und nun leben Sie wohl, teurer, geliebter Freund.

H. Heine.

*517. An Ferdinand Lassalle.

Paris, den 27. Februar 1846.

Mein teurer Freund!

Ich hoffe, daß Sie die drei Briefe, die ich Ihnen unter Ihrer eigenen Adresse geschrieben, erhalten und andere drei Ergänzungsbriefe, die ich an Herrn v. Varnhagen schrieb, von demselben mitgeteilt bekommen haben. — Unterdessen erhielt ich auch Ihren zweiten Brief, worauf wenig zu beantworten war. Ich glaubte alles im besten Zuge, da erhalte ich soeben einen Brief von Varnhagen, woraus ich ersah, daß er mir einen Strich durch die Rechnung macht. Er scheint die Sache, worauf es ankommt, gar nicht zu verstehen, und ich sehe wohl, daß er in seinem Moderantismus mit Ihnen nicht zusammen wirken kann. Den Artikel für die „Allg. Ztg.," wo der Pücklersche Brief interkaliert werden sollte, wird er also nicht schreiben, ja er bemerkte mir sogar, „daß es unschicklich gegen den Fürsten gehandelt wäre, wenn man dessen Schreiben veröffentlichte, und dieser es nicht erlauben dürfe." Diese Bemerkung bestimmt mich, aus leicht begreiflichen Gründen, auf jenen Brief zu verzichten, um so mehr, da seine Hauptwirkung schon geschehen, nämlich die Beschämung meines Vetters ob seiner Knickerei, und jetzt der Hauptzweck sein muß, die Anerkennung der Pension für immer zu erlangen. Dies geschieht vielmehr, indem diese schikanierende Nichtanwendung recht prägnant als eine kleinliche Rache dargestellt und flattiert wird. Dieses war die Arrière pensée, die meinem Schmähartikel gegen Heinrich Heine zu Grunde lag; die Thatsache des Auszahlens der Pension wird hier als sich von selbst verstehend hingestellt, und soweit wird sie notorisch konstatiert. Es ist daher nur der Streit ob der Form vorhanden, ob der Anerkennung der Pension. Wenn Sie daher, sobald der Schmähartikel erscheint, denselben ausbeuten wollten, müssen Sie diesen Zweck im Auge behalten und Karl Heine nicht als Cyniker beschämen, sondern wegen seines Mangels an Versöhnlichkeit und Schonung tadeln und nur auf dem Terrain des Allgemeinen, dem Kampf des Genius mit dem Geldsack, verharren. So wird der besondere Familienskandal nicht diskutiert, und wir haben keine Entgegnung zu befürchten in dem Sinne, wie Varnhagen warnt. Einen solchen Artikel nun müssen Sie, liebster Lassalle, gleich schreiben, sobald der Kölner Schmähartikel erscheint, und ich traue Ihnen Takt und Umsicht genug zu, um nicht unwiderbringlich Karl Heine gegen mich zu erbittern und somit meine schon errungenen Vorteile zu kompromittieren. Ich selbst bleibe in der milden Rolle, die ich streng zu behaupten immer entschlossen war. Wo Sie Ihren Artikel drucken lassen können, weiß ich nicht: am besten wäre Berlin. Rellstab thut es mir vielleicht zum Gefallen, wo nicht, muß die „Breslauer Zeitung" benutzt werden. Ich vertraue Ihrer Klugheit.

Ich habe Ihnen zu Paris in betreff Meyerbeers die ganze Wahrheit gesagt, und der Zottelbär scheint jetzt die Sache selbst nicht mehr zu wissen. Erst als ich gar nichts anderes mehr von ihm zu erlangen wußte, begnügte ich mich mit der Form jenes Briefes, nur auf bestimmtes Hervorstellen seines Zeugnisses in betreff der Lebensläng-

lichkeit der Pension dringend. Dies erreichte ich indirekt, und somit ist der Brief mein wichtigstes Aktenstück, das Sie nicht aus den Händen geben dürfen. Will Meyerbeer dringender an Karl Heine direkt schreiben und alles aufbieten, ihn zur Wiederherstellung des Friedens zu bestimmen, so ist dies gewiß nur höchst wünschenswert und in diesem Augenblick ließe sich wohl ein Resultat hoffen. Meyerbeer hat mehr wie jeder andere das Recht und die Verpflichtung, in dieser Sache energisch aufzutreten, er kann sich darauf stützen, daß er selber darin verwickelt durch ihre Anfänge, und nachdem er Karl Heine sein Zeugnis des gegebenen Wortes meines Oheims aufs bestimmteste wiederholt, kann er, der Millionär, von seinem Konfrater wohl erbitten, ihm selbst zu Gefallen den Skandal durch Nachgiebigkeit zu entfernen auf immer. Karl Heine will ja nur eine Brücke, um sich mit Ehren aus der Affaire zu ziehen. Dies muß aber gleich und bestimmt geschehen. Legen Sie dem Bären die Daumschrauben an.

Schonen Sie daher kein Mittel, den Bär zum Tanzen nach unserer Pfeife zu bringen. Er muß an K. einen Brief en confidence schreiben, nicht durch mich ihn schicken. Will Joseph Mendelssohn etwas Ähnliches thun, so ist das gewiß in diesem Augenblick von höchstem Wert. Die Presse dient nicht zur Entscheidung der Schlacht, sondern zur Beunruhigung des Feindes; kommt dieser zur Besinnung zu früh, ehe die Vermittelung ihr Werk begonnen, so ist für uns der ganze Feldzug verloren und ich bleibe in demselben unerquicklichen Dilemma. — Ich selbst habe noch nicht an Karl Heine geschrieben, thue es aber dieser Tage, damit mein versöhnlicher Brief in dem Moment eintrifft, wo Presse und Vermittler ihn aus der Fassung gerüttelt. Ich weiß ganz genau, was ich will. Den Brief an K. H., den Campe hat, habe ich von demselben zurückverlangt, denn ich darf durch diesen Ihnen nichts derart direkt zukommen lassen.

Mein körperlicher Zustand ist entsetzlich. Ich küsse, fühle aber nichts dabei, so stark gelähmt sind meine Lippen. Auch der Gaumen und ein Teil der Zunge sind affiziert, und alles, was ich esse, schmeckt mir wie Erde. Dieser Tage habe ich kaiserlich russische Bäder versucht, nach der strengsten Observanz. An Mut fehlt es mir nicht. —

Mit Ihrer Frau Schwester bin ich sehr viel zusammen, und ganze Stunden lang plaudern wir von Ihnen. Sie hat außerordentlich viel Geist und die köstlichste Ähnlichkeit mit Ihnen. Mit meiner Frau kommt sie sehr gut aus. In einigen Tagen will ich ihr bei mir ein großes Diner geben, wozu ich Roger, Balzac, Gautier, Gozlan 2c. einlade — könnte ich Sie dabei sehen! So auf acht Tage möchte ich Sie wieder bei mir haben (nicht auf längere Zeit). Sogleich nach Ihrer Abreise, in zwei Morgenstunden, schrieb ich mein Ballett[1]), das vielleicht noch dies Jahr in London gegeben wird. Auch mit der Börse habe ich mich wieder beschäftigt, obgleich mit großem Malheur. Ich muß das thun, sonst wird meine Familienmisere eine stationäre Idee, die mich verrückt machen könnte. Trotz meines elenden Körperzustandes such' ich mich zu zerstreuen, nur nicht bei Weibern, die mir jetzt den

1) „Der Doktor Faust.“

Garaus geben könnten; deshalb hatte ich auch noch nicht den Mut, Madonna zu besuchen — sie könnte aus Zerstreutheit sich in der Person irren. Leben Sie wohl, ich dürste darnach, zu wissen, wie es Ihnen geht. Ihren Charakter kennend, bin ich Ihretwegen nicht ohne die philisterhafteste Angst. — Mit Ihrem Schwager plaudere ich Geschäfte, die seinigen gehen gut, und er ist wahrhaftig ein Genie.

Ihr Freund

H. Heine.

---

*518. An Dr. L. Wertheim.[1])

Barège (Hautes Pyrénées), den 21. Juni 1846.

Liebster Doktor!

Ich bin erst seit gestern hier, denn ich verbrachte 14 Tage zu Bagnères de Bigorre, weil ich mich zu elend fühlte, um weiter reisen zu können, obgleich Bagnères nur eine Tagereise von hier entfernt ist. Ich litt nämlich an einem erschrecklichen Echauffement, welches hauptsächlich dadurch entstand, daß die seringue mit ihrem kalten Wasser gar keine Wirkung mehr thut. Dabei kann ich gar nichts mehr essen wegen gesteigerter Lähmung des Mundes und des Schlundes, beständige Üblichkeiten und Schwindel, kurz und schlecht — es sieht verdrießlich mit mir aus. Ich werde wohl länger hier bleiben müssen, als ich gewillt war.

Meine Heiterkeit verläßt mich nicht, wozu auch die unauslöschlich lachende Munterkeit meiner Frau viel beitragen mag, letztere ist aber doch ein bißchen leidend. Der Papagei befindet sich aber gottlob ganz wohl und läßt Sie grüßen.

Schreiben Sie mir bald und viel Neues.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

---

519. An Julius Campe.

Tarbes, den 1. September 1846.

Liebster Campe!

Ich habe lange mit Schreiben gezögert, hoffend, es würde mit mir besser gehen, so daß ich Ihnen erfreulichere Dinge zu melden hätte, als heute; leider aber hat mein Zustand, der sich seit Ende Mai bedenklich verschlimmert, in diesem Augenblick eine so ernsthafte Form angenommen, daß ich selbst erschrecke. Während der ersten Wochen, die ich in Barèges zubrachte, hatte ich mich etwas erholt und Hoffnung geschöpft, aber seitdem ging es den Schneckengang; meine Sprachwerkzeuge sind so gelähmt, daß ich nicht sprechen kann, und essen kann ich nicht seit vier Monat, wegen der Schwierigkeit des Kauens und Schluckens und der Abwesenheit des Geschmacks. Auch bin ich entsetzlich abgemagert, mein armer Bauch ist kläglich verschwunden, und ich sehe aus wie ein dürrer einäugiger Hannibal. Traurige Symptome (beständige Ohn

[1]) Die folgenden Briefe an Dr. L. Wertheim sind zuerst im „Nachlaß" S. 346 ff publiziert worden

machten) haben mich nun bestimmt, nach Paris zurückzueilen, und gestern hab' ich Barèges verlassen. Ich bin keineswegs ängstlich, sondern sehr gefaßt, und trage, wie bisher, mit Geduld, was sich nicht ändern läßt und ein altes Menschenschicksal ist.

Meine Meinung geht dahin, daß ich nicht mehr zu retten bin, daß ich aber vielleicht noch eine Weile, ein oder höchstens zwei Jahre, in einer trübseligen Agonie mich hinfristen kann. Nun, das geht mich nicht an, das ist die Sorge der ewigen Götter, die mir nichts vorzuwerfen haben, und deren Sache ich immer mit Mut und Liebe auf Erden vertreten habe. Das holdselige Bewußtsein, ein schönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele selbst in dieser kummervollen Zeit, wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund begleiten; — unter uns gesagt, dieser letztere ist das wenigst Furchtbare, das Sterben ist etwas Schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod giebt. Der Tod ist vielleicht der letzte Aberglaube.

Was soll ich zu dem Zufall sagen, der eben in jetziger Zeit eine falsche Todesnachricht von mir in Deutschland verbreitete? [1]) Diese hat mich eben nicht ergötzlich gestimmt. Zu anderen Zeiten hätte ich drüber gelacht. Zum Glück hatte ich fast gleichzeitig einen Artikel in der „Allg. Ztg.," [2]) der meinen Feinden gewiß eine Freude verdorben hat, wenn sie nicht etwa selbst jene Nachricht geschmiedet.

Sowie ich nach Paris komme, schreibe ich Ihnen in betreff meiner Gesamtausgabe, die ich jetzt nicht länger verschoben sehen möchte. Ich bitte Sie, da jetzt noch Dampfschiffe gehen, schicken Sie mir gefälligst alle meine Bücher (die Expl., die ich hatte, sind alle verzettelt), und ich gebe mich gleich an die Durchsicht und Anordnung der Gesamtausgabe. Daß ich Ihnen den „Troll" noch nicht geschickt, ist wahrlich nicht meine Schuld; die Familiengeschichten haten mir alle gute Laune geraubt, und die zunehmende Krankheit verhinderte mich, das Gedicht nachträglich so auszurüsten, wie ich es gern thäte; jetzt aber will ich es, wie es auch gehe, schnell fördern, und werde es bei meiner Ankunft in Paris schnell vornehmen. Mein Geist ist klar, sogar schöpferisch geweckt, aber nicht so beseligend heiter wie in den Tagen meines Glücks. Gott verzeihe meiner Familie die Versündigung, die sie an mir verschuldet. Wahrlich nicht die Geldsache, sondern die moralische Entrüstung, daß mein intimster Jugendfreund und Blutsverwandter das Wort seines Vaters nicht in Ehren gehalten hat, das hat mir die Knochen im Herzen gebrochen, und ich sterbe an diesem Bruch. Wie ich höre, hat meine falsche Todesnachricht meinen Vetter sehr erschreckt; er hatte wahrlich erschreckende Gründe.

---

1) Die „Deutsche Allg. Ztg." hatte in Nr. 219 vom 7. August 1846 folgende Mitteilung aus der westlichen Schweiz, 1. August, gebracht: „Am Tage der Volksabstimmung über die Berner Verfassung starb auf Berner Boden im Glockenthal, eine Viertelstunde von Thun, der Dichter Heinrich Heine. Er hatte sich vor etwa 14 Tagen auf den Rat der Ärzte in diese Gegend begeben, die am Fuße der Alpen durch ihre erquickende, stärkende Luft bekannt ist, und hier einen Landsitz bezogen. Es heißt, ein wiederholter Schlaganfall habe seinem Leben ein Ende gemacht. Nach Bern kam die Nachricht von dem Hinscheiden des Dichters, der auch hier seine zahlreichen Verehrer hat, bevor man nur wußte, daß er sich im Lande befinde."

2) Vgl. Bd. VI. S. 400 ff.

Unter den jetzigen Umständen ist es wohl überflüssig gewesen, Ihnen besonders zu melden, daß ich auf das Vergnügen, Ihr Söhnchen über die Taufe zu halten, verzichten muß. In diesem Jahr wäre ich sehr gern nach Hamburg gekommen, um meine alte Mutter noch einmal zu sehen und mich an heimischer Teilnahme in meinem Unglück zu trösten! Aber es sollte nicht sein. — Meine Finanzen sind schlecht, diese Krankheit und die Reise nach Barèges haben mich schier ausgebeutelt und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich die zunehmenden Lebenskosten diesen Winter erschwinge! Selbst indem ich die 200 ℳ. Bco., die ich dieses Jahr von Ihnen zu fordern habe, bei meiner Ankunft in Paris an die Ordre von L. Leo auf Sie abgebe, bin ich noch nicht sehr gefördert! Bloß meine Ärzte haben mir in einem Monat mehr gekostet! doch genug davon, ich gerate hier auf das Kapitel, das in jedem deutschen Dichterleben so fürchterlich bitter rebachiert wird. —

Leben Sie wohl und glücklich, und sein Sie überzeugt, daß ich es immer ehrlich und gut mit Ihnen gemeint und auch Ihre freundschaftliche Sympathie immer zu schätzen wußte. Grüßen Sie mir alle dortigen Freunde. — Ich habe in Paris meine Wohnung verändert und wohne jetzt: Faubourg Poissonnière Nr. 41.

Ihr treu ergebener

H. Heine.

320. An Heinrich Laube.

Paris, den 19. Oktober 1846.

Liebster Laube!

Auf Ihren freundschaftsvollen Brief vom 10. Oktober kann ich heute noch nicht ordentlich antworten, weil ich noch extra leidend bin; doch ich werde dieser Tage bei besserem Leibeswetter das Versäumte nachholen. Heute beschränke ich mich darauf, Ihnen für Ihren Brief zu danken und meine Freude über den für mich wichtigsten Punkt desselben auszusprechen. Ich bin entzückt über Ihren Vorsatz, hierher zu kommen. Führen Sie ihn nur bald aus. Sie müssen ein bißchen eilen, denn obgleich meine Krankheit eine ruhig fortschreitende ist, so kann ich doch nicht einstehen vor einem Salto mortale, und Sie könnten zu spät kommen, um mit mir über Unsterblichkeit, Litteratenverein, Vaterland und Campe und ähnliche höchste Fragen der Menschheit zu reden; Sie könnten einen sehr stillen Mann an mir finden. Ich bleibe diesen Winter auf jeden Fall hier und wohne vorderhand (ziemlich geräumig) Faubourg Poissonnière Nr. 41; und finden Sie mich nicht hier, so suchen Sie mich gefälligst auf dem Cimetière Montmartre, nicht auf dem Père Lachaise, wo es mir zu geräuschvoll ist.

Auch meine Frau freut sich, Monsieur et Madame Laube diesen Winter hier zu sehen, denn wir sehen voraus, daß letztere mitkommt.

Schicken Sie mir doch meinen Nekrolog; eine solche Freude, ihren eigenen Nekrolog zu lesen, wird selten den Sterblichen geboten.[1] Die

1) Auf die Nachricht von Heines Tod hatte Laube sofort einen Nekrolog für die „Allg. Augsb. Ztg.“ geschrieben. Derselbe ist erst neuerdings in der „Deutschen Rundschau“ Bd. LII S. 458 ff. veröffentlicht worden.

falsche Todesnachricht hat mich jedoch sehr verstimmt, und es thut mir leid, daß auch meine Freunde dadurch affiziert wurden; zum Glück kam die rektifizierende Nachricht, wodurch mein Untod gemeldet ward, schnell hinterdrein. Sie wundern sich, daß so viele falsche Nachrichten über mich in Umlauf, und sagen, daß ich komplett mythisch werde. Ich könnte leicht den Schlüssel zu diesen Mythen geben und Ihnen überhaupt die Quellen anzeigen, woraus all' die mehr oder minder albernen, aber jedesmal bösgemeinten Notizen über mein Privatleben fließen. Der Monsieur Straus hier hat gestanden, daß er über 4000 Franken ausgegeben für Journale und Journalisten, um seine roh erdachten und von den uns wohlbekannten Spiegelbergen verfeinerten Verunglimpfungen meines Privatlebens ins Publikum zu bringen. Ich habe nie dagegen reklamieren wollen, um den Leuten nicht Stoff zu Diskussionen zu liefern.[1])

---

321. An Julius Campe.

Paris, den 12. November 1846.

Liebster Campe!

Ich habe Sie bis heute auf Ihre zwei jüngsten Briefe ohne Antwort gelassen, weil mich das Schreiben unsäglich anstrengt, nicht sowohl wegen meines schwachen letzten Auges, als wegen der Brust, deren Beklemmung Tag und Nacht dauert, daß mir bei dem beständigen Schlucksen und Glucksen schon jetzt in diesem Augenblicke, wo ich über den Schreibtisch mich lehne, das Wasser beständig aus dem Maule läuft und der Atem ausgehn will. Daher fass' ich mich heute notdürftig kurz und erlasse Ihnen zunächst den Rüffel für Ihren vorletzten Brief. Daß Sie an meine Krankheit nicht glaubten, erkläre ich mir daraus, daß Sie gewiß bei meiner Mutter Erkundigungen einzogen, die wahrlich nicht beunruhigend ausfallen konnten, da ich der alten Frau immer das Gegenteil meines Zustandes berichte.

In Bezug auf den „Atta Troll" melde ich Ihnen nun, daß ich, obgleich Sie damit füglich warten konnten, dennoch jeder Verpflichtung gegen Sie mich so bald als möglich zu entledigen suchte und damit eilte, das Gedicht für den Druck bereit zu machen; es ging aber weniger schnell, als ich glaubte, ich mußte vieles umändern, mehre neue Stücke hineindichten, und in diesem Augenblick hat es mein Abschreiber, so daß ich nach erneuerter Durchsicht das Gedicht selbst in acht Tagen zuschicken kann, damit Sie es unverzüglich in Druck geben.

Was die Gesamtausgabe betrifft, so irren Sie sich, wenn Sie glauben, daß ich für den Fall meines Todes nicht daran gedacht hätte, über die Anordnung etwas gethan zu haben. Ich habe für diesen Fall in meinem Testamente die Freunde Detmold und Laube beauftragt, jene Ausgabe an meiner Statt zu besorgen, und was die Anordnung betrifft, wie ich sie selbst für die geeignetste halte, so will ich Ihnen heute darüber einige Worte sagen, damit Sie mir sagen, ob Sie mit mir einverstanden; denn ich habe seit zwanzig Jahren Ihre merkan=

---

1) Der Schluß des Briefes ist verloren gegangen.

tilischen Interessen beständig im Auge behalten — die meinigen hab' ich immer vernachlässigt.

Ich schlage Ihnen vor, die Gesamtausgabe in neunzehn Bänden erscheinen zu lassen, wünsche jedoch zu wissen, in welchen Zeiträumen die verschiedenen Lieferungen erscheinen und aus wie viel' Bänden sie bestehen würden.

Band I soll enthalten:	Die Harzreise und Das Buch Legrand.
Band II:	Den Almansor und Den Ratcliff.
Band III:	Das Buch der Lieder, mit Ausnahme der Nordsee.
Band IV:	Die Nordsee, nämlich die zwei poetischen und die dritte prosaische Abteilung. Der Rabbi von Bacharach.
Band V:	Italien, erster Teil.
Band VI:	Italien, zweiter und dritter Teil.
Band VII:	England (aus dem vierten Teil der Reisebilder.) Fragment einer Übersetzung von Manfred.
Band VIII:	Schnabelewopski. Pariser Kunstausstellung (aus dem ersten Teile des Salon.)
Band IX:	Die romantische Schule.
Band X:	Zur Geschichte der Philosophie in Deutschland (zweiter Teil des Salon.)
Band XI:	Elementargeister (aus dem dritten Teil des Salon.) Florentinische Nächte (dito.)
Band XII:	Französische Zustände, mit Ausnahme der kleinen Briefe am Schluß.
Band XIII:	Die kleinen Briefe am Schluß der Zustände. Vorrede der Zustände. Vorrede zum Adel. Vorrede zum Salon. (Etwa als Unparteilichkeit mein Artikel über Menzel aus den Politischen Annalen.) Der Denunziant Der Schwabenspiegel.
Band XIV:	Monsieur Louis Börne.
Band XV:	Shakespeares Frauen. Theaterbriefe (aus dem vierten Teil des Salon.)
Band XVI:	Artikel aus der Allg. Zeitung.
Band XVII:	Fortsetzung derselben. Das Wintermärchen.
Band XVIII:	Neue Gedichte, mit Ausnahme des Wintermärchens.
Band XIX:	Atta Troll und spätere Gedichte, die ich seitdem geschrieben oder noch schreiben werde, sehr schöne und gut honorierte Gedichte. —

Sagen Sie mir, ob Ihnen diese Anordnung genehm ist, und Sie können bald den Druck anfangen, da ich die ersten zwei oder drei Bände nur in druckfehlerlicher Beziehung durchzulesen brauche. Es versteht sich, daß Sie in keiner öffentlichen Ankündigung das Detail obiger Anordnung mitteilen; denn ich könnte einiges abändern wollen.

Bedürfen Sie einer besondern Ankündigung für das Publikum, so verlangen Sie dieselbe von meinem Freunde Varnhagen v. Ense; Sie haben bald die beste Gelegenheit dazu, indem Sie ihm den „Atta Troll" gedruckt zuschicken; er ist ihm nämlich dediziert.

Leider habe ich von den zwei ersten Bänden der „Reisebilder" die letzte Ausgabe, und vom dritten und vierten Band die erste Ausgabe. Ich muß aber von den ersten zwei Bänden die zweite Ausgabe jetzt vornehmen (da ich diese noch in Deutschland selbst korrigiert), und aus demselben Grunde die erste Ausgabe von den zwei letzten Bänden. Halten Sie dieselben daher für mich bereit.

Daß Sie aus meinem letzten Brief etwas drucken ließen[1]), ist an und für sich gewiß unrecht, aber ich bin überzeugt, Sie hatten eine freundschaftliche Absicht. — Die voreilige Nachricht meines Todes hat mir viele Teilnahme gewonnen; rührend edle Briefe in Menge. Auch Karl Heine schrieb mir den liebreichsten Freundschaftsbrief. Die kleine Trödelei, die lumpige Gelddifferenz, ist ausgeglichen, und dieses that meinem verletzten Gemüte wahrhaft wohl. Aber das Vertrauen zu meiner Familie ist dahin, und Karl Heine, wie reich er auch ist und wie liebreich er sich mir zuwendet, so wäre er doch der letzte, an den ich mich in irgend einer Lebensnot wenden würde. Ich habe hartnäckig darauf bestanden, daß er mir bis auf den letzten Schilling auszahle, wozu ich mich durch das Wort seines Vaters berechtigt glaubte, aber wahrhaftig, ich würde auch keinen Schilling mehr von ihm annehmen. Wir haben beide große Thorheiten begangen, aber ich bezahle sie viel teurer, mit dem Rest meiner Gesundheit. Es sieht mit dieser sehr schlecht aus, es ist möglich, daß mein Tod Ihnen eine sehr vorzügliche Reklame macht für meine Gesamtausgabe; Sie werden mal sehen, wie viel populärer ich alsdann noch werde, obgleich, wie ich aus närrischen Buchhändlerbriefen sehe (nächstens schreibe ich Ihnen darüber) meine Popularität schon sehr groß sein muß. Für einen populären Abriß meines Lebens will einer mir das Erstaunlichste zahlen. — Sein Sie ruhig, ich schreibe gar nichts. Ich will Ruhe haben, und an meinem Ruhme ist mir am wenigsten gelegen.

Ihr Freund

H. Heine.

---

1) Campe hatte im „Telegraph für Deutschland" den Brief aus Tarbes vom 1. September 1846 veröffentlicht, um die falsche Todesnachricht zu widerlegen.

322. An Dr. Arnold Mendelssohn.[1])

Hochgeehrtester Herr Doktor!

Sie überschätzen meinen Kredit in Augsburg und irren sich, wenn Sie glauben, daß ich mit der „Allg. Ztg." in beständiger Verbindung stände. Ich schreibe jetzt dorthin höchst selten. Indessen, wenn Sie es dringend wünschen, will ich in Bezug Ihrer dieser Tage nach Augsburg schreiben, und die Redaktion der „Allg." in Kenntnis setzen, wie ungerecht die Verletzung ist, die Sie darin erlitten, und wie wenig sie im Einklang ist mit Ihrem persönlichen Charakter und Ihren wissenschaftlichen Verdiensten. Sie können ganz über mich in dieser Hinsicht verfügen; doch gestehe ich Ihnen, daß ich selbst auf die schändlichsten Zeitungsartikel keinen Wert legen würde; das sprießt und welkt und fällt ab, ohne sonderliche Spur zu hinterlassen, wie das Menschengeschlecht selbst. Beschuldigen Sie mich nicht, für fremde Kümmernisse so kühle Worte zu geben. Empfänden Sie nur drei Tage lang meinen gegenwärtigen Zustand, so würden Sie der peinlichsten Verunglimpfung, die Ihnen jetzt widerfährt, nur ein untergeordnetes Interesse widmen. Haben Sie aber durchaus Lust, zu reklamieren, so thun Sie es. Es schafft Ihnen vielleicht moralische Erleichterung, positiv nutzt es aber gar nicht. Ich zweifle nicht, daß die „Allg. Ztg.," nachdem Sie so stark darin angegriffen worden, und auch mit Perfidie angegriffen worden, bei ihrer vorherrschenden Loyalität keineswegs zögern wird, auch Ihre Reklamation aufzunehmen; es versteht sich, wenn sie mit Mäßigung und Takt abgefaßt ist.

Ich gehe jetzt fast gar nicht mehr aus, wegen zunehmendem Unwohlsein, und ich habe Ordre gegeben, Sie zu jeder Zeit zu mir zu lassen.

Einen freundschaftlichen guten Morgen wünschend,

H. Heine.

Paris, den 12. Dezember 1846.

323. An Julius Campe.

Paris, den 14. Dezember 1846.

Liebster Campe!

Ein Mißgeschick mit dem Abschreiber, der den „Troll" zum zweitenmale kopieren mußte, und ein Rückfall in meiner Krankheit, die in diesem Augenblick mich an jeder Arbeit hindert, ist schuld, daß ich Ihnen das beikommende Manuskript nicht früher geschickt. Es fehlt nur noch die Vorrede, die, etwa 5 bis 8 Seiten stark, in einigen Tagen nachgeschickt wird. Vier Kapitel habe ich neu hineingeschrieben und manches stark variiert, so daß ich jetzt für das Gedicht wohl auf ein Succès d'estime rechnen kann. Ohne Ihre pressante Anforderungen hätte ich es aber gar nicht herausgegeben. Wenn es auf dickem Velin gedruckt wird, macht es wohl ein hübsches Bändchen. Sie bringen es in einem

1) Dr. Arnold Mendelssohn, ein Freund Lassalles, durch den Kassettendiebstahl im Interesse der Gräfin Hatzfeld (August 1846) bekannt.

litterarisch günstigen Momente, und es ist daher vielleicht besser, daß es jetzt erscheint, als später, wo Passionsstürme rasen. — Ich bin verflucht krank.

Die böse Jahreszeit zerrüttet mich fürchterlich. — Sie haben jetzt, wegen Weihnacht, den Kopf und die Hände voll und können nicht an die Gesamtausgabe denken; ist aber Neujahr vorbei, so bitte ich, mir auf meinen letzten Brief bestimmt Ihre Resolution zu sagen. — Ich hoffe, daß Sie jetzt, wo ich den „Atta Troll" trotz meines Unwohlseins gefördert, ihn auch gleich in Druck geben, ob Sie jetzt viel zu thun haben; ich rechne drauf, aus wichtigen Gründen.

Ich hoffe, daß Sie und Ihre ganze Familie, Gattin nebst der Sedez-Ausgabe, sich wohl befinden. — Hier ist alles still, nur daß viele wahnsinnige Deutsche herkommen und mich stören und langweilen. — Leben Sie wohl und vergnügt.

Ihr sehr verdrießlicher Freund

H. Heine.

---

324. An Julius Campe.

Liebster Campe!

Ich schicke Ihnen anbei die Vorrede zum „Atta Troll." Sorgen Sie eifrigst für getreuen Abdruck. Vergessen Sie nicht, dem Setzer zu bemerken, daß über das letzte Kapitel des Gedichtes der Name von Varnhagen mit größern Lettern gedruckt werden muß, da dadurch die Dedikation gezeigt wird. — Die verfluchte Vorrede hat mir mehr Mühe gekostet als zehn Druckbogen.

Ich befinde mich seit 8 Tagen etwas besser, und da ich mich gegen alle äußere und innere böse Influenzen in acht nehme, hoffe ich den Winter besser zu überstehen, als anfänglich zu erwarten war. Auch arbeite ich schon mit mehr Leichtigkeit. Geh' fast gar nicht aus; das beständige Sitzen am Kamin hat leider mein letztes Auge noch mehr getrübt. Könnte ich nur lesen!

Ich wünsche Ihnen und den Ihrigen einen heitern Weihnacht. — Lassen Sie mir doch gleich wissen, ob der „Troll" zum Druck gegeben worden, und schicken Sie mir alsdann schleunigst die ersten Aushängebogen.

Freundschaftlich grüßend

H. Heine.

Paris, den 19. Dezember 1846.

---

325. An Julius Campe.

Paris, den 26. Dezember 1846.

Liebster Campe!

Ich habe in meinem letzten Brief vergessen, Ihnen den Titel meines Büchleins in optima forma mitzuteilen Aus Vorsorge thue ich es nachträglich. Es heißt:

Atta Troll.

Ein Sommernachtstraum

von

H. Heine.

Ich benutze diese Gelegenheit, Ihnen das schönste Glück zum neuen Jahre zu wünschen. — Vergessen Sie nicht, sobald Sie aus dem Geschäftsstrudel des Jahreswechsels getreten, mir gleich zu melden, wann mein Büchlein die Presse verläßt, wegen Maßregeln, die ich in dieser Beziehung zu machen habe.

Mit meiner Gesundheit sieht es noch immer sehr kläglich aus, und ich fange an, darüber sehr verdrießlich zu werden.

In Deutschland scheint wieder die Heuchelei der Ernsthaftigkeit zu grassieren, und mein Bär kommt zur rechten Zeit, um zu treffen, aber auch um getroffen zu werden.

Ihr Freund

H. Heine.

---

*326. An Gustav Kolb.

Paris, den 7. Februar 1847.

Liebster guter Kolb!

Die beifolgende Einsendung[1] wünsche ich unverzüglich in der „Allg. Ztg." abgedruckt zu sehen. Daß sie unverzüglich gedruckt werde, ist für mich und meine Freunde, die mich so dringend zur Vertretung aufgefordert, eine Hauptsache. Können Sie diesen Aufsatz nebst den zwei Aktenstücken nicht im „Corps du Journal" aufnehmen, so bitte ich Sie dringendst dafür Sorge zu tragen, daß er als Inserat gedruckt wird und gleich unter den geschlossenen Hauptkolonnen, damit er spezieller und so konvenabel als möglich in die Augen falle. Wird er als Inserat gedruckt, so bitte ich mir wissen zu lassen, was ich dafür zu zahlen habe, da meine Freunde mir einen Teil der Kosten zu erstatten sich erboten. — Drucken Sie ihn jedoch als Nicht-Inserat (wo ich fraglich auch Geld spare und was mir also auch in dieser Beziehung angenehm wäre), so können Sie die zwei Aktenstücke, wenn es Ihnen passender dünkt, in deutscher Übersetzung geben. Interessanter sind freilich die Originale, besonders das fehlerhafte französische. Das Ganze ist nur für das große Publikum von Interesse und ich glaube, was ich geschrieben, ist gemäßigt genug. Damit der Stempel des deutschen Protestierens gegen John Bull nicht verloren gehe und noch anderer Gründe wegen darf der Ort, woher der Artikel eingesandt (Paris) nicht genannt werden und ich mache Sie besonders aufmerksam für den Fall, daß Sie den Aufsatz im **„Corps du Journal"** abdrucken.

Die „Allg." habe ich seit mehreren Tagen nicht gelesen und weiß nicht, ob mein letzter Artikel schon gedruckt. Hätte Ihnen heute manch

1) Eine Mittheilung über den Streit der Londoner Theaterdirectoren wegen des Auftretens der Sängerin Jenny Lind.

Interessantes zu melden, aber meine Augen leiden zu sehr, da ich den Aufsatz über die Lind selbst abgeschrieben ins Reine. Es geht mir noch immer schlecht, gehe selten und nur wenig aus, wenngleich deutsche Blätter melden, ich sey schon um 8 Uhr auf den Beinen; ich wollte, es wäre wahr. Dabei werde ich, oder vielmehr meine Thätigkeit, von allen Seiten in Anspruch genommen, wie Sie z. B. heute sehen.

Der Himmel erhalte Sie, teuerster Freund.

H. Heine.
11 faub. Poissonnière.

Ich bitte, bitte, lassen Sie in einer oder der andern Weise den Aufsatz nur schleunigst abdrucken, es liegt mir sehr viel dran und ich habe sonst keine Ruhe.

---

327. An Benjamin Lumley.[1])

Paris, den 27. Februar 1847.

Werter Freund!

Hiermit erhalten Sie das Manuskript, das ich Ihnen Ende dieses Monats zu liefern versprach. Ich versichere Ihnen, daß ich nie wieder ein Versprechen dieser Art machen werde. Sie haben keinen Begriff davon, wie sehr ich mir in meiner jetzigen Lage durch den Versuch geschadet, meine Aufgabe würdig zu lösen. Verschaffen Sie sich so bald wie möglich die englische Übersetzung, und lesen Sie dieselbe in einer ruhigen, müßigen Stunde. Solch eine Lektüre wird Sie mein Ballettbuch besser verstehen lassen, in welchem z. B. der „Hexensabbat" nur dürftig skizziert ist, während mein Brief eine ebenso vollständige wie authentische Beschreibung davon giebt. Sie werden selbst darüber urteilen, wenn Sie den Fürsten der Finsternis mit seiner Domina tanzen lassen. Während meiner Nachforschungen hab' ich einige wunderbare Dinge in betreff des phantastischen Tanzes entdeckt, von denen ich Ihnen, wenn mir das Leben erhalten bleibt, später mehr schreiben werde.

Die wenigen Anmerkungen, welche ich meinem langen Briefe hinzugefügt, sind Citate, die Sie, nach Ihrem Ermessen, in der Broschüre weglassen mögen.

Sollte Ihnen der Inhalt der Anmerkungen nicht zusagen, so müßte der Verleger beiläufig erwähnen, daß sie weggelassen worden sind. Lassen Sie mir gütigst ein Exemplar der englischen Übersetzung des Buches und des Briefes zukommen, damit ich sie vor dem Druck korrigieren kann. Meine Broschüre müßte für diejenigen, die nur den Goetheschen „Faust" kennen, sehr interessant sein. Ich werde sie daher später einmal in deutscher Sprache herausgeben, jedoch in erweiterter Gestalt und mit einigen gelehrten Erläuterungen, damit ich nicht dem Tadel unserer hochweisen Faustologen verfalle. Halten Sie den Namen meines Balletts bis zum letzten Augenblick geheim, und nennen Sie es nötigenfalls „Astaroth." Ich habe in meinem Briefe bewiesen, daß dieser Name, ebensogut wie Mephistopheles, dem von Faust angerufenen Dämon

---

1) Vgl. Bd. V. S. 377 ff. Die Briefe an Lumley sind dessen Buche: „Reminiscences of the Opera" (London 1864) entnommen.

gebühre; daher dürfen Sie in Ihren Ankündigungen mit Fug denselben als provisorischen Titel gebrauchen. Es wird Ihnen angenehm sein, zu gewahren, welche Mühe ich mir gegeben, um den Leuten begreiflich zu machen, daß Sie den wirklichen Faust der Legende vorführen.

Ihr ergebener

H. Heine.

---

328. An Heinrich Laube.

Sonnabend, den 3. April.[1]

Liebster Laube!

Soeben schickt Mignet zu mir und läßt mir sagen, daß Dich Thiers auf morgen zum Mittagessen einladet, und daß Du also Punkt halb sieben zu ihm (Mignet) morgen nachmittag kommen sollst, damit er mit Dir alsdann zu Thiers gehe, um mit Dir dort zu speisen. Fürchtend, daß Du vielleicht morgen zu früh ausgehst, habe ich Dir diese Mitteilung noch diesen Abend machen wollen. Ich bitte Dich, erwarte mich morgen bis 11 Uhr bei Dir; ich komme ganz gewiß.

Ich blieb bis gegen zwei heute zu Hause, führte meine Frau nach dem Davidschen Konzert, und kehrte bald wieder nach Hause, in Erwartung, Dich zu sehen, was leider nicht der Fall. Diesen Morgen hab' ich, obschon im ekelhaftesten Zustand, mir die Weillsche Vorrede[2] vom Halse geschrieben.

Verflucht schlechte brustgluckſende Nächte; hätte ich nicht Frau und Papagei, ich würde (Gott verzeih mir die Sünde) wie ein Römer der Misere ein Ende machen.

Dein Freund

H. Heine.

---

329. An Heinrich Laube.[3]

Liebster Laube!

Mein Zustand ist noch immer derselbe — mein Kopf ist so schwach, als wäre ich der Verfasser einer Auerbachschen Dorfnovelle — mein Magen ebenso katzenjämmerlich sentimental und religiös-sittlichflau wie eine dito Novelle — trotzdem will ich gegen 11 Uhr zu Dir kommen.

Montag, 8 Uhr.

Dein kranker Freund

H. Heine.

*330. An Heinrich Laube.

Komm heute, denn morgen kannst Du einen stillen Mann an mir finden. Die Lähmung meines Körpers schreitet zwar nur langsam vorwärts, und es mag vielleicht noch eine Weile dauern, ehe das Herz oder

1) 1847.
2) Vgl. Bd. VIII. S. 235.
3) Ohne Datum, wahrscheinlich vom 5. April 1847.

das Lebenshirn berührt und dem Spaß hinieden ein Ende gemacht wird, aber ich kann doch nicht für einen salto mortale stehen, und ich möchte gern mit Dir Testament machen.

Dein

H. Heine.

---

*331. An Heinrich Laube.

Ich bin, teuerster Freund, heute so krank, daß ich Dich nicht sehen kann. Das ist ein verwünschter Tag. Morgen früh aber, mag ich mich befinden, wie es auch wolle, komme ich zu Dir um 11 Uhr.

Dein

H. Heine.

---

332. An Benjamin Lumley.

Paris, den 7. April 1847.

Werter Freund!

Ich bezweifle nicht, daß Sie bis an die Ohren in Geschäften sitzen, und daß all' Ihre Gedanken auf die täglichen Plackereien gerichtet sind. Trotzdem bitte ich Sie inständigst, daß Sie ein paar Minuten an mich denken und sie dazu verwenden, — erstens mir etwas Geld zu schicken, sodann mir ungefähr die Zeit anzugeben, wann mein Ballett zur Aufführung gelangen wird. Vor allem, vergessen Sie das Geld nicht. Ich habe für den gegenwärtigen Monat April auf Sie gerechnet und ich halte mich versichert, daß England, so enorm seine Ausgaben in diesen kriegerischen Zeitläuften sein müssen, immer noch reich genug ist, seinen ärmeren Alliierten, welche sehr tapfer, aber bettelarm sind, einige Subsidien zu senden. Auf jeden Fall schreiben Sie mir gleich. Meine unglücklichen industriellen Affairen haben mich in eine Finanznot gestürzt, die ebenso lästig wie die Sr. Majestät des Königs von Preußen ist.

Da ich der Meinung bin, daß Sie mein Ballett im Laufe dieses Monats aufführen werden, habe ich Vorkehrungen getroffen, mein Verlagsrecht in Frankreich zu sichern. Ich habe von einem verschwiegenen Drucker insgeheim ein paar Dutzend Exemplare herstellen lassen; und durch vorschriftsmäßige Hinterlegung derselben im Archive des Ministers des Innern habe ich mich gegen Piraten geschützt . . .

Tausend freundliche Wünsche von Ihrem ergebenen

Heinrich Heine.

*333. An Caroline Jaubert.

Ce 13 avril 1847.

Je vous remercie, madame, de vos dernières petites lettres et de vos autres dragées. Juliette, comme vous l'avez prévu, a croqué presque toute la boîte. Que vous êtes aimable!

J'ai passé un terrible hiver, et je suis étonné de n'avoir pas succombé. Ce sera pour une autre fois.

Je suis enchanté de ce que vous me dites de madame votre

fille; ça est jeune et rétablissable. Je viendrai très prochainement chez vous. Je suis curieux de voir Mme. de Grignan comme reconvalescente.

Elle doit avoir beaucoup maigri, et la maigreur lui donne sans doute un charme tout nouveau. Au bout du compte, la chair cache la beauté, qui ne se révèle dans toute sa splendeur idéale qu'après qu'une maladie ait animé le corps; quant à moi, je me suis adonisé, à l'heure qu'il est, jusqu'au squelettisme. Les jolies femmes se retournent quand je passe dans les rues; mes yeux fermés (l'œil droit n'est plus ouvert que d'un huitième), mes joues creuses, ma barbe délirante, ma démarche chancelante, tout cela me donne un air agonisant qui me va à ravir! Je vous assure, j'ai dans ce moment un grand succès de moribond. Je mange des cœurs; seulement je ne peux pas les digérer. Je suis à présent un homme très dangereux, et vous verrez comme la marquise Christine Trivulzi deviendra amoureuse de moi; je suis précisément l'os funèbre qu'il lui faut.

Adieu, toute bonne et toute belle! que Dieu vous préserve d'embellir à ma manière. Je vous recommande à sa sainte et digne garde.

Henri Heine.

---

334. An Benjamin Lumley.

Paris, den 3. Mai 1847.

Werter Freund!

Ich habe Ihr Schreiben vom 27. v. M. erhalten. Niemand vermag liebenswürdiger zu sein, als Sie. Ich danke Ihnen für den Vorschuß von 6000 Franken, deren Empfang ich den HH. Lafitte & Co. bestätigte. Ich muß gestehen, daß mir das Geld sehr gelegen kommt; daher weiß ich Ihnen doppelt Dank. Es wird mich herzlich freuen, von der Aufführung meines Balletts zu hören — sein Erfolg scheint mir zweifellos. Alles, was ich bisher geleistet, hat beim Publikum günstige Aufnahme gefunden; und was Sie betrifft, so steht das Glück Ihnen zur Seite, wie ich aus den großen Triumphen, zu denen ich Ihnen gratuliere, ersehen kann. Sie werden finden, daß mein Ballett über all unsere Erwartung hinaus Furore machen, und selbst einen Platz in den Annalen der Schauspielkunst einnehmen wird. In der That, Ihre Generosität würde mich sehr niederdrücken, zweifelte ich nur einen Augenblick an einem großen Erfolg.

Was den geheimen Druck des Buches betrifft, von welchem ich gesprochen, so würde es mich tiefstens schmerzen, wenn ich glaubte, daß dadurch Ihre Rechte verletzt werden könnten; aber ich habe nichts dieser Art zu befürchten. Mein Geheimnis ruht sicher in den Händen eines Mannes, der naturgemäß äußerst diskret ist, — nämlich Buloz, der Direktor der „Revue des deux Mondes," welcher eine eigene Presse auf den Namen seines ersten Gehilfen besitzt. Letzterer ist als mein Verleger genannt, und sämtliche Exemplare sind in meinen Händen, mit Ausnahme von zweien, welche ich beim Minister des Innern deponiert

habe, und welche daher in den Katakomben für Drucksachen in der Rue de Grenoble begraben liegen. Außerdem läßt sich aus dem Titel nicht ersehen, daß es ein Ballett ist. Alle Exemplare, ich wiederhole es, sind in meinen Händen, und ich werde sie mittelst der Messagerie nach London senden. Heute noch schicke ich ein Exemplar mit dem Briefe ab, den ich Ihnen jetzt trotz des schrecklichen Zustandes meiner Augen schreibe. Buloz hat auch ein persönliches Interesse, mein Geheimnis zu bewahren. Ich habe ihn nämlich von meiner Absicht in Kenntnis gesetzt, mein Libretto mit dem Begleitbriefe an Mr. Lumley in der „Revue des deux Mondes“ erscheinen zu lassen, sobald mein Ballett in London aufgeführt worden sei; und er selbst riet mir, ein paar Franken zu opfern, um es vorläufig und insgeheim drucken zu lassen, damit ich gesetzlich gegen die dramatischen Piraten geschützt sei, die sich meines Werkes bemächtigen würden, wenn es in der nicht hinlänglich gegen Nachdruck gesicherten Revue erschiene. Sie sehen, werter Freund, daß ich in gutem Glauben aufs beste gehandelt habe. Sagen Sie mir nun, ob Sie gegen die Veröffentlichung meines Balletts in der „Revue des deux Mondes,“ unmittelbar nach der ersten Aufführung in London, etwas einzuwenden haben — denn ich wünsche nichts ohne Ihre Genehmigung zu thun. Jedenfalls schicken Sie mir ein Dokument, das ich nur zu unterzeichnen habe, um Ihnen das Verlagsrecht, soweit dies möglich ist, zu sichern. Ich bin mit den Gesetzen Englands in betreff derartiger Interessen unbekannt; aber es scheint mir, daß alles, was Sie benachteiligen könnte, durch ein sehr einfaches Mittel zu beseitigen wäre. Sie brauchten nur ein paar Exemplare in englischer Sprache drucken zu lassen und sie bis zum Tage der ersten Aufführung unter Schloß und Riegel zu halten. Übrigens werden Sie, der Sie die personifizierte Geschicklichkeit sind, die Mittel zu Ihrem Schutze schon zu finden wissen. Mit den Exemplaren des Balletts werde ich Ihnen ein langes phantastisches Gedicht senden, das ich in der „Revue des deux Mondes“ einrücken ließ, und das großartigen Erfolg gehabt hat. Sie finden darin eine Schilderung der nächtlichen Jagd und der Jägerin Diana, die als ein Phantom erscheint. Indem ich mein Ballett hier in der „Revue des deux Mondes“ veröffentliche, zeige ich, daß ich ihm eine ganz besondere artistische Bedeutung beimesse, und das litterarische Gewicht der Revue wird uns solcherweise gut zu statten kommen. Ich denke, es würde nicht unrätlich sein, die deutsche Version des Buches (mit einigen Stellen der Vorrede) gleichzeitig in der „Augsburger Zeitung“ abzudrucken. Dies würde Ihnen eine Ankündigung ersparen. Verfügen Sie in jeder Hinsicht über mich. — Erklären Sie beiläufig Ihrem Ballettmeister, was ich in meinem Brief über das Thema des „Hexensabbats“ geschrieben, und fragen Sie ihn, ob es nicht möglich ist, (nach dem Abgange Fausts) die Herzogin ein fürchterlich groteskes Pas de deux mit dem höllischen Ziegenbock tanzen zu lassen. Die Herzogin würde dadurch die in meinem Briefe beschriebene Domina des Festes; jedoch glaube ich nicht, daß man in einem so fashionablen Theater wie dem Ihrigen wagen darf, so weit zu gehen.

Ihr ergebener

H. Heine

---

335. An Varnhagen von Ense.

Paris, den 1. Mai 1847

Liebster und verständigster Freund!

Wären nicht meine Augen in so fatal schmerzlichem Zustande, würde ich Ihnen durch Überbringer, Herrn Grenier[1]), einen langen Brief zu schicken und Ihnen denselben weitläuftigst empfehlen — Empfehlung aber bedarf er wohl am wenigsten, da er sich Ihnen, dem Kenner wahrer Bildung und gediegenen Wertes, in den ersten fünf Minuten durch sich selber hinlänglich empfehlen wird. Herr Grenier, ein langjähriger Freund, ist einer der ausgezeichnetsten jungen Franzosen, die ich kenne, mit deutscher Sprache tief vertraut und dürstend nach innigstem Begreifen des deutschen Wesens. Seien Sie ihm dazu hilfsam.

Mögen diese Zeilen Sie im besten Wohlsein antreffen — mir geht es körperlich schlecht und ich trage das Unabweisbare mit Geduld. Meine Gemütswärme ist bis zur Flamme erhöht, während die äußerliche Lähmung mich umschleicht.

Ihr ewiger Freund

Heinrich Heine.

---

336. An Julius Campe.

Montmorency, den 20. Juni 1847.

Liebster Campe!

Mein Krankheitszustand, zumal mein Augenleid, macht es mir unmöglich, viel zu schreiben, und ich lasse daher die politischen Expektorationen Ihres letzten Briefes unbeleuchtet. Die Zeit des Kannegießerns für mich ist vorüber, da meine Stunden, und gar die brauchbaren Stunden, mir kärglich zugemessen — Ich sage Ihnen daher in der Kürze, Sie hatten unrecht, aus den angeblichen Zeitursachen die Gesamtausgabe nicht in diesem Winter begonnen zu haben; ich kann Sie nicht zwingen, aber ich bitte Sie sehr, zu bedenken, daß es eine große Frage ist, ob ich diesen Winter ausdauere mit meinem schrecklich zerstörten Leibe. Die Kälte hat auch meine Brust, die im Herbst noch gar nicht leidend war, stark angegriffen. Ich wollte deshalb nach dem Süden gehen und dort zu überwintern suchen, aber meine Finanzen erlauben es nicht, und ich werde daher in Paris bleiben. Laßt uns den Spätherbst und den Anfang des Winters mit der Gesamtausgabe beginnen und fortschreiten, und deshalb geben Sie mir bestimmte Antwort über meinen Prospektus der Anordnung; Sie haben keine Silbe darüber gesagt. — Es scheint, als ob Sie meinen Tod zur Herausgabe der Gesamtausgabe, als fördernde Reklame, abwarten wollten; anders kann ich mir Ihr laues Zögern nicht erklären. Sein Sie ohne Sorge, diese Reklame wird nicht ausbleiben, nicht lange.

Ich würde Ihnen auch heute, liebster Campe, noch nicht geschrieben haben, wenn ich Ihnen nicht wegen einer neuen Publikation eine Offerte zu machen hätte und bereits länger, als ich sollte, damit gezögert. Sie

1) Eduard Grenier (1819), französischer Dichter, übersetzte den „Reineke Fuchs.“

bezieht sich auf ein Ballett, das ich für meinen Freund Lumley in London geschrieben, ein Gedicht, welches vom Ballett nur die Form hat, sonst aber eine meiner größten und hochpoetischsten Produktionen ist. Der Stoff ist für Deutschland von so großem Interesse und so denkwürdig, daß ich darüber gleichzeitig in Briefform eine humoristische Abhandlung geschrieben, und diese, nebst dem Text des Tanzgedichtes und einigen Noten, die ich noch hinzugebe, beträgt 10 Druckbogen, und bildet ein Büchlein, welches vielleicht viel Anfechtung erleidet, für meinen Herrn Verleger aber sehr profitabel sein wird. Was ist der Titel, was ist der Stoff? Vielleicht ist das Geheimnis schon verraten, aber durch Sie soll es nicht ausgeläutet werden, und ich würde Ihnen das Manuskript nicht eher schicken, bis ich sicher, daß das Ballett in London zur Aufführung gelangt. Für dieses Büchlein verlange ich von Ihnen 1000 ℳ/. Bco., und ich verkaufe Ihnen für dieses ein für allemal bezahlte Honorar zugleich das Recht, soviel Auflagen, als Ihnen beliebt, später von diesem Büchlein zu machen und dasselbe unverzüglich auch der Gesamtausgabe meiner Werke einzuverleiben, wo es, will's Gott, eine ehrenwerte und charakteristische Stellung einnehmen wird.

Schreiben Sie mir umgehend Antwort in Bezug auf diese Offerte. Aber nur ein kurzes Ja oder Nein; ich bin wahrlich zu krank, um mich auf Geldverhandlungen einlassen zu können, ich mag kaum dergleichen lesen, und sollte von Ihrer Seite mir nur irgend ein Bedenken geäußert werden, so betrachte ich das als eine Verneinung, und ich werde wahrhaftig kein Wort mehr über die Sache verlieren. Ich will hiermit nicht sagen, daß ich das Büchlein in solchem Falle einem anderen Buchhändler geben würde, nein, so viel Wert lege ich weder auf das Buch noch auf das lumpige Geld; dazu sind Sie mir auch zu wert und teuer; aber ich würde das Büchlein ganz ungedruckt lassen. Sie sehen, wie wenig ich es drauf anlege, Sie merkantilisch zu nötigen. Ich verlange nur Lakonismus von Ihnen, denn, wie gesagt, meine blinden Augen und meine ächzende Brust können das lange Briefwechseln nicht vertragen.

Liebster Freund, es geht mir herzlich schlecht, obgleich ich von aller Welt in diesem Augenblick (ausgenommen von meiner miserablen Sippschaft) gehätschelt und gestreichelt werde. Was letztere betrifft, so hat Laubes Brief in der „Allg. Ztg.," wo er unumwunden dieselbe einer feigen Meuchelei bezichtigt, hier und allerorten die beistimmendste Entrüstung erregt. In Bezug Karl Heines hat er nicht die ganze Wahrheit gesagt; ich habe nämlich keineswegs Grund, mit ihm zufrieden zu sein. Daß derselbe, während ich dem Grabe nahe stehe, die Verpflichtung übernommen hat, meiner Witwe die Hälfte meiner Pension lebenslänglich zu zahlen, ist fürwahr keine so kolossale Großmut. Ich habe aber, ich gestehe es, nicht mehr verlangt, da ich einst, wie ich Ihnen seiner Zeit schrieb, auch von meinem Oheim keine höhere Zusicherung empfangen, auch nicht in Anspruch genommen, freilich damals in der Voraussetzung, daß ich noch lange Jahre bis in hohes Alter mich durchschlagen und vielleicht gar mein Weib überleben würde! Ich habe nicht ohne Absicht Sie darauf aufmerksam machen wollen, welche Bewandtnis es hat mit der Versöhnung, die mir Karl Heine oktroyiert, und wobei aber seine Börse ganz unberührt geblieben. Da jetzt meine Bedürfnisse,

wegen der Krankheitspflege, fast verdreifacht, da ich gar wenig erschreiben kann, so würde der Himmel mich sogar in eine große Verlegenheit setzen, wenn er mir ein längeres Leben schenkte. Gottlob, ich werde just auskommen, ohne irgend eine Bassesse begangen zu haben. Leben Sie wohl, und schonen Sie Ihre Gesundheit. Ich bin sehr verstimmt, und dabei sitzt eine melancholische Nachtigall vor meinem Fenster, die beständig jammert. — Meine Adresse ist:

Mr. Henri Heine à Montmorency (Département Seine et Oise) en France. — Grüßen Sie mir Ihre Frau Mutter und den jungen Sprößling.

Ihr

H. Heine.

557. An Betty Heine.

Montmorency, den 28. August 1847.

Liebe, gute Mutter!

Deinen lieben Brief vom 3. August habe ich richtig erhalten. Es ist hier alles beim Alten, und ich werde, bis es herbstlich wird, hier bleiben. Dies wird aber wahrscheinlich nicht über vier Wochen währen, da es Ende September hier sehr kalt zu werden anfängt. Meine Augen im selben Zustand und das Schreiben macht mich übel; schreibe daher fast gar nicht. Heute schreibe ich Dir zunächst, um Dir einliegende Papiere zurück zu schicken, die zu diesem Endzweck bereits seit sechs Monaten, wo ich meine Skripturen ordnete, bereit lagen. Wozu soll ich sie im Grunde bei mir behalten? Denn ehrlich gestanden, nur als ein Zeichen Deiner mütterlichen Liebe hatten sie für mich eine Geltung, sonst aber kam es mir nie in den Sinn, davon jemals Gebrauch zu machen.[1] Max wird in dieser Beziehung ganz so denken wie ich; Du mußt, nach meinem Rat, die ganze Summe meiner Schwester lassen. — Mein weib- und kinderloser, in Amt und Glück stehender Bruder Max ist versorgt, wohlversorgt, und auch ich hab' bis an mein Ende genug zu leben; auch für meine Frau ist gesorgt und (sie) ist schon dadurch beglückt, daß Du sie liebst, hier kann also von keinem Opfer die Rede sein.

Sei überzeugt, auch Gustav hat dies Geld ebensowenig nötig, wie ich und Max. Das ist mein Wunsch und mein Rat, die beide um so mehr Gewicht haben dürften, da ich der Älteste meiner Geschwister bin, und mein Wort Dich jedenfalls gegen Dich selbst beruhigen darf. — Nun, thue, was Du willst, und laß mich nichts mehr von dieser Angelegenheit hören.

Dein liebend getreuer Sohn

Heinrich Heine.

1) Die Mutter hatte die Absicht, ein Kapital testamentarisch unter ihre vier Kinder zu verteilen. Sie hatte ihrem Sohne Heinrich alle darauf bezüglichen Papiere zugeschickt und ihn wegen der formellen Anordnungen konsultiert.

338. An Dr. L. Wertheim.

Montmorency, den 25. September 1847.

Liebster Wertheim,

Mir geht es so schlecht, oder vielmehr es geht gar nicht mehr; seit 14 Tagen sind auch meine Beine und Füße so paralysiert, daß ich nicht das Zimmer verlassen konnte und kaum wenige Schritte zu gehen vermag. Der Unterleib ebenfalls so bedeutend paralysiert und ich bin mehr als unwohl. Ich will deshalb Donnerstag mich wieder nach meiner alten Wohnung (Fbg. Poissonnière 41) verfügen, wo Sie mich Donnerstag abend oder Freitag früh finden können. So ist mir also auch Montmorency mißglückt, wie voriges Jahr Barèges, und mein Schicksal eilt dem Ende entgegen. Ich trage es mit Ruhe und Stolz.

Ihr

H. Heine.

339. An Betty Heine.

Montmorency, den 5. Oktober 1847.

Liebste Mutter!

Mein Brief ist einige Tage liegen geblieben, da ich erst morgen nach Paris reise, wo ich ihn auf die Post legen will. Ich suche mir dort eine neue Wohnung für den 15. Oktober; bis dahin bleibe ich hier, wo ich mich behaglich befinde. Meine Frau ist wohl, und wir sprechen beständig von Dir. Schreib mir bald, denn ich bin jetzt, wo ich weniger lesen kann, sehr leicht im stande, zu viel nachzugrübeln. Der Himmel erhalte Dich im schönsten Wohlsein. Wenn nicht die fatalen Gesichter in Hamburg wären! — Nächstes Jahr gedenke ich das Bad Gastein zu besuchen, das man mir sehr rühmt. Lebe wohl, teure Mutter, schreibe mir bald und sei überzeugt, daß keine Stunde vergeht, wo ich nicht an Dich und Deine mütterliche Treue denke

Dein gehorsamer Sohn

H. Heine.

*340. An Dr. L. Wertheim.

Liebster Doktor.

Seit 10 Tagen befinde ich mich in der maison de santé meines Freundes Faultrier (84, rue de Lourcine) wohin mir seitdem meine ganze Familie (meine Frau, Pauline und die Perüsche) gefolgt ist. Es geht mir leidlich und ich bin ruhig und ziemlich heiter. Hoffe Sie bald wohl zu sehen. Die erwartete große Hämorrhoidalkrise ist glücklich eingetreten. Augen sehr matt, kann mein Geschreibsel nicht lesen.

Ihr freundschaftlich ergebener

H. Heine.

Den 16. Februar.[1])

1) Ohne Jahreszahl, vermutlich 1848.

341. An Alfred Meißner.

Mein lieber Meißner!

Ein Brief, welchen ich Ihnen unmittelbar nach den Februartagen schrieb, ist Ihnen offenbar nicht zugekommen, da ich weder eine Antwort darauf erhalten, noch Sie in Ihrem Briefe an Seuffert, obgleich Sie darin meiner gedenken, meines Schreibens im geringsten erwähnen. Es ist sehr leicht möglich, daß dies durch eine Nachlässigkeit in der Adresse oder durch eine verfängliche Stelle des Inhalts (der Brief hätte Ihnen noch unter Metternich zukommen müssen) verursacht wurde, und ich spreche Ihnen nur deshalb davon, damit Sie mich nicht für einen lauen Freund halten. Meine Gefühle bei dem Umschwung, den ich unter meinen Augen vor sich gehen sah, können Sie sich leicht vorstellen. Sie wissen, daß ich kein Republikaner war, und werden nicht erstaunt sein, daß ich noch keiner geworden. Was die Welt jetzt treibt und hofft, ist meinem Herzen fremd, ich beuge mich vor dem Schicksal, weil ich zu schwach bin, ihm die Stirn zu bieten, aber ich mag ihm den Saum seines Kleides nicht küssen, um keinen nackteren Ausdruck zu gebrauchen ... Daß ich einen Augenblick furchtbar bewegt wurde, daß es mir kalt über den Rücken und die Arme hinauf wie stechende Nadeln lief, das wird Sie nicht verwundern. Nun, es ist vorüber gegangen. Auch war es sehr lästig, als ich rings um mich lauter alte Römergesichter sah, das Pathos an der Tagesordnung war, und Venedey ein Held des Tages. Gerne wollte ich aus dem mich beängstigenden Getümmel des öffentlichen Lebens wegflüchten, in den unvergänglichen Frühling der Poesie und der unvergänglichen Dinge, wenn ich nur besser gehen könnte und nicht so krank wäre. Aber meine Gebresten, die ich allenthalben mit schleppen muß, erdrücken mich schier, und ich glaube, Sie müssen sich sputen, lieber Freund, wenn Sie mich noch sehen wollen. Einstweilen herzliche Grüße. Weill hat 16000 Stimmen erhalten. Il a l'air député des talons jusqu' aux sourcils.

H. Heine.

Paris, den 12. März 1848.

342. An Julius Campe.

Paris, den 25. April 1848

Liebster Campe!

Ich schreibe Ihnen heute, um Sie auf Ihr vorletztes Schreiben und Ihr jüngstes vom 15. dieses nicht ganz ohne Antwort zu lassen, wenigstens in Bezug auf die in letzterem enthaltene Anfrage. Ich bin seit einigen Wochen kranker als je, und ohne die größte Anstrengung kann ich keine Zeile aufs Papier bringen. Auch diktieren kann ich nicht; denn seit 20 Tagen sind meine Kinnladen gelähmt, kann ohne Krämpfe nur halb hörbar wenig sprechen, und dadurch, daß ich nichts Konsistentes mehr kauen kann, bin ich in diesem Augenblick sehr schwach. Kann nicht mehr auf den Beinen stehn. —

Warum haben Sie also gewartet, warum hatte ich also keine Ant-

wort voriges Jahr, als ich Ihnen meinen Prospekt zur Gesamtausgabe schickte. Damals war ich noch im stande zu arbeiten. Warum keine Antwort auf mein letztes Schreiben, wo ich um Quittung, Lebens und Sterbens wegen, dringend bat? Warum, während mir alle Freunde Zeichen der Teilnahme widmeten, obstinierten Sie, Campe, sich immer, meinen Krankheitszustand zu ignorieren? Waren Sie immer sicher, daß ich der thätigen Hilfe in solchem Zustande nicht manchmal bedürftig? Und sagte Ihnen Ihr Gewissen nie, daß Sie dazu moralisch einigermaßen verpflichtet gewesen sein möchten, wenn auch keine merkantilische Obligatio zu erfüllen war? Sein Sie in dieser Beziehung außer Sorge, es geht mir pekuniär noch nicht ganz schlecht, und ginge es ganz schlecht, so sind die Verpflichteten die letzten, denen ich verpflichtet sein möchte in meinen letzten Tagen.

Ich hoffe dieser Tage im stande zu sein, Ihnen in Bezug auf Ihr vorletztes Schreiben mehr zu sagen. Schicken Sie mir jedenfalls gleich Abschrift des oberwähnten Prospektus, und Ihre Wünsche in betreff der Reihenfolge der Schriften sollen bei der Gesamtausgabe beachtet werden; hinzuschreiben kann ich jetzt leider nichts mehr — warum warteten Sie?

Was die neue Auflage des ersten Teils der „Reisebilder" und des ersten Teils des „Salons" betrifft, so können Sie immerhin beide Bücher wieder so abdrucken, wie sie sind. Ich habe nie meine Gesinnung geändert, und habe also auch seit der Februarrevolution nichts in meinen Büchern zu ändern. Die neue Auflage des ersten Reisebilderbands lassen Sie gefälligst nach der zweiten Auflage abdrucken, nicht nach der ersten. Die Gedichte im ersten Salonteile sind in den „Neuen Gedichten" bei erneuertem Druck manchmal verbessert, und ich bitte den Abdruck hiernach zu bewerkstelligen.

Ich habe mir unsägliche Mühe gegeben, meinen trostlosen Zustand meiner Mutter zu verbergen, und ich empfehle Ihnen ernsthafteste Diskretion. Vielleicht erspart der Himmel der alten Frau den Kummer, welchen ihr die Kenntnis meines Elends bereiten müßte. Deshalb darf auch meine Schwester nichts wissen, und auch d i e s e habe ich immer zu täuschen gewußt. — Ich bleibe bis zum 7. Mai in der Heilanstalt, wo ich seit 2½ Monat darniederliege, und ich begebe mich wieder, um die großen Unkosten zu sparen, nach meiner Wohnung Rue de Berlin Nr. 9, wohin Sie gefälligst Ihre Briefe adressieren wollen.

Ich werde, wie gesagt, Ihnen die nächste Woche schreiben — der Kranke rechnet immer auf bessere Tage. Mein Kopf ist frei, geistesklar, sogar heiter. Auch mein Herz ist gesund, fast lebenssüchtig, lebensgierig gesund — und der Leib so gelähmt, so makulaturig. Bin wie lebendig begraben. Sehe niemand, spreche niemand. — Schreiben Sie mir, was es Neues in Deutschland giebt. — Grüßen Sie mir mein junges Patchen, der kommt zu einer wunderlichen Zeit in die Welt! Leben Sie wohl, und sein Sie überzeugt, daß ich Ihnen des zeitlichen Wohles in Hülle und Fülle wünsche und Ihnen ohne Eigensüchtigkeit, wie immer, freundschaftlich ergeben bin.

H. H e i n e.

— —

343. An Julius Campe.

Paris, den 14. Mai 1848.

Ich bitte Sie, liebster Campe, die beiliegende Erklärung unverzüglich im „Hamburger Korrespondenten“ abdrucken zu lassen. Nur vage hörte ich von der Verunreinigung meines Namens reden, die Freunde verbargen mir die Blätter, und erst dieser Tage bekam ich den „Allg. Ztgs.“ Kot zu Gesicht.[1] Trotzdem, daß ich noch blinder und elender bin, als vorige Woche, habe ich doch zur Feder gegriffen. Sobald die „Revue retrospective“ sich erklärt — sie hat die ministeriellen Papiere in Händen — teile ich Ihnen die Antwort mit.

Ihr Freund

H. Heine.

*344. An Gustav Kolb.

Paris, den 15. Mai 1848.

Liebster Kolb!

Wenn Sie mit eigenen Augen die „Revue retrospective“ gesehen hätten (ich lege die bezüglichen Blätter hier bei), so würden Sie den schändlichen Artikel nicht aufgenommen haben, wo gewiß der Name des Dr. Weil Sie ergötzend bestach. Ich weiß nicht, ob die Note von Ihnen; jedenfalls ist sie kränkend. Ich hatte davon gehört, aber erst vor wenig Tagen kam mir das Blatt zu Gesicht. Obgleich schauerlich krank (auch die Kinnlade gelähmt, kann nur wenig sprechen und gar nicht kauen), so schrieb ich dennoch beifolgende „Erklärung,“ die ich in der „Allg. Ztg.“ unverzüglich abzudrucken bitte. Ich hoffe, Ihnen in einigen Tagen noch mitteilen zu können, was in Bezug auf mich die „Revue retrospective“ sagen wird, denn ihr Schweigen wäre Teilnahme an den schändlichsten Verleumdungen.

Ich bitte Sie, die drei letzten Artikel, die Sie nicht von mir gedruckt und die, überflügelt von den Ereignissen, nichts mehr wert sind, mir zurückzuschicken; Adresse: H. Heine, rue de Berlin, Nr. 9, à Paris.

Ich bitte Sie, mir gleichfalls wissen zu lassen, direkt oder durch die Cotta'sche Buchhandlung, über welche Summen ich bei letzterer zu verfügen habe für etwelche Beiträge, die in der „Allg. Ztg.“ abgedruckt standen, seit ich die letzte Rechnung empfangen; die Summe mag klein genug sein, obgleich meine Feinde behaupten, Österreich hätte mich indirekt durch die „Allg. Ztg.“ bezahlt für das, was ich nicht gegen Österreich schrieb. O deutsche Pfiffigkeit!

Ein Lebewohl, vielleicht auf lange, sagt Ihnen

Ihr Freund

H. Heine.

P. S. Schicken Sie mir auch sous bande einige Nummern von meiner abgedruckten Erklärung.

---

[1] Vgl. die „Retrospektive Aufklärung“ Bd. VI. S. 396 ff.

345. An Julius Campe.

Passy, den 7. Juni 1848.

Liebster Campe!

Seit 12 Tagen lebe ich hier auf dem Lande, elend und unglücklich über alle Maßen. Meine Krankheit hat zugenommen in einem fürchterlichen Grade. Seit 8 Tagen bin ich ganz und gar gelähmt, so daß ich nur im Lehnsessel und auf dem Bette sein kann; meine Beine wie Baumwolle und werde wie ein Kind getragen. Die schrecklichsten Krämpfe. Auch meine rechte Hand fängt an zu sterben, und Gott weiß, ob ich Ihnen noch schreiben kann. Diktieren peinigend wegen der gelähmten Kinnladen. Meine Blindheit ist noch mein geringstes Übel.

Vergebens wartete ich auf einen bessern Tag, um Ihnen viel zu schreiben, und heute muß ich mich auf zwei Dinge beschränken.

1) Wenn ich nicht irre, ist die Jubilatemesse, wo das erste Halbjahr meiner Pension von Ihnen gezahlt werden soll, schon begonnen, und ich wünsche jetzt über die Summe zu verfügen. Aber wie? Giebt es noch in Paris einen Bankier, der eine Tratte auf Hamburg annimmt? Ich weiß nicht. Vielleicht Leo, und ich werde ihn fragen lassen. Für den Fall er die Tratte übernimmt, diene Ihnen dieser Brief bereits als Avis. Der Geldverkehr mit dem Ausland ist hier äußerst schwierig. Fast alle Bankiers liquidieren und ziehen sich zurück.

Schreiben Sie mir bald; auch wie es Ihnen dort geht, in dem Weltspektakel. Ich bin ein armer, sterbender Mann; arm in jeder Beziehung, und hab' kaum die Bedürfnisse und Kosten meiner Krankheit zu bestreiten. Es geht mir sehr schlecht. Möge es Ihnen besser und recht wohl und glückvoll ergehen. Das ist mein heißester Wunsch. — Ich denke, Sie approbieren den Prospektus, und wenn es möglich, schreib' ich Ihnen alsbald mehr. Heute halte ich kaum die Feder und sehe so miserabel schlecht. — Ich wiederhole Ihnen, kann ich auf Sie eine Tratte hier unterbringen, so dient Ihnen heutiger Brief sogleich als Avisbrief, der Wechsel sei nun an die Ordre von Peter oder Paul. — Welch ein schauderhaftes, verfluchtes Schicksal verfolgt doch die deutschen Dichter! Möge sich auch dieses in Deutschland ändern.

Ihr Freund

H. Heine.

---

346. An Julius Campe.

Passy, den 10. Juni 1848.

Liebster Campe!

Ich muß Ihnen dennoch wieder schreiben, so sauer es mir auch wird. Es war mir nicht möglich, eine Tratte auf Hamburg hier zur Einkassierung bei einem Bankier unterzubringen. Auch Herr Leo verläßt Paris. Und dennoch muß ich Geld haben. Meine Krankheit ist ein goldfressendes Tier, nicht bloß blutsaugend. Unter diesen Umständen bitte ich Sie, den Betrag mir in barem Gelde durch das Dampfboot direkt zuzuschicken. Die Napoleonsd'or sind in Hamburg leicht einzuwechseln, sind dort sogar nicht so teuer wie hier, und in dieser Geld-

sorte könnten Sie mir das Geld, wie gesagt, direkt hierher schicken. Wenn Sie keine Napoleonsdor finden, so schicken Sie mir gefälligst den erwähnten Betrag in englischen Banknoten oder in einer Anweisung auf London, welches Papier hier am leichtesten zu negoziieren.

Meine Krankheit habe ich meiner Mutter und Schwester, mit großer List, zu verheimlichen gewußt. Erstere darf nichts wissen; denn trotz meines traurigen Zustandes kann ich die alte Frau vielleicht noch überleben, und ein Kummer wird ihr erspart. Meine Frau wünscht jedoch, daß ich meiner Schwester etwas davon wissen lasse, damit sie ihr, wenn der dunkle Fall eintritt, nichts vorwerfen. Ich gestatte Ihnen daher, mit gehöriger Schonung, meine Schwester über meine wahre Lage in Kenntnis zu setzen. Helfen kann sie mir nicht. Hier sehen möchte ich sie ebenfalls nicht. Ich ersuche Sie bloß, an Max, meinen Bruder, die Verschlimmerung meines Zustandes zu melden; auch die Adresse desselben wünsche ich unverzüglich zu haben; vielleicht schreibe ich ihm selbst.

Schreiben Sie mir bald. Verfertigen Sie, nach der mitgeteilten Anordnung, selber den Prospektus der Gesamtausgabe und schicken Sie mir denselben zur Genehmigung so bald als möglich — denn ich stehe jetzt sehr schlecht, oder vielmehr gar nicht; meine Beine sind wie Baumwolle. Und meine armen Augen!

Ihr Freund

H. Heine

---

*347. An Caroline Jaubert.

Paris, ce 16 juin 1848.

Citoyenne!

Si vous êtes à Paris, et que vous vous promeniez un jour au bois de Boulogne, je vous prie de vous arrêter quelques moments à Passy, 64, Grande-Rue, où, dans le fond d'un jardin, demeure un pauvre poète allemand, qui est à présent complètement paralysé. Mes jambes sont devenues tout à fait inertes, et on me porte et on me nourrit comme un enfant.

Salut et fraternité.

Henri Heine.

---

*348. An Betty Heine.

Passy, den 17. Juni 1848.

Liebste, gute Mutter! [1])

Ich habe Dir geschrieben, gleich nachdem ich meine Landwohnung bezogen, das sind nun drei Wochen und noch immer bin ich ohne Brief von Dir und dem lieben Lottchen. Wie geht es Euch in dieser schlechten Zeit? Ich ängstige mich sehr und schmachte nach Brief von Euch. Mir geht es wie gewöhnlich. Mit meiner Wohnung bin ich sehr zufrieden, ist allerliebst und sehr angenehm. Lebe wahrhaft philosophisch

1) Aus dem Buche „Skizzen über H. Heine" von der Fürstin della Rocca (Wien 1882) S. 95.

von der Welt zurückgezogen. Hast Du die Erklärung gelesen, die ich in den Zeitungen drucken ließ wegen meines Verhältnisses zur vorigen französischen Regierung?[1])

Meine Frau läßt Dich herzlich grüßen und liebt Euch und schwatzt von Euch beständig. Das Zanken abgerechnet, führt sie sich prachtvoll auf in diesem Augenblick und beglückt mich sehr

Mit getreuer Liebe

H. Heine.

---

349. An Julius Campe.

Passy, den 9. Juli 1848.

Liebster Campe!

Ich bin ohne Antwort auf meine jüngsten Briefe, und doch muß ich Bescheid haben, sowohl in Bezug auf den Anordnungsentwurf, den ich Ihnen mitgeteilt, als auch in Bezug auf das Geld, das ich von Ihnen zu empfangen wünsche; letzteres um so dringender einfordernd, da meine schauderhafte Krankheit mit so vielen Kosten ungewöhnlicher Art mich bedrückt und ich jetzt die paar Pfennige, auf welche ich ein liquides Recht besitze, um so nötiger habe, da mir in diesem Augenblick so verflucht wenig geschenkt wird von Leuten, die wohl den Beruf fühlen sollten, mir jetzt manche wohlverdiente Vergütigung zufließen zu lassen, auf die ich in besseren Zeiten gern verzichten konnte. Unter diesen Umständen wiederhole ich Ihnen, was ich in meinen vorletzten Briefen, von den Bitternissen der Krankheit gestachelt, gewiß faßlich genug insinuiert; ich meine, was ich Ihnen vor etwa vier Monat schrieb.

Wie ich höre, kann man wieder bei einigen Bankiers auf Hamburg trassieren, und ich will morgen zu Herrn v. Rothschild schicken, um zu wissen, ob dieselben mir die Summe, die Sie mir zu zahlen haben, negoziieren wollen. Ich kann, wie ich Ihnen gesagt, nicht mehr ausgehen und mich nicht vom Stuhl erheben, und muß daher brieflich alle Geschäfte betreiben. Nehmen die Herrn v. Rothschild die besagte Tratte, so diene dieser heutige Brief Ihnen als Avis. Ich bitte Sie dringendst, lassen Sie mich nicht lange ohne Bescheid auf den andern Gegenstand, nämlich die Anordnung, den Prospektus, den Sie jetzt, wo ich noch einige Atemzüge, einige Geistbläschen, in der Nase habe, nach Ihren Wünschen gemodelt sehen können; wenn ich tot bin, bereuen Sie solche Zögerung gewiß. Das Schreiben wird mir höllisch sauer. Deshalb kann ich mich noch nicht aussprechen über Ihren Wunsch, meine Gedichte unter einem Gesamttitel vereinigt herauszugeben. Warten Sie damit. In der Gesamtausgabe geschieht dieses von selbst, und ich kann da noch den letzten versifizierten Blutstropfen meiner Muse einfließen lassen. Genug, Sie verlieren nichts durch solche Zögerung. — Unterdessen mache ich Sie darauf aufmerksam, daß vor geraumer Zeit in einem radikalen Almanach von Püttmann und im „Morgenblatt" (1846, August?) und an andern Orten Gedichte von mir gedruckt worden, wovon ich eine Kopie zu haben wünschte. — Ob z. B die Spottgedichte

---

1) Vgl. S. 357.

auf die . . von Bayern und Preußen nochmals in einer Sammlung von Ihnen gedruckt werden können, möchte ich gern wissen.

Könnte ich Sie nur auf einige Stunden mal hier sprechen! welche Erleichterung! Und die Eisenbahnen machen eine Vergnügungsreise nach Paris zu einem wahren Katzensprung. Der Raum existiert nicht mehr. Meine Krankheit wird täglich unerträglicher, und ich schreibe nur mit äußerster Anstrengung. Kann die eigenen Schriftzüge nicht sehen. Dabei aber geistig stark, geweckt, ja geweckt wie ich es nie vorher gewesen. Viel geht mit mir zu Grabe, was die Menschen erfreut hätte; aber da ist nicht zu jammern.

Ich bitte, schreiben Sie mir so bald als möglich Antwort auf den Entwurf und setzen Sie den Druck fest, wenn Sie mit dem Entwurf einverstanden.

Über die Zeitereignisse sag' ich nichts; das ist Universalanarchie, Weltkuddelmuddel, sichtbar gewordener Gotteswahnsinn! Der Alte muß eingesperrt werden, wenn das so fortgeht. — Das haben die Atheisten verschuldet, die ihn toll geärgert.

Leben Sie wohl. Grüßen Sie mir mein Patchen, auch die Frau Mutter, meine Gevatterin, und seien Sie überzeugt, daß ich Ihnen mit Freundschaft ergeben bin.

H. Heine.

---

350. An Maximilian Heine.

Passy, den 12. September 1848.

Mein geliebter Bruder!

Es drängt mich, meinem gestrigen Briefe einige Zeilen auf dem Fuße nachfolgen zu lassen. Das Beste, was ich Dir zu sagen habe, ist, daß die verflossene Nacht eine schmerzlose und ruhige war; obgleich die Krämpfe im Grunde dieselben geblieben, und dieselben Kontraktionen und Verkrümmungen hervorbrachten, so fehlte ihnen doch der akute Schmerz und ich habe auch einige Minuten geschlafen. Ich träumte von unserem seligen Vater. Das Wichtigere aber, was ich Dir noch zu sagen habe, betrifft die 1000 Franken, die Du mir noch schicken wolltest. Ich muß Dich auf Ehr' und Gewissen bitten, mir aufrichtig zu sagen, ob wirklich Deine Umstände es erlauben, diese Summe zu riskieren, ich sage zu riskieren, denn obgleich meine Finanzen im nächsten Jahr wieder ganz hergestellt sein werden, so bin ich doch nicht sicher, ob ich diese Zeit auch erlebe. Wenn Du aber jene Summe entbehren kannst, und schlimmsten Falls verlieren kannst, so gestehe ich Dir offen, daß die Hilfe ihren Hauptwert dadurch erhält, daß sie bald anlangt, indem eben der Moment von kritischer Bedeutung ist. Du hast keinen Begriff davon, wie jeder hier von Geldnot gehetzt wird; denk Dir nur einen, der gehetzt wird und keine Beine hat, und eine Meile entfernt vom Schauplatze des Verkehrs auf seinem Bette angenagelt liegt. In vierzehn Tagen werde ich wieder in Paris wohnen, und kann schon allenfalls die Personen, womit ich im Verkehr stehe, zu mir kommen lassen, und ich hoffe allmählich meine Verhältnisse behaglich zu gestalten. Ich habe mich seit gestern entschlossen, dennoch eine neue Wohnung zu

nehmen, was freilich wieder neue Kosten herbeiführt. Dir, lieber Max, verdanke ich es, daß ich solches ausführen und somit für meine Gesundheit etwas Förderliches thun kann. — Von Hamburg habe ich eben die besten Nachrichten empfangen. Die Mutter schickt mir auch Deine Anweisung, wie man sich bei der Cholera zu verhalten habe. Ich kann vielleicht für andere nützlichen Gebrauch davon machen. Wie wäre es, wenn Du mir zu öffentlicher Benutzung einen großen Brief schriebest, im populärsten Tone, jeder Intelligenz zugänglich, mit den genauesten Details, was man bei den ersten Symptomen der Krankheit zu thun habe, mit einer ganz populär geschriebenen und für die Laien faßlichen Angabe der Medikamente; kurz einen Brief, den ich hier veröffentlichen könnte, sobald die Cholera hier wieder ihre Aufwartung macht, und die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt? Das ist eine Idee, die mir soeben aufschießt und durch ihre Aktualität vielleicht fruchtbar sein kann, aber das Manuskript muß zur rechten Zeit anlangen. Dein Brief über die Pest war sehr gut geschrieben; hier aber brauchst Du Dich nicht in Kosten des Schönschreibens zu setzen, da ich Deinen Brief ins Französische übersetzt geben muß. Deinen Brief über die Pest erhielt ich am Tage, wo ich nach Baréges reiste; ich gab ihn einem Freunde zur Veröffentlichung ins Französische, aber nur ein einziges französisches Blatt druckte ihn; die französische Presse verbreitet nicht gern etwas, was mit den französischen Handelsinteressen im Widerspruch stand, wie Deine Meinung über die Quarantänen. Vielleicht interessiert Dich diese retrospektive Notiz.

Über meine Krankheit will ich Dir nächstens einmal mancherlei mitteilen, woraus Dir, dem Arzte, vielleicht ein Licht aufgehen mag. Ich weiß nicht, woran ich bin, und keiner meiner Ärzte weiß es. Soviel ist gewiß, daß ich in den letzten drei Monaten mehr Qualen erduldet habe, als jemals die spanische Inquisition ersinnen konnte. Dieser lebendige Tod, dieses Unleben ist nicht zu ertragen, wenn sich noch Schmerzen dazu gesellen. Vorigen Winter hatte ich große Genesungshoffnung durch einen ungarischen Charlatan, der durch seine Wundertinktur mir meine letzten Kräfte raubte. Genug davon! Wenn ich auch nicht gleich sterbe, so ist doch das Leben für mich auf ewig verloren, und ich liebe doch das Leben mit so inbrünstiger Leidenschaft, für mich giebt es keine schönen Berggipfel mehr, die ich erklimme, keine Frauenlippe, die ich küsse, nicht mal mehr ein guter Rinderbraten in Gesellschaft heiter schmausender Gäste; meine Lippen sind gelähmt wie meine Füße, auch die Eßwerkzeuge sind gelähmt, ebenso sehr wie die Absonderungskanäle. Ich kann weder kauen noch k . . . ., werde wie ein Vogel gefüttert. Dieses Unleben ist nicht zu ertragen. O! welch ein Unglück, lieber Max, daß ich nicht bei Dir sein kann.

Dein leidender Bruder

Heinrich Heine.

351. An Caroline Jaubert.

Passy, 19 septembre 1848.

Petite Fée!

(C'est sous ce nom, qui vous a été donné par Mme Heine, que vous êtes connue chez nous), j'ai encore à vous remercier de la première gracieuse lettre que vous m'avez écrite au moment où vous alliez monter en voiture pour vous rendre aux Roches ou chez Mme. de Grignan, je ne sais. Ce matin, j'ai reçu votre seconde lettre, dont le ton affectueux et compatissant me fait beaucoup de bien, quoique la nouvelle que vous me donnez n'est guère réjouissante. Pour dire la vérité, je suis tellement abasourdi de douleurs physiques que cette mauvaise nouvelle, la non-réussite aux affaires étrangères, ne me fait pas grand'chose: un coup d'épingle à un homme qui se trouve sur le brasier ardent de la torture du Saint-Office.

En attendant, je vous remercie du zèle que vous avez montré à cette occasion, et je vous prie aussi d'être auprès de monsieur votre frère l'organe de ma reconnaissance sincère.

Je vous écris aujourd'hui pour vous dire que, demain, vous ne me trouveriez plus dans ma villa Dolorosa de Passy, que je quitte pour rentrer à Paris, rue de Berlin, n° 9 (au coin de la rue d'Amsterdam); je n'y resterai que jusqu'à ce que Mme. Heine ait trouvé un appartement plus convenable à l'état de ma santé. Depuis que j'ai eu la consolation de vous voir, mes maux ont augmenté, et des symptômes alarmants me décident à rentrer à Paris ....

Je ne veux pas être enterré à Passy; le cimetière doit y être bien ennuyeux. Je veux me rapprocher de celui de Montmartre, que j'ai depuis longtemps choisi pour ma dernière résidence. Mes crampes n'ont pas cessé; au contraire, elles ont envahi toute l'épine dorsale, et montent jusqu'au cerveau, où elles ont fait peut-être plus de dégât que je ne puis le constater moi-même; des pensées religieuses surgissent ....

Adieu, petite Fée, que le bon Dieu vous pardonne vos enchantements et qu'il vous prenne sous sa sainte et digne garde.

Henri Heine.

---

352. An Julius Campe.

Paris, den 15. Januar 1849.

Liebster Campe!

Ich habe von Tag zu Tag zu schreiben gezögert, schon aus dem Grunde, weil ich Ihnen eine Besserung meines Zustandes zu melden verhoffte. — Leider geht es aber noch immer sehr schlecht; seit sieben Monaten hab' ich das Bett nicht verlassen, beständig auf dem Rücken liegend, wo mir vier Wunden eingebrannt worden, die meine Rückgratskrämpfe etwas gemildert. Ich bin fast ganz blind und sehr schwach. Meine Ärzte geben mir jedoch Hoffnung. Ich werde war

nie mehr mit meinen Füßen gehen können, aber dennoch transportabel sein. Wenn dieses in diesem Frühjahr der Fall sein mag, so lass' ich mich nach Hamburg transportieren, um dort in einem ruhigen Winkel meine Tage zu beschließen. Wenigstens hab' ich da den Vorteil, daß ich Ihnen nicht mehr zu schreiben brauche. Da ich Ihnen auch jetzt nicht eigenhändig schreiben kann, und mich in diesem Augenblicke sogar einer ausländischen Feder bedienen muß, so beschränke ich mich auf das Allernötigste, und mein heutiger Brief bezweckt zunächst Ihnen zu melden, daß ich wieder den Betrag meiner Semesterpension an die Ordre der H. H. Rothschild Frères auf Sie trassiere. — Ich habe, obgleich dieses Semester längst abgeflossen, bis heute mit dem Trassieren gewartet, die dortigen Wirrnisse beachtend, und ich würde auch heute noch nicht trassieren, wenn ich nicht des Geldes gar zu bedürftig wäre. Sie haben keinen Begriff davon, wie viel mir meine Krankheit kostet, obgleich ich nicht einmal alle meine Bedürfnisse befriedige, und mir vieles versage, das mir in meinem traurigen Zustande notwendig wäre. Es wäre vieles hierüber zu sagen, aber ich schweige. Daß ich von Ihnen keinen Brief erhalte, auch in Bezug auf die Gesamtausgabe nichts von Ihnen vernommen habe, ist mir sehr begreiflich, da unterdessen eine ganze Welt zusammengestürzt ist und Sie einige Ries Papier bedürften, wenn Sie jetzt Ihre Gedanken mit mir austauschen wollten. Deutschland hat eine schreckliche Zeit überstanden, und ich glaube, daß ihr euch aus dem Chaos jetzt allmählich wieder hervorwühlen könnt. Ich gehöre nicht zu den Pessimisten. — Wie gesagt, ich hege die Hoffnung, Sie dieses Frühjahr wieder zu sehen und mündlich mit Ihnen zu verkehren. Ich bitte Sie jedoch, lassen Sie mich unterdessen nicht ganz ohne Briefe, und melden Sie mir insbesondere, ob Sie nicht schon jetzt mit dem Druck der Gesamtausgabe beginnen wollen, da doch schon jetzt der Markt stiller wird. Die Tagesereignisse haben dem Succeß unserer Gesamtausgabe gewiß sehr vorgearbeitet, und wie ich aus guten Quellen weiß, ist mein Name in Deutschland noch populärer geworden, als er früher war. Schreiben Sie mir bald; meine Adresse ist: Rue d'Amsterdam No. 50 à Paris. Grüßen Sie mir alle dortigen Freunde, sowie auch unbekannter Weise Ihre Frau Gemahlin. Ihr Junge wird hoffentlich gedeihen, und ich widme ihm meine besten Wünsche. — Sie glauben kaum, wie sehr ich mich danach sehne, das Vaterland wieder zu sehen.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Mußte den Brief von einem Franzosen schreiben lassen und kann ihn nicht ganz lesen; sobald ich einen deutschen Schreiber habe, schreib' ich Ihnen mehr.

---

*353. An Dr. L. Wertheim.

Liebster Doktor,

Ich richte diese Zeilen an Sie, getrieben vom Gefühle des Momentes. Sie haben keinen Begriff davon, wie oft und ungestüm ich jeden Tag

an Sie denke, mich bei jeder Gelegenheit Ihrer freundschaftlichen Teilnahme erinnere und wie groß die Lücke ist, die bei mir entstanden, seitdem Sie sich zurückgezogen. Ich habe erst diese Tage wieder einen deutschen Sekretär, sonst hätte ich mich unterdessen öfter darüber expektoriert, wie sehr ich durch das Ereignis leide, das aus ein und derselben Unglücksquelle entsprang, die mich schon so oft mit Bitternissen tränkte. Ich meine nämlich den Wahnsinn einer geliebten Person, der mehr oder minder selten hervorbricht, und der ebenso unzurechnungsfähig wie unheilbar ist. Hier ist weder zu klagen noch etwas zu ändern, sondern nur mit Ruhe zu dulden und mit Barmherzigkeit zu verzeihen. Mein teurer Freund, es ist für mich das größte Mißgeschick, daß ich Sie nicht sehe, und jetzt niemand habe, dem ich mich mit abandon über alles aussprechen kann, was mich drückt und plagt, körperlich wie geistig. Zum Glück haben Sie mich einem Arzte übergeben, der mit ebensoviel Gewissenhaftigkeit, wie Sie selbst sie besitzen, mich behandelt und durch konsequente Fortsetzung der Kur meinen Zustand täglich verbessert. Ich fühle mich etwas weniger sterbend und pflege jeden Tag eine halbe oder auch eine ganze Stunde lang auf dem Sessel zu sitzen. Doch die Betrübnis über meinen Zustand ist in Zunahme und ich will darüber schweigen. Ich hoffe, liebster Freund, daß es besser gehen wird, und daß ich bald im stande bin, Ihnen irgendwo unter grünen Bäumen ein Rendez-vous zu geben. Unterdessen bleiben Sie versichert, daß keiner Sie mit so tiefer Anerkennung wertschätzt und Ihnen mit Dankbarkeit zugethan bleibt, wie

Ihr Freund

Paris, den 5. April 1849. H. Heine.

---

*354. An Gustav Kolb.

Paris, den 17. April 1849.

Liebster Kolb!

Ich bitte Sie, den beikommenden Aufsatz, welcher „Berichtigung" betitelt ist, in der „Allg. Ztg." abzudrucken und zwar sobald als möglich, da er bereits sehr spät kommt, was sehr begreiflich ist bei den Schwierigkeiten, womit jede schriftliche Manifestation von meiner Seite verbunden ist; ich liege nämlich seit einem Jahre zu Bette und bin zu schwach, die Feder in der Hand zu halten. Ich denke oft an Sie und hege die Absicht, Ihnen bald einen großen Brief mit Herzensergießungen zukommen zu lassen. Ich hätte Ihnen noch so vieles zu sagen, ehe mir der schwarze Tanatos auf immer den Mund verschließt. — Hier ist alles still, denn wir haben, was wir wollen und sogar ein alter Bonapartist, wie ich bin, mag allenfalls zufrieden sein, wenn er vive Napoléon rufen hört! Dem Kommunismus geht es auch gut, obgleich er über schlechte Zeiten jammert! Wir haben kein Geld mehr und somit existiert de facto die kommunistische Gleichheit. Auch haben wir Weibergemeinschaft; nur die Ehemänner wissen es noch nicht. Am besten floriert Meyerbeer, dessen neue Oper gestern abend gegeben ward, nachdem alles, was die beharrlichste Intrige und ungeheurer Geldreichtum vermag, ins Spiel gesetzt wurde, das klägliche Opus als ein

Meerwunder der Kunst ausposaunt zu sehen. An lobhudelnden Berichterstattungen wird es Ihnen nicht fehlen, und ich glaube, es mag Ihnen genehm sein, gleichzeitig die Spottverse zu erhalten, die hier im Manuskript kursieren. Wollen Sie dieselben irgend einem Lobartikel hinzugesellen, so würden Sie den Freunden der Wahrheit einen Spaß bereiten. Das Gedicht ist schon vor 3 Monaten geschrieben, während der wenigen Stunden, wo der Verfasser, den Sie gewiß erraten, etwas minder als gewöhnlich leidend war.[1]

Leben Sie wohl, teuerster Freund, sorgen Sie dafür, daß meine Berichtigung nur schnell abgedruckt wird; daß ich erbötig bin, den Abdruck als Inserat zu bezahlen, versteht sich von selbst. Schicken Sie mir auch einige Exemplare des Abdruckes an meine Adresse: rue d'Amsterdam, Nr. 50, à Paris.

Treu und liebend

Ihr Freund
Heinrich Heine.

Berichtigung.[2]

Deutsche Blätter, namentlich die Berliner „Haude- und Spenersche Zeitung“, haben über meinen Gesundheitszustand, sowie auch über meine ökonomischen Verhältnisse, einige Nachrichten im Umlauf gesetzt, die einer Berichtigung bedürfen. Ich lasse dahin gestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt) oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Auslande privatisiert, zu leiden pflegt, ob sie ein französisches ramollissement de la moëlle épinière oder eine deutsche Rückgratsschwindsucht ist — so viel weiß ich, daß sie eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert, und nicht bloß mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich erschüttert hat. In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeiniger Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor fünfundzwanzig Jahren in Berlin versichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres mußte ich mich zu Bette legen, und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimütig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Goethe,“ wie mich Ruge in gesünderen Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysus verglich, während man meinem Kollegen Nr. I den Titel eines großherzoglich Weimarschen Jupiters erteilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte – ich bin jetzt nur ein armer todkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch! So viel über meinen Gesundheitszustand aus authentischer Leidensquelle. Was meine Ver-

---

1) Vgl. Bd. II. S. 344.
2) Zuerst in der A. A. Z. vom 16. April 1849 u. a. O. veröffentlicht.

mögensverhältnisse betrifft, so sind sie, ich gestehe es, nicht überaus glänzend; doch die Berichterstatter der obenerwähnten Tagesblätter überschätzen meine Armut, und sie sind von ganz besonders irrtümlichen Annahmen befangen, wenn sie sich dahin aussprechen, als habe sich meine Lage dadurch noch verschlimmert, daß mir die Pension, die ich von meinem seligen Oheim Salomon Heine genossen, seit dem Ableben desselben entzogen und vermindert worden sei. Ich will mich mit der Genesis dieses Irrtums nicht befassen, Erörterungen vermeidend, die ebenso kummervoll für mich wie langweilig für andere sein möchten. Aber dem Irrtum selbst muß ich mit Bestimmtheit entgegentreten, damit nicht mein Stillschweigen einerseits die Freunde in der Heimat beunruhige, anderseits nicht einer Verunglimpfung Vorschub leiste, die just das edelste Gemüt träfe, das jemals sich mit schweigendem Stolze in einer Menschenbrust verschlossen hielt. Trotz meiner Abneigung gegen Besprechung persönlicher Bezüge finde ich es dennoch angemessen, folgende Thatsachen hier hervorzustellen: Die in Rede stehende Pension ist mir seit dem Ableben meines Oheims Salomon Heine, ruhmwürdigen Andenkens, keineswegs entzogen noch vermindert worden, und sie wurde immer richtig bei Heller und Pfennig ausbezahlt. Der Verwandte, der mit diesen Auszahlungen belastet steht, hat mir, seitdem sich mein Krankheitszustand verschlimmert, noch außerordentliche trimestrielle Zuschüsse angedeihen lassen, die, zu gleicher Zeit mit der Pension ausgezahlt, den Betrag derselben fast auf das Doppelte erhöhten. Derselbe Verwandte hat ferner durch eine großmütige Stipulation zu gunsten des vielteuren Weibes, das mit mir ihre irdische Stütze verliert, auch die bitterste aller Sorgen von meinem Krankenlager verscheucht. Mancherlei Anfragen und Anträge, die in liebreichen, jedoch mitunter sehr fehlerhaft adressierten Zuschriften aus der Heimat an mich ergingen, dürften in obigen Geständnissen ihre Erledigung finden. Den Herzen, welche verbluten im Vaterland, Gruß und Thräne!

Geschrieben zu Paris (Rue d'Amsterdam No. 50), den 15. April 1849.

Heinrich Heine.

---

355. An Julius Campe.

Paris, den 30. April 1849.

Liebster Campe!

Ich habe immer vergebens auf einen guten Tag gewartet, um Ihnen zu schreiben, und heute muß ich mich trotz meiner Leiden entschließen, die Feder — zur Hand nehmen zu lassen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie dringend ich Briefe von Ihnen erwarte, und ich bitte Sie, mir doch bald zu schreiben. Ich begreife sehr gut Ihr Stillschweigen; ich weiß, wenn sich der Stoff zu sehr angesammelt hat, kommt man gar nicht zum Schreiben. Sie müssen mir durchaus bald in Bezug auf die Gesamtausgabe antworten. Ich bin sehr krank, und bei längerer Zögerung ist es nicht mehr wie wahrscheinlich, daß ich den Druck nicht erlebe. Ich bitte Sie daher, auf zwei Punkte besonders bedacht zu sein: nämlich erstens, während ich noch nicht die Augen auf immer geschlossen habe, die Reihenfolge der verschiedenen Schriften,

welche die Gesamtausgabe bilden, mit mir zu verabreden, und zu diesem Behufe habe ich Ihnen längst, ich glaube schon im vorigen April, einen Prospektus geschickt. Ich werde Ihre Wünsche bei solcher Reihenfolge mit Vergnügen erfüllen, wie ich denn immer Ihren merkantilischen Interessen meine litterärischen Bedenken unterordnete. Ich glaube nicht, daß Freunde, die als Herausgeber meiner Werke auf ihr eigenes Gewissen angewiesen wären, nach meinem Tode zu Ihren Gunsten eine solche Toleranz üben dürften. Zweitens bitte ich Sie daher (und das ist der andere Hauptpunkt), daß wir uns jetzt darüber einigen, welche Personen ich eventualiter, im Falle ich vor dem Druck der Gesamtausgabe sterbe, mit der Herausgabe derselben testamentarisch betraue. Sie merken also, liebster Campe, daß ich letzteres noch nicht definitiv gethan habe; ich habe mich erst mit Ihnen darüber besprechen wollen, da Sie, ebenso gut wie andere, die ich zu Herausgebern wählen möchte, mein Freund sind, und ich für niemand so große Freundschaft hätte, als daß ich in solcher Beziehung etwas thun möchte, was Ihnen mißfällig wäre. Wenn ich nicht befürchten müßte, daß die Verlegerinteressen mit den Interessen meines Namens in gar zu bedenkliche Kollisionen geraten könnten, so würde ich gewiß den Freund Julius Campe mit der Vertretung dieser letzteren belasten, und ich würde mich um meine Bücher gar nicht mehr bekümmern. Aber die wichtigste Stimme in dieser Sache soll Ihnen verbleiben, und ich will nur den wählen, der Ihnen genehm ist. Ich habe zu seiner Zeit mit Laube gesprochen; ist er Ihnen recht? Die Zeiten verändern so sehr die Menschen, und man beschuldigt ihn großer Umwandlungen. Ich habe an Detmold gedacht. Ist der Ihnen recht? Ich habe ihm noch kein Wort in dieser Beziehung geschrieben, wie ich denn überhaupt seit drei Jahren mit ihm in keinem Briefwechsel gestanden habe und also nicht weiß, was er jetzt macht. Sagen Sie mir Ihre bestimmte Meinung. Mein Bruder Max wäre wohl der Geeignetste, und mir der Liebste; aber er lebt in Rußland. Ich bin sehr krank, ich diktiere Ihnen unter den größten Schmerzen, und vielleicht bin ich bald nicht mehr im stande, mich auch geistig zu manifestieren; Sie müssen daher eilen, mit mir die obigen zwei Punkte freundschaftlich abzureden. Seien Sie versichert, daß das liebreichste Wohlwollen für Sie mich beseelt. —

Anbei erhalten Sie eine „Berichtigung“ [1]), die ich an die Allgemeine Zeitung, sowie auch an die Haude- und Spenersche Zeitung geschickt habe; sollten diese Blätter, die ich hier nicht kontrollieren kann, besagte „Berichtigung“ nicht abgedruckt haben, so bitte ich Sie dafür zu sorgen, daß sie anderwärts aufgenommen wird. Ich kann kein Inserat bezahlen, ich bin zu arm. Ich habe jedoch, wie Sie in jener „Berichtigung“ sehen, die Glorie einer allzu großen Dürftigkeit ablehnen müssen, um nicht von ungeschickten Freunden kompromittiert zu werden. Sie merken wohl, von welchen täppischen Manifestationen ich bedroht war, und warum ich die Freunde in Deutschland in Bezug auf meine finanzielle Lage zu beruhigen suchte. Ihnen aber kann ich und muß ich gestehen, daß sie immer noch sehr schlecht ist, und ich wünschte sehr,

1) Vgl. S. 366.

daß sich Ihr erfindungsreicher Geist mit der Verbesserung derselben ebenso eifrig beschäftigte, wie mit der Erweiterung meines Ruhmes, der mir leider nicht so viel eingebracht hat, als daß ich auf dem Sterbebette ohne Sorgen dahinschlummern könnte. Sie haben keinen Begriff davon, wie entsetzlich viel Geld meine Krankheit täglich auffrißt. Und dabei weiß ich nicht, wie lange das noch dauern kann! Nie haben die Götter, oder vielmehr der liebe Gott (wie ich jetzt zu sagen pflege), einen Menschen ärger heimgesucht. Nur zwei Tröstungen sind mir geblieben und sitzen kosend an meinem Bette: meine französische Hausfrau und die deutsche Muse. Ich knittele sehr viel Verse, und es sind manche darunter, die wie Zauberweisen meine Schmerzen kirren, wenn ich sie für mich hin summe. Ein Poet ist und bleibt doch ein Narr!

Unterdessen leben Sie wohl und behalten Sie lieb

Ihren getreuen Freund

Heinrich Heine.

356. An Julius Campe.

Paris, den 30. Juni 1849.

Liebster Campe!

Ich bin noch immer ohne Antwort von Ihnen auf meinen letzten Brief, und ich bitte Sie recht dringend, mir über den Inhalt desselben Bestimmtes zu schreiben. Es haben freilich seitdem wieder große Stürme in Deutschland umhergetost, und damit möchte ich wohl Ihre Saumseligkeit beschönigen. Aber jetzt, wo wir wieder ins alte Geleise zurückkehren, können Sie auch an mich reiflicher und thätiger denken.

Mir geht es, teuerster Freund, noch immer herzlich schlecht und ich leide Tag und Nacht die unleidlichsten Schmerzen. Ich vereinsame sehr, weil viele meiner Freunde Paris verlassen. Es wird mir nachgerade sehr unheimlich an hiesigem Orte. Wäre ich transportabel, so käme ich nach Hamburg; aber das feuchtkalte Wetter, und die noch feuchtkälteren Menschen alldort, dürfte mir nicht sehr heilsam sein. — Leben Sie wohl, grüßen Sie von mir Madame Campe, und herzen Sie in meinem Namen recht liebreichst Ihr Söhnlein. Schreiben Sie mir bald und viel.

Ihr freundschaftlichst ergebener

Heinrich Heine.

*357. An K. M. Kertbeny.[1])

Sie haben mir viel Freude durch Ihr Buch gemacht . . . Petöfi ist ein Dichter, dem nur Burns und Béranger zu vergleichen, . . ., so überraschend gesund und primitiv inmitten einer Gesellschaft voll krankhafter und Reflexionsalluren, daß ich ihm in Deutschland nichts an die Seite zu setzen wüßte; ich habe selbst nur einige solche Natur-

1) In den „Silhouetten und Reliquien“ von K. M. Kertbeny (Prag 1861) S. 239 bruchstückweise abgedruckt. Kertbeny hatte Heine eine deutsche Übersetzung der Gedichte Petöfis eingeschickt.

laute; dagegen scheint mir sein Geist nicht eben sehr tief und ihm jener Hamletzug ganz zu fehlen, zu seiner und seiner Nation Glück. —

Daß meine persönliche Zuneigung zu Ihnen nicht geschwächt, mag Ihnen der schlagendste Beweis sein, indem ich mir die unsägliche Mühe gebe, an Sie zu schreiben, wobei ich mit der Nase auf dem Tische liegen und das eine, noch halbbrauchbare Auge mit der linken Hand geöffnet halten muß. Also verzeihen Sie die wenigen Zeilen und kommen Sie lieber selbst wieder nach Paris, nach Ungarn werden Sie ohnehin nicht können ....

---

358. An Julius Campe.

Paris, den 16. November 1849.

Ich bin noch immer ohne Nachrichten von Ihnen, doch ist dieses nicht der Grund, warum ich heute schreibe oder vielmehr schreiben lasse, eine Operation, die mir in diesem Augenblick, wo ich an den furchtbarsten Krämpfen leide, sehr penibel ist. Meine Krankheit ist halsstarriger, als ich erwartete, und ich leide außerordentlich viel. Sie haben außerdem keine Idee davon, wie kostspielig meine Schmerzen. Daß ich mich unter diesen Umständen noch anstrengen muß, die Mittel zu diesen Ausgaben herbeizutrommeln, ist entsetzlich. Ich würde Ihnen zum Beispiel heute nicht schreiben, und nicht meinen Krampfzustand erhöhen, wenn mich nicht die Finanznot dazu triebe. Ich muß nämlich Ihnen heute Avis geben, daß ich die noch in diesem Jahr fällige Summe bereits heute auf Sie trassiere, und zwar einen Monat nach dato, und an die Ordre von Rothschild Frères, wie gewöhnlich; ich hätte gern mit dieser Tratte noch gezögert, da ich wohl weiß, daß dieses keine sehr barschaftliche Epoche für Sie ist, und Ihnen erst nach dem neuen Jahr die vielen Gelder einkommen, aber, wie gesagt, meine Ausgaben übersteigen alle meine Erwartung, und ich weiß nicht, wie ich dieses Jahr auch finanziell zu Ende leben kann. Denken Sie darüber nach, wie Sie mir einen Zuschuß von etwa 1000 M℔. Bco. einleiten könnten, ohne daß ich dadurch meine Lage aggraviere. Mein Vetter hat unter den obwaltenden Verhältnissen genug gethan, und von dieser Seite kann und will ich nichts mehr in Anspruch nehmen. Betteln ist eine sehr unangenehme Sache, betteln aber und nichts bekommen ist noch unangenehmer, und völliges Mangelleiden wäre solcher Unannehmlichkeit vorzuziehen; ich habe daher auf solcherlei Ressource ein für allemal resigniert. Die Kosten meiner Agonie, liebster Campe, dürften Ihnen fabelhaft erscheinen. Es ist schon teuer genug, in Paris zu leben; aber in Paris sterben ist noch unendlich teurer. Und dennoch könnte ich jetzt daheim oder in Ungarn so wohlfeil gehenkt werden! Beifolgendes Gedicht[1]) habe ich vor vier Wochen geschrieben; ich bitte Sie, geben Sie es dort in Druck mit meinem Namen, als fliegendes Blatt, oder in einem Journal, wodurch es ins Publikum kömmt; da es nämlich hier in einigen unkorrekten Abschriften kursiert, müssen wir jeder korrumpierten Publikation zuvorkommen. Außerdem ist es ein

---

1) Im Oktober 1849. Vgl. Bd. II. S. 375.

wahres Tagesgedicht, eine momentane Stimmung schildernd. Ich habe viel und mitunter große Gedichte gemacht, die ich kaum leserlich mit Bleistift aufs Papier kritzle. Wenn ich sie aber aus dieser Form notdürftig korrekt diktieren soll, so ist das bei dem leidenden Zustand meiner Augen eine gräßlich peinigende Operation, die, wie begreiflich, meinen Nerven nicht sehr zuträglich ist. Es ist also im wahren Sinn des Wortes mein versifiziertes Lebensblut, was ich solchermaßen gebe. — Meine Frau ist gefallen, und hat sich den Fuß verrenkt, so daß sie schon seit vierzehn Tagen zu Bette liegt.

Die Ihrigen lasse ich freundschaftlich grüßen, sowie auch den jungen Herrn, meinen künftigen Verleger.

Ihr Freund

H. Heine

*359. An Dr. L. Wertheim.

Paris, den 15. März 1850.

Liebster Wertheim,

Ich habe mit Vergnügen erfahren, daß Sie Ritter des Isabellen-Ordens geworden sind; dieser Orden, den die Königin Isabella gestiftet hat, um die Vertreibung der Juden aus Spanien zu feiern, ist eine sehr schöne Dekoration, und ich bin sehr neugierig, Sie damit geschmückt in Person wiederzusehen. Indem ich Ihnen mein Kompliment mache zu dieser Beförderung, die ich erst spät erfuhr, kann ich nicht umhin, um so dringender zu bitten, den Besuch, den Sie mir schon lange angekündigt, endlich in die Wirklichkeit treten zu lassen. Sie haben keinen Grund mehr, die Erfüllung dieses Versprechens länger aufzuschieben; Jahr und Tag sind vergangen, seit ich Sie nicht bei mir sah, Weiberhader verjährt in kürzerer Frist, aber Männerfreundschaft ist langlebiger. Meine Lage ist noch immer dieselbe, d. h. ich liege noch immer auf demselben Flecke, nur daß ich jetzt noch viel zusammengekrümmter und abgezehrter bin als früher. Tag und Nacht leide ich an meinen niederträchtigen Krämpfen und Kontraktionen, wobei ich nur in Betäubung durch Morphium einige Erleichterung finde. Mein Zustand ist so tragisch, daß ich selber anfange, Mitleiden mit mir zu haben, was bisher der alte Übermut noch nicht erlaubte.

Medizin nehme ich gar keine mehr, weder Arzt noch Apotheker können mir helfen. Die Hand Gottes liegt schwer auf mir; doch — sein heiliger Wille geschehe.

Ihr viel leidender Freund

Heinrich Heine.

360. An H. Lassalle in Breslau.[1])

Paris, den 30. April 1850.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

1) Von diesem, an den Vater Ferdinand Lassalles gerichteten Briefe ist nur der Schluß bekannt.

Von Ihrem Sohne habe ich keine Nachricht und bin sehr begierig, etwas von ihm zu erfahren. Ich möchte sein Gesicht sehen, wenn ihm zu Ohren kommt, daß ich, aller atheistischen Philosophie satt, wieder zu dem demütigen Gottesglauben des gemeinen Mannes zurückgekehrt bin. Es ist in der That wahr, was das Gerücht, obgleich mit Übertreibung von mir verbreitet hat. Hat Ferdinand noch etwas innere Geistesruhe, so dürfte auch bei ihm diese Nachricht ein heilsames Nachdenken hervorbringen. Und nun leben Sie wohl, melden Sie mir bald eine erfreuliche Nachricht und genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Heinrich Heine.

---

361. An Julius Campe.

Paris, den 1. Juni 1850.

Liebster Campe!

Ich mache Ihnen hiermit Anzeige, daß ich das im verflossenen Monat fällige Semester meiner Pension auf Sie trassiert habe. Es ist aber nicht genug, liebster Campe, daß Sie Ihre merkantilischen Verpflichtungen gegen mich erfüllen, was freilich für mich von großer Wichtigkeit und auch sehr löblich ist; Sie sollten sich auch bestreben, den moralischen Obliegenheiten nachzukommen, womit Sie nicht minder belastet sind, und die sie durch Ihr Stillschweigen fast frevelhaft verabsäumen. Da ich die Gründe Ihres langjährigen Zögerns in Beantwortung der wichtigsten Anfragen durchaus nicht kenne, so darf ich dieselben nicht von vornherein allzu herbe verdammen, aber so viel weiß ich, daß Sie durch Ihre Zögernis meinen litterärischen Interessen großen Schaden zugefügt und vielleicht unverantwortliche und unwiederbringliche Zerstörnisse verursacht haben. In einer Zeit, wo in der Außenwelt die größten Revolutionen vorfielen, und auch in meiner inneren Geisteswelt bedeutende Umwälzungen stattfanden, hätte schnell ins Publikum gefördert werden müssen, was geschrieben vorhanden lag, nicht weil es sonst für das Publikum minder kostbar geworden wäre, sondern weil ich es jetzt nicht mehr herausgeben durfte aus freiem Willen, wenn ich nicht eine Sünde gegen den heiligen Geist, einen Verrat an meinen eigenen Überzeugungen, jedenfalls eine zweideutige Handlung begehen wollte. Ich bin kein Frömmler geworden, aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und alles was aus der frühern blasphematorischen Periode noch vorhanden war, die schönsten Giftblumen hab' ich mit entschlossener Hand ausgerissen, und bei meiner physischen Blindheit vielleicht zugleich manches unschuldige Nachbargewächs in den Kamin geworfen. Wenn das in den Flammen knisterte, ward mir, ich gestehe es, gar wunderlich zu Mute; ich wußte nicht recht mehr, ob ich ein Heros oder ein Wahnsinniger sei, und neben mir hörte ich die ironisch tröstende Stimme irgend eines Mephistopheles, welche mir zuflüsterte: „Der liebe Gott wird dir das alles weit besser honorieren, als Campe, und du brauchst jetzt nicht mit dem Druck dich abzuquälen, oder noch gar vor dem Druck mit Campe zu handeln wie

um ein Paar alte Hosen." Ach, liebster Campe, ich wünsche manchmal, Sie glaubten an Gott, und wär' es auch nur auf einen Tag; es würde Ihnen dann aufs Gewissen fallen, mit welchem Undank Sie mich behandeln zu einer Zeit, wo ein so grauenhaftes und unerhörtes Unglück auf mir lastet. — Schreiben Sie mir bald Antwort, ehe zu zu spät ist. Liegt Ihrer Schreibversäumnis irgend eine politische Hesitation oder ein merkantilisches Bedenken zu Grunde, so sagen Sie es aufrichtig, und ich will die gehörigen Instruktionen hinterlassen für den Fall, daß ich vor dem Beginn des Drucks meiner Gesamtausgabe das Zeitliche segne. Erschrecken Sie nicht über das Wort „das Zeitliche segnen;" es ist nicht pietistisch gemeint; ich will damit nicht sagen, daß ich das Zeitliche mit dem Himmlischen vertausche, denn wie nahe ich auch der Gottheit gekommen, so steht mir doch der Himmel noch ziemlich fern; glauben Sie nicht den umlaufenden Gerüchten, als sei ich ein frommes Lämmlein geworden. Die religiöse Umwälzung, die in mir sich ereignete, ist eine bloß geistige, mehr ein Akt meines Denkens, als des seligen Empfindelns, und das Krankenbett hat durchaus wenig Anteil daran, wie ich mir fest bewußt bin. Es sind große, erhabene, schauerliche Gedanken über mich gekommen, aber es waren Gedanken, Blitze des Lichtes, und nicht die Phosphordünste der Glaubenspisse. Ich sage Ihnen das besonders in der Absicht, damit Sie nicht wähnen, ich würde, wenn ich auch selber die Gesamtausgabe besorge, in unfreier Weise etwas darin ausmerzen; quod scripsi, scripsi.

Ihr freundschaftlich ergebener

H. Heine.

---

362. An Julius Campe.

Paris, den 28. September 1850.

Liebster Campe!

Das beste Epitheton, das ich Ihrem Stillschweigen beilegen kann, ist, daß es kindisch ist. Ja, kindisch, und es erinnert an die primitiven Zeiten, wo Sie mit Ihrem Patroklus Merckel mir Makaronen durchs Fenster ins Zimmer warfen, ich glaube auf dem Valentinskamp. Seit einigen Monaten wird mir von mehreren Seiten gemeldet, daß Sie hierher nach Paris kämen. Ich glaube nicht daran, obgleich ich es sehr wünsche. Lassen Sie doch das kindische Stillschweigen; wir sind beide längst aus dem Knabenalter getreten. Was die nächsten Kundgebungen betrifft, die ich von Ihnen erwarte, so brauche ich wohl heute nicht wieder darauf zurückzukommen. Sie haben sich, wie ich höre, in Bezug auf Laube geäußert, ich wäre ganz von ihm abhängig. Sie irren sich; ich brauche Ihnen nur zu sagen, daß ich sein Buch über das Parlament gelesen habe. Vor Schrecken standen mir die Haare zu Berge. Es giebt wirklich Dinge unter dem Monde, die ich nicht verstehe. Es fehlt mir hier sehr an deutschen Büchern; und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir mit Übersendung von Büchern, die ich Ihnen pünktlich zurückschicken könnte, auszuhelfen wüßten. Ich habe z. B. im Augenblick folgende notwendig, die ich hier nicht auftreiben kann: das Buch, welches Bülow über H. von Kleist jüngst herausgegeben, Flögels

Geschichte der komischen Litteratur, und die Kronwächter, erster und zweiter Teil, von Achim von Arnim. Haben Sie seit dem Höög- und Häwel-Book[1]) etwas Belehrendes oder Gutes verlegt, so teilen Sie es mir mit; auch den Katalog eines dortigen guten Antiquars wünschte ich zu haben. Sie haben keinen Begriff davon, wie sehr sich das Personal der Deutschen hier in Paris noch verschlimmert hat. Wenn ich Wihl mit großem Vergnügen hier sehe, so ist das, weil er wirklich vor den anderen emporragt, durch Anständigkeit, und ich habe ihm auch wohl noch manche zu herbe Beleidigung zu vergüten.

Wie freundlich und zuvorkommend Freund Hebbel sich auch gegen mich benommen hat, so kann ich ihm doch bis jetzt noch keinen Geschmack abgewinnen. Herr Stahr und Mademoiselle Lewald sind hier zum Besuche, und ich sah sie mit Vergnügen. Ich lese jetzt dessen italienische Reise, sowie auch die Jungsche Geschichte der Frauen; finde beides sehr bedeutend. Ich bin freilich nicht einverstanden mit dem Weiber-Emanzipations-Enthusiasmus im letzteren Buche, denn ich bin selbst zu sehr verheiratet. Wüßte ich bestimmt, daß Sie mir antworteten, so würde ich Sie um Nachrichten über Ihr häusliches Wohlergehen bitten, und einige Empfehlungen für Madame Campe hinzufügen. —

Schreiben Sie mir bald; Ihr Stillschweigen hat mir viel geschadet und auch Ihnen wird mittelbar kein Nutzen daraus erwachsen; denn nachdem ich Sie vergebens angegangen, eine Kombination zu finden, wodurch Sie mir hilfreich unter die Arme greifen könnten, ohne dabei selbst zu große Opfer bringen zu müssen, hat die Gewalt der Umstände mich genötigt, den Diensterbietungen anderer wenigstens schon ein halbes Ohr zu schenken; ich habe nichts beschlossen, aber viel angehört, und da Sie mich weder als Charlatan noch als Lügner kennen, so dürfen Sie mir wohl auf mein Wort glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich mit einem Federzug aus allen meinen Nöten reißen könnte, vorausgesetzt, daß es Julius Campes ernstliche Absicht wäre, meine billigsten Ansprüche unbeachtet zu lassen. Sie kennen den Zustand meiner Finanzen; Sie wissen, daß Karl Heines Großmut kaum bis an die Waden meiner Bedürfnisse reicht, und Sie können daher leicht ermessen, daß ich den Beschlüssen der Notwendigkeit Folge leisten muß.

Doch wozu überflüssige Worte? Sie wissen, ich habe das „Buch der Lieder" Ihnen nicht angepriesen, ehe es gedruckt war; Sie wissen, dasselbe war der Fall mit den „Neuen Gedichten," und die dritte Säule meines lyrischen Ruhmes wird vielleicht ebenfalls von gutem Marmor, wo nicht gar von besserem Stoffe sein. Sie begreifen wohl, warum ich die drei gerne bei einander ließe, und hätten Sie nur die geringste Ahnung von meinen geistigen Bedürfnissen, so begriffen Sie auch leicht die materiellen Opfer, die ich bringe. Aber Not bricht Eisen. Dazu kommt, daß mein Krankheitszustand täglich unleidlicher wird und daß ich am Ende genötigt bin, alles Geschäftliche einem bewährten Freunde zu überlassen, der nur die Gesetze des Nutzens befolgen würde. Ich

[1]) Vgl. S. 22

habe heute die fürchterlich schlechteste Nacht verbracht und würde Ihnen heute nicht schreiben, wenn ich nicht die Gelegenheit wahrnehmen wollte, die Feder eines Freundes zu benutzen, der im Begriff ist abzureisen.

Und nun leben Sie wohl und danken Sie dem lieben Schöpfer, daß Sie auf Ihren beiden Füßen herumgehen können im Weichbilde Hammonias und mit gutem Appetite Mockturtlesuppe speisen in Gesellschaft Ihrer Frau Gemahlin und Ihres Thronerben, dem ich praenumerando bereits meine unterthänigsten Huldigungen darbringe.

Ihr Freund

H. Heine.

365. An Alfred Meißner.

Paris, den 1. November 1850.

Liebster Meißner!

Ihren Brief habe ich seiner Zeit erhalten, sowie auch die wenigen Zeilen, die mir Ihr Herr Vater überbrachte; ich befand mich leider in einem sehr schlechten Zustande, als er bei mir war, in dem Momente einer sehr bösen Krisis, und so habe ich wenig von seinem Besuche genießen können; er versprach mir zwar, mich nochmals zu besuchen, doch scheint er keine Zeit mehr dazu gefunden zu haben. Interessant war mir die große Ähnlichkeit, die er mit Ihnen hat. — Ich danke Ihnen für all' den freundschaftlichen Eifer, den Sie für mich an den Tag gelegt haben, und ich bitte, mir nur recht oft und viel Nachricht von Ihnen zukommen zu lassen. Ihr Artikel über mich hat außerordentlich viel Glück gemacht, und dem Stil sowie der Haltung des Ganzen wird das glänzendste Lob erteilt. Ich freue mich sehr, daß Sie nicht bloß so viel poetische Begabnis an den Tag legen, was ich Ihnen gleich abmerkte, als ich Ihren „Ziska“ las, sondern daß Sie auch ein so feines Ohr für deutsche Prosa haben, was viel seltener noch als Poesie bei den Deutschen angetroffen wird. Wahrheit im Fühlen und Denken hilft einem sehr viel in der Prosa, dem Lügner wird der gute Stil sehr erschwert. – Ich würde Ihnen heute noch nicht schreiben, wenn ich es übers Herz bringen könnte, Ihnen beifolgenden Brief, der unter meiner Adresse an Sie einlief, ohne einige freundliche Grüße zu überschicken; erst durch Zufall bemerkte ich, daß einige Zeilen den Brief enveloppierten, welche mich zur Erbrechung desselben ermächtigten. Jetzt, wo ich seinen Inhalt erfahren, beeile ich mich denselben zu fördern. Ich habe mehrere Deutsche in Bezug auf den Musenalmanach befragt, z. B. den trauernden west-östlichen Schwalben-Rabbi Wihl, welcher mich soeben verläßt, aber niemand wußte mir etwas davon zu sagen. Vergebens befrug ich darüber auch Stahr, welcher mit Mademoiselle Lewald nochmals zu mir kam; beide scheinen wieder abgereist zu sein, denn Roß und Reiter sah ich niemals wieder. Ist es sicher, daß der Almanach in Bälde herauskommt, wirklich herauskommt, oder sind Sie mit dem Redakteur sehr befreundet, so würde ich keinen Anstand nehmen, einen Beitrag zu liefern. Von meinem Sergeanten in Prag habe ich keine Nachricht bis jetzt. — Mit meiner Gesundheit sieht es noch immer miserabel

aus und mit Schaudern bemerke ich, daß mein Rücken sich krümmt. Meine Frau ist wohl und läßt freundlich grüßen. Es scheint, daß die schleichende Wanze, die das Buch über die Februarrevolution geschrieben und deren Namen ich hier nicht nennen will des Geruches wegen, es scheint, daß dieses Insekt aus Ärger über mich und meine Frau in Bezug auf Sie, lieber Freund, und unsere großäugige Elise einen gar schäbigen Cancan sich erlaubt hat: wenigstens soviel habe ich den Andeutungen Seufferts, der nicht mit der Sprache herauswollte, abgemerkt. Doch genug davon, sonst gerate ich selbst ins Cancanieren.

An Laube habe ich endlich geschrieben und meine Gedanken über sein Parlamentsbuch unumwunden ausgesprochen. Es fiel mir wie Blei vom Herzen, nachdem ich es gethan. Ich merke, daß ich allzu sehr Deutscher bin, als daß ich meine Meinung verschweigen könnte, und koste es mir auch einen Freund. Leben Sie wohl und behalten Sie lieb Ihren getreusamen Freund

Heinrich Heine.

*364. An Dr. L. Wertheim.

Paris, den 15. Februar 1851.

Liebster Doktor!

Als ich letzthin nur auf einige Augenblicke das Vergnügen hatte, Sie zu sehen, versprachen Sie mir bald wiederzukommen, welches Versprechen Sie aber bis heute unerfüllt gelassen. Diese Zeilen sind also ein Mahnbrief, um den versprochenen Besuch bei Ihnen in Erinnerung zu bringen. Mein Zustand hat keine große Veränderung erlitten, aber ich befinde mich doch eher schlechter als besser, und eine fatale Trostlosigkeit fängt nachgerade an, sich meiner zu bemächtigen.

In einigen Wochen werden es drei Jahre sein, daß ich auf dem Rücken liege, und da hätte ich wohl das Recht, endlich verdrießlich zu werden.

Ihr wahrhaft freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

*365. An Michael Schloß.[1]

Paris, den 15. Februar 1851.

Hochgeehrter Herr!

Eine ganz besondere Unpäßlichkeit hat mich verhindert, Ihr wertes Schreiben früher zu beantworten, auch war ich früher nicht im stande, Ihnen die beiliegenden Gedichte zu schicken, die Ihren Wünschen einigermaßen entsprechen dürften. Seit vielen Jahren mache ich keine sangbaren Lieder mehr in der frühern Weise; nur der Frühling und der Sommer bringt Blumen, ich aber bin jetzt fünfzig Jahre alt und seit drei Jahren bettlägerig, was keine lyrische Stimmung aufkommen läßt. Das erste der überschickten Lieder sind wirklich alte Klänge, die ich aus

---

1) Die folgenden Briefe an M. Schloß, den rheinischen Musikverleger, sind dem Buche von H. Hüffer, l. c. S. 173 ff. entnommen.

dem Gedächtnisse aufgefrischt und zugestutzt. — Ob das zweite Gedicht Ihren Zwecken entspricht, weiß ich nicht im voraus, nur ein sehr geistreicher Komponist dürfte sich an diese Rhythmen wagen. Dagegen glaube ich Ihnen im dritten Gedichte, das ich erst dieser Tage geschrieben, etwas sehr Komponierbares gegeben zu haben; nur muß der Komponist verstehen, was hier im Dunkeln vorgeht, und die Steigerung der schwülen Stimmung, die bis zur größten Leidenschaftlichkeit aufschreit und nachher doch wieder ruhig abgedämpft wird, einigermaßen wiedergeben. Jedenfalls sind hier Motive, welche einen Musiker anreizen.

Ich danke Ihnen für die letzte Büchersendung; ich werde Ihnen dieser Tage die Bücher zurückschicken und eine größere Liste von Büchern, die mir allenfalls zusagen, beifügen; ich wünsche nicht, daß Sie mir zur Komplettierung einer Sendung etwas mitschicken, was ich nicht verzeichnet habe.

Empfangen Sie, hochgeehrter Herr, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und Ergebenheit.

Heinrich Heine.

*366. An Michael Schloß.

Paris, den 12. März 1851.

Geehrtester Herr!

Aus Ihrem jüngsten Schreiben erseh' ich, daß Sie die letzte Strophe meines Liedes abgeändert sehen möchten. In der That, es will mich ebenfalls bedünken, als sei dieser Schluß für den Komponisten nicht sehr tauglich. Ich schlage Ihnen vor, diese letzte Strophe durch folgende zu ersetzen:

„Der Mond, der stieg vom Himmel herab
Und hielt eine Rede auf deinem Grab,
Die Sterne weinten, die Vögel sangen,
Und in der Ferne die Glocken klangen."

Das Lied mögen Sie immerhin anders titulieren. Ich schlage Ihnen vor, ihm die Aufschrift zu geben: „Du bist tot," oder: „Du bist gestorben," oder auch: „Der Liebe Leichenbegängnis."[1])

Ich kann mir wohl denken, daß mein drittes Gedicht: „Die nächtliche Fahrt," Ihnen nicht ganz verständlich sei; ich muß Ihnen aber bemerken, daß eben das Mysteriöse der Charakter und der Hauptreiz dieser Dichtung sein soll.

Ich habe heute zu viel um die Ohren, als daß ich Ihnen weitere Andeutungen geben könnte; vielleicht aber komme ich später darauf zurück, wenn ein Komponist mit einer besonderen Frage mich angehen sollte. Ich mache Sie auf die Hauptsache aufmerksam: Drei Personen steigen in den Kahn, und bei ihrer Rückkehr ans Land sind ihrer nur zwei. Schon durch den Reim habe ich diese Hauptsache prägnant hervorzuheben gesucht. Es geht daraus deutlich hervor, daß ein Mord begangen worden, und zwar an der Schönen, die schweigend geblieben

---

1) Jetzt unter dem Titel „Altes Lied" im „Romancero;" vgl. Bd. II. S. 360.

und höchstens das Wehe ausgerufen hat, welches in der vorletzten Strophe vorkommt. —

Über die Motive des Mordes erfährt man nichts Bestimmtes; nur ahnet man, daß er ein Akt der Schwärmerei: ein Liebender oder ein Moralrigorist oder sonst ein Heiland au petit pied begeht die That aus einem Drang, nicht aber ganz ohne Zweifel an seiner moralischen Berechtigung — er will die Schönheit retten vor Befleckung, „von der Welt Unfläterei," und doch weiß er nicht, ob er nicht etwa eine Narrheit begeht oder im Wahnsinn handelt. Dieser innere Seelenprozeß, der sich bis zum letzten Angstruf steigert und ein furchtbares Drama im Dunkeln bildet, kann aber durch Musik am besten wiedergegeben werden. — Nach dem letzten Ausbruche der Angstrufe, wobei ich die bei kabalistischen Beschwörungen üblichen Gottesnamen anwende, tritt wieder die vollkommenste Ruhe ein, ja eine fast ironische Ruhe der Natur, die von den Quälnissen der Menschenseele keine Notiz genommen hat und nach wie vor grünt und blüht.

Ich werde Ihnen dieser Tage Ihre jüngste Büchersendung wieder retour schicken und werde bei dieser Gelegenheit die Vorsicht gebrauchen, daß ich auf dem Bücherverzeichnisse, welches ich Ihnen mitschicke, diejenigen Bücher, nach denen mich besonders gelüstet, vorzugsweise mit einem * bezeichne; sollten Sie nun von diesen bekreuzten Büchern gar keine vorrätig haben, so mögen Sie immerhin mit der Sendung einige Zeit säumen, damit ich sicher sei, daß unter den Büchern, welche ich erhalte, wenigstens einige sind, die mir zusagen.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Heinrich Heine.

---

367. An Julius Campe.

Paris, den 21. April 1851.

Liebster Campe!

Ich habe die Ehre Ihnen anzuzeigen, daß ich unter dem heutigen Datum das fällige Semester, zahlbar den 31. Mai, auf Sie trassiere. Da ich noch immer der Höflichkeit einer Antwort auf meine früheren Schreiben entgegensehe, so habe ich heute nichts Weiteres zu sagen; — nur eins, meinen Dank für die überschickten Bücher, bei deren Übersendung ich den guten Willen achte. Das sind also die Blüten und Blumen Ihres Verlags während den letzten Jahren! Ich möchte Ihnen dringendst raten, diese Bücher auch in vollständiger Sammlung nach London zu schicken, um dort bei der großen Universalausstellung als ein Musterverlag deutscher Zunge bewundert zu werden! Das sind also die unsterblichen Geistesmonumente, die Ihnen an Druckkosten so viel Geld in Anspruch nahmen, und Sie zwangen meine vielfältigen Anrufungen um Unterstützung, um Hilfe in der Not unbeachtet zu lassen. Sie haben sich wahrlich für die Menschheit aufgeopfert, und hätten gewiß in Ihrem pekuniären Interesse besser gehandelt, wenn Sie mir das Geld geschickt hätten, das Ihnen jene Bücher gekostet: Sie

riskieren hierbei nichts, da Sie mich ja immer in Händen hätten, und hätten jetzt eine sichere Anwartschaft auf eine Produktion, die, wie ich Ihnen andeutete, der Popularität des „Buchs der Lieder" gleichkommen und der ich jahrelange Arbeit widmen muß. Selbst im Fall ich unterdessen gestorben wäre, war kein Verlust für Sie zu befürchten, und ich hatte es Ihnen nahe genug gelegt, für diesen Fall eine Garantie zu ersinnen. Ich konnte billig eine solchen Hilfleistung von Ihnen erwarten, und statt dessen hüllen Sie sich in das zweideutigste Stillschweigen. Es ist mir von anderer Seite unerwartet die großmütigste Hilfe in dieser Beziehung zugekommen. Es ist unbegreiflich, wie Sie von jeher immer mit Blindheit geschlagen waren und meinen besten Willen, meinen Eifer für Ihre Interessen, ich möchte fast sagen meine dumme Treue und Anhänglichkeit, so mehr mißachteten. Doch das sind überflüssige Worte, da für die Zukunft nichts mehr zu verbessern ist, und ich schon mit einem Fuße im Grabe stehe.

Ihr sehr betrübter Freund

Heinrich Heine

568. An Gustav Kolb.

Paris, den 21. April 1851.

Liebster Kolb!

Es ist nun eine Ewigkeit, daß ich keine Nachrichten von Ihnen erhalten, und ich hatte immer die Idee im Kopfe, daß Sie einmal, die Eisenbahnen benützend, eines frühen Morgens vor meinem Bette stehen würden. Ich bin nämlich noch immer bettlägerig, liege beständig auf meinem kranken Rücken, worin die fürchterlichsten Krämpfe hausen, und was im Publikum von meiner Krankheit erzählt wird, ist nur eine Kleinigkeit im Vergleich mit meinem wirklichen Leiden. Und das alles ertrage ich mit religiöser Geduld. Ich sage religiös, weil ich doch nicht in Abrede stellen kann, was man von meiner jetzigen Gottgläubigkeit erzählt. Aber ich muß Ihnen in dieser Beziehung versichern, daß hier große Übertreibungen herrschen und daß ich nicht im entferntesten zu den sogenanten frommen Seelen gehöre. Die Hauptsache besteht darin, daß ich schon längst eine große Abneigung gegen den deutschen Atheismus empfand, schon längst bessere Überzeugungen in betreff der Existenz Gottes hegte und mit der Manifestation derselben eine geraume Zeit warten wollte, vielleicht um dem lieben Gott eine Surprise zu machen. Unberechtigte gobe-mouches haben jedoch flüchtige Aussprüche von mir aufgefangen und mich in das allerdümmste Gerede gebracht. Ich witterte dabei sogar die Absichtlichkeit gewisser Leute, die mich als einen fetten Braten für ihren Himmel gern kanonisiert hätten; es ist dafür gesorgt, daß meine sogenannte Bekehrung ihren Kommittenten keine Indigestion verursachen wird.

Aber wie geht es Ihnen, teuerster, alter Freund? Versäumen Sie nicht, zur Industrieausstellung nach London zu reisen, und zwar über Paris, wo Sie mich Rue d'Amsterdam Nr. 50 finden und mir noch einmal die Hand reichen sollen, bevor ich selber die große Wanderschaft antrete, wozu man keine Beine gebraucht; — gottlob, daß man

diese Beine entbehren kann, denn sonst müßte ich, lahmer Schelm, in diesem irdischen Jammerthale zurückbleiben. Und mich zu jener Reise vorzubereiten, suche ich auch meine Papiere in Ordnung zu bringen, und zu diesem Behufe sollen Sie mir, liebster Kolb, einen Dienst leisten, womit ich Sie, der so viel beschäftigt ist, nur notgezwungen belästige. Aber ich baue auf Ihren alten erprobten Eifer für meine Interessen. Ich bedarf nämlich zu einem Zwecke, dessen Auseinandersetzung zu weitläufig wäre, die Kollektion aller Artikel, die ich seit dem Ministerium der Herren Thiers und Guizot, also vom 1. März 1840 bis zur Februarrevolution, in der „Allgemeinen Zeitung“ drucken ließ.

Ich bitte Sie inständigst, lieber Kolb! mir sämtliche Artikel der bezeichneten Periode ohne irgend eine Ausnahme hervorzusuchen und durch die Diligence oder, was vielleicht noch weniger kosten würde, durch Kreuzkouvert hierherzuschicken. Wie unendlich leid thut es mir jetzt, daß ich nie Kopie davon behielt, daß ich die zeitgemäßen Abänderungen und Auslassungen der Redaktion nicht mehr wiederherstellen kann, und auch ein gute Anzahl Artikel, die Sie gar nicht abgedruckt haben, für mich verloren sind; — sollte gegen mein Erwarten irgend etwas dieser Art sich noch auffinden können, so würden Sie mir durch Mitteilung desselben einen außerordentlichen Dienst leisten. Wie schade ist es, daß Sie mir in der „Allgemeinen“ nicht immer freie Hand ließen und zumal meine bestimmten und immer wiederholten Voraussagungen über den damals unbeachteten Sozialismus als Schimären oder als indirekte Propaganda zurückgewiesen! Man würde mir zugestehen müssen, daß ich zu den Wenigen gehörte, welche die Zukunft am richtigsten beurteilt. Auch hat mich nichts überrascht. Betrübt hat mich jedoch vieles, und wie alle Propheten habe ich am meisten erduldet. Ich kann mich über die Siege meiner liebsten Überzeugungen nicht recht freuen, da sie mir gar zu viel gekostet haben. Dasselbe mag bei manchem ehrlichen Manne der Fall sein und es trägt viel bei zu der großen düsteren Verstimmung der Gegenwart. Hier ist alles ein Chaos. Jeder hat eine Solution in der Tasche; bares Geld wäre erquicklicher. Lange wässerige Parlamentsreden, aber kein Geist Gottes schwebt über dem Wasser. Kammer und Präsident haben Furcht voreinander und fallen voreinander auf die Knie, wie der Mohr und Papageno. Für den Präsidenten bin ich mit Leib und Seele, aber nicht bloß weil er der Neffe des Kaisers, sondern weil er auch ein wackerer Mensch ist und durch die Autorität seines Namens größerem Unheil entgegenwirkt; wie Ludwig Philipp es war, so ist auch Louis Bonaparte ein Mirakel zu gunsten der Franzosen. Ob er sich halten wird, ist eine andere Frage, denn diese Menschen fürchten nichts und haben nur die Stunde im Auge. — Sie sehen, ich bin ein armer, gelähmter Deutscher, der den gestrigen Tag nicht vergessen kann und der den kommenden Tag nur mit Scheu begrüßt. — Ich denke oft mit Kummer daran, daß Lindner und Lebret das Wiederaufstrahlen des Imperialismus durch Ludwig Napoleon nicht mehr erlebt haben. Welche Dithyramben hätten ihre alten Herzen gesungen! Wie oft denke ich der Vergangenheit, liebster Kolb, als wir noch im politischen Flügelkleide uns im idyllischen München ergingen! Fiffi und Figaro und vielleicht Madame Lindner selbst sind jetzt tot und

die Welt ist eine andere geworden. Vor einigen Nächten erinnerte ich mich daran, wie der alte Stägemann immer wieder gesund wurde, wenn Sie nach Augsburg reisten, um die „Allgemeine Zeitung" zu übernehmen. Ich lachte herzlich und vergaß meine Schmerzen. — Ich sehe jetzt die „Allgemeine" fast gar nicht, doch höre ich mit Vergnügen, daß Sie mir manche liebreiche Aufmerksamkeit darin erwiesen. Geht es mir einmal leiblich etwas besser, und kostet mir jede Manifestation nach außen nicht mehr so große Anstrengungen, so versuche ich vielleicht wieder, meine Pfoten in die Spalten der „Allgemeinen" zu klemmen. Ich schreibe sehr wenig und meistens nur Poetisches, lese sehr viel oder vielmehr ich lasse mir vorlesen und mehr erzählen, sehe manche wichtige Person und gottlob fast gar keine Deutschen. In Bezug auf letztere immer das alte Lied; da mir meine Mittel nicht mehr wie früher erlauben, mich ausbeuten zu lassen, so hat sich mancher freiwillig zurückgezogen. Da ich schon wegen meiner Beine nicht jedem Klatsch nachlaufen kann, um ihn zu rektifizieren, so verliere ich durch die Intrige der Schlechten mitunter auch einen Ordentlichen, das heißt ordentlich im Vergleiche mit den anderen. — Und nun leben Sie wohl, liebster Kolb, und nehmen Sie im voraus meinen Dank für die Mühe, die ich Ihnen verursache. Kommt durch die Mitteilung der verlangten Artikel etwa ein komplettes Exemplar der „Allgemeinen" zu schaden, so bin ich erbötig, diesen zu ersetzen. — Von Laube habe ich manchmal Brief, obgleich ich mit ihm wegen seines Buches über das Frankfurter Parlament in Delikatesse bin. Es ist ein perfides, böswilliges Buch. In Wien stehe ich auch in starker Verbindung mit meinem Bruder Gustav Heine, der dort das „Fremdenblatt" herausgiebt und ebenfalls politisch nicht mit mir harmoniert; wir sind aber doch intime Freunde, und was die liberale Presse vom Gegenteil wissen will, ist eitel Lug und Misere.

Grüßen Sie mir alle etwaige alte Bekannten, die sich meiner erinnern, und bleiben Sie freundschaftlich zugethan

Ihrem getreuen

Heinrich Heine.
50 Rue d'Amsterdam.

---

569. An J. Vesque v. Püttlingen.

Hochverehrter Herr!

Ich hätte Ihnen längst den Empfang Ihrer musikalischen Zusendung [1]) angezeigt und den gebührenden Dank dafür abgestattet, wenn ich nicht die Absicht gehabt hätte, Ihnen etwas mehr als eine banale Höflichkeit zu erweisen. Ich wollte Ihnen über Ihre schönen Produktionen, die mir von allen Seiten so sehr gerühmt worden, meine eigenen Empfindungen mitteilen, und ich hatte mich zu diesem Behufe schon um ein Fortepiano und einen Sänger umgesehen, der sie mir vortragen sollte. Aber wegen zunehmendem Übelbefinden mußte dieses auf-

1) Freiherr Vesque von Püttlingen in Wien hatte Heine seine Komposition der 88 „Heimkehr"-Gedichte zugesandt, welche unter dem Pseudonym J. Hoven erschienen war. Die Überbringerin der Kompositionen war die Mouche.

geschoben werden, und als ich vor einigen Tagen das Piano kommen ließ, merkte ich zu meinem Schrecken, daß es in meinem Krankenzimmer keinen Platz finden kann. Ich muß Ihnen gestehen, damit Sie die Misere begreifen, daß ich mich seit drei Jahren in eine sehr enge Wohnung zurückgezogen, um das Defizit der Februarerrungenschaften auszumerzen, daß ich seitdem in dieser engen Wohnung keine drei Noten Musik gehört habe und also von der Musik entfernt lebe. Ich bin aber im Begriffe, eine größere Landwohnung zu beziehen, und da werde ich in meinem Schlafzimmer, das ich nie verlassen kann, mir Ihre Kompositionen vortragen lassen. Ich liebe die Musik sehr, aber ich habe selten das Glück, gute Musik zu hören oder gar meine poetischen Schöpfungen durch Musik unterstützt zu sehen. Von den außerordentlich vielen Kompositionen meiner Lieder sind mir während den zwanzig Jahren, die ich in Frankreich lebe, nur sehr wenige, vielleicht kaum ein halbes Dutzend, zu Ohren gekommen. Ich habe sie vielleicht in hiesigen Soireen singen gehört, ohne zu wissen, daß es Kompositionen meiner eigenen Lieder gewesen, sintemalen die Übersetzer, die französischen Paroliers, sie unter ihrem eigenen Namen herausgeben. Ich habe mal ein Singspiel geschrieben, welches durch Zufall verbrannt ist; für Joseph Klein, den Bruder des verstorbenen Bernhard Klein, schrieb ich eine Oper, die derselbe komponierte, aber mitsamt meinem Texte später verloren hat.[1] In jüngster Zeit schrieb ich für das Theater der Königin in London eine Ballettpantomime, die vielleicht eines meiner besten Erzeugnisse, und die durch ihre musikalischen Motive einen guten Komponisten zu den größten Hervorbringungen anregen könnte; aber einer kleinlichen Kabale des Chefs des Balletts wegen mußte mein Werk im Karton des Impresarios bleiben, wo es alt und grau werden mag.

Mein Freund Heinrich Laube machte mir Hoffnung, den deutschen Text in Berlin oder zu Wien bei dem dortigen Theater anbringen zu können; er scheiterte jedoch zu Berlin, wo ich meines Preußenhasses wegen nicht sonderlich geliebt bin, und in Wien, wo ich mich besser empfohlen glaubte, fand er den insolentesten Widerstand bei dem Intendanten der Oper, den er mir als einen Herrn v. Holbein nannte; der Name ist mir so bekannt, und ich muß ihn gewiß schon einmal an irgend einen deutschen Pranger gesehen haben. Mein deutsches Ballettmanuskript ist jetzt zu Wien in Händen meines Bruders Gustav Heine, der Ihnen, wenn Sie sich durch Ihr Talent oder auch nur durch Ihren Einfluß dafür interessieren wollen, das Manuskript zur Ansicht mitteilen soll, wie sich von selbst versteht, unter Versprechen der gehörigen Diskretion. Sie werden sich jedenfalls alsdann überzeugen, daß ich ein Werk geliefert habe, welches nicht verloren gehen kann, obgleich es dem Hauptzweck des armen Dichters, dem weltlichen Erwerb, nicht entsprochen haben wird, da meine Tage gezählt sind, und zwar äußerst knapp. —

Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, daß es mir äußerst leid ist, Ihnen für Ihre freundliche Zusendung vorderhand nur danken zu können, doch habe ich Ihnen wenigstens einen Brief geschrieben, der

1) Vgl. Bd. VIII. S. 57.

etwas Besseres als eine gewöhnliche Höflichkeit, nämlich ein sympathisches Vertrauen, ausspricht. Ich bin mit solchen Briefen in meinem Leben nicht freigebig gewesen, und mein heutiges Schreiben mag Ihnen meine ausgezeichnete Hochschätzung bekunden.

Empfangen Sie die Versicherung derselben und genehmigen Sie meine heiterste Begrüßung.

Paris, Rue d'Amsterdam 50, den 22. Juni 1851.

Heinrich Heine.

---

370. An Professor M. Oppenheim.

Herr Professor!

Als ich im Jahre 1830 bei meiner Durchreise die Ehre hatte, Sie in Frankfurt zu sehen, und Sie mich angingen, Ihnen zu sitzen, um mich abzukonterfeien, willfahrte ich Ihrem Wunsche, und Sie versprachen mir, von meinem Porträt mir eine Kopie zukommen zu lassen. Dieses Ihnen abgenommene Versprechen war nicht eine Redensart der Höflichkeit oder der Freude über das Gelingen einer Arbeit, welches Ihr schönes Talent bekundete, sondern es war ein festgestelltes Bedingnis, und ich erinnere mich, daß ich des Bildes wegen länger alldort verweilte, als schier rätlich war. Zu Paris, wo ich seitdem, wie notorisch ist, immer zu finden war, und wo es Ihnen nicht an befreundeten Landsleuten jeder Gattung gebricht, harrte ich vergebens auf das versprochene Porträt, und statt dessen kam mir hier nur eine nach demselben kopierte Lithographie und ein kleiner Kupferstich zu Gesicht, der so miserabel ist, daß ich das Erbieten meines Freundes Julius Campe, nach oben erwähntem Porträt einen honetten Kupferstich verfertigen zu lassen, mit Vergnügen annahm und diesen Freund bat, Sie, Herr Professor, bei seiner Durchreise in Frankfurt zu ersuchen, das Porträt, unter gehöriger Gewährleistung, während der zu einem Nachstich notwendigen Zeit zu seiner Verfügung zu stellen. Indem ich zu diesem Ansuchen hinlänglich berechtigt, bin ich Ihrer Bereitwilligkeit im voraus überzeugt.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner Hochachtung, mit welcher ich verharre, Herr Professor,

Dero ergebenster

Heinrich Heine,
beider Rechte Doktor.

Paris, den 25. Juli 1851.

---

371. An Julius Campe.

Paris, den 21. August 1851.

Liebster Campe!

Ich hätte Ihnen bereits längst geschrieben, wenn ich nicht während der ganzen Zeit ohne deutschen Sekretär gewesen wäre; auch Herr Gathy war krank, und es ist kaum eine Woche, daß ich ihn wieder sah. Ich gab ihm einen Teil meines Manuskriptes zum Abschreiben, aber

bis jetzt hat er kaum den fünften Teil geliefert, welchen ich Ihnen durch die Post überschicken würde, wenn ich nicht befürchten müßte, daß unter den jetzigen Umständen ein so dicker Brief, addressiert an den berüchtigtsten deutschen Buchhändler, auf der Post einigen Schicksalen ausgesetzt sein dürfte, indem man, statt harmloser Gedichte, eine politische Schrift wittern würde. Ich habe es daher vorgezogen, noch einige Tage zu warten, indem mein Bruder Gustav, der in diesem Augenblick hier ist, heute über 8 Tage nach Hamburg reist und Ihnen alsdann fast das ganze Manuskript sicher behändigen kann. Ich werde Ihnen nämlich mein ganzes Originalmanuskript schicken, mit Ausnahme von etwa drei bis vier Druckbogen, welche Erläuterungen zum „Faust" enthalten sollen, die ich vorher durchaus umarbeiten muß, eine Arbeit, woran ich in diesem Augenblick nicht gehen kann, da meines Bruders Anwesenheit mich gänzlich in Anspruch nimmt und es mir schon mühsam genug ist, das Manuskript, das ich ihm für Sie mitgebe, gehörig zu ordnen. Ich habe gleich nach Ihrer Abreise während acht Tagen mich damit beschäftigt, das schönste meiner Gedichte, welches ich eben bei Ihrer Ankunft begonnen hatte, fertig zu machen, und ich bin sehr damit zufrieden. In dem Manuskripte, welches Sie erhalten, stehen nur vier Strophen auf jeder Seite, aber Sie können immerhin fünf Strophen auf jeder Seite drucken, da ich genug Manuskript habe. Ich habe sehr viele Gedichte, die ich nicht bedeutend genug hielt, zurückgehalten, und auch jedes Gedicht, welches politischen Anstoß erregen konnte, unterdrückt, so daß dieses Buch Ihnen auch nicht die geringsten Schwierigkeiten erregen dürfte. Sorgen Sie nur für schöne typographische Ausstattung.

Ich hoffe, daß Sie eine angenehme Rückreise gemacht haben; von Ihrer heiteren Ankunft ward ich sogleich unterrichtet. Ihrer Frau und Ihrem Söhnchen werden Sie wohl viel von Paris erzählen müssen. Ich bitte mich ersterer mit den freundlichsten Grüßen zu empfehlen. Mein Gesundheitszustand oder vielmehr meine Krankheitslage ist noch immer dieselbe. Ich leide außerordentlich viel, und erdulde wahrhaft prometheische Schmerzen, durch Ranküne der Götter, die mir grollen, weil ich den Menschen einige Nachtlämpchen, einige Pfennigslichtchen mitgeteilt. Ich sage: die Götter, weil ich mich über den lieben Gott nicht äußern will. Ich kenne jetzt seine Geier, und habe allen Respekt vor ihnen. — Mein Arzt giebt mir Hoffnung für diesen Winter. Wäre ich nur transportabel, so würden Sie mich bald in Hamburg wiedersehn. Apropos: da ich Ihnen ein etwas verworrenes Manuskript schicke, so wünsche ich verabredetermaßen, daß Sie mir immer die letzten Korrekturbogen zur Durchsicht hierherschicken.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie heiter gewogen

Ihrem Freunde

H. Heine.

*372. An J. H. Detmold.

Liebster Detmoldt!

Für den Fall, daß mein Bruder, welcher in diesem Augenblick abreist, einige Momente in Hannover verweilt, habe ich ihn beauftragt, Ihnen meine flüchtigen Grüße zu überbringen und mündlich mitzuteilen, wie es mir ergeht. Ich werde mir nächstens das Vergnügen machen, Ihnen direkt zu schreiben; in diesem Augenblick bleibt mir nur die Zeit für wenige Zeilen. Vielleicht konsultiert Sie mein Bruder in einer eigenen Angelegenheit, die Ihnen sehr frivol vorkommen dürfte, aber dennoch so wichtig ist, daß ich Sie um eine freundliche Mitwirkung angehe. Von Campe habe ich die jüngsten Nachrichten über Sie und [Ihr] Wohlergehen empfangen; mir geht es hundeschlecht, und es ist mir zu Mute, wie einem Pudel, der am Ersaufen ist. Dennoch will ich alle meine Schwimmkraft aufbieten, um über Wasser zu bleiben.

Ihr Freund

H. Heine.

Paris, den 26. August 1851.

373. An Julius Campe.

Paris, den 28. August 1851.

Liebster Campe!

Denselben Tag, wo ich Ihnen bereits geschrieben hatte, empfing ich Ihren ersten Brief, dessen Beantwortung ich aufschiebe, da der zweite, welcher dieser Tage anlangte, zunächst eine Beantwortung notwendig macht. Mein Bruder ist gestern morgen von hier abgereist und wird Ihnen also in einigen Tagen mein Manuskript einhändigen. Das erste, was Sie zu thun haben, ist, daß Sie die ganze dritte Abteilung des Buches, welches „Hebräische Melodien" betitelt ist, von sicherer Hand abschreiben lassen, um im Falle eines Mißgeschicks in der Druckerei eine Kopie behalten zu haben; denn diese ganze Partie existiert nur in diesem Originalmanuskript, ich habe keine Zeile davon in Paris.

Durch die Anwesenheit meines Bruders ist mein Kopf sehr fatal aufgeregt, und es wird grade, und leider in diesem Augenblick, unter meinem Fenster von Tischlern geklopft und gehämmert, daß meine Nerven in furchtbarsten Zustand geraten, und ich nicht weiß, ob ich imstande bin, in kurzer Frist den Schluß meines Manuskriptes zu fertigen. Ich habe noch einen ganzen Druckbogen des wichtigsten Inhalts zu schreiben, muß die früheren Erläuterungen, die in der That sehr amüsant sind, ganz umarbeiten, ich muß das Ganze unter meinen Augen hier abschreiben lassen, und da können wohl 3 Wochen darauf hingehen, ehe ich des Ganzen entbunden bin. Nur eine sehr kurze Vorrede werde ich geben, obgleich ich doch so manches im Interesse des Autors zu sagen hätte. Das Gedicht, welches „Disputation" überschrieben, machte ich nach Ihrer Abreise in großer Eile; das vorhergehende ist eigentlich nur ein Fragment — es fehlte mir die Muße zu Feile und Ergänzung — doch ich habe eingesehen, daß ich durch langes Zögern Ihre Interessen

gefährden könnte.[1]) Die Mängel, welche einem Buche durch solche Eilfertigkeit anhaften, bemerkt nicht die große Menge, aber sie sind darum nicht minder vorhanden und quälen manchmal das Gewissen des Autors.

Meinem Bruder habe ich gar keinen anderen Auftrag gegeben, als daß er Ihnen das Paket einhändige; die Ankunft meines Bruders war mir sehr erfreulich, aber ich litt sehr dadurch, daß er während seines Aufenthalts in der peinlichsten Verstimmung war, weil er einesteils beängstigende, seinen Interessen bedrohliche Nachrichten aus Wien erhielt; anderenteils, weil er eine todkranke, von den schrecklichsten Nervenleiden geplagte Frau mit sich führte . . . Dazu kommt, daß die Verschiedenheit der politischen Ansichten dennoch sogar unter Brüdern einen fatalen Einfluß ausübt. Ich habe manches nicht berühren können, und das störte jeden freimütigen Erguß. Es ist doch eine schreckliche Sache mit der Politik; man kann sich über diesen Aberglauben nicht ganz hinaussetzen. Ich hoffe, daß mein Bruder seine kranke Frau, mit welcher es bei der Abreise sehr bedenklich aussah, glücklich nach Hamburg gebracht hat, und ich bitte Sie, mir unverzüglich zu schreiben, sobald Ihnen das Manuskript behändigt ist — Schändlicher Egoismus! mein Manuskript beängstigt mich mehr, als meine Schwägerin! Schreiben Sie mir nur gleich einige Zeilen. Meine Übersiedelung nach Hamburg war das Hauptthema meiner Unterhaltungen mit meinem Bruder. Ich muß freilich noch überwintern hier in Paris, aber im Frühjahr rutsche ich fort.

Freundliche Grüße an alle Wohlwollende!

Ihr Freund

H. Heine.

---

374. An Julius Campe.

Paris, den 7. September 1851.

Liebster Campe!

Den Brief, worin Sie mir den Empfang meines Manuskriptes anzeigen, habe ich richtig empfangen, und ich danke Ihnen für die gute Aufnahme, welche meine jüngsten Geisteskinder bei Ihnen gefunden. Ich bin leider nicht so blind, wie Väter es gewöhnlich sind für die geliebten Kleinen. Ich kenne ihre Schwäche leider zu gut. Meine neuen Gedichte haben weder die künstlerische Vollendung, noch die innere Geistigkeit, noch die schwellende Kraft meiner früheren Gedichte, aber die Stoffe sind anziehender, kolorierter, und vielleicht auch die Behandlung macht sie der großen Menge zugänglicher, und das kann ihnen wohl einen Succeß und nachhaltige Popularität verschaffen. Jedenfalls aber weiß ich, daß ich Sie nicht mit Schund angeführt habe. Mit großem Eifer habe ich die Erörterungen über Faust umgearbeitet, bin heute erst damit fertig geworden und werde Ihnen dieses ehrliche Stück Arbeit vielleicht schon morgen oder übermorgen zuschicken. Sie werden Ihre Freude daran haben und begreifen, daß ich für das Buch wirklich etwas Bedeutendes thue durch diese Zuthat, die vielleicht über vier Bogen beträgt und das Buch um solche verstärkt. Ich hatte anfangs

---

1) Vgl. Bd. II. S. 387 ff.

die Idee, sie, mit den gehörigen, nur von mir aufgegabelten Citationen vermehrt, überhaupt erweitert, als ein besonderes Buch herauszugeben. Diese Idee bringe ich wirklich dem „Romancero" zum Opfer.

Außer dieser Arbeit schreibe ich aber für das Ballett noch eine besondere Einleitung von etwa sechs bis sieben Seiten, die noch vor dem Ballett, das Sie bereits in Händen haben, gedruckt werden muß.

Eine Vorrede werde ich auch zum ganzen Buche schreiben, die aber nicht groß werden soll, und vielleicht 6—7 Seiten betragen wird. Bei dieser Gelegenheit bitte ich Sie, liebster Campe, in der Abteilung meines Buches, welche „Hebräische Melodien" betitelt ist, einen Irrtum zu berichtigen, den ich mir, wie mir dort jetzt einfällt, zweimal zu schulden kommen ließ. Sowohl in der ersten Nummer des „Jehuda Ben Halevi," als auch in der „Disputation," wird der Tag der Zerstörung Jerusalems als der zehnte Tag des Monats Ab angegeben, das ist aber ein Irrtum: es muß dafür der neunte Tag des Monats Ab gesetzt werden.[1])

Den ersten Korrekturbogen meines Buches habe ich heute in der Frühe erhalten.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich gewogen

Ihrem getreu ergebenen

H. Heine.

Mein jetziger Sekretär ist ein dummer Teufel, der nicht orthographisch schreibt und falsch hört; — da ich seinen Brief nicht durchlesen kann, so mag Gott wissen, was er schrieb. Doch die Hauptsache werden Sie wohl verstehen. — Soeben erhalte ich den zweiten Korrekturbogen, sah ihn selbst flüchtig durch, und um keine Zeit zu verlieren, schicke ich Ihnen nur die Hauptkorrekturen. Ich bitte dem Setzer zu sagen, daß ich das **i** am Ende der Silbe und des Wortes immer mit einem Ypsilon (y) gedruckt haben will. Das seyn schreibe ich als Fürwort mit einem bloßen **i**, als Zeitwort mit einem **y**, zum Beispiel: Gott mag bey ihm seyn. Ich verlange überall diese Unterscheidung von **i** und **y**, wie auch in meinen Büchern immer zu sehen.

Ich lege Ihnen also die Blätter hier bei, worauf die Hauptkorrekturen.

Bin sehr krank. Dieser Tage mehr. Mein Kopf ist schwach und meine Frau bewundert mein Arbeiten in diesem Zustand. Aber man kann sich auf mich bis zum letzten Atemzuge verlassen.

Ihr Freund

H. Heine.

---

575. An Julius Campe.

Paris, den 10. September 1851.

Liebster Campe!

Beiliegend erhalten Sie das angekündigte Manuskript, welches den Schluß des Buches bildet; die Umarbeitung und Verkürzung dieses Manuskripts hat mir mehr Anstrengung gekostet, als wenn ich es ganz aufs neue geschrieben hätte. Übermorgen schicke ich Ihnen das ein-

1) Vgl. Bd. II. S. 397, Anm.

leitende Wort, welches vor dem Ballette gedruckt wird, und welches ich deshalb schreibe, weil ich in der Vorrede des Buches gar nicht von dem Ballett und Anhang sprechen will, damit Sie beide späterhin nach Belieben von den Gedichten ablösen können, je nachdem es Ihren Bedürfnissen passend. Die Gedichte würden in einem solchen Falle hinlänglich sein, den Band zu füllen. Ich bin in diesem Augenblick unendlich leidend, besonders meine Augen sind sehr krank, und deshalb kann ich Ihnen die Vorrede zum Buche erst gegen Ende des Monats schicken; ich will meinen Kopf 14 Tage ausruhen lassen und die Tagesgeschäfte allmählich abthun. Sie haben keinen Begriff davon, welch ein geplagter Mensch ich bin und wie wenig die Menschen auf meine Lage Rücksicht nehmen. Werde von allen Seiten in Anspruch genommen. — Meines Bruders Verfahren in Bezug auf Sie hat mich sehr verstimmt, und ich werde ihm nie mehr, weder bei Lebzeiten, noch posthum, einen Auftrag für Sie geben. Es ist mir daran gelegen, daß ich auch nach meinem Tode bei Ihnen in freundschaftlichem Andenken bleibe. — Daß in meinem Buche nicht alles Blume ist, sondern auch mitunter das liebe Gras hervorgrünt, ist mir wohl bewußt, aber ich wollte dieses nicht ausreuten, da ich das Buch als einen Nachlaß betrachtete. Jetzt aber will ich doch einiges ausrupfen, und ich bitte Sie, folgende sechs kleine Gedichte in der Abteilung, welche „Lamentationen" betitelt ist, ungedruckt zu lassen; sie sind wahrscheinlich schon gesetzt, aber sie müssen nichtsdestoweniger hinausgeschmissen werden. Es sind folgende, und betitelt:

Altes Kaminstück,
Diesseits und Jenseits,
Lebewohl (dieses Gedicht fängt an mit den Worten: Habe wie ein Pelikan u. s. w.),
Wandere! (es fängt an mit den Worten: Wenn dich ein Weib u. s. w.),
Kluge Sterne, und endlich
Morphine.[1])

Den dritten Druckbogen habe ich diesen Morgen erhalten und bei dem schrecklichen Zustand meiner Augen nur flüchtig ansehen können.

Diese Nacht, liebster Campe, fiel es mir ein, Sie zu bitten, Ihrem Versprechen gemäß mir den Brief meines Vetters und das darauf bezügliche Bewußte zu schicken; ich bin überzeugt, daß Sie es mir in der Weise schicken, wie Sie es mir versprachen, indem wir eines geliebten Hauptes dabei erwähnten, der mir Bürge sein sollte. — Ich lasse meinen künftigen Verleger, der sich hoffentlich wohl befindet, freundlich grüßen, sowie auch seine Frau Mama. Wenn Sie Ihrem Freunde Hauenschild[2]) schreiben, so sagen Sie ihm, wie sehr ich für seine liebreiche Gesinnung dankbar verpflichtet bin. Sobald ich aus dem Geschäftsstrudel ein bißchen heraus bin, will ich mich con amore mit ihm beschäftigen.

Ihr Freund

H. Heine.

1) Vgl. Bd. II. S. 335. 348. 358. 360. 369.
2) Georg Spiller v. Hauenschild (1825—1855) als Dichter unter dem Namen: Max Waldau bekannt.

576. An Julius Campe.

Paris, den 20. September 1851.

Liebster Campe!

Obgleich Ihr Brief mir neue Sorgen auf den Hals jagt und meine Thätigkeit in einem Augenblicke in Anspruch nimmt, wo ich sehr leidend bin, so hat er mir doch großes Vergnügen bereitet, indem ich daraus ersehen habe, daß ich Ihnen zwei Bücher statt eines Buches geben kann, und ich bin gerne bereit, dieses zu thun. Der Grund der Moralität, die leicht ausmerzbaren Anstößigkeiten in dem Brief an Lumley, sind für mich nicht das Bestimmende, aber diese Arbeit ist zu groß, trotzdem daß ich sie schon verkürzt, um noch in den „Romancero“ zu passen, und ich habe dieses selber schon gefühlt. Hatte ich doch vom Anfang an den Gedanken, nur das Ballett und nicht den Brief hier mitzuteilen, und ich ließ mich späterhin durch eine besondere Schrulle, die mir durch den Kopf fuhr, dazu bewegen. Ich hatte nämlich früher die Absicht, diese Arbeit zu einer Publikation zu benutzen, wovon ich nicht gern sprach, damit mir kein anderer meine Ideen nehme; es war dieses — und auch jetzt bitte ich es geheim zu halten — es war dieses eine Herausgabe des ältesten Faustbuchs, das gar nicht bekannt, sehr kurz und äußerst poetisch ist, während das vielbekannte Faustbuch von Widmann ungeheuer voluminös und platt prosaisch ist.

Ich dachte, mit meinem Namen als Herausgeber würde das Buch sehr in Kurs kommen, und eine populäre Anerkennung gewinnen. Ich muß jetzt diese Idee aufgeben, schon meines Hinsterbens wegen, und möchte sie gleichsam bei Ihnen deponieren. Lesen Sie mal gelegentlich das Büchlein in der wüsten Ausgabe bei Scheible, wo es in dem Wust begraben ist; es beträgt kaum 150 Seiten.

Sie sagen mir, daß Sie bei Ihrem dicken Papier den „Romancero“ mit den Gedichten abschließen könnten. Ich bin es zufrieden, und ich habe Ihnen also nur noch eine Vorrede zu schicken, die, wie ich Ihnen bereits angekündigt, gegen acht Seiten betragen mag. Ist der Bogen, dessen Korrektur ich Ihnen gestern zurück schickte, noch nicht in die Presse gegangen, so können Sie die beifolgenden Gedichte darin unterbringen; sie können nämlich gedruckt werden gleich hinter das Gedicht, welches „Plateniden“ betitelt ist, und zwar sollen sie in der Reihenfolge gedruckt werden, wie ich sie schicke und paginiert habe. Leider kann ich mich nicht entschließen, Gedichte, die ich für wahrhaft schwach halte, zu drucken, und da mir, außer solchen schwachen, nur anzügliche Gedichte übrig blieben, so kann ich Ihnen leider nichts als Füllwert schicken. Ich könnte allenfalls, wenn Sie es wünschen, der Vorrede den Namen: „Nachrede,“ geben, und sie somit ans Ende des Buches drucken. Sie können auch, wenn Sie wollen, ein Register am Ende geben. Nötigenfalls könnte ich auch ein paar Seiten Noten geben. Schreiben Sie mir darüber Antwort. —

Was das Y betrifft, so wünsche ich jedenfalls, daß es in dem Verbum seyn gedruckt werde, um dasselbe von dem gleichlautenden Fürworte zu unterscheiden. Und nun zum zweiten Buche, über dessen Titel ich noch nicht einig mit mir bin. Ist Ihnen vielleicht der Titel

recht: „Der Doktor Johannes Faust, ein Tanz-Poem, nebst kuriösen Erläuterungen von Heinrich Heine." In der Vorrede zum „Romancero" will ich das gleichzeitige Erscheinen dieses Büchleins ankündigen, und Sie können beide Bücher gleichzeitig erscheinen lassen. Schlägt der „Faust" ein, so habe ich die Freude, Ihnen ein hübsches Büchlein gegeben zu haben, das Ihnen, unbeschadet des „Romancero," der für sich stark genug ist, etwas einbringen wird, ohne extra Honorardepensen verursacht zu haben — es sei denn, daß Ihre Generosität sich zu einer besonderen Gratifikation entschlösse; doch dieses habe ich in diesem Augenblicke nicht im Auge, doch ist es menschlich, daß ich dergleichen erwähne. Der Mensch ist so ein Lump, daß er nicht lange an das Interesse anderer denken kann, ohne nicht dabei zu erwägen, ob er nicht dadurch zu gleicher Zeit auch sein eigenes Interesse fördern könne.

Ich wünsche, daß Sie etwas die besondere Erscheinung meines „Faustes" geheim hielten, damit etwaigen Gegnern, welche dasselbe gegen mich benutzen dürften, nicht Zeit gegeben wird, sich zu präparieren. Ihrer Familie die heitersten Grüße. Mit meinem Willen sieht es gut aus, aber schlecht mit meinen Kräften, und ich leide Tag und Nacht die schauderhaftesten Schmerzen.

Ihr Freund

H. Heine.

---

377. An Julius Campe.

Paris, den 23. September 1851.

Liebster Campe!

In diesem Augenblick erhalte ich den Korrekturbogen, welcher 13 und 14 bezeichnet ist, und von der Pag. 193 bis 216 geht. Ich bin aber durch den Anblick dieser Blätter in die äußerste Bestürzung geraten, indem ich sah, daß Sie, um eine gehörige Bogenzahl zu erschwingen, in der letzten Abteilung nur vier Strophen auf jede Zeile druckten. Dadurch wird mir mein ganzes Buch schimpfiert, wahrhaft verleidet; nicht sowohl, weil mir selber ein horror vacui, ein Schauder vor weißem Papier, angeboren ist, sondern auch weil ich dadurch dem Publikum gegenüber ganz eigentlich eine Blöße gebe. Ich, nicht Sie, ich habe das Buch vor dem Publikum geistig zu vertreten, und der fatale Eindruck, welcher durch jene Ungleichartigkeit des Druckes entsteht, fällt auf meine Gedichte zurück und schadet mir moralisch. Kurz, ich kann und will das nicht dulden, und wie krank ich auch bin in diesem Augenblick, so will ich doch lieber das Mögliche thun, um die Seitenzahl hervorzubringen, die gebührend ist, ohne daß Sie nötig haben, zu einem so schauderhaften Mittel, zu einer typographischen Maulsperre, Ihre Zuflucht zu nehmen. Drucken Sie nur das Buch weiter, ganz wie die vorigen Bogen, und so schwer es auch jetzt ist, glaube ich doch auf folgende Weise das Defizit decken zu können. Als ich das Buch schier für zu dick hielt, glaubte ich mich nötigenfalls auf einige wenige Seiten Vorwort beschränken zu können, um so mehr, da mir das Schreiben jetzt sehr sauer wird, und ich nur der Symmetrie wegen ein Vorwort projektierte. Jetzt will ich aber ein Vorwort von etwa einem

Druckbogen schreiben. Außerdem beträgt das Register, das Inhaltsverzeichnis, das Sie ohne mich anfertigen können, ebenfalls vier Seiten, und ich will zusehen, ob ich zum Schlusse noch einige Seiten Noten geben kann, wahrscheinlich vier bis fünf Seiten. Ende dieser Woche schicke ich Ihnen diese Vorrede. Schreiben Sie mir nur gleich Antwort, ob es nicht für Sie passender wäre, daß diese Vorrede am Ende des Buches als „Nachrede" gedruckt werde. Schreiben Sie mir auch gleich, ob diese Vorrede und das Inhaltsverzeichnis Sie hinlänglich deckt. Und jedenfalls lassen Sie wohl gleich den Satz wieder ändern, fünf Strophen statt vier Strophen auf jede Seite zu drucken befehlend. Es ist zu dunkel, als daß ich noch heute den Korrekturbogen durchgehe. Ich armer Teufel glaubte am Ende meiner Nöten zu sein und sehe jetzt leider, daß ich noch in der Mitte stecke; doch alles, was ich thue, geschieht gewissenhaft, und ich will immer honett und proper in jedem neuen Buche vor dem Publikum erscheinen. Da darf kein Knopf fehlen, aber bei dem vierstrophigen Druck der letzten Abteilung meines Buches fallen mir gleichsam die Hosen herunter vor aller Welt. Schreiben Sie mir nur gleich Antwort auf das, was ich Ihnen heute schrieb, und auch auf meinen letzten Brief in Bezug des Druckes des „Fausts." — Von meinem Bruder habe ich seit seiner Abreise noch keine Nachricht, obgleich er wichtige Dinge für mich zu besorgen hat. Ich denke ihm so bald als möglich bis zum letzten Sou zurück zu bezahlen, was er mir vorgeschossen. Er ist bei aller brüderlichen Liebe seines krakehligen Charakters wegen nicht die geeignete Person, der ich eine Einmischung in meinen litterärischen Angelegenheiten vertrauen dürfte. Was Sie mir in Bezug auf Christiani sagen, ist richtig, doch hoffe ich alles selbst besorgen zu können, was für meine armen Bücher doch immer das beste wäre. Ein fremder Herausgeber ist doch immer ein Stiefvater. Da ist manches Kindlein, dem das Rotznäschen gehörig abgewischt werden muß. Bleibe ich am Leben und bei einiger Kraft, so werde ich mich allem mit dem größten Eifer selbst unterziehen, und mancher Vorteil wird für Sie daraus erwachsen, den ich Ihnen später bezeichnen werde. Was den zweiten Band meiner Gedichte betrifft, so sehe ich vorderhand gar kein anderes Auskunftsmittel, als daß ich das Fehlende neu hinzudichte. Doch ich kann noch nicht mich bestimmt darüber aussprechen. Ich hätte Ihnen noch manches zu sagen, aber ich habe in diesem Moment Visiten zu erwarten, die meine wenigen Kräfte in Anspruch nehmen. Von Schiff habe ich Brief erhalten, aber keine Bücher, die er auf der Adresse ankündigt. Sagen Sie ihm gefälligst, daß ich ihm schreiben werde, sobald ich einige Muße habe.

Ihr freundschaftlich ergebener

H. Heine.

---

378. An Julius Campe.

Paris, den 1. Oktober 1851.

Lieber Campe!

Ihren letzten Brief — den Brief, worin Sie mir die auf Buchdruckerei angewendete Biertheorie mitteilen, — sowie auch den vorletzten

Brief, habe ich richtig erhalten. Gestern schickte ich Ihnen den letzten Korrekturbogen des „Romancero," sowie auch das für diesen bestimmte Nachwort, das ich unter den furchtbarsten Schmerzen und in dumpfer Betäubnis geschrieben, für welche Anstrengung ich vielleicht lange büßen muß. Ich habe Sie nicht stecken lassen wollen, um keinen Preis, gleichviel ob Sie es anerkennen oder nicht. Ich habe unterdessen wichtigere Interessen vertagt, als Sie mir glauben würden. Doch ich will nicht von meiner Methode abweichen und beschränke mich darauf, Ihnen heute das Nächstliegende zu schreiben und solches abzuthun.

1) Schicken Sie doch gleich in die Buchdruckerei und lassen Sie gefälligst die vorletzte Strophe im Gedichte: „Disputation," welches das letzte im Buche ist, folgendermaßen ändern:

Donna Blanka schaut ihn an,
Und wie sinnend ihre Hände
Mit verschränkten Fingern drückt sie
An die Stirn und spricht am Ende:[1])

2) Schicken Sie mir gleich, was mein Bruder in seinem Blatte über mich geschrieben hat; auch er schreibt mir davon, und ich möchte es wohl lesen.

3) Sobald es Ihnen nur irgend möglich ist, schicken Sie, noch ehe Sie den „Romancero" ausgeben, ein Exemplar unter Kreuzkouvert an den Dr. Peschel in Augsburg, abzugeben in der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung." Dieser verspricht, gleich davon eine Anzeige zu verfertigen.

4) Schicken Sie mir die Briefe, die Karl Heine betreffen, unter gewöhnlichem Briefkouvert hierher, da Sie dieselben in keinem Falle, wie Sie mir angekündigt, mit den Exemplaren schicken dürfen. Die Exemplare nämlich, wie alle Bücher, die mir von dorther kommen, werden hier zuvor im Ministerium des Innern deponiert, wo sie geöffnet werden; da ich bei solcher Öffnung nicht persönlich gegenwärtig sein kann, so habe ich meine Gründe, zu wünschen, daß nie Papiere in solchen Paketen sich befinden. Merken Sie sich dieses gefälligst für vorkommende Fälle.

5) Apropos, wenn Sie mir die Exemplare schicken, sehen Sie doch zu, ob Sie mir den Roman „St. Roche" von Frau von Paalzow mitschicken können, indem Sie denselben einer dortigen Leihbibliothek entlehnen; ich schicke Ihnen dann denselben nach vierzehn Tagen zurück.

6) An die Korrektur des „Faustes" mache ich mich gleich, sowie ich nur etwas jappen kann

7) Ich gebe Ihnen hiermit auch Avis über 2600 Mark Banko, die ich einen Monat nach dato an die Ordre von Herrn Hamberg & Co. auf Sie trassiere.

8) Melde ich Ihnen in Bezug auf meine Finanzen, daß mein Bruder in Prag war, und sich mit dem dortigen Direktor der Gaskompanie abgefunden hat, und ich laut diesem Abfinden für eine Forderung von 16000 Franken, die ich dort hatte, nur 5000 Franken bekomme, und zwar in Wechseln, welche im künftigen Juli fällig.

1) Vergl. Bd. II. S. 428.

Sie sehen, welche gute Geschäfte ich mache. Das bleibt aber unter uns. Ich melde es Ihnen auch nur in Bezug einer Anfrage, die ich Ihnen freimütig machen möchte. Sie sind ein Krösus, haben manchmal mehr bares Geld, als Sie notwendig brauchen, und im Falle Sie mir, mit Abzug des gegenwärtigen Diskontos, das Honorarquotum des „Romancero," das erst im künftigen Juli fällig ist, noch in diesem Jahre zu erheben gestatten, so würde mir dieses äußerst angenehm sein, und ich erstens mit meinem Bruder nichts Geldliches mehr zu schaffen haben, und zweitens keine zu große Provision durch eine Anleihe einbüßen. Aber ich wiederhole, daß ich diese Gefälligkeit durchaus nicht annehme, wenn Sie mir nicht die Differenz des Diskontos abrechnen. Sagen Sie nur kurzweg, ob es Ihnen paßt oder nicht. Sowie ich mit meinen Büchern fertig bin, befasse ich mich mit der definitiven Ordnung meiner weltlichen Geschäfte, und die letzte Zeile meiner Nachrede ist keine Phrase.

9) Über die „Neuen Gedichte" habe ich noch nichts Definitives herausgeklügelt. Wollen Sie wirklich den ganzen poetischen Heine in vier Bänden geben, das „Wintermärchen" mit dem „Atta Troll" zusammendruckend, so rate ich Ihnen, statt des Wintermärchens in den „Neuen Gedichten" den „William Ratcliff" aus meinen „Tragödien" zu drucken; denn dieses Stück ist ein Gedicht, welches in Geist und Ton zu den andern Gedichten paßt und sie ergänzt.

10) Sie hätten mich in eine schöne Verlegenheit gesetzt, wenn Sie meinen Ansprüchen auf eine Gratifikation in Bezug des Faustbuches dadurch begegnet hätten, daß Sie mich frügen: wie viel ich begehrte? Ich hätte verdrießlich die Zipfelmütze in der Hand herumgedreht und etwas Unverständliches gebrümmelt, wie arme, ehrsame Bürgersleute, denen man nach einer großen Hilfsleistung die Frage stellt: was unsere Schuldigkeit sei? Es versteht sich, daß Sie mir den „Romancero" sehr anständig honoriert haben, aber der „Faust" ist ein ganz anderes Buch, das Sie sich auch von Ihrem Publikum ganz extra bezahlen lassen. Und der Himmel weiß, daß ich mit großem Vergnügen die Sache so einrichtete und mein eigenes Interesse gern sakrifizierte. Ich begnüge mich mit der Avantage, die dieses mir Ihnen gegenüber bietet, für einen etwa späteren Fall, wo Sie mich nicht der Kleinlichkeit bezichtigen dürfen, wenn ich mein eigenes Interesse dem Ihrigen vorziehe. Aber dieser Fall trifft vielleicht nicht ein, da ich sehr krank bin und vielleicht nicht so bald daran denken kann, mich für eine große litterarische Arbeit anstrengen zu dürfen. Mein Abschied vom Publikum in der Nachrede ist bedeutsamer, als Sie glauben.

11) Haben Sie doch die Güte, zu meiner armen Mutter zu schicken und ihr sagen zu lassen, daß ich mich wohl befände, aber zu sehr beschäftigt sei, um schreiben zu können. Es wäre nicht übel, wenn in dem „Romancero"-Exemplar, welches meine alte Mutter bekömmt, die Nachrede ausgeschieden würde. Und

12) Grüßen Sie mir freundschaftlichst Ihre Lieben.

Ihr sehr müder Freund

Heinrich Heine.

---

*379. An J. H. Fichte.

Paris, den 6. Oktober 1851.

Wertester Herr Professor!

Ich vermag es kaum zu sagen, wie sehr ich es bedauerte, daß ich Sie vor Ihrer Abreise nicht nochmals sehen konnte. Ihr Besuch erweckte in mir sehr wohlthuende Erinnerungen, die auch heiter und erfreulich in mir nachklingen. In einem Buche, welches in diesem Augenblicke zu Hamburg von mir herausgegeben wird, habe ich ganz brühwarm benützen können, was Sie über Swedenborg sagten; kommt es Ihnen zu Gesicht, so mag es mein Andenken in Ihrem Gedächtnis auffrischen. Mein Zustand ist leider noch immer derselbe, und es will mich sogar bedünken, als litte ich unleidlich mehr als früher. Ich muß nun zusehen, wie ich die Geduld bewahre, so eine schreckliche Heimsuchung mit Anstand zu ertragen.[1] . . . .

Ich kann nicht umhin, Ihnen hier eine Anekdote zu erzählen, die noch heutzutage in Göttingen über mich im Umlaufe und die zufällig wahr ist. Als ich mich nämlich dort bei dem Justizrat Hugo meldete, um unter seinem Dekanate Doctor juris zu werden, überreichte ihm zugleich die siebenundzwanzig Louisdor der Promotionsgebühr. Der alte Hugo wollte das Geld nicht gleich annehmen, und er sagte zu mir: „Wir müssen Sie ja erst prüfen." Hierauf antwortete ich ihm: „Prüfet alles, das Beste behaltet." Ich muß gestehen, daß der Alte sich äußerst freundlich gegen mich betrug und als Dekan bei meiner öffentlichen Disputation zwar nicht meine juristischen Kenntnisse, aber meine versifizierenden Talente in einer sehr schönen lateinischen Allokution rühmte.

Ich grüße Sie herzlich und verharre mit ausgezeichneter Hochachtung und freundschaftlicher Ergebenheit

Ihr

Heinrich Heine.
50 Rue de Amsterdam.

380. An Julius Campe.

Paris, den 8. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Ich erhielt gestern nachmittag die Korrektur der Vorrede, und nachdem sie flüchtig durchgegangen, gab ich sie unverzüglich auf die Post. Da es spät war, konnte ich keine Zeile hinzufügen, und ich eile, Ihnen heute nachträglich zu bemerken, daß der Titel „Nachwort" nicht oberhalb des Textes gedruckt werden darf, sondern daß ihm ein ganzes Blatt, nämlich zwei Seiten, ganz wie dem Titel eines besonderen Abschnittes, gewidmet werden muß. Das ist nicht bloß typographisch nötig, sondern schützt auch vor dem Irrtum, als bezöge sich das Nachwort auf die letzten Gedichte des Buches. Ja, aus diesem Grunde wünsche ich, daß der Titel „Nachwort zum Romancero" heiße. Ich bitte dieses nicht zu vergessen; wir gewinnen auch dadurch zwei Seiten.

[1] Heine kommt nun auf eine private Angelegenheit, die projektierte Doktorpromotion eines Verwandten in Tübingen, zu sprechen. Der betr. Passus des Briefes ist nicht mehr vorhanden.

Die Verzierungen von Hauenschild sind wunderschön, und werden sich sehr gut machen.

Ihren jüngsten Brief, nebst der Einlage alter Schreibesünden, habe ich diesen Morgen empfangen, doch ist es noch zu dunkel, als daß ich ihn lesen könnte; ist etwas Dringendes darin enthalten, so soll es morgen beantwortet werden. Doch glaube ich, die Hauptsachen sind schriftlich erledigt. Ich sehe, Sie schicken mir heute nicht den Artikel meines Bruders; im Fall Sie ihn nicht besitzen, so lassen Sie doch meiner Schwester wissen, daß sie mir ihn unverzüglich schicken solle; denn Madame Embden besitzt ihn sicher, und da vielleicht etwas darin steht, was meine Mutter nicht lesen soll, so will ich selber keine Anfrage direkt machen.

Gestern habe ich meine Bücher aus der Hamburger Lesebibliothek, die mein Bruder nicht mitnehmen wollte, an meine Mutter zurückgeschickt, und ich will es so einrichten, daß die neue Sendung solcher Bücher mir zugleich mit den Exemplaren des „Romancero" und des „Fausts" zugeschickt werden könne. Die von Schiff angekündigten Bücher sind mir bis zu dieser Stunde noch nicht zugekommen.

Soeben erhalte ich auch Brief von Herrn Weerth und bitte Sie, ihn vorläufig recht heiter und liebreich von mir zu grüßen.

Ich liege in großen Schmerzen und fange wieder an viel zu beten, was immer ein schlechtes Zeichen ist.

Ihr Freund

H. Heine,
Dr. Juris.

381. An Julius Campe.

Paris, den 13. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Obgleich ich heute sehr von Migräne geplagt und folglich sehr unwirsch bin, will ich doch Ihren Anfragen in Bezug auf die „Neuen Gedichte" mit einer bestimmten Antwort begegnen, und Ihnen meinen bestimmten Bescheid melden. Obgleich ungern, doch notgedrungen, entschließe ich mich, anstatt des „Wintermärchens" dorthin den „Ratcliff" zu geben; Ihre Gründe sind ganz richtig, und damit Sie keine Stunde länger zu warten brauchen, habe ich den „Ratcliff" bereits durchgesehen und schicke Ihnen beiliegend die Veränderungen für den neuen Druck. Merken Sie sich gefälligst, daß die Aufschriften: „Erster, Zweiter u. s. w. Auftritt" überall wegfallen. Da das „Wintermärchen" jetzt in den „Neuen Gedichten" fehlen wird, so muß dort auch die alte Vorrede des Buches gänzlich unterdrückt werden; es ist auch nicht viel dran verloren, und die Vorrede, die eigens für das „Wintermärchen" geschrieben ist, findet alsdann später bei letzterm seinen Platz. Ich sehe mich genötigt, jetzt einige neue Zeilen Vorrede zu den „Neuen Gedichten" zu schreiben, die ich Ihnen später einschicke. Alles, was sie sagen, liebster Campe, in Bezug auf Ihre buchhändlerischen Interessen, ist ganz richtig. Der „Atta Troll" ist in der That zu dünnbeinig, um einen Band zu füllen. Aber ich habe schon bei der letzten Herausgabe das Möglichste gethan,

durch Umarbeitung, durch Hinzufügung von sechs neuen Stücken, einer Vorrede insgleichen, wozu ich mich keineswegs verpflichtet hatte, was ich ganz der Sache wegen that, ganz uneigennützig, indem ich auch wirklich kein einziges Wort der Anerkenntnis von Ihnen dafür empfing. Später, als ich in schöner Muße zu Montmorency lebte, hatte ich die Absicht, den „Atta Troll“ um wenigstens ein Drittel zu vermehren, und ich skizzierte bereits die köstlichsten Partien; doch auf meine Anfrage bei Ihnen, ob ich diesen Plan ausführen sollte und gewärtig sein könne, daß ich für diese neue große Arbeit honoriert werde, empfing ich von Ihnen keine Antwort. Bei epischen Gedichten kann man nicht das Ganze gleich geben, und so ein Opus wächst mit den Jahren. Jetzt, wo die Heiterkeit meines Geistes gebrochen, ist nun an die Vollendung des „Atta Troll“ gar nicht mehr zu denken, zu meinem und zu Ihrem Schaden. So hat Ihr langjähriges Stillschweigen mißlich gewirkt; durch besprechendes Verständnis hingegen, wie Sie in der jüngsten Zeit gesehen haben werden, gelangen wir beiderseitig zu größerm Vorteil. Ein freudiger Gedanke ist es mir, daß ich Sie nächstes Jahr vielleicht wieder hier in Paris sehe. Alsdann will ich Ihnen auch meine großen, schematisierten Trolliaden zeigen, die jetzt verloren gegangen. Die Spanne Leben, die ich noch habe, will ich für wichtigere Dinge, als für Altflickerei, anwenden; auch kann ich nur eine Sache auf einmal thun. Gestern abend besuchten mich Herr Gottschall und Cornet; letzterer brachte mir den gehefteten „Romancero.“ Sie kündigten mir noch einige andere solche Exemplare an, die ich aber, da Kopf und Schwanz fehlen, nicht den Personen geben kann, die von mir ein Exemplar erwarten. Wenn sie mir Gottschall bringt, werde ich sie hier zu Ihrer Verfügung halten. Ich habe wenigstens 7 Exemplare des „Romancero“ hier notwendig, z. B. 2 für meine beiden Ärzte, 1 für den Schreiber dieser Zeilen, 1 für die „Revue des deux Mondes“ u. s. w., kurz, Sie thäten gut, mir ein Dutzend Exemplare her zu schicken. In Hamburg wünsche ich über 5 Exemplare zu verfügen, und ich bitte Sie selbst, schicken Sie ein Exemplar an meine Mutter, ein zweites an meine Schwester und ein drittes an Karl Heine, mit einigen besonders hinzugefügten Zeilen, daß diese Zusendung in meinem Namen geschieht; ich bitte Sie, dieses nicht zu vergessen, damit mein Vetter mich keiner Vernachlässigung zeihen kann. Zu jedem Exemplar des „Romancero“ fügen Sie einen „Faust.“ Endlich bitte ich Sie, ein Exemplar von jedem Buche an meinen Bruder Gustav nach Wien, und ein anderes Exemplar des „Romancero“ nebst „Faust“ an meinen Bruder Max nach Petersburg durch gute Gelegenheit zu schicken.

Ich habe Ihnen bereits bemerkt, daß Sie so bald als möglich an Herrn Doktor Peschel in Augsburg, der für die „Allgemeine Zeitung“ einen Artikel schreiben wird, ein Exemplar des „Romancero“ und des „Faust“ unter Kreuzkouvert schicken, das ist Ihr eigenes Interesse. Es gehört, glaube ich, auch zu Ihrem eigenen Interesse, daß Sie ein Exemplar an Varnhagen von Ense in Berlin und ein Exemplar „Romancero“ und „Faust“ an Detmold in Hannover schicken. Unsern lieben Freund Herrn Weerth brauche ich Ihnen nicht zu empfehlen. Apropos, da fällt mir ein, daß Sie auch ein Exemplar vom „Romancero“ und

vom „Faust“ unverzüglich an Herrn Ferdinand Friedland, Direktor der Gasbeleuchtungsanstalt in Prag, schicken; es liegt mir etwas daran. Den Artikel von meinem Bruder habe ich noch nicht erhalten, und habe ihm auch noch nicht geschrieben.

Ich danke Ihnen für Honorierung meiner Tratte

Wen ich für den Fall meines Absterbens mit den Geschäften meiner Frau betrauen werde, weiß ich noch nicht, da ich eingesehen habe, wie der krakehlige Charakter meines Bruders zu solchen Dingen nicht paßt. Glauben Sie mir, ich bin wirklich übel dran, wenn ich all' meinen Pflichten genügen soll, wie es jeder Mann von Gefühl und Ehre thun muß.

Daß ich mich zu einem Diskonto erbot, ist wirklich mein Ernst, obgleich ich wohl weiß, daß solches Ihrem Ohre nicht nobel genug klingt. Aber das Rechnen ist doch einmal in dieser Welt eine notwendige Sache, und so hoch kann der Hamburger Diskonto nicht sein, daß ich nicht dennoch dabei profitiere, wenn ich mich dem hiesigen Diskonto entziehen kann. Thun Sie, wie Sie wollen, aber vergessen Sie nicht, daß mir viel damit gedient ist, wenn ich meine Geschäfte in Ordnung bringe und mich ganz meinen Arbeiten überlassen kann.

Ihr Freund

H. Heine.

---

582. An Julius Campe.

Paris, den 15. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Jetzt erst sehe ich, wie schön mein „Romancero“ gedruckt ist, nachdem ich ihn mit den „Neuen Gedichten“ verglichen, die ich zur Hand genommen, um das Defizit zu kollationieren. In den „Neuen Gedichten“ (die wir jetzt den zweiten Band nennen wollen) ist nur das „Wintermärchen“ fünfstrophig eng gedruckt, und wenn ich auch nun dieses mitsamt der Vorrede ausscheide und durch den „Ratcliff“ ersetze, so bleibt es doch ein sehr magerer Band, und ich fürchte, das wird sehr dürftig aussehen. Ich will zusehn, als Füllwerk einen oder anderthalb Bogen hinzuzufügen, indem ich einen Teil der Gedichte, die ich nicht für den „Romancero“ geeignet fand, hier und da einschiebe. Ich bin aber in diesem Augenblick sehr kopfbetäubt und habe in diesem Augenblick schon so viel Opium im Leibe, daß ich kaum weiß, was ich diktiere. Gestern war Gottschall bei mir; er fand mich aber in den größten Leiden. Von einem Hamburger erfahre ich, daß Stücke des „Romancero“ dort schon in vieler Leute Mund sind. Ich habe Cornet, welcher ihn ganz gelesen, und von Gottschall erhalten hatte, um des Himmels willen gebeten, nichts davon mitzuteilen. Ohne diese Vorsicht hätte er bereits an Dingelstedt das Gedicht, das an seine Adresse ist, kopiert überschickt. Ich hoffe, daß auch Gottschall Wort hält, den hiesigen Litteraten nichts vom „Romancero“ mitzuteilen, sonst füllen die ihre Korrespondenzen mit verstümmelten Auszügen. Es wäre gut, wenn der „Romancero“ nach Paris am spätesten käme; ich traue meinem Freund Venedey nicht, welcher, wie ich weiß, sehr belgische Gedanken hat. Dagegen habe ich dennoch

gesorgt, daß von hier aus für unser Buch eine bedeutende Reklame ausgeht; ich habe nämlich der „Revue des deux Mondes" gestattet, in einer schönen Anzeige die französische Übersetzung von etwa 6 Piecen zu interkalieren. Dadurch werden solche Piecen unverstümmelt bekannt, ohne daß man dennoch das Original hätte. Gestern war Herr Taillandier bei mir, sah das „Romancero"-Exemplar auf meinem Tische, und da ich ihm sagte, daß in diesen Tagen das Buch in Hamburg ausgegeben wird, so wird er wohl Sorge tragen, daß die erwähnten Gedichte mit einer schönen Einleitung von ihm unverzüglich in der Revue erscheinen; es sind: „Der Schatz des Rhampsenit," „Rudèl und Melisande," „Karl I.," (diese beiden Gedichte waren bereits früher im Deutschen gedruckt), sowie auch „Schlacht bei Hastings" und „Der weiße Elefant," welcher ein Spaßgedicht auf eine wohlbekannte Dame des hiesigen Hofes ist, nämlich auf die Gräfin Kalergi, und gewiß hier viel Aufsehen machen wird.[1]) Sie haben keinen Begriff davon, mit welcher Standhaftigkeit ich den Deutschen jede Mitteilung dieser Art abschlug. Auch Cotta habe ich nichts senden wollen, und habe auch meinem Bruder, so hartnäckig er auch forderte, ein Gedicht für sein Blatt verweigert. Sorgen Sie aber dafür, daß die „Allgemeine Zeitung" so rasch als möglich ein Exemplar bekömmt, unter der schon bemeldeten Adresse. Ich habe vergessen, Sie auch zu ersuchen, ein Exemplar des „Romancero" und des „Faust" an Alfred Meißner nach Prag zu schicken.

Meine litterärischen Sorgen haben so sehr meinen Kopf in den letzten acht Tagen in Anspruch genommen, daß ich ganz vergaß, daß heute der Tag sei, wo die Miete bezahlt wird, und nachdem Mademoiselle Pauline in meinem Sekretär nachsah, wie viel Geld noch vorrätig, fand sich zum Glück, daß es zur Zahlung der Miete ausreichte, und daß mir noch 33 Sous übrig bleiben. Da sage mir nun jemand, ich sei kein Dichter!

Und nun leben Sie wohl, und grüßen Sie mir freundlich Frau und Kinder.

Mit Freundschaft und Ergebenheit

Heinrich Heine.

---

383. An Julius Campe.

Paris, den 21. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Seit drei Tagen stöbere ich vergebens nach einigen Blättern herum, die ich noch vor drei Wochen zur Hand hatte, und welche Gedichte enthielten, die ich für den zweiten Gedichteband gern benutzt hätte; aber ich finde sie nicht, und sie sind gewiß, wie manches andere, durch meine Weiber verzettelt worden. Ich muß mich daher begnügen, Ihnen für den zweiten Gedichteband den beifolgenden Cyklus zu schicken, der „Ollea" überschrieben ist, und zwischen den Romanzen und den Zeitgedichten gedruckt werden soll. Er besteht zum größten Teil aus Ge-

---

1) Vgl. Bd. II. S. 266 ff.

dichten, die ich im „Romancero“ nicht aufgenommen habe. Ich füge auch anbei ein Gedicht, welches Sie zu den „Schöpfungsliedern“ im zweiten Gedichteband drucken können. Im ersten Teile des „Salons“ (pag. 178, 179 und 180), ist ein Gedicht, welches „Diana“ überschrieben ist; dieses aus drei Nummern bestehende Gedicht ist in den „Neuen Gedichten“ nicht aufgenommen worden, und es kann jetzt im zweiten Gedichtbande, in derselben Ordnung wie im „Salon,“ interkaliert werden.

Ein Lump giebt mehr, als er hat! Und somit betrachte ich Ihre Wünsche im betreff der „Neuen Gedichte“ erledigt.

Ich habe noch keine besondere Stunde gehabt, um mir aus Hauenschilds Buch[1]) vorlesen zu lassen; ich will ihm nicht eher schreiben, ehe ich das Buch nicht gründlich in mir aufgenommen habe.

Meinen herzlichsten Dank melden Sie ihm gefälligst; er überhäuft mich wirklich mit Güte, wie ich dessen nicht in der jüngsten Zeit gewohnt bin.

Leider diejenigen, die es freundlich und liebreich mit mir meinen und dabei bedeutende Naturen sind, leben fern von mir, während ich in meiner nächsten Umgebung nur Schraffel sehe, die mich neidisch anfeinden, wenn sie merken, daß ich mich nicht ausbeuten lasse. Ich habe schreckliche Liedchen hierüber zu singen. Vielleicht erzähle ich Ihnen später davon. Ich wiederhole Ihnen auch meinen wohl motivierten Wunsch, den „Romancero“ nur spät an die Pariser Buchhandlungen abgehen zu lassen. Ich finde, daß Sie mein Bild sehr teuer angesetzt haben. Für eine Lithographie ist es etwas zu teuer. Schicken Sie mir doch so bald als möglich einen Abdruck unter Briefkouvert; falten Sie ihn so, daß das Gesicht nicht ganz verknickt wird. Ich will bloß sehen, wie die Lithographie ausfällt.

Herr Gottschall und Cornet scheinen sich in Paris sehr zu amüsieren.

Ihr Freund

H. Heine.

---

*384. An Eduard v. Fichte.

Paris, den 24. Oktober 1851.

Wertester Herr Doktor!

Ich habe leider nur zu triftige Gründe, womit ich mich entschuldigen kann, daß ich Ihren freundlichen Wünschen erst heut entspreche. Ich war nämlich zu krank, als daß ich meine alten Kartons durchstöbern konnte, um etwas erklecklich gut Geschriebenes herauszufinden. Seit drei und ein halb Jahr schreibe ich gar nicht mehr eigenhändig, und ich habe Ihnen etwas geben wollen, worin noch nicht Spuren von Lähmung und Erblindung.

Ich wünsche Ihnen vieles Glück zu Ihrer bevorstehenden kühnen

1) „Nach der Natur“ (Hamburg 1851).

Unternehmung. Haben Sie die Güte, gefälligst den inliegenden kleinen Brief an Ihren Herrn Vater nach Tübingen zu fördern.

Ich verharre mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebener

Heinrich Heine.
50 Rue d'Amsterdam.

P. S. Ich will den Brief an Ihren Herrn Vater direkt schicken

---

385. An Julius Campe.

Paris, den 27. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Ich habe nachträglich zu meinem letzten Briefe Ihnen zu bemerken, daß, im Fall Ihnen der zweite Gedichtband, trotz dem Hinzugefügten, dennoch ein zu magres Aussehen zu haben bedünkt, ich Ihnen den Vorschlag mache, das Fragment aus „Manfred" von Byron, welches in meinen bei Maurer erschienenen Gedichten enthalten ist, jetzt in dem zweiten Gedichtbande aufzunehmen, so daß dieses Fragment gleich hinter dem „Ratcliff" abgedruckt würde. Aber nur das „Manfred"-Fragment bitte ich zu drucken, nicht aber die wenigen andern Gedichte von Byron, welche ich hinzugefügt.

Ich glaube, es gehört zu meinen schönen Eigenschaften, daß man immer weiß, wie man mit mir dran ist. Wo ich ein Gleiches nicht finde, überkömmt mich eine gewisse Unbehaglichkeit, deren ich mich nicht erwehren kann. So etwas, unter uns gesagt, passiert mir in Bezug auf Gathy; ich will mich nicht über ihn beklagen, aber es ist nicht bloß eine natürliche Ängstlichkeit bei ihm, sondern etwas seltsam Verstecktes, was mich bei ihm immer gewissermaßen unheimlich berührte. Meine Fühlhörner ziehen sich zurück, ohne daß ich recht weiß, warum. Ich sage das, damit Sie voraus wissen, wie wenig ich in Bezug auf besprochene Projekte auf ihn rechnen darf. Er ist gewiß ein braver Mensch, aber er ist nicht mein Mann. Mit Freude würde ich ihm alles zuliebe thun; jedenfalls möchte ich ihn nicht ausbeuten, und in dieser Beziehung wünsche ich auch, daß Sie die Arbeiten und Bemühungen, die ich ihm namentlich bei der Redaktion meines Faustbuches gemacht habe, anständig retribuieren.[1]) . . . .

Das Schriftchen über Faust, welches ich der Güte des Herrn Hauenschild verdanke, habe ich mit großem Vergnügen gelesen, da es sehr schlecht ist und ich daraus ersehe, daß mein Büchlein nicht überflüssig ist. Die Masse der Faustlitteratur zeigt, daß die Deutschen noch immer für diesen Stoff empfänglich sind; mag immerhin der und jener ein neues Buch über den alten Zauberer oder das alte Buch in erneuter unbezaubernder Form herausgeben, wie Simrock dieses thun wird oder gethan hat: immerhin, in diesen Büchern wird etwas nicht enthalten sein, was mein Buch schon auf dem Titelblatt bietet, oder wenn ich das alte

1) Der folgende Passus enthält rein geschäftliche Auseinandersetzungen.

Buch selbst herausgebe, bieten wird, nämlich mein Name. Mein Publikum wird sich dadurch angezogen fühlen, andern wird der Name als Garantie gelten, daß ich etwas Sehenswertes bringe, und man wird auch einer bloßen Edition von mir einen Vorrang vor unbekannten Kompilatoren gewähren. Diesmal aber gebe ich in wenigen Bogen nicht bloß viel Belehrung, sondern auch eine litterarische Kuriosität, die gewiß nicht unbeachtet bleiben wird, wenn wir auch jetzt noch nicht wissen, welchen Schicksalen das tolle Kind entgegenläuft.

Freundschaftlich grüßt Sie

Ihr treu ergebener

H. Heine.

*586. An St. René Taillandier.[1]

Cher monsieur Taillandier!

J'ai un peu tardé à vous écrire, parce que je ne pouvais pas remettre la main sur l'article de Chasles[2]); enfin, j'ai trouvé une espèce d'épreuve que j'ai hâte de vous faire parvenir. Je vous envoie, en même temps, une notice qu'un de mes amis a écrite il y a sept ans, et qui n'a pas éte imprimée.

Ma tête est trop délabrée pour que je sois en état de dicter des notes récentes. Je me borne à vous dire que la date de ma naissance n'est pas trop exacte dans les notices biographiques sur mon compte. Entre nous soit dit, ces inexactitudes semblent provenir d'erreurs volontaires, qu'on a commises en ma faveur lors de l'invasion prussienne, pour me soustraire au service de Sa Majesté le roi de Prusse. Depuis, toutes nos archives de famille ont été perdues dans plusieurs incendies, à Hambourg. En regardant mon acte de baptême, je trouve le 13 décembre 1799 comme date de ma naissance. La chose la plus importante, c'est que je suis né, et né aux bords du Rhin, où j'avais déjà fait, à l'âge de seize ans, une poésie sur Napoléon, que vous trouverez dans mon „Buch der Lieder," sous le titre „les Deux Grenadiers," et qui vous fera voir que tout mon culte d'alors était l'impereur.

Mes ancêtres ont appartenu à la religion juive; je ne me suis jamais enorgueilli de cette origine, moi qui me sentais déjà assez humilié quand on me prenait pour une créature simplement humaine, pendant que Hégel m'avait fait croire que j'étais un dieu! J'étais si fier de ma divinité, je me croyais si grand, que, quand je passais par la porte Saint-Martin ou Saint-Denis, je baissais involontairement la tête, craignant de me heurter contre l'arc. C'était une belle époque, qui est passée depuis longtemps, et à laquelle je ne puis penser sans tristesse, en la comparant à mon état actuel, où je suis misérablement couché sur le dos. Ma maladie fait des progrès terribles!

---

1) Die Briefe an St. René Taillandier sind der französischen Ausgabe des Briefwechsels, Bd. III. S. 208 ff. entnommen.
2) Vgl. Bd. VIII. S. 179.

Je n'ai pas encore reçu mon „Faust." Aussitôt qu'il arrivera, je vous l'enverrai sous bande.

En vous remerciant de tout l'intérêt que vous me témoignez, je ne saurais assez vous exprimer combien je vous affectionne et quelle haute estime je vous porte. Veuillez en recevoir l'assurance sincère de votre tout dévoué.

Henri Heine.

Paris, 3. novembre 1851.

P.-S. J'ai marqué par quelques traits de plume un passage de cette lettre que je vous permets volontiers d'intercaler dans votre article, si vous trouvez occasion de le faire sans que je paraisse y avoir part; je n'ai pas besoin de vous recommander l'à-propos, à vous qui avez fait preuve de tant de tact, et qui avez toute l'adresse d'un diplomate, quoique vous soyez imprégné du génie d'outre-Rhin.

387. An Georg Weerth.[1])

Paris, den 5. November 1851

Liebster Herr Weerth!

Sie werden gewiß selber schon mal die Bemerkung gemacht haben, daß wir öfter an diejenigen denken, denen wir aus Saumseligkeit eine Antwort schuldig geblieben, als an denjenigen, dem wir immer gleich einen notdürftigen Höflichkeitsbrief schreiben und mit solchem gleichsam so bald als möglich abzufertigen suchen. So geschieht es auch, daß Sie, lieber Weerth, sich täglich in meinem Gedächtnisse immer tiefer einwurzeln, während ich mir beständig den Vorwurf mache, daß ich Ihnen für die vielen freundlichen Zeilen, die Sie an mich gerichtet, und besonders für Ihr letztes erheiterndes Schreiben noch nicht meinen Dank ausgesprochen habe. Aber ich wartete immer auf eine gesunde Stunde, die nie kam, und heute endlich entschließe ich mich dazu, ich weiß nicht warum, da ich doch eben mehr als je in diesem Augenblicke leidend und sauertöpfisch gestimmt bin. Seit einigen Wochen ist mein Zustand viel schlimmer geworden, ich kann nicht mehr mit dem gewöhnlichen Leichtsinn auf Besserung hoffen, und auf den ärgsten Fall mich vorbereitend, suche ich wenigstens meine Briefschulden zu zahlen. Aber auch meine anderen Schulden tilge ich gewissenhaft, und es ist vielleicht noch kein Dichter so philisterhaft respektabel gestorben, wie ich es sein werde, wenn mich der Herr zu sich rufen wird zum ewigen Leben, wie die Frommen sagen. Es freut mich, daß Ihnen meine Vorrede[2]) gefallen hat; leider habe ich weder Zeit noch Stimmung gehabt, darin auszusprechen, was ich eben darthun wollte, nämlich, daß ich als Dichter sterbe, der weder Religion noch Philosophie braucht und mit beiden nichts zu schaffen hat. Der Dichter versteht sehr gut das symbolische Idiom der Religion und das abstrakte Verstandeskauderwelsch der Philosophie,

1) Georg Weerth, bekannter Mitarbeiter der „Neuen Rheinischen Zeitung" und Verfasser des „Schnapphahnski." Aus dem Buche von Steinmann, l. c. Bd. I. S. 211 ff.
2) Vgl. Bd. II. S. 257 ff.

aber weder die Herren der Religion, noch die der Philosophie werden jemals den Dichter verstehen, dessen Sprache ihnen immer spanisch vorkommen wird, wie dem Maßmann das Latein. Durch diese linguistische Unkenntnis geschah es, daß diese und jene Herren sich einbildeten, ich sei ein Betbruder geworden. Sie begreifen nur die Mistgeschöpfe, denen sie gleichen, wie Goethe sagt, den ich um seinen göttlichen Namen beneide. Apropos Goethe. Ich habe vor einiger Zeit wieder Eckermanns Gespräche mit Goethe gelesen und ein wahrhaft pomadiges, besänftigendes Vergnügen daran gefunden. Lesen Sie doch diese zwei Bände, im Fall Sie sie noch nicht kennen, und im Fall Sie vielleicht den später erschienenen dritten Teil dieser Gespräche auftreiben können, suchen Sie mir denselben gelegentlich zukommen zu lassen. Ich beschäftige mich gern zu meiner Geistesabspannung mit solcher Lektüre; meistens lese ich jetzt Reisebeschreibungen, und seit zwei Monaten bin ich nicht aus Senegambien und Guinea herausgekommen. Der Überdruß, den mir die Weißen einflößen, ist wohl schuld daran, daß ich mich in diese schwarze Welt versenke, die wirklich sehr amüsant ist. Diese schwarzen Negerkönige machen mir mehr Vergnügen, als unsere heimischen Landesväter, obgleich sie ebenfalls von Menschenrechten wenig wissen und die Sklaverei als etwas Naturwüchsiges betrachten.

Ich hoffe, daß Ihnen mein „Romancero“, besonders aber mein „Faust“ gefallen wird. Gott weiß, daß ich auf diese Bücher keinen großen Wert lege, und daß sie nicht so bald das Tageslicht gesehen hätten, wenn Campe mir nicht die Daumschrauben angelegt. Ich komme zu dieser Publikation wie die Magd zum Kinde, ja zu zwei Kindern. Campe kann Ihnen erörtern, wie ich das meine. Über das Schicksal meiner Bücher bin ich ganz in Unwissenheit, da Campe, seit er alles hat, was er braucht, mir keine fernere Nachricht darüber giebt. Trifft dieser Brief Sie in Hamburg, so erfahre ich vielleicht etwas darüber von Ihnen, wenn Sie mich ferner mit einer Zuschrift erfreuen.

Ich bin so betäubt von Opium, das ich zu wiederholten Malen eingenommen, um meine Schmerzen zu betäuben, daß ich kaum weiß, was ich diktiere. Dazu kommt, daß schon diesen Morgen ein dummer Teufel von Landsmann bei mir war, der in einer langen und langweiligen Unterredung Ideen mit mir austauschte; durch diesen Austausch von Ideen habe ich vielleicht seine dummen Ideen im Kopfe behalten, und ich habe vielleicht einige Tage nötig, ehe ich mich derselben ganz entäußern und wieder einen vernünftigen Gedanken fassen kann. Der Mann sah alles grau in Grau, was auch seine eigene Farbe ist; er sagte, Deutschland stände an einem Abgrunde — nun, da ist es gut, daß Deutschland kein wildes Roß ist, sondern ein gescheites Langohr, dem es vor dem Abgrund nicht schwindelt, und das an dem Rand desselben ruhig hinwandeln kann. —

Herr Reinhardt, der mir die Feder leiht zum heutigen Briefe, läßt Sie freundlich grüßen.

Hier ist alles ruhig, nur daß der Polizeipräfekt jüngst, ein zweiter Herodes, gegen unsere unschuldigen Landsleute einen ungeheuren Kindermord beabsichtigte und die armen Kleinen sehr ängstigte. Sie mußten sich alle auf die Polizei verfügen, um ihre hiesige Existenz zu beweisen,

was manchem sehr schwer wird, der weder Existenz noch Existenzmittel besitzt. Jener Herodes meinte, daß sich ein politischer Heiland unter uns befände, und die Denunziation rührt leider von einer Person her, der es nicht an Bildung fehlt, und die sogar ein Litterat ist. — Das sind verteufelt schauderhafte und widerwärtige Dinge. Wenn ich denke, daß solche Personen sich jahrelang mir nahen konnten, so wird mir schauderhaft zu Mute. Welche schreckliche Sache ist das Exil! Zu den traurigsten Widerwärtigkeiten desselben gehört auch, daß wir dadurch in schlechte Gesellschaft geraten, die wir nicht vermeiden können, wenn wir uns nicht einer Koalisation aller Schufte aussetzen wollen. Wie rührend schmerzlich und zugleich ingrimmig sind über dieses Thema die Klagen des Dante in der göttlichen Komödie!

Leben Sie wohl, teurer Freund! und bleiben Sie heiter zugethan Ihrem herzlich ergebenen

Heinrich Heine.

*388. An Gustav Kolb.

Paris, den 14. November 1851.

Liebster Kolb!

„Wenn Du mir, Liebste, Deine Briefe nicht schickst, so erhalte ich sie nicht." — Diese Worte schrieb einst Adalbert v. Chamisso an seine damalige Geliebte, Frau v. Chezy, welche die Gewohnheit hatte, die Briefe, die sie schrieb, niemals auf die Post zu geben.

Ich möchte Ihnen dasselbe sagen, in Bezug der Nummern der „Allg Ztg.", wovon Sie mir sagen, daß sie für mich herausgelegt sind, nämlich die Nummern meiner alten Artikel; ich habe sie bis auf diesen Augenblick noch nicht erhalten, obgleich sie mir sehr notwendig sind. Diesen Morgen erhielt ich den Artikel der „Allg. Ztg", worin über meinen „Romancero" geurteilt wird. Ich setze voraus, daß er von Peschel ist, und ich lasse diesem guten, redlichen Herzen meinen tiefgefühlten Dank sagen. Er schreibt so schön, daß ich mit dieser Sauce selbst etwas Hartes hätte ertragen können Ich habe überall in diesem Artikel die wohlwollendste Gesinnung herausgefühlt, die das Beste immer für mich sagen möchte, ohne den Schein des Enthusiasmus sich zu geben. — Bei anderen ist das Gegenteil der Fall, und die Art und Weise, wie mein Buchhändler die Sache betreibt, muß eine Reaktion gegen mich hervorbringen, selbst wenn ich ein Homer oder Shakespeare wäre. Diesen Morgen zeigt er mir an, daß er schon die dritte Auflage drucken lasse und davon 2000 Exemplare in Pracht- und Goldschnitt binden lasse. Der buchhändlerische Succeß des Buches kann mir viel schaden, da er Animositäten hervorruft, die ich hätte entbehren können.

Ich erhalte in diesem Augenblick mein kleines Faustbüchlein, und aus Furcht, daß Sie es nicht von Hamburg zugeschickt bekommen, lasse ich dieses kleine Opus morgen unter Kreuzband an Sie abgehen. Ich habe es mit großer Liebe geschrieben.

Der Schriftsteller Gottschall, der mich dieser Tage hier besuchte, sagte mir, daß er einen Aufsatz über den „Romancero" geschrieben habe für die Prutzischen Jahrbücher, und da diese bereits mit einem andern

Artikel versehen, wünsche er ihn irgendwo anders abzudrucken. Da Herr Gottschall außerordentlich schön schreibt, und es auch aus anderen Gründen gut wäre, wenn Sie einmal eine Probe seiner Arbeit sähen, so habe ich ihn ersucht, Ihnen den Artikel zukommen zu lassen, und er wird Ihnen wahrscheinlich von Herrn Prutz zugesandt werden; können Sie ihn brauchen, so wird mir dieses gewiß nützlich sein, und Herr Gottschall beauftragt mich für diesen Fall, Ihnen zu sagen, daß Sie allen überwuchernden Enthusiasmus nach Belieben ausscheiden mögen. Ich zweifle nicht, daß mein Buch wegen seiner Sensation, die es macht, wenn auch nicht wegen seines Wertes, solchermaßen einen zweiten Artikel in der „Allgemeinen" verdiente; mir, wie gesagt, geschieht dadurch ein großer Dienst, vielleicht leider der letzte, da es seit einigen Tagen sehr abschüssig mit mir geht.

Doch ich bin über alles Klagen hinaus und nur bei den liebsten Freunden lasse ich zuweilen einen Seufzer aus dem Herzen hervordringen. Tag und Nächte noch immer die unleidlichsten Schmerzen, und eben nur die Erinnerung an die Freunde beruhigt mich manchmal und läßt mich manchmal den Augenblick vergessen.

Grüßen Sie mir recht freundlich den Herrn Peschel, dem ich, sobald ich eine heitere Stunde habe, selber schreiben werde. Auch dem großen Hailbronner meine Grüße. Ihr

H. Heine.

---

389. An Julius Campe.

Paris, den 17. November 1851.

Liebster Campe!

Ich bin in diesem Augenblick so krank, so entsetzlich krank, daß ich Ihren Brief nur noch oberflächlich lesen konnte, und heute nicht zu beantworten vermag. Was das österreichische Verbot betrifft, so haben Sie es sich selbst wegen früherer Sünden zuzuschreiben, wie ich aus authentischer Quelle weiß. Gottschall, den Sie bald sehen werden, wird Ihnen berichten, daß ich ihm schon vor vierzehn Tagen davon erzählt, wie ich einen Buchhändlerbrief erhalten habe, der, aus Animosität gegen Sie geschrieben, voller falscher Annahmen ist, ungerecht im höchsten Grade, aber mir doch zeigte, daß schon gleichzeitig mit dem Erscheinen meines Buches dagegen geschmieraillisiert werde Ich habe es mit ganz andern Kritiken zu thun, als mit jenen ersten Vorposten des Enthusiasmus und der abgesagten Feindschaft; beide haben nicht viel zu bedeuten, eben wegen ihrer voreiligen Hitze.

Habe ich dieser Tage eine gesunde Stunde, so schreibe ich ein Vorwort zu den „Neuen Gedichten", die keinen andern Titel haben können. In Parenthese können Sie auf dem Titelblatt: „Zweiter Teil der **poetischen Werke**" drucken.

Die Verse, die Ihnen Christiani mitteilt[1], sind ein alter Waschlappen, und in der zweiten Zeile ist sogar ein Fuß zu viel, nämlich das Wort „dunkeln."

1) Vgl. Bd. I. S. 356.

Ich rate nicht, die „Harzreise" besonders herauszugeben, da sie in der Gesamtausgabe gleich im ersten Band erscheinen wird. Sie fühlen, ich habe recht.

Es grüßt Sie Ihr leidender Freund
Heinrich Heine.

*390. An St. René Taillandier.

Paris, le 21 novembre 1851

Mon cher monsieur Taillandier!

J'ai eu hier la visite de M. de Mars, qui m'a donné de vos nouvelles. Il m'a dit que les morceaux que vous avez traduits paraitront avec le grand article que vous écrivez sur moi, qu'ils seront probablement intercalés... M. de Mars m'a, en même temps, prié de vous envoyer, aussitôt que possible, mon travail sur Faust, avec la version française dont je vous ai parlé. Je lui ai dit que cette traduction est lourde, que l'esprit de l'original y est tout à fait effacé, qu'elle manque de style sous tous les rapports, et qu'elle ne peut servir que comme commentaire, vu que la traduction avait au moins le mérite de comprendre à fond le sujet, qui est toujours plus à la portée d'un Allemand que d'un Français, quelque érudit et spirituel qu'il soit.

J'ai dit, en outre, à M. de Mars que j'avais arrangé mon travail tout exprès pour la Revue; mais je pense que tout changement que nous ferons, c'est de mettre, à la fin du travail, ce qui, dans mon livre, est l'introduction, et de le faire précéder seulement d'une petite notice qui résume les quelques renseignements que je donne dans les premières pages de cette introduction. La chose principale, c'est que cet opuscule conviendra beaucoup à la Revue, et répondra aux besoins de Buloz, qui veut instruire son public en l'amusant. Je me flatte d'avoir donné des légendes allemandes toutes nouvelles, et traité, en même temps, des questions d'art et de littérature très-sérieuses. Je vous envoie donc aujourd'hui ce petit livre sous bande, et je joins à cette lettre le manuscrit de ladite traduction, dont vous tirerez peut-être quelque avantage, mais dont vous ne pourrez certainement utiliser aucune ligne. Je serai enchanté si vous voulez vous occuper d'une nouvelle version, qui n'est pas chose facile, comme vous verrez, mais qui, j'espère, aura quelque attrait pour vous, et entrera un peu dans vos prédilections romantiques. Vous me rendrez un grand service, et je crois, en même temps, que vous ferez beaucoup de bien à la Revue.

Mon „Romancero" fait son chemin en Allemagne avec grand bruit; et, quoique ma vanité de poëte n'y trouve pas son compte, il vaut mieux, pour mon état de malade, que je sois un peu éloigné du théâtre de ces succès. Même autrefois, quand je me portais bien, l'enthousiasme des Allemands avoit pour moi quelque chose

d'effrayant qui convenait mal à une certaine morgue rêveuse qui est dans ma nature.

J'aurais bien des choses flatteuses à vous dire, si je n'avais déjà acquis assez de tact en France pour ne pas le faire dans un moment où vous avez sous la plume un article de moi. J'espère que je vous ai envoyé assez de notes pour ce travail. Je pense que vous pourrez y reproduire ma lettre à Chasles quoiquelle soit déjà très-vieille, et que les points saillants de cette lettre n'aient plus de rapport direct au temps présent. Elle a été écrite à une époque où j'étais en butte aux persécutions de la Diète germanique, qui lançait ses décrets contre la Jeune Allemagne, dont elle me proclamait le chef.

A cette époque, le bouledogue gallophobe Menzel aboyait contre nous et dénonçait la Jeune Allemagne comme une association infernale qui avait des intérêts de synagogue et qui trahissait l'Allemagne au profit de la France. Le parti soi-disant national ameutait contre nous la multitude par des insinuations aussi perfides qu'absurdes; on nous occupait de Franzosenthum (gallomanie), et d'Unsittlichkeit (immoralité). J'avais bien des raisons alors d'affirmer que j'appartenais à l'église protestante, ce qui — quelque puéril que cela paraisse à présent, — était de quelque utilité dans la polémique du jour. Les persécutions de la Diète germanique m'ont fait beaucoup de mal, et elles s'accordaient parfaitement avec l'inimitié de mes adversaires subalternes. Je suis sorti vainqueur d'une époque qui était une des plus terribles que jamais les littérateurs allemands aient eu à supporter. La génération actuelle est plus heureuse, et vous autres, littérateurs français, vous ne savez pas assez apprécier votre sort.

Adieu, mon cher Taillandier. Mes souffrances ne me permettent pas aujourd'hui de dicter davantage. Soyez persuadé que je vous distingue et vous aime beaucoup. — Votre tout dévoué

Henri Heine.

591. An Julius Campe.

Paris, den 24. November 1851.

Liebster Campe!

Vorstehend die Vorrede zu den „Neuen Gedichten". Ich bin krank und kann Ihnen erst dieser Tage schreiben — Unter mein Porträt brauchen Sie gar kein Autograph zu setzen; das Publikum braucht die zitternde Handschrift eines Blinden nicht zu kennen, und es würde einen unschönen Eindruck machen. Überhaupt finde ich eine Handschrift unter einem Porträt eine sehr barbarische Sache, habe die meinige immer verweigert und auch heute.

Ihr Freund

H. Heine

592. An Julius Campe.

Paris, den 8. Dezember 1851

Liebster Campe!

Obgleich ich heute sehr leidend bin und mir der Kopf schon mit Opiumduft betäubt ist, will ich doch Ihren letzten Brief mit einigen Zeilen beantworten.

In betreff meines Porträts mögen Sie immerhin das leichtfertige Wort, womit es mir aber ganz Ernst ist, nebst einer allzu schlechten Namensunterschrift, autographieren lassen. Es ist mir alles so einerlei in meiner jetzigen Lebensperiode, die hoffentlich nicht dauern wird. Ein Pack Briefe liegt neben mir von der äußersten Wichtigkeit, die ich unbeantwortet lassen muß, was mir bei meiner angebornen Höflichkeit ein wahres Herzleid ist. Sagen Sie das auch gefälligst Herrn von Hauenschild, vor dem ich wahrlich beschämt bin, daß ich ihm noch nicht geschrieben. Weerth hat mir vor 14 Tagen über die Vignette des „Faustes" so wunderliche Dinge gesagt, daß ich sie Ihnen wohl mitteilen möchte. Sie haben keinen Begriff davon, was ich wegen der nackten Person auf dem Fausttitel auszuhalten habe. Hiermit beantworte ich indirekt, was Sie mir von der Klage wegen „Unsittlichkeit" berichtet haben. Mein Bruder schreibt mir, daß das österreichische Verbot durch das Gedicht „Maria Antoinette" [1]) motiviert sei, was ich nicht glaube, da er mir wegen seiner eigenen Position dabei interessiert zu sein scheint, daß ich hinfüro Österreich schone. Wahrlich, den Österreichern ist es nichts Neues, daß Maria Antoinette geköpft worden, und sie haben sich mit diesem historischen Faktum längst abgefunden. Daß Ihnen, liebster Campe, in den letzten vier Jahren kein Verlagsartikel in Österreich verboten wurde, ist sehr natürlich, da es eben die fetten Jahre der revolutionären Bewegung waren, und jetzt erst die magern wieder anfangen. Ich weiß nicht, ob es ein Buchhändler ist, der mir ohne Kenntnis unsrer Verhältnisse Dinge schrieb, die gar kein positives Interesse für mich hatten. Ich schließe es jedoch aus Äußerungen, die gleichlautend mit denen der Buchhändler, welche mich mit Anträgen angingen. Im Buchladen von Franck sagt man, daß das österreichische Verbot nicht gegen mich, sondern gegen Sie gerichtet sei, denn ich hätte ja immer in österreichischem Solde gestanden An dieser Äußerung erkenne ich unsern saubern Monsieur V. Als ich vor vier Jahren einmal im Franck'schen Buchladen war, benutzte jener Patron die Gelegenheit, mit mir zu sprechen, that als wäre ich seinesgleichen, und mit der ihm eigenen frechen Familiarität sagte er mir ins Gesicht: Es hieße, daß ich von den Österreichern bezahlt sei. Dieser bankrotte und seinen Wiener Schulden entlaufene Gesell hatte wirklich die Frechheit, von einem deutschen Dichter dergleichen zu sagen; doch die Sache war der Art, daß sie mich gar nicht erhitzte, und ich ihm in meiner ruhigen Weise antwortete: „Mein lieber Herr V., Sie irren sich, ich werde ebensowenig von den Österreichern bezahlt, wie die Österreicher von Ihnen bezahlt werden." Sein Gesicht wurde so rot

1) Vgl. Bd. II. S. 280.

wie sein Bart. Welch ein Glück, daß die Leute nichts Besseres zu erfinden wissen und so wenig die Seite kennen, wo ich wirklich verletzlich wäre. Wahrlich, in betreff des Geldes habe ich mir nie eine Blöße gegeben. Aber die „Sittlichkeit" — aber da sieht es auch nicht so schlimm aus, wie man meint. Ich habe Ihnen bereits in Paris gesagt, wie mich der ehrliche V. einmal bereden wollte, ihm den Kontrakt, den ich mit Ihnen abgeschlossen, zu zeigen, mir versichernd, daß er gewiß ein Vorteilchen zu meinem Nutzen herausklauben würde, ein Filou-Gedanke, der mich wahrhaft tief empörte, da ich zu derselben Zeit erfuhr, daß Sie der Onkel des V. seien. Wenigstens behauptete er es, indem er in seiner philisterhaft witz-sein-sollenden Weise erzählte, daß Sie, liebster Campe, einst die gerührtesten Thränen der Dankbarkeit an seinem Halse geweint hätten, weil er Ihre selige Frau im Gespräche seine Tante genannt hatte. Er bildete sich viel ein auf diesen Schabernack, und meinte, daß Sie ihm seitdem immer größere Liebe als seinen stolzern Brüdern, die von der Tante nichts wissen wollten, bezeugten. Doch zu meinem Schrecken sehe ich, daß ich mich ins Klatschen einlasse, was ich gewiß nicht thäte, wenn ich nicht Ihrer Diskretion überzeugt wäre; jedoch empfehle ich Ihnen solche aus dem ganz besonderen Umstande, weil meine körperliche Lage mir nicht erlaubt, mich in Diskussionen einzulassen. Ein Mann, der keine Beine hat, muß sich von jedem V. ferne halten. Sonderbar, daß der Bursche Sie, liebster Campe, von einer Seite ridikülisieren wollte, die mir bei Ihnen eben als die respektabelste immer vorgekommen und gezeigt hat, daß Sie ein Mann von Herz und kein Philister sind. — Ich fühle mich so kopfbetäubt, daß ich mich gewiß konfuse oben ausgedrückt habe, und ich glaube berichtigen zu müssen, daß es noch bei L e b z e i t e n Ihrer seligen Frau war, als V., wie er mir sagte, Ihnen die Ehre anthat, sich nach dem Befinden seiner T a n t e zu erkundigen. —

Gestern war Gathy bei mir. Ich sehe, er ist Ihnen sehr attachiert, ist jedenfalls dankbar, und spricht zu meiner Freude von Ihnen mit jenem Respekte, dessen nur der gebildete Mensch fähig ist. Der Pöbel ist weder dankbar, noch anerkennend. Ich habe an Gathy vor geraumer Zeit, sobald ich Ihre Bewilligung empfangen, in Ihrem Namen 100 Franken ausgezahlt, welche Sie mir gefälligst gutschreiben wollen.

Ich danke Ihnen für die Begünstigung, daß ich mein Guthaben des Restes meines „Romancero"-Honorars bereits jetzt in der von Ihnen angegebenen Weise auf Sie trassieren kann. Die neue Auflage der „Neuen Gedichte" habe ich erhalten und bemerkt, wie Sie Ihre Bier-Theorie, die Benutzung des Schaumes, zur Anfertigung eines Inhaltsverzeichnisses angewendet.

Mit der „Harzreise" können Sie es machen nach Belieben. Es ist mir freilich schmerzhaft, daß es die Umstände mir nicht erlauben, durch eine neue Einleitung das Büchlein der jetzigen Generation vorzuführen. Ich muß Zeit und Kräfte zu dringendern Bedürfnissen anwenden.

In Bezug der Terminbestimmung meiner Semester-Pension, so ist die Sache ganz einfach; wenn Sie unsern Kontrakt nachsehen, so finden Sie, daß meine Pension von der Jubilat-Messe des Jahres 1848 an beginnt. Die Jubilat-Messe ist aber im Monat Mai, und indem ich

nun den 1. Juni und den 1. Dezember als die Termine der Zahlung bestimmt annehme, so glaube ich, auf dem rechten Wege zu sein. Wollen Sie dieselben einen Monat weiter hinausstellen und den ersten Juli und den ersten Januar als solche Termine fixieren, so ist diese Differenz von so geringer Bedeutung, daß mir nichts daran läge; wenigstens aber wünsche ich, meines bevorstehenden Todes wegen, die Geldverhältnisse meiner Frau wohlgeordnet zurückzulassen und immer liquide zu sein. Ich weiß, Sie respektieren dieses Gefühl. Leider habe ich die Interessen meiner Frau, mißleitet durch die Hoffnungen, die mir mein Oheim machte, in früherer Zeit sehr vernachlässigt, und auch um den Frieden mit Karl zu haben, habe ich fünf eine gerade Zahl sein lassen. Meine Frau wird nach meinem Tode bloß die Hälfte jener Pension empfangen, die doch im Grunde die Rente eines Kapitals war, welches mein Oheim für mich bestimmte, wie aus allen Umständen zu schließen war, da er z. B. manchmal, wenn ich ihm eine Karotte riß, mich bedrohte, mir die Summe von jenem Kapital abzuziehen. Ich kann zwar über die Generosität von Karl Heine nicht klagen, er giebt mir mehr, als er zu geben braucht — aber die Dinge sind doch nicht, wie sie sein sollten. Ich habe freilich meine eigene Dummheit zunächst anzuklagen. Auch mein Bruder scheint meine Geschäfte, die ich ihm aufgetragen, keineswegs geordnet zu haben. Ihm selber habe ich alles, was ich ihm schuldig war, zurückbezahlt. Sie begreifen, aus welchen wichtigen Gründen, und werden mir beistimmen.

Ich habe Ihnen s. Z. den Roman „Godwie Castle" zurückgeschickt und hoffe, daß Sie denselben erhalten.

Sagen Sie mir genau, welche Bewandtnis es mit dem Verbote in Preußen hat, ob es sehr ernst ist, und ob die Sache vom Minister des Unterrichts und des Kultus abhängt. Ich werde vielleicht eine Demarche machen, die Ihnen zeigen wird, wie sehr mir Ihre Interessen am Herzen liegen, und wie ich mit Freundschaftseifer alles applanieren möchte, was späterhin bei der Gesamtausgabe hinderlich wirken könnte. Ein andermal mehr hierüber.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau, Ihrer Tochter und dem jungen Thronerben. Herrn Gottschall lasse ich freundlich grüßen. Ich habe bis jetzt den Artikel, den mein Bruder über mich geschrieben und worüber Schiff sich bei mir beklagte, noch nicht erhalten; ich ward immer mit Versprechen an der Nase herumgeführt. Über die Art, wie meinem „Romancero" Vorschub geleistet werden kann, spreche ich nächstens.

Ihr Freund

H. Heine.

393. An Sigmund Engländer.[1])

Paris, den 8. Januar 1852.

Liebster Herr Engländer!

Ich befinde mich in diesem Augenblick minder leidend, als während den letzten Tagen, und es wäre mir sehr genehm, wenn Sie mir diesen

1) Sigmund Engländer, bekannter Publizist, ein österr. Flüchtling aus dem Jahre 1848. Derselbe las damals Heine seinen Roman: „Der Egoist" vor.

Abend das Vergnügen Ihres Besuches schenken wollten, damit wir in der Geschichte unseres Egoisten, für welchen ich mich trotz seines Egoismus sehr interessiere, weiter kommen. Ich denke sehr oft an einzelne Züge jener Geschichte, die wert sind des größten Psychologs, oder Fischelochs, wie mein Kalligraph auszusprechen pflegt.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

---

594. An Julius Campe.

Paris, den 28. Januar 1852.

Mein liebster Campe!

In demselben Maße, wie die Revolution Rückschritte macht, macht meine Krankheit die ernstlichsten Fortschritte, und ich sehe dem Augenblicke entgegen, wo meine Augen gar nichts mehr erblicken und sehen werden. Gestern Abend glaubte ich definitiv zu sterben, doch diesen Morgen will es mir vorkommen, als sei ich noch am Leben, und ich benutze diese Gelegenheit, Ihnen zu melden, daß jetzt meine Schwester mir bald eine Kiste mit Büchern schicken wird, und daß Sie, ebenfalls diese Gelegenheit benutzend, mir die verlangten Bücher beipacken lassen können. Schicken Sie mir nämlich einige Exemplare der Stereotyp-Ausgabe des „Romancero", etwa 3 bis 4 Stück, sowie auch noch einige Exemplare des „Buchs der Lieder" von derselben Prachtausgabe, ferner 6 Exemplare des Faustbuchs, und endlich, wenn Sie wollen, noch ein Exemplar von Hauenschilds „Aus der Junkerwelt", welches ich lesen will, sobald ich mit dem Buche „Aus der Natur" fertig bin. Letzteres gefällt mir immer besser und besser. Können Sie noch ein „Schief Levinche" entbehren, so lassen Sie es mitlaufen. Zugleich bitte ich Sie, mir einen Katalog der Bücher eines dortigen Antiquars zu schicken; ich brauche in diesem Augenblicke ein altes Buch: Erfahrungs-Seelenkunde, von dem Hofrat P. Moritz, welches in den siebziger oder achtziger Jahren zu Berlin herausgekommen sein muß. Ist es dort, so verschaffen Sie mir es. In dem Katalog von Jowien befinden sich leider wenig alte Bücher; ist niemand dort, der jetzt dergleichen hat, wie früher Bernhardt? Der Transport der Bücher durch die Eisenbahnen ist schauderhaft teuer, weil in Köln unter dem Namen Kommissionäre eine Kompagnie Diebe diesen Transport ausbeutet, indem sie sich dort als notwendiger Vermittler den Eisenbahnbureaux aufdrängt und imaginäre Spesen sich zahlen läßt. Wenn diesem Unfug gesteuert wird, der dem Rheinzoll der alten Raubritter gleicht, werden die Transportkosten der Bücher spottwohlfeil sein; bis dahin sind die Sendungen unter Kreuzkouvert und Briefpost immer noch die wohlfeilsten.

Ihr armer Freund

Heinrich Heine.

*595. An Gustav Kolb.

Paris, den 13. Februar 1852.

Liebster Kolb!

Ich muß Sie wieder hart angehen, um mir endlich die verlangten Nummern der „Allgemeinen Zeitung" zu verschaffen. Ich fand dieser Tage unter meinen Papieren ein altes Stück Abrechnung der Cottaschen Buchhandlung, welches ich hier beifüge, da darin die Nummern spezifiziert sind, welche ich zu besitzen wünsche, und dieses Blatt Ihnen die Aufsuchung derselben erleichtern kann. Ich bemerke nur, daß ich den Artikel von Bucharest, welcher obenan steht, nicht brauche, und dann, daß ich auch die Nummern zu haben wünsche, welche späteren Datums als diese Abrechnung sind. Ich sage Abrechnung, obgleich ich nicht mitgerechnet habe, und mein Guthaben darin um etwa sechs- bis siebenhundert Franks verkürzt worden, wie ich seinerzeit die Ehre hatte, dem Herrn Baron zu melden. Es bezog sich dieses auf die unglückliche Lewald'sche Theater-Revue, woran Schaden gemacht wurde, den am Ende der Schriftsteller entgelten mußte, obgleich, wenn seine Buchhändler irgend einen außerordentlichen Succeß durch ihn gewinnen, solches ihm nie zu gute kommt, wie jetzt zum Beispiel bei dem unerhörten Succeß meines „Romancero" der Fall ist. Wie dumm ich, liebster Kolb, in weltlichen Dingen bin, davon haben Sie keinen Begriff, und meine Frau hatte ganz recht, als sie einst jemanden, der meinen Verstand rühmte, sehr unwirsch versicherte, „ich verstelle mich nur so."

Ja, ich habe so viel gemerkt, daß man seine Verstandes-Lacunen durch Geist verhüllen muß, um nicht gänzlich wie ein dummer Junge behandelt zu werden. Aber was soll aus einem Volke werden, dessen Stimmführer so große Esel sind, wie ich leider bin? Das deutsche Volk hat sich in der letzten Zeit nicht sehr verstellt. Die Franzosen machen noch immer eine pfiffige Miene, sind aber im Grunde ebenso dumm wie wir, und in Bezug auf Dummheit giebt es keine Rheingrenze mehr. Wie ich über den Präsidenten hier schon seit Jahr und Tag denke, wissen Sie, und ich habe auch mit Ihrem Kollegen Peschel bei seiner Anwesenheit hierselbst wegen der Kapazität des Präsidenten eine Lanze gebrochen. Jetzt sieht jeder, daß ich ihn richtig beurteilt und daß auch er sich verstellt hat, nur in ganz umgekehrter Weise wie wir. Er war wirklich der Löwe in der Eselshaut, die er eines frühen morgens von sich abstreifte, zum Entsetzen der ganzen Kammer-Menagerie. Wie weit sein coup d'état durch die Provokationen jener Kammer justifiziert werden kann, ist schwer zu bestimmen. Diese Dummköpfe, diese Kollegen des Herrn Savone, stachelten und nergelten beständig den Helden, der das blanke Schwert der exekutiven Gewalt in Händen hatte, während sie nur die legale Scheide besaßen. Die Verblendung war unbegreiflich, und ich wunderte mich nicht über das, was geschah. Aber mein Herz blutete dennoch, und mein alter Bonapartismus hält nicht Stich gegen den Kummer, der mich überwältigte, als ich die Folgen jenes Ereignisses übersah. Die schönen Ideale von politischer Sittlichkeit, Gesetzlichkeit, Bürgertugend, Freiheit und Gleichheit, die rosigen Morgenträume des achtzehnten Jahrhunderts, für die unsere Väter so

heldenmütig in den Tod gegangen und die wir ihnen nicht minder martyrtumsüchtig nachträumten — da liegen sie nun zu unseren Füßen zertrümmert, zerschlagen, wie die Scherben von Porzellankannen, wie erschossene Schneider — doch ich will schweigen und Sie wissen, warum.

Von Ihnen, liebster Kolb, erfahre ich wenig, nicht einmal Indirektes durch die „Allgemeine Zeitung," die mir nicht zu Gesicht kommt. Ueber Ihre hiesigen Korrespondenten höre ich nichts Erbauliches. Über einen derselben, ein Tonndorf ohne Naivetät und ohne Nachrichten, höre ich besonders viel spaßen; ein sehr braver, aber darum nicht minder langweiliger Mensch, der sehr schlecht schreibt, wenn er nicht die Feder eines befreundeten Stylisten borgt. Von Seuffert sehe ich nichts, doch sagt man mir, er sei auf lebenslänglich verheiratet, er tränke nicht mehr, was kaum glaublich ist; er wasche sich sogar und er spiele jetzt mit religiösen Ideen, statt mit seinem schwarzseidenen Bandel. Herr Engländer, der bei Havas arbeitet, hat seine liebe Not, gegen die täglichen Denunziationen aufzukommen und seinen hiesigen Aufenthalt zu behaupten. Ich habe Ihnen längst wissen lassen, daß er nach meinem Bedünken einer der besten und geistreichsten Korrespondenten ist und als solcher der „Allgemeinen Zeitung" sehr nützen könnte; ich halte es für meine Pflicht, auf dergleichen zurückzukommen. Unter den Polizei-Spionen, die jetzt als solche enthüllt stehen, zeichnet sich sehr aus ein gewisser X . . . . oder XX . . . ., der sich auch einen philosophischen Doktortitel beilegt und sehr schmähliche Antezedentien hat. Ich habe das zufällige Verdienst, zu solchen Entlarvungen beigetragen zu haben.

Und nun, liebster Kolb, leben Sie wohl und behalten Sie mich in liebreichem guten Andenken. Ich sterbe verflucht langsam, aber ich fühle doch den täglichen Grabesfortschritt. Meine Leiden, meine physischen Schmerzen sind gräßlich, und es fehlt auch nicht an moralischen. Wenn ich an meinen eigenen Zustand denke, überfällt mich ein wahres Grauen, und ich muß gottergeben die Hände falten, weil mir doch nichts anderes übrig bleibt. Grüßen Sie mir die dortigen Freunde und lassen Sie bald mir ein Lebenszeichen zukommen.

Ihr getreuer Freund

Heinrich Heine.
50, Rue d'Amsterdam.

396. An Benjamin Lumley.

Paris, den 21. Februar 1852.

Werter Herr Lumley!

Um mein Herz zu erleichtern, fühle ich mich gedrungen, Ihnen von einer ärgerlichen Geschichte zu sprechen, die für Sie nur wenig Interesse haben mag, die mich aber sehr empfindlich berührt. Ich hatte eine Übersetzung meines kleinen Faustbuches anfertigen lassen, das zu einem größeren Werke, welches ich in diesem Jahre herausgebe, gehören soll, und ich hatte sie der „Revue des deux Mondes" zu vorläufiger Benützung übersandt. Vor etwa vierzehn Tagen sprach Herr de Mars, der Leiter dieser Zeitschrift, bei mir vor; er sagte, daß er das Werk, nach Vornahme einiger stilistischen Verbesserungen, abdrucken werde,

und bat mich, einige Partien zu ändern und wegzulassen. Ich stellte es ihm völlig anheim, nach Gutdünken zu handeln, unter der einzigen Reservation, daß er den Titel des Werkes nicht ändern, noch irgend eine Partie des an Sie gerichteten Briefes streichen dürfe. Denken Sie sich meinen Ärger, als ich beim Erscheinen der letzten Nummer sofort bemerkte, daß mein in aller Form ausgesprochenes Verlangen nicht erfüllt worden war. Ich stehe mit Herrn Buloz, dem Redakteur der „Revue des deux Mondes," auf freundlichem Fuße und habe bisher keinen Grund gehabt, mich über ihn zu beklagen. In der That, ich habe ihn stets rechtlicher erfunden, als andere Redakteure französischer Journale, die sehr wenig Achtung vor der Würde eines Schriftstellers haben, und, während sie großmäulig von der Freiheit der Presse deklamieren, einem die Gedanken beschneiden und zerhacken, wie es die Laune ihnen eingiebt, — wahre Despoten, die sie sind. Um so erstaunter war ich daher über das, was Buloz bei dieser Gelegenheit gethan. Ich werde mich bitter beschweren, und zweifle nicht, daß er sein Vergehen einräumen und besonders in betreff Ihrer sein Bedauern bei einer künftigen Gelegenheit äußern wird. Ich bin gegenwärtig zu krank, um mich mit derartigen Diskussionen zu befassen, allein heute nötigt meine Freundschaft für Sie mich zum Reden. Ich weiß wohl, daß es Sie nicht überraschen wird, bösem Willen in der Pariser Presse zu begegnen, aber es ist doch immer gut, zu wissen, in welcher Gestalt derselbe zum Ausdruck kommt.

Mein Ballet ist von allen, die das „Faust"-Manuskript gelesen, höchlich gepriesen worden, und jedermann ist erstaunt, daß Sie dessen Aufführung bis jetzt verzögert haben. Es würde mich unendlich freuen, wenn die öffentliche Meinung Sie veranlaßte, Ihre ursprüngliche Absicht auszuführen, und wenn der Ruf des Buches Sie überzeugte, daß diesem höchst gewissenhaften Werke der Erfolg in Her Majesty's Theatre nicht fehlen dürfte, falls Sie sich nur zu dessen Aufführung entschlössen. Sein Sie versichert, geehrter Herr, daß wenige Personen Ihnen so aufrichtig gewogen sind, wie

Ihr ergebener Diener

Heinrich Heine.

397. An Alfred Meißner.[1])

Paris, den 1. März 1852.

Liebster Meißner!

Ich danke Ihnen aus vollem Gemüte für die viele liebevolle Teilnahme, die sich in Ihrem letzten Briefe ausspricht, den mir Herr Obermayer mitgebracht. Durch letztern habe ich Ihnen bereits manches darauf Bezügliche wissen lassen, und ich werde Ihnen daher heute nur weniges sagen, um so mehr da ich in einem Zustande bin, wo jedes Wort eine Anstrengung kostet. Es geht mir nämlich seit zwei Monat immer schlechter, und ich verliere sogar die Lust, zu klagen. Ruhe ist mir in

1) Die folgenden Briefe an Meißner sind dessen „Erinnerungen" (Hamburg 1856) S. 186 ff. entnommen. Der obige war bisher nur zum Teil und inkorrekt abgedruckt.

diesem Augenblicke die höchste Krankenpflicht, und ich enthalte mich daher mancher Expektorationen, die solche gefährden könnten. Ich habe Ihr „Weib des Urias" bis auf diese Stunde noch nicht erhalten, werde aber dafür Sorge tragen, daß es mir baldmöglichst zu Händen komme und ich die Beklagnisse beurteilen kann, die man gegen Sie ausheckt. Wie die Sachen zusammenhängen, habe ich leicht begriffen, nachdem mir Herr Obermayer einige Indikationen über eine Personnage gegeben, die, unfähig etwas Tüchtiges selbst zu leisten, Sie durch Ihre Scheelsucht verfolgt, und in der That eine sehr bedenkliche Propaganda gegen Sie macht, da ihr alle gemeine Mittel nicht zu schmutzig dünken. Aber getrost! Solche Ärgernisse werden Sie früh oder spät überwinden und desto siegreicher aus dem Treffen hervorgehn! Ich habe mit noch weit schlimmeren Subjekten zu thun gehabt, und wahrlich, nicht diese haben mich zu Boden geworfen. Jedes große Talent, schrieb mir einmal der selige Wolf, hat seine Laus, und Sie wissen, wen er darunter meinte. Ich hatte aber eigentlich zwei Läuse, und die eine lebt noch ihr miserables Scheinleben. Sie, liebster Meißner, haben noch etwas Schlimmeres als eine Laus, nämlich eine fette Wanze, die sehr kriechend ist und überall herumläuft in der bekannten zudringlichen Hausiererweise. Ich habe Ihnen noch zu danken für zwei Bändchen „Gedichte" und „Ziska"; ich habe in letzterm wieder viel Schönes gefunden, doch die neuen Gedichte habe ich nur zum Teil angehört, da mir jemand jene beiden Bändchen fast gewaltsam ablieh und nicht wiederbrachte. Règle générale: Wenn man mir ein gutes Buch abborgt, kann ich dessen nimmermehr habhaft werden, während man mir die mittelmäßigen Bücher immer gewissenhaft zurückbringt. So habe ich z. B. des Herrn Ludwig Wihls „Westöstliche Schwalben" schon siebenmal verliehen, und zum siebentenmal sind diese Vöglein wieder zu mir in ihr Nestchen zurückgeflattert; ich werde sie daher unter keiner Bedingung mehr verleihen, sondern nur verschenken.

Den Schwalbenvater selbst sehe ich, gottlob! nicht mehr, wie überhaupt mein Haus jetzt sehr von west-östlichem Gesindel gereinigt ist. Den schwachen Menschen Seuffert wissen sie zu lenken, und durch die Intrigen des Monsieur *** geschah es, daß er sich mit meiner Frau brouillierte, so daß ich auch ihn nicht mehr sehe, was mir leid thut. Der Monsieur **** ist ein ganz gemeiner Polizeispion geworden, während er früher bloß ein Dieb war. Ich war leider die Veranlassung, die zufällige, zu seiner Enthüllung, und der Mensch läuft jetzt den ganzen Tag überall herum, um mich zu verleumden; auch sein Socius, der große Dichter H., steht ihm hierin bei und behauptet, ich hätte ihn, wahrscheinlich aus Neid, verkleinern wollen. Ich wünschte, der Herr H. hätte bereits eine reiche Heirat gemacht wie Herwegh, und brauchte sich nicht mehr herumzuquälen in allen Konzerten und Soireen und einen Aufwand zu machen, der mißverstanden wird; aber er übersieht eine Sache: die reichen Judenmädchen wollen nur christliche große Dichter heiraten, und dem Genius Ihres Landsmanns sind nun einmal in dieser Beziehung die Flügel beschnitten. Daß ihm der Patriotismus und das Refugietum nur als Reklame für sein kleines Talent dienen sollte, habe ich ihm schon vor 8 Jahren abgemerkt, als ich zuerst die

Ehre hatte, ihn bei mir zu sehen. Er beklagte sich damals sehr naiv über seine Mutter, die seine Rückkehr ins Vaterland ersollizitiert hatte, während es ihm doch um die Ehre des Verbanntseins zu thun war.

Lassen Sie sich nichts merken, liebster Meißner, von dem, was ich Ihnen hier sage; seien Sie diskret in Bezug auf meine Ruhe, bedenken Sie, daß ich mit gebundenen Füßen zu Bette liege und mir alle Wanzen in diesem Zustande beunruhsam werden könnten. Es ist nur gut, daß Sie die Dinge wissen, und es wird sich schon Abhilfe finden bei ruhigem Abwarten der Dinge. Nur Gelassenheit! Ich habe Ihnen ein großes Beispiel gegeben. Folgen Sie mir auch hierin! Ich hoffe Sie dennoch bald wieder zu sehen. Ihren Wunsch, biographische Notizen betreffend, werde ich erfüllen. Jetzt laßt uns noch warten. Beileibe schreiben Sie nichts in Ihrem neuen Buche über Händel, welche Personen betreffen, die hier noch herumkriechen und mir die Luft wieder verstänkern könnten. Lassen wir noch die alten Läusegeschichten vorderhand ruhen. — Wäre ich nur minder leidend, wie viel Erfreuliches würde sich dann bieten! Unbegreiflich ist es mir, daß ich in meiner jetzigen tiefsten Misere noch den „Romancero" schreiben konnte. Sie haben recht, wenn Sie sagten, daß seit Buchhändlergedenken kein Buch bei seinem Erscheinen, und gar eine Gedichtsammlung, ein solches Glück gemacht hat. Zwei Monat nach seinem Erscheinen war schon eine vierte Auflage (gar eine Stereotypausgabe) vergriffen, und Campe gesteht mir, daß er nie unter 5 bis 6000 Exemplare bei jeder Auflage abdruckt. Unter den Namen derjenigen meiner Freunde, welchen er Exemplare schicken sollte, war auch der Ihrige; Campe aber schrieb mir, daß er nicht wüßte, wie und wo er Ihnen ein Exemplar zukommen lassen könne. Sagen Sie mir hierüber ein Wort. Kann man unter Kreuzkouvert Ihnen Gedrucktes von hier aus zuschicken?

Und nun, liebster junger Freund, leben Sie wohl! Ich werde Ihnen bald wieder schreiben und Ihnen unumwunden meine Gedanken aussprechen, denn ich vertraue ganz Ihrer gewissenhaften Diskretion. Bei meiner Frau sind Sie in heiterster Erinnerung, und sie läßt Sie freundlichst grüßen. Apropos. Durch meine Besonnenheit und Langmut habe ich es dahin gebracht, daß mir Friedland einigen Ersatz, wenn auch einen notdürftigen, für die großen Summen, die ich durch ihn eingebüßt, zukommen lassen wird; ich werde einigermaßen zufriedengestellt und bin froh, nicht in die Notwendigkeit geraten zu sein, zu Gewaltmaßregeln zu greifen. Ich war überzeugt, daß wenn er zu Kräften käme, er alles thun würde, um mich zufrieden zu stellen. Über Politik schreibe ich Ihnen nichts, und wie es hier aussieht, werden Ihnen die Lakunen der hiesigen Blätter beredsam genug melden.

Ihr Freund und Zeitgenosse

Heinrich Heine.

398. An Julius Campe.

Paris, den 18. März 1852.

Liebster Campe!

Ich will Ihnen auf Ihr jüngstes Schreiben heute nur mit einem kurzen Lebenszeichen antworten. Aus allem, was Sie mir schreiben, treten für mich nur zwei Punkte hervor; der eine Punkt ist die Mitteilung der Anzeige aus der Hamburger Zeitung, und der andere Punkt ist die Bangigkeit, womit Sie über die künftige Gesamtausgabe sprechen, die, wie Sie meinen, durch die eingetretenen Zeitereignisse weiter hinausgeschoben werde. Dieser kleinlaute Ton betrübt mich um so mehr, da meine Gesundheit sich täglich verschlimmert und ich ein weiteres Hinausschieben der Gesamtausgabe für ein Mißgeschick ansehe. Diesem so viel als möglich zu begegnen, habe ich in der vorigen Nacht stundenlang nachgesonnen, und so schwer mir auch das Diktieren heute ist, will ich Ihnen doch heute einige Andeutungen darüber machen. Vorher bemerke ich Ihnen, daß die gedruckten Zeilen über einen sogenannten Vernichtungsprozeß gegen den „Romancero" vielleicht, ja wahrscheinlich, eine Erfindung der Feinde sind, und das Vage, worin die ganze Anzeige gehalten ist, verrät die ganze bübische Intention. Man macht nie Prozesse gegen ein Buch, sondern nur gegen Personen; der Gerichtshof, wobei er anhängig gemacht werden soll, ist verschwiegen, und da ich in jedem Falle sicher bin, daß das Ministerium des Kultus keine Anklage derart gemacht hat, so bin ich sehr geneigt, das Ganze für einen giftigen Canard zu halten, wodurch zu gleicher Zeit der sittliche Geist meiner Gedichte verdächtigt werden soll. In dieser Beziehung wäre es nicht übel, wenn Sie ebenfalls eine, in einem steifen Behördenstil abgefaßte Entgegnung dieses Canards, von Berlin aus datiert, drucken ließen, so daß es aussehe wie eine obrigkeitliche Berichtigung. Auf diese Weise kommen wir auch auf den Grund der Sache, die indirekt rektifiziert wird. Die Beschuldigung der Immoralität ist eine Lüge, und da das Buch in so viel tausend Händen ist, so wird diese dem Publikum leicht klar; was derbe Ausdrücke betrifft, so könnte man eine viel klotzigere Blumenlese aus Luthers Werken, ja aus den Werken des lieben Gottes selbst, aus der Bibel, veranstalten.

Um nun wieder auf die Gesamtausgabe zu kommen. Ich habe vor einigen Monaten auf feierlich notariellem Wege aufs neue mein Testament gemacht und für den Fall meines Absterbens, ehe die Gesamtausgabe erschienen sei, den Freund designiert, der solche für mich leiten solle, und dem ich in dieser Beziehung die nötigsten Instruktionen, an die er sich wörtlich halten müsse, hinterlassen würde. Ich habe eine Person gewählt, mit der Sie zufrieden sein werden, damit Sie nicht durch Unverstand und Eigensinn in Ihren Anordnungen behindert werden können.[1] Diese Instruktion soll nun hauptsächlich in dem Prospektus bestehn, worin ich die Einteilung und Zusammenstellung der verschiedenen Schriften, ihre Aufeinanderfolge, der Chronologie der Abfassung und ihrem innern Geiste gemäß, feststelle. Da dieses alles

[1] Rudolf Christiani.

nicht bloß meiner Reputation wegen, sondern auch Ihrer Interessen wegen geschieht, so möchte ich, meines prekären Zustandes wegen, mich über einen solchen Prospektus sobald als möglich mit Ihnen verständigen. ich will Ihnen daher einen solchen vorlegen. Da ich zunächst darauf bedacht bin, die Bände nicht zu stark zu machen, und auch nicht wünschte, schon der Symmetrie wegen, daß ein Band viel stärker als der andre werde, so muß ich in jedem Falle mich Ihrer Beihilfe bedienen, damit Sie die Schriften, die ich zusammenstelle, der Bogenzahl nach kollationieren und mir sagen können, ob ich das Richtige getroffen habe; bei dem Zustande meiner Augen ist mir ja dieses Geschäft selbst unmöglich.[1] . . . .

Mit freundschaftlicher Treue

Heinrich Heine.

599. An den Baron Georg v. Cotta.

Paris, den 26. März 1852.

Hochgeehrter Herr Baron!

Indem ich Sie heute mit einem Gesuche behellige, das Sie gewiß gern erfüllen werden, benutze ich diese Gelegenheit, mein Andenken in Ihrem Gedächtnisse aufzufrischen. Dieses macht mir ein wahres Vergnügen, denn Sie sind ja der Sohn meines alten vielgeliebten Cotta. Durch meinen körperlichen Zustand abgesperrt von den Genüssen der Außenwelt, suche ich jetzt Ersatz in der träumerischen Süße der Erinnerungen, und mein Leben ist nur ein Zurückgrübeln in die Vergangenheit: da tritt oft vor meine Seele das Bild Ihres seligen Vaters, des wackern, würdigen Mannes, der mit der vielseitigsten deutschen Ausbildung einen in Deutschland seltenen praktischen Sinn verband, der so brav und so ehrenfest war, auch so höflich, ja hofmännisch höflich, so vorurteilsfrei, so weitsichtig, und der bei seinen großen Verdiensten um die geistigen wie materiellen Interessen des Vaterlandes dennoch von einer so rührenden Bescheidenheit war, wie man sie nur bei alten braven Soldaten zu finden pflegt. „Das war ein Mann, der hatte die Hand über die ganze Welt!" so ungefähr, glaube ich, äußert sich der Schneider Jetter über Karl V. in Goethes Egmont. Mit dem Dienste, den ich heute von Ihnen erbitte, hat es folgende Bewandtnis: Behufs einer Arbeit, die für mich ebenso mühselig wie unerquicklich ist, aber doch abgethan werden muß, bedarf ich einen Teil der Aufsätze, die ich vor geraumer Zeit in Journalen, absonderlich in der „Allgemeinen Zeitung," geschrieben habe. Da mir meine Augen nicht gestatten, in einem Wuste alter Zeitungen herumzukramen, so war Kolb so gütig, mir eine Anzahl solcher Artikel zuzuschicken. Ich fand nämlich in einer alten Abrechnung Ihrer Buchhandlung, die aber leider nur bis Dezember 1841 geht, die Nummern meiner Artikel bezeichnet, und nach diesem Verzeichnis schickte mir Kolb das Verlangte. Nun aber kann ich unter meinen Papieren eine spätere Abrechnung Ihrer Buchhandlung, die mir im Mai 1848 zugeschickt worden, nicht wiederfinden, und ich kann also die Nummern

[1] Es folgen geschäftliche Auseinandersetzungen ohne allgemeines Interesse.

meiner Artikel, die ich seit Dezember 1841 geschrieben habe und die in jener Rechnung notifiziert waren, nicht mehr mitteilen. Bei der großen Ordnung, die Sie, Herr Baron, in die Administration aller Ihrer litterarischen Institute gebracht haben, wird es Ihnen nun ein Leichtes sein, nachsehen zu lassen, in welchen Nummern seit Dezember 1841 Artikel von mir gestanden haben, und dann würden Sie mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie mir die Exemplare jener Zeitungsnummern so bald als möglich mit der Briefpost unter Kreuzkouvert hierher schicken wollen. Ich sage mit der Briefpost unter Kreuzkouvert, da ich auf diese Weise weit weniger Porto zu zahlen habe, als durch Diligence- oder Eisenbahn-Fuhre; letztere wird ungeheuer verteuert durch eine Bande von Schnapphähnen, bürgerlichen Raubrittern, die, unter der Benennung von Kommissionären und Spediteuren an den Grenzen und an den Verzweigungen der Eisenbahnen postiert, von jedem Paketchen einen Zoll erheben, und solchermaßen das Publikum auf das ungeheuerste und unverschämteste brandschatzen. So erhielt ich z. B. vor einigen Wochen ein Bücherkistchen von Hamburg, das kaum ein Dutzend Bücher und einige Broschüren enthielt, vielleicht kaum einen Franken Porto bei der Eisenbahn zu zahlen hatte, und wobei dennoch die Kommissionäre zu Köln über 16 Franken sogenannte Spesen aufgenommen hatten, die ich zahlen mußte. Ich mache Sie auf dergleichen Unfug aufmerksam, da Sie vielleicht im stande sind, einem ähnlichen zu steuern, wenn in einigen Monaten die Straßburger Eisenbahn fertig sein wird, wodurch Stuttgart gleichsam ein Faubourg von Paris wird — um Ihren patriotischen Stolz nicht zu verletzen, sollte ich vielleicht sagen, daß Paris ein Faubourg von Stuttgart sein wird. Für Ihre litterarischen Institute wird diese Eisenbahn vom unberechenbarsten Nutzen sein, und Sie sollten frühzeitig Ihre Maßregeln nehmen, daß die Wohlthat solcher Kommunikation nicht durch Brandschatzungen wie die obenerwähnte in Köln ausgebeutet oder gar vereitelt wird.

Empfangen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung Ihres ergebenen

Heinrich Heine.

---

400. An Julius Campe.

Paris, den 31. März 1852.

Liebster Campe!

Der nächste Zweck meines heutigen Briefes ist die Anfrage, ob es Ihnen recht ist, daß ich mein Semester-Geld, welches, wenn ich nicht irre, nach jüngster Übereinkunft auf den 1. Juli fixiert ist, schon jetzt auf Sie trassieren kann, wodurch ich mir bares Geld schaffe, dessen ich in diesem Augenblick sehr knapp bin. Dieses zeigt Ihnen zugleich, welch ein geldfressendes Ungeheuer meine Krankheit ist, die mich in allerlei Verdrießlichkeiten stürzt, wovon ich mich nur durch Geld befreien kann. Auch wird mir in diesem Jahre schlimmer, als je, in finanzieller Hinsicht mitgespielt; doch das sind Dinge, die ich nicht dem Papier vertrauen darf. Es ist betrübsam, höchst betrübsam, daß ich in meinem jetzigen Zustand noch an Gelderwerb denken muß, und doch

bin ich dazu noch in diesem Sommer gezwungen, und es ist sehr möglich, daß ich (freilich ohne Ihre Interessen zu gefährden) eine Ausbeutung meines Namens unternehmen muß, die meinen Gewohnheiten und meinen Empfindungen sehr zuwider ist. Ich habe vielleicht der Delikatesse immer zu sehr geopfert, und man hat mir verflucht schlechten Dank dafür gewußt. Rücksichten für Überlebende sakrifizierte ich den größten Teil meiner „Memoiren", und es klingt wie eine Ironie, wenn ich jetzt in Bezug auf letztere Anträge erhalte, die Sie in Erstaunen setzen würden. Mißverstehen Sie mich nicht, liebster Freund, ich denke an keine solche Herausgabe, die mich auf einmal aus der Patsche reißen würde, und ich habe nicht im mindesten die Absicht, indirekt in dieser Beziehung bei Ihnen anzuklopfen. Nur meine Geldnot möchte ich Ihnen ans Herz legen und Ihrem Nachdenken empfehlen. Ich bin in diesem Augenblicke sehr krank und sehr beschäftigt, und wie ein Alp liegt es mir auf der Seele, daß ich dem lieben, guten Hauenschild, der mir so viel Erfreuliches erwiesen hat, noch nicht geschrieben. Sagen Sie ihm, ich behandle ihn schon gleich von Anfang wie einen alten Freund, indem ich alte Freunde immer mit Briefen warten lasse, statt daß ich für die gleichgültigsten Tagesgesichter immer einige flache Höflichkeitszeilen bei der Hand habe.

Ich hoffe, daß Ihnen mein Entwurf der Reihenfolge meiner Schriften zusagt. Bei einigen Bänden wird Ihnen wohl manchmal der Gedanke kommen, als gerieten sie gar zu dünn, aber ich gestehe Ihnen, was ich nicht im Prospekt bemerkt habe, daß ich die Absicht hegte, bei solchen Bänden meine Muse in Anspruch zu nehmen und erläuternde Mitteilungen einzustreuen. Jedoch ich bin zu krank, und habe die wenigen Momente, wo ich diktieren kann, für Tagesgeschäfte gar zu nötig, als daß ich etwas in dieser Beziehung versprechen dürfte. Man kann so viel für ein Buch thun durch eine geringe Zuthat, und ich glaube es Ihnen z. B. durch die Nachrede zum „Romancero" bewiesen zu haben. Es sind manchmal nur wenige Blätter, die ein Buch in Zug bringen. Wenn ich noch etwas am Leben bleibe, kann ich noch manches für die Gesamtausgabe thun, aber auch für den schlimmern Fall will ich das meinige gethan haben.

Ich bin sehr übel dran mit der Hamburger Lesebibliothek, die mir, wie Sie ganz richtig bemerkten, nur wenig bieten kann. Die jüngste Sendung kostet mir 16 Franken Porto, und nur die Sammlung der Briefe von J. H. Voß gewährt mir einiges Interesse und war mir von litterärischem Nutzen. Ich hätte gar zu große Lust, meine Arbeit über deutsche Litteratur zu vervollständigen, und ich beschäftige mich mit diesem Gedanken besonders in Bezug auf Grabbe, Immermann, Kleist und Öhlenschläger, die vier großen dramatischen Dichter, von denen ich schändlicherweise nicht gesprochen habe, und über die ich doch so viel zu sagen hätte. Schicken Sie mir doch unter Kreuzkouvert einen Katalog von Bernhard, damit ich sehe, was da für mich zu holen wäre.

Grüßen Sie mir Gattin, Tochter und Erbprinzen.

Mit Freundschaft und Ergebenheit

Heinrich Heine.

401. An Julius Campe.

Paris, den 6. April 1852.

Liebster Campe!

Die „Revue des deux Mondes" hatte bereits vor geraumer Zeit angekündigt, daß sie ihrem Publikum eine Reihenfolge der Notabilitäten unserer Zeit, in Kupfer gestochen, mitteilen würde, und die erste Nummer[1]), wo sie dieses Versprechen erfüllt, schicke ich Ihnen heute unter Kreuzkouvert. Es ist nämlich mein eigenes Gesicht, welches den Reigen anführt, und ein großer Aufsatz von Taillandier wackelt hinterdrein, wo er, wie Sie sehen, von vornherein auf den „Romancero" hinweist. Der nächste Gebrauch, den Sie nun von dieser Nummer machen können, ist, daß Sie sie zuerst Ihren eigenen Damen und dann auch meiner Schwester des Porträts wegen zeigen, und dann, daß Sie den Aufsatz des Franzosen für deutsche Blätter ausbeuten, indem darin trotz des katholischen Standpunkts eine gemütsfreiere Ansicht sich ausspricht, auch eine umfassendere Weite herrscht, als in dem größten Teil der deutschen Kritiken. Jüngst hat mir ein hiesiger Deutscher, Herr Engländer, eine Kritik des „Romancero" vorgelesen, die zum besten gehört, was ich der Art kenne, und besonders die schnöde Insinuation der Immoralität aufs eklatanteste aus dem Felde schlägt. Ich glaube, sie war bestimmt für die Berliner „Nationalzeitung", wurde aber gewiß nicht in derselben abgedruckt, und wenn es Ihnen recht ist, bewege ich Herrn Engländer, aus dieser Arbeit eine Broschüre zu machen, die Sie gewiß anständig honorieren werden, da sie für die Interessen unserer Gesamtausgabe von größter Wichtigkeit wäre; die Scheinheiligen mit ihrer plumpen Lüge, das Pharisäergeschrei über Cynismus würde dadurch ekrasiert werden. Doch das ist Ihre Sache und ich bekümmere mich darum Ihretwegen; mich selber bedrücken in diesem Augenblick andere Sorgen. Meine Kräfte nehmen verwünscht schnell ab, und was ich Wichtiges zu thun habe, darf ich nicht auf die lange Bank schieben. — Von Deutschland aus gelangen täglich an mich die rührendsten Zeichen von Sympathie; jeder möchte mir helfen, aber niemand vermag es; ich gehe oder vielmehr ich liege ruhig meinem Grabe entgegen. Ich habe dieser Tage unter meinen Papieren einen erfreulichen Fund gemacht, von welchem ich nächstens rede.

Apropos: Meine jüngste Anfrage, ob ich bereits jetzt mein Semester auf Sie trassieren könne, nehme ich zurück, da sich mir eine unvermutete Geldressource bietet. Ich werde nämlich durch meinen Bruder schon verloren geglaubtes Geld zurückbezahlt erhalten.

Wenn ich vielleicht nächste Woche meine Bücher nach Hamburg zurückschicke, werde ich für Sie mein in Bronze gegossenes Medaillon beipacken. Ich habe expreß für Sie ein Exemplar dieses ehernen Basrelief-Porträts, das mir so außerordentlich ähnlich ist, gießen lassen; es kann Ihnen vielleicht später nützlich sein, abgesehen von dem Vergnügen, das es Ihnen im Momente bieten dürfte. Vergessen Sie nicht den ge-

1) Vom 1. April 1852

wünschten Katalog. Wenn Sie mir die „Hundert Tage" von Grabbe gelegentlich zukommen ließen, wäre es mir sehr angenehm.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich gewogen

Ihrem

Heinrich Heine.

402. An Julius Campe.

Paris, den 14. April 1852.

Liebster Campe!

Ich beeile mich, Ihren jüngsten Brief zu beantworten, damit die Verzögerung der Beantwortung mir nicht störend im Gedächtnisse laste. Zunächst melde ich Ihnen, wie es mir sehr verdrießlich ist, daß Sie das Manuskript des zweiten „Salon"-Bandes nicht wiedergefunden, und es für mich eine Höllenarbeit ist, durch Vergleichung mit der französischen Version die Zensurlücken zu ergänzen. Ich habe mich gleich an die Arbeit begeben, sehe aber ein, daß ich die unzähligen kleinen Verstümmelungen nicht wieder verbessern kann; nur die großen Stücke, welche gestrichen worden, werde ich aus dem Französischen zurückübersetzen können; es sind beinahe zehn große Stücke; nur von zwei derselben habe ich noch durch Zufall das Original-Manuskript. Auch ein kleines Vorwort muß ich wohl schreiben. Da diese neue Zugabe wohl über einen Druckbogen, vielleicht anderthalb Druckbogen beträgt, so können die kleinen Gedichte am Ende des Buches wegfallen. Hier sind sie störend, und um so weniger an ihrem Platze, da ich sie in den „Neuen Gedichten" aufgenommen habe. In vierzehn Tagen sollen Sie den zweiten „Salon"-Band druckfertig von mir erhalten, was ein großes Opfer ist, da ich in diesem Augenblicke mit wichtigern Arbeiten beschäftigt bin.

Hier macht mein Porträt und der Aufsatz der „Revue des deux Mondes" das größte Aufsehen, und ich wiederhole Ihnen, Sie würden nichts dabei verlieren und vielleicht gar dabei gewinnen, wenn Sie diesen Aufsatz in deutscher Übersetzung als Broschüre erscheinen lassen wollten. Herr Gottschall würde dieses sehr hübsch machen und bevorwortend seinen ungedruckten Artikel dabei sehr gut gebrauchen können.

Ich danke Ihnen für die Erlaubnis, auf Sie in kürzerm Termin trassieren zu können, doch weiß ich noch nicht, ob ich davon Gebrauch mache, da sich mir, wie ich in meinem vorigen Briefe erwähnte, unvorhergesehene Geldressourcen eröffnen. Ich brauche aber enorm viel, unmenschlich viel, wenn ich in meinem jetzigen Zustande dieses Jahr aufs Land ziehen will, was ich seit vier Jahren aus Ökonomie nicht thun konnte. Sie haben recht, lieber Campe, wenn Sie sagen, daß man sich nach der Decke strecken müsse. Das habe ich auch bis jetzt gethan; nur möchte ich mir jetzt eine längere Decke anschaffen, und deshalb suchte ich Rat bei Ihnen, den ich aber in Ihrer Antwort vergebens suchte, so daß ich nun selber Rat schaffen muß und will. Sie sagen, daß Sie glaubten, ich wäre durch das Honorar des „Romancero" ganz aus meinen Sorgen gerissen. Dieses glaubte ich auch im ersten Augen-

blick zu sein, aber Personen, die mich eben jenes großen Honorars wegen, welches vielleicht Famas Trompete noch vergrößert, für einen Krösus halten, haben mir seitdem mehr Geld entzogen, als ich billig erwarten konnte, und überhaupt, wie Sie wissen, und aus eigener Erfahrung wissen, bin ich ein schlechter Rechner. Ich weiß Ihnen gewiß Dank, daß Sie mich einmal anständig honorierten, daß Sie einmal mich des fatalen Feilschens überhoben, und ich habe auch alles gethan in der Lust meines Herzens, was für Sie nur irgend nützlich sein konnte. Sie sehen, ich anerkenne Ihre Verdienste, ich weiß aber auch Ihre Gewinnste zu schätzen, und wie bisher wird alles, was ich thue, für Sie erfreusam und einbringend, für mich aber auch leiblich ergiebig sein. Sobald ich mit mir selber aufs Reine bin und mit meiner Seele Rat gehalten habe, welcher großen Anstrengungen ich noch fähig bin, sobald ich meine Kräfte erwogen, werde ich Ihnen sagen, ob und wie ich durch eine Publikation für unsern armen Freund Heinrich Heine etwas Erkleckliches thun kann. Sie kennen meine Gewissenhaftigkeit und wissen, ich vergaloppiere mich nicht gern mit Vorsätzen, wozu mir am Ende die Kräfte fehlen dürften.

Über den Prospektus der Reihenfolge meiner Gesamtwerke haben Sie meine Anfragen unberührt gelassen. Ich empfehle Ihnen die Sache aber doch, sobald Sie hinlängliche Muße dazu finden. Was Sie mir über das Ungeeignete des Momentes sagen, bekümmert mich. Vergessen Sie nicht diese Sache.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie liebreich zugethan Ihrem armen, sehr leidenden Freunde

Heinrich Heine.

---

403. An Dr. L. Wertheim.

Paris, den 19. April 1852.

Liebster Herr Wertheim!

Ich habe Sie nun schon sehr lange Zeit nicht gesehen, was mich doppelt bekümmert, da ich eben in diesem Augenblick Sie über etwas zu befragen habe, was meinen Krankheitszustand betreffend für mich von großer Wichtigkeit ist. Ich möchte mich nämlich gern mit meinem ganzen Hausstaate in eine maison de santé einquartieren, um wieder etwas frische Luft zu genießen. Bei Ihrer Lokalkenntnis können Sie mir wohl die beste Auskunft geben, wo ich die zweckmäßigste maison de santé fände. Besuchen Sie mich daher recht bald. Meine Frau läßt sich Ihnen freundschaftlichst empfehlen. Ich bin leider in diesem Augenblick sehr leidend und meine Kräfte nehmen sichtbar ab von Tag zu Tag.

Ihr aufrichtig ergebener

Heinrich Heine.

P. S. Man sagt allgemein, eine Tochter von Ihnen, Mademoiselle Wertheimer, habe mit dem größten Beifall in der Opéra comique debütiert. Ich habe widersprochen und glaube, es ist höchstens eine Kousine von Ihnen.

404. An Julius Campe.

Paris, den 7. Juni 1852.

Liebster Campe!

Ich hoffe, daß diese Zeilen Sie nach Ihrer Rückkehr von Leipzig gesund und heiter antreffen. Sie werden das Manuskript vorgefunden haben, das ich Ihnen zum zweiten „Salon"-Bande schickte. Ist die Vorrede noch nicht gedruckt, so wünschte ich sehr, die Korrektur zu besorgen. Jedenfalls, wenn sie noch nicht gedruckt ist, wünsche ich einen Ausdruck darin zu verbessern. Bei Erwähnung der Herren Daumer, Bruno Bauer und Feuerbach kommen die Worte vor: „diese Götter ohne Gott". Statt dieser Worte wünsche ich folgende zu setzen: „diese gottlosen Selbstgötter" [1].

Ihren Katalog von Bernhard habe ich längst erhalten, und vorgestern erhielt ich auch den von Laeiß. Letzterer scheint wohl der beste zu sein, aber ich kann ihn so bald noch nicht durchsehn. Den Bernhardschen Katalog hingegen hatte ich bereits durchgesehen und mir das beiliegende Verzeichnis bemerkt; die besonders bekreuzten Nummern hätte ich am liebsten. Suchen Sie mir eine kleine Sendung zu machen, doch nicht durch die Eisenbahn, sondern durch Gelegenheit. Mein Bruder Max aus Petersburg wird über Hamburg zu mir hieherreisen, und demselben können Sie die Bücher mitgeben. Ich habe die sechs preußischen Bände von Vehse [2] mit der größten Gier durchgelesen, und es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mir die darauf folgenden österreichischen Bände zukommen ließen, nicht um sie zu behalten, sondern nur um sie mir vorlesen zu lassen; da ich kein Büchersammler bin, so gebe ich dergleichen immer gern zurück. Dies Buch ist für mich wahrer Kaviar. Jetzt fange ich an zu glauben, daß wir Deutschen einmal eine ordentliche Nationalgeschichte bekommen werden. Vehses Buch ist der Anfang. Sein Verdienst ist ungeheuer, und des Verlegers Gewinn wird es ebenfalls sein. Nachahmungen werden wie die Pilze hervorschießen. Der Weg ist gebahnt, und die Deutschen bekommen endlich ihre Fürsten von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Welche kostbare Menagerie der originellsten Bestien! Jedes in seiner Art von verschiedenem Charakter, abgeschlossen und vollendet, wahre Meisterstücke des lieben Gottes, dessen dichterische Schöpfungskraft, dessen Autorgröße hier im klarsten Lichte erscheint und uns zur Bewunderung hinreißt. Diese preußischen Könige die macht ihm keiner nach, kein Shakespeare und kein Raupach; da sehen wir den Finger Gottes.

Ich habe leider Hern Vehse nicht viel sehen können, und als er zuletzt nach meiner Behausung kam, war ich so krank, daß ich ihn nicht sprechen konnte. Manches jedoch haben wir vorher miteinander geplaudert, und auch Ihnen müssen die Ohren geklungen haben. Ehrlich gestanden, Sie sind noch immer gut dabei weggekommen, und sowohl der große Historiker, als der große Poet, beide haben Ihr Porträt

---

1) Vgl. Bd. V. S. 7.

2) Eduard Vehse: „Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation" (Hamburg 1851—58).

nicht mit grellen Farben gemalt und ließen Ihnen viel Gerechtigkeit widerfahren. Eine litterärische Publikation, mit welcher ich mich trug, hat mir Vehse aus dem Sinn geredet, und er hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß das Publikum viel mehr Gefallen jetzt findet an Schilderung sozialer und politischer Zustände, als an dem alten belletristischen Kunst- und Litteratur-Geschwätze. Ich benutze diese Winke, und in meinem Geiste formiert sich ein Buch, welches Blüte und Frucht, die ganze Ausbeute meiner Forschungen während einem Vierteljahrhundert in Paris sein wird, und, wo nicht als Geschichtsbuch, doch gewiß als eine Chrestomathie guter publizistischer Prosa sich in der deutschen Litteratur erhalten wird. Nach dem „Romancero", versicherten mir längst Freunde, verlangte man Prosa von mir, und ich hoffe auch dieser Forderung mit Gottes Hilfe aufs beste zu entsprechen. Ich werde dabei durch merkwürdige Zufälle noch besonders begünstigt. Ich werde Ihnen recht bald darüber Bestimmtes schreiben, da ich mit reiner Herzensfreude, mit voller Behaglichkeit mich dieser Arbeit überlassen und von vornherein alles beseitigen will, was nur im mindesten störsam auf meinen Geist wirken könnte. Bei meinem trüben Gesundheitszustand muß ich alle Influenzen berechnen, wenn ich mich den mühseligsten Geschäften hingeben soll. Da ich nicht weiß, wie weit ich mich anstrengen darf, so ist jede Zeitbestimmung mir nicht gut möglich, und doch weiß ich, sowie ich Ihnen von meinem Projekte sage, dringen Sie auf kurze Frist. Doch genug für heute. Ich bemerke nur so viel, daß ich hoffe, noch in diesem Jahre ein paar Bände zu liefern, die den Abschluß meines litterarischen Treibens bilden und die vorhandenen Leistungen rühmlich ergänzen werden.

Ich hoffe, Sie werden meinen Bruder Max sehen, und da er nicht bloß ein sehr geistreicher, sondern auch höchst vernünftiger Mensch ist, werden Sie hoffentlich Ihre Freude an ihm haben. Er besitzt mein ganzes Zutrauen und hat es immer verdient. — Was Sie mir über Herrn Kietz gesagt haben, hat mich äußerst verwundert; ich muß ihm jedoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sein Croquis unendlich viel besser war, als der Steinabklatsch, die Karikatur meines Gesichtes mit dem geborgten Schellfischauge, das Sie mir mal überschickten. Ich bin im Grunde zufrieden, es ist mir nicht unlieb, daß meine Visage dieser Verleumdung durch Steindruck entgangen ist. Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich gewogen

Ihrem

Heinrich Heine.

405. An Gustav Kolb.

Paris, den 3. August 1852.

Liebster Kolb!

Indem Ich Ihnen beiliegende Zeilen zusende, zweifle ich nicht, daß Sie sie unverzüglich in der „Allg. Ztg." abdrucken werden; würden Sie damit zögern, so hätte ich nicht die Freude, daß dieser Artikel, den Pietät und Wahrheitsliebe diktiert, meinem geliebten Bruder

noch während seiner Reise durch Deutschland zu Gesicht käme. Er hat mich in einer trostlosen Lage zurückgelassen, da meine Krankheit täglich zunimmt. Mein Kopf ist ermüdet von Schmerzen. Ich habe in dem kleinen Artikel meinen Stil zu verstellen gesucht, aber die Mühe war wohl überflüssig, da ich gewiß jetzt ebenso schlecht schreibe, wie meine berühmten Kollegen. Die Nachricht, daß ich viel arbeite, ist ziemlich unrichtig, und noch weniger denke ich, ein Werk auf Subskription herauszugeben, obgleich mir zu diesem Behufe von allen Seiten die liebreichsten Anerbietungen zukommen. Der Gedanke schon einer solchen Publikationsweise widerstrebt meinem vornehmen Gefühle. Übrigens geht es mir gottlob in jeder Beziehung sehr schlecht. An den Tagesneuigkeiten habe ich wenig Freude, und ich werde froh sein, wenn die Natur am Ende sein wird mit ihrem Zerstörungswerke, und ich alsdann einen ruhigen Schlaf genießen kann. Ich habe zur neuen Auflage des Salons, II. Band, eine Vorrede geschrieben, die Sie vielleicht interessiert; Campe soll sie Ihnen zuschicken.

Leben Sie wohl und grüßen Sie mir herzlich alle, die dort mir noch mit Liebe zugethan sind.

Mit Treue Ihr Freund

Heinrich Heine.

P. S. Könnten Sie gelegentlich ein Wort sagen über meine oben ausgesprochene Aversion gegen das Projekt der Herausgabe eines Buches auf Subskription, so wäre mir das nicht unlieb, und mein Verleger würde vielleicht die Motive, warum ich ihn behalte, besser zu würdigen wissen.

406. An Julius Campe.

Paris, den 12. August 1852.

Liebster Campe!

Meinen heitersten Dank für die zugesandten Bücher, die mir nur eine Bagatelle, kaum 2 Franken Porto gekostet. Gleichfalls meinen Dank für die freundschaftliche Gesinnung, die sich in Ihrem jüngsten Briefe aussprach. Ich kann heute nur einen Punkt desselben in Erwägung ziehen; es ist nämlich Ihre Auseinandersetzung, wie merkantilisch wichtig es für Sie sei, daß ein Buch nicht ganz zu spät im Jahre, nicht gegen Ende desselben erscheine. Das mag ganz seine Richtigkeit haben, aber ich kann dennoch bei der Herausgabe meines nächsten Buches keine allzu große Rücksicht darauf nehmen; denn da dieses Buch das letzte ist, das bei meinen Lebzeiten von mir erscheinen wird, so muß ich mein Hauptaugenmerk darauf haben, daß es gut sei, daß es vollendet sei und daß ich nicht am Rande des Grabes Fiasko mache. Ich habe keinen zweiten Pfeil nachzuschießen. Wenn ich bei solchem neuen Buche nur alte Artikel zuzustutzen hätte, wie Sie nach Ihrer Äußerung zu glauben scheinen, so wäre die Arbeit bald abgethan und der Druck könnte schon jetzt beginnen. Aber dem ist nicht so. Nachdem ich die vorhandenen gedruckten Artikel mit großer Mühe aus den Augsburger Katakomben hervorgesucht, finde ich sie durch

Zensur und Zusätze so entstellt, so versäuet, daß ich nur den kleinsten Teil davon gebrauchen kann, und auch diesen nach alten Brouillons, die ich glücklicherweise wieder aufgefunden, mit Not und Mühe restaurieren muß; ganz ungedruckte Aufsätze muß ich zeitgemäßer wieder umarbeiten, einen großen Teil Neues habe ich bereits hinzugeschrieben, ich möchte fast sagen hinzugedichtet, und Sie begreifen nicht, welche höllische Arbeit ich habe, um das noch Fehlende zu erschwingen und durch einen besonnenen Guß ein harmonisches Ganze hervorzubringen. Da kann ich mich nicht auf schnelles Stümpern einlassen, und muß ich mir Zeit nehmen. Ihrer Idee, einen ersten Band vorauszuschicken, dem ein andrer folgen könne, kann ich ebenfalls nicht Folge leisten, da ich, wie prägnant ich auch, alles Weitschweifige ausscheidend, nur das Beste gebe, doch nicht unter 30 Bogen erscheinen lassen kann, wenn ich ein Ganzes von Wert geben will; wenigstens auf 30 Bogen beläuft sich das Manuskript nach meinem jetzigen Schematisieren, und wenn ich auf einige gesunde Tage rechnen kann, so ist vorauszusehn, daß die Arbeit auf eine größere Bogenzahl hinausläuft. Ich kann daher von vornherein bestimmen, daß das Buch in zwei Bändchen, die nicht getrennt werden können, erscheinen muß. Sie wissen, ich bin ein großer Meister in der Anordnung, und eben weil ich meine Kunst der Form und des Stiles glänzender als je bekunden will, müssen Sie mir in betreff der Zeit und des Drucks freie Hand lassen. Glauben Sie mir, es ist Ihr eigenes Beste. Ich kann es Ihnen nicht deutlich machen, da ich heute, wo ich Ihnen das Buch bestimmt zum Verlag anbiete, nicht der Lobredner desselben sein möchte. Daß ich mit diesem Verlagsantrag nicht länger zögern will, hat seinen Grund in zwei Punkten, die ich Ihnen aufrichtig gestehen will. Der erste Punkt ist, daß ich von vornherein die Honorarfrage aus dem Sinne haben möchte, damit sie mich nicht beim Arbeiten belästige. Wäre das Buch ein rein litterärisches oder ein poetisches wie der „Romancero“, so würde ich es ruhig fertig machen, wohl wissend, daß nichts dabei verloren geht, wenn die Herausgabe erst nach meinem Tode geschähe, wenn etwa Freund Campe sich bei meinen Lebzeiten in betreff des Honorars etwas zähe zeigen möchte. Das Buch jedoch, welches ich jetzt anfertige, schreibe ich zunächst des Geldes wegen. Aus diesem Grunde gebe ich vorzugsweise ein Buch, das die Tagesgefühle ansprechen soll, und wenn es fertig ist, kann ich es nicht Jahr und Tag liegen lassen, im Fall meine Honoraransprüche Sie zufällig nicht in guter Laune antreffen, oder keinem Zutrauen begegnen, wie Sie mir es freilich in der letzten Zeit geschenkt haben, so daß, was ich eben vorbringe, vielleicht ungerecht ist — aber wir sind alle Menschen, sind der Stunde und der Stimmung unterworfen, und ich möchte mich so schnell als möglich von dem Gedanken befreien, daß ich, wenn das Buch fertig ist, und ich müde von der Arbeit wäre, dennoch genötigt sein könnte, auf die Handelschaft zu gehen, in der Weise deutscher Litteraten herumzufragen, bei Dero Kollegen herumzufragen, was sie wohl für mein Buch geben würden, und nach solcher Kläglichkeit endlich nach mühseligem Schreiben die Sache abzumachen. Ich gestehe Ihnen freimütig, daß, obgleich ich des Geldes sehr bedürftig, dennoch einige Silberlinge mich nicht bewegen würden, das Buch in

einen andern Verlag als den Ihrigen zu geben: schon bei einem solchen Gedanken ist mir zu Mute, als liefe mir eine Laus über die Leber. Auch gestehe ich Ihnen, daß der Vorschlag einiger Freunde, um meinen Finanzen ein- für allemal aufzuhelfen, ein Werk auf Subskription herauszugeben, mir durchaus nicht mundet, und daß ich denen, die mich von allen Seiten angehen, ihnen zu erlauben, Subskriptionslisten zu eröffnen, gern sobald als möglich öffentlich meinen ablehnenden Dank sagen möchte, und daß ich nur damit wartete, um zu gleicher Zeit andeuten zu können, daß mein nächstes Werk vielleicht noch dieses Jahr bei Ihnen im Verlag erscheine. Das ist der zweite Punkt, warum ich Ihnen schon heute den definitiven Verlagsantrag mache, und ich bitte Sie, in der resoluten Weise, die Ihnen eigen und die nicht genug zu schätzen ist, mir umgehend zu schreiben, ob Ihnen Antrag und Bedingungen genehm sind, so daß Ihre Antwort mir in bündigster Kürze als Kontrakt dienen möge. Dem Odysseus des deutschen Buchhandels gegenüber wäre es thöricht, wenn ich nicht meine Gedanken so klar als möglich ausspräche, oder einen Hintergedanken verbergen wollte, da Sie dergleichen doch leicht herauswittern würden; unumwundene Offenheit ist daher für mich das Ratsamste, und ich will daher die wesentlichen Punkte meines Antrags so bestimmt als möglich und zu größerer Deutlichkeit auch numeriert hierhersetzen.

Diese Punkte sind folgende; sollte ich irgend etwas, das zu Ihrem Vorteil sein könnte, vergessen haben, so notieren Sie es mir ebenso bestimmt:

1. Was den Titel des Buches betrifft, so habe ich folgenden ausgeklügelt:

Unter der Regierung

Ludwig Philipps von Orleans.

Tagesberichte

von

Heinrich Heine.

Das Wort „Tagesberichte“ könnte ich der größern Einfachheit wegen ganz weglassen. Sollten Sie es behalten wollen, und sogar den Ausdruck: „Pariser Tagesberichte“ vorziehen, so ist es mir recht. Sie haben, liebster Campe, vorig Jahr, als ich mit dem „Romancero“ niederkam, dessen Titel mehr Ihnen als mir gehört, einen so feinen Takt und so schöpferischen Sinn für Titelgebung an den Tag gelegt, daß ich hier wohl Ihre Kompetenz nicht abweisen kann, und wohlthue, mich bescheidentlich Ihrem Urteil zu unterwerfen. Ich bemerke Ihnen deshalb, daß ich im Anfang auch an folgenden Titel dachte:

Tagesberichte,

geschrieben zu Paris

vor dem Sturze Ludwig Philipps von Orleans.

(oder: Königs der Franzosen.)

Doch ich glaube, Sie werden mit dem zuerst angegebenen Titel zufrieden sein, da er sogar einen etwas romanhaften, leihbibliothekarischen

Anstrich hat, für die große Menge. Doch über diesen Punkt haben wir noch Zeit zur Verständigung.

2. Was die Bogenzahl betrifft, so habe ich das Material im Geiste schematisiert, und es beläuft sich schon auf dreißig Druckbogen. Es mag nun wohl, wenn ich weiter in die Arbeit hineinkomme, auf eine größere Anzahl hinauslaufen, so daß ich jedenfalls zwei mehr oder minder starke Bände herausgeben muß. Ich mache mich aber nur zu dreißig Bogen anheischig; ich bin jetzt so kapriziöse, daß ich heute verwerfe, was ich gestern geschrieben, schon wenn mir der Stil nicht gefällt, und ich habe eine wahre Leidenschaft des Zusammendrängens. Sie wissen aber aus Erfahrung, ich gebe am Ende immer mehr, als ich versprochen.

3. Was das Honorar betrifft, so verlange ich von Ihnen nicht mehr und nicht weniger, als was Sie mir zuletzt für den „Romancero" gegeben, womit Sie das Eigentum des Buches, das Recht, so viele Auflagen zu machen, als Ihnen beliebt, und das Buch in der Gesamtausgabe meiner Werke aufnehmen zu können, erkauft haben. Ich bin ehrlich mit meinem Gewissen zu Rate gegangen, was ich Ihnen wohl abfordern könne, ohne in den Verdacht zu geraten, als wollte ich meinen letzten Succeß ausbeuten und meine Preise erhöhen; ich habe nur das Wesentliche, den Wert meines Buches und die Höllenmühe, die ich daran verwende, beachtet, und ich kann Ihnen mit heiterm Sinne das erwähnte Honorar abfordern, ja ein Selbstgefühl, ein Gefühl der Sicherheit, wie ich es nicht hatte, als ich Ihnen den „Romancero" antrug, unterstützt mich in diesem Augenblicke. Ich weiß, ich gebe das beste, was geleistet werden kann, da im Versemachen mir viele gleichkommen, nicht aber in der Prosa, wo ich jetzt ein Musterbuch geben dürfte, das, ganz abgesehen von seinem interessanten und, wills Gott, auch pikanten Inhalt, seinen stehenden Wert behalten wird. Dazu kommt, daß ich Ihnen um die Hälfte mehr Manuskript gebe, als ich beim „Romancero" zu geben gehalten war. Sie wissen, wie viel ich mit einem einzigen Druckbogen für das Eingreifen eines Buches zu thun vermag, und wie oft ich Gelegenheit habe, auch anderweitig Ihre Interessen zu fördern. Ich habe es Ihnen in der letzten Zeit bewiesen, beim „Romancero", bei den „Neuen Gedichten", bei dem „Salon", und kann es Ihnen noch besser beweisen, wenn ich bei der Gesamtausgabe noch am Leben bin. Sie wissen, ich bin gewissenhaft und befolge nicht das Bierbrauerrezept, das Sie mir unklugerweise selber mitgeteilt haben, und wodurch ich im stande wäre, Ihnen eitel Schaum statt guten Breihahn einzuschenken. Bezahlen Sie gut, so gebe ich gutes Bier; wo nicht, so heißt es: wie geblecht, so gezecht. Sie sehen, wie offen ich bin. Ich verhehle Ihnen nicht mein Spiel; ich lasse Sie in alle meine Karten sehen, ich kann dieses jedoch ohne Schaden thun, da ich lauter Trümpfe in Händen habe. Ich bin wie von meiner Seele überzeugt, daß, wenn ich noch mehr verlangen würde, Sie es dennoch geben würden; ich könnte große Summen von Ihnen erpressen, wenn dergleichen meine Art wäre; auch möchte ich es vermeiden, daß sich irgend ein säuerliches Wölkchen über Ihr Antlitz hinzöge, und Unmut gegen den Freund in Ihrem Herzen sich einniste. Die Hand aufs Herz, alter Freund Campe! bin ich es nicht, der Sie in Händen hat? Würden Sie um irgend

einen Preis gestatten, daß einer Ihrer resp. Kollegen auch nur ein Blatt von mir jetzt in Verlag bekäme? würde dieses Blatt nicht in der Gesamtausgabe fehlen, die Sie doch nicht allzu lange hinausschieben können? Ist hier nicht Ihr Point d'Honneur engagiert, daß Sie nicht der Honorarforderung wegen ein Buch von mir ungedruckt lassen können, selbst wenn Sie vorauswüßten, daß Sie auch einmal Schaden daran leiden würden? Sie sehen, ich habe Ihre Blöße entdeckt, aber es ist eine edle, generöse Blöße, und ich bin nicht der Lump, der so etwas mißbraucht. Eigennützige Naturen sehen bei andern nur Motive des Eigennutzes, die besseren Motive entgehen ihnen, und so ist der Dichter oft sogar in Geschäften scharfsichtiger, als irgend ein trockener Geschäftsmann.

4. Was die Zahlungsweise des Honorars betrifft, so wünsche ich, daß es mir erlaubt sei, den Betrag desselben, sobald ich das letzte Blatt des Manuskriptes abgeliefert, drei Monate nach Dato auf Sie zu trassieren.

5. In betreff des Druckes des Buches spreche ich den Wunsch aus, daß dasselbe ganz wie die „Reisebilder“ gedruckt werden möge.

6. Endlich in betreff der Ablieferungszeit des Buches kann ich nur das Versprechen geben, daß ich alles Mögliche aufbiete, um das Manuskript gegen Ende Oktober abliefern zu können. Ist es früher möglich — woran ich freilich zweifle — so soll es gewiß geschehen; leider ist der bedeutendste Teil der Arbeit zu Anfang des Buches zu machen, während ich das Ende des Buches, wo das Material schon etwas ausgearbeitet ist, leichter fertigen kann. Habe ich hinreichend gesunde Stunden, so fördere ich rasch, aber ich habe mir nun einmal steif und fest vorgenommen, dem Buche, das gewiß mein letztes ist, eine schöne Vollendung zu erteilen, die Dinge darin zu sagen, die ich an keinem andern Orte mehr sagen kann, kurz; mir diesmal einmal zu genügen, ohne irgend eine Rücksicht auf Campe, der am Ende doch hierdurch solidere Vorteile im Laufe der Zeit gewinnen wird, als ihm die momentane Ausbeutung der Saison-Konjunktur gewähren dürfte. Ich muß Sie daher, liebster alter Freund, inständigst bitten, mir in Bezug auf den Ablieferungstermin freie Hand zu lassen. Sie werden es wahrlich nicht bereuen. Je länger ich daran arbeite, desto besser wird das Buch. Wäre ich gesund, so würde ich Sie auch in diesem Punkte durch anhaltendes Arbeiten befriedigen, aber mein Geist ist abhängig von einem hundsföttisch kranken Körper, der mich manchmal im Stich läßt, wie vorm Jahr beim „Romancero“ mein Sekretär. Eventualiter, für den Fall, daß der dunkelste Fall, nämlich das Menschlichste, einträte, ehe das Buch gedruckt wäre, habe ich mir eine Mappe angeschafft, worin ich alles Manuskript, das dazu gehört, so geordnet als möglich zusammenlege, so daß, wenn Ihnen dieselbe zugestellt wird, Sie selber im stande wären, mir den Liebesdienst eines Herausgebers zu erzeigen, um dem Publikum, das gerne die Lakunen übersehen wird, das posthume Werk gedruckt zu überliefern.

Ich muß mich auf alles gefaßt machen, denn wenn die Qualen, die ich jetzt erdulde, nicht abnehmen, so muß ich die Butike schließen. Meine geistige Aufregung ist viel mehr Produkt der Krankheit, als des

Genius, so z. B. habe ich in der letzten Zeit, um meine Schmerzen zu beschwichtigen, eine Menge drolliger Tierfabeln versificiert, wovon ich vielleicht eine nächstens unserem Kronprinzen, dem jungen Cäsarowitsch Campe, meinem künftigen Verleger, zum Auswendiglernen schicken werde. Rasend vor Schmerzen, wirft sich mein armer Kopf hin und her in den schrecklichen Nächten, und die Glöckchen der alten Kappe klingeln alsdann mit unbarmherziger Lustigkeit.

Und nun leben Sie wohl, und lassen Sie mich beileibe keinen Tag auf Antwort warten; Sie brauchen ja nur wenig zu schreiben, Ja oder Nein, und Sie begreifen sehr gut, daß in meinem Krankheitszustande jedes retardierende und zögernde Verfahren eine Spannung hervorruft, die heillos wie Gift wirkt und in der krampfhaften Erregung mich zu dem Tollköpfigsten verleiten kann. Apropos, es wäre mir nicht unlieb, wenn Sie meinen Bruder Max vor seiner Abreise von Hamburg darüber in Kenntnis setzen wollten, was den Inhalt meines heutigen Briefes bildet, und es kann ihm nicht gleichgültig sein, wenn er von Ihnen erfährt, daß ich noch in diesem Jahr ein bedeutendes Honorar zu erwarten habe. Er ist dabei, im Vertrauen gesagt, interessiert, da ich ihm schon seit geraumer Zeit eine Geldsumme schulde, und der gute Junge wegen meiner Finanznot, die nur er begreift, in großer Sorge ist. Er ist im Besitz aller meiner vertrauten Angelegenheiten. Er ist ein guter, verständiger Mensch, und auf seine Diskretion kann man rechnen. Ich beschwöre Sie, außer ihm niemandem ein Wort von meinem heutigen Briefe merken zu lassen.

Treu und frei

Ihr Freund

Heinrich Heine.

407. An Julius Campe.

Paris, den 24. August 1852.

Liebster Campe!

Ich habe Ihren Brief vom 15. d. erhalten; ich bin, gottlob! noch mit einem blauen Auge davon gekommen, und meine Vorsicht, den Guß des Buches nicht eher zu vollbringen ehe ich weiß, ob es gleich gedruckt werden könne und also für die Aktualität des Tages berechnet sein müßte, oder ob ich es so einzurichten hätte, daß durch verzögerten Druck das Buch nichts an seiner Frische verliere, war also nicht überflüssig. Nur hätte ich gewünscht, daß Sie auf meinen deutlichen und wohlartikulierten Antrag sich durch ein ebenso deutliches und bestimmtes Ja oder Nein ausgesprochen hätten und ich nicht in die Notwendigkeit käme, noch einmal einen Brief zu schreiben und Sie zu bitten, mir mit bestimmten Worten zu sagen, ob Sie meinen Antrag definitiv ablehnen. Wenn die „Französischen Zustände" keinen so großen Absatz wie meine übrigen Bücher gefunden, so dürfte mich dieses nicht wundern, da dieses Buch nichts anderes war, als ein roher Abklatsch von rein politischen Artikeln, die drei Monate vorher in der „Allgem. Zeitung" hintereinander gestanden und fast von allen deutschen Blättern gleichzeitig in

mehr oder minder großen Auszügen, ja von den meisten ganz und gar, abgedruckt worden. Das Buch war nicht für das große Publikum, das damals noch nicht an politische Lektüre gewöhnt war. Auch war es nicht sehr anziehend, es ist monoton, entbehrt alle humoristische Bewegung, es ist weder von Kunst noch Litteratur noch Volksleben darin die Rede, es ist eine thatsächliche Erzählung des Tages ohne politischen Fernblick, den der Neuling damals noch nicht haben konnte. Ich that für die Ausstattung dieses Buches nichts, als daß ich eine große brillante Vorrede schrieb, die, wie Sie wissen, leider nicht gedruckt worden. Ich weiß sehr gut, was dazu gehört, daß ein Buch Zug bekomme, und Sie wissen auch sehr gut, daß ich im stande bin, bei gehöriger Muße dieses Ziel zu erreichen. Habe ich je Sie über den Inhalt eines Buches irregeführt? Habe ich Ihnen bei den „Zuständen" ein falsches Prognostikon gestellt? Warum also jetzt eine ungerechte Rekrimination? Was Sie über Ludwig Philipp sagen, mag seine Richtigkeit haben, aber in meinem neuen Buche ist er bloß Staffage, obgleich ich vor einigen Wochen noch nachträglich etwa anderthalb Druckbogen über ihn schrieb, die sehr interessieren werden. Der Held meines Buches, der wahre Held desselben, ist die soziale Bewegung, welche Thiers, als er auch Deutschland aufposaunte, plötzlich entfesselte, und welche Guizot vergebens zurückzudrängen suchte. Diesen Stoff behandelt mein Buch; er entfaltet sich am meisten in den Jahren 40—43; die Februarrevolution ist nur der Ausbruch der Revolution, und ich könnte wohl mein Buch mit Recht eine Vorschule derselben nennen. Den Titel des Buches hatte ich ja Ihrem eigenen Urteile unterworfen, und ich kann ganz gut den Namen Ludwig Philipps auf dem Titel fortlassen. Es ist in der That eine eigene Sache mit Büchertiteln; ich hatte einen deutschen Bedienten, welcher treuherzig sich wunderte, daß er auf dem Titelblatt meiner Bücher immer dem Namen Hoffmann und Campe begegnete, was er tadelte, indem er meinte: der Campe sei nicht sehr beliebt und der Hoffmann sei gänzlich unbekannt.

Jetzt, lieber Campe, meine dringendste Bitte. Für alle Liebe, die ich Ihnen im Leben erzeigt habe, verschonen Sie mich ein- für allemal mit der traurigen Gelddiskussion, und möge dieser Brief der letzte sein, worin ich meine Geldinteressen mit Ihnen zu besprechen habe. Erleichtern Sie mir alles, damit ich nicht auf diesen Punkt zurückzukommen brauche. Sprechen Sie mir nicht mehr von verschimmelten „Französischen Zuständen", von Ihrem Ärger beim „Romancero", von der Subskription, wo Sie mir dienstbar sein wollen, — lauter Dingen, wo unter der ehrbar ernsthaften Maske dennoch der alte Schalk hervorguckt, der mir so wohl bekannt ist und der mich unter andern Umständen so oft ergötzte. Aber jetzt bin ich krank, und ich muß meine Zeit zu Rate halten, um meine letzten Arbeiten zu vollenden, und ich bitte Sie daher, ohne viele Worte, ohne Umschweif mir zu sagen: ob Ihnen mein Verlagsantrag genehm ist oder nicht. Ist Ihnen mein Antrag genehm, und haben Sie mir eine acceptable und honorable Offerte zu machen, wobei mir nicht das Fell über die Ohren gezogen wird — (ich kann dieses nicht mehr so gut als sonst vertragen, da kein Fleisch mehr an mir haftet und ich nur noch aus Knochen und Fell bestehe) — so will ich

ein Geldopfer bringen. Worum ich Sie am meisten bitte, ist schleunigster Bescheid, damit ich die Sache aus dem Kopf bekomme, die mich in meinen Arbeiten stört. Ich weiß nicht, ob mein Bruder Max noch in Hamburg ist, doch für den Fall, daß er noch da ist, schreibe ich ihm in einigen Tagen, und ich bitte Sie, ihn wissen zu lassen, wie unsre Verhandlungen stehn. Er ist kein Geldmensch, die ehrlichste Seele; und haben Sie das Vertrauen in ihn, daß er, obgleich er mein Bruder ist, bei unsern gemeinschaftlichen Interessen ein getreuer Arbeiter sein könnte, so will ich ihm gerne carte blanche geben, in meinem Namen über den Honorarpunkt sich mit Ihnen zu verständigen. Er kennt meine Finanzbedürfnisse, er weiß, wo die Grenze der Nachgiebigkeit sein darf, er weiß, wie wenig ich in Verlegenheit bin, um aus Papier Geld zu machen, und wenn er es ratsam hält, dürfte er Ihnen wohl manches vertrauen, was Ihnen nicht gleichgültig dünken dürfte und erleuchtend auf Sie wirken könnte. Doch die wahre Erleuchtung kommt nur vom Himmel, und dieser empfehle ich Sie. Jedenfalls sein Sie überzeugt, daß Ihre Freundschaft mir lieb und teuer ist — aber nochmals gesagt, zu teuer darf sie nicht sein.

Ihr treu ergebener

Heinrich Heine.

---

408. An Julius Campe.

Paris, den 12. September 1852.

Liebster Campe!

Die Abwesenheit meines Freundes Reinhard, der nur einmal in der Woche vom Lande zu mir kommt, ist schuld, daß ich Ihren letzten Brief noch nicht beantwortet. Außerdem war auch nichts Dringendes darüber zu sagen, obgleich er hinlänglich verdrießlichen Inhalts. Ich weiß nun eben, was ich zunächst wissen wollte, nämlich daß ich mein Buch in einer Gestalt verfertigen muß, wo nichts daran gelegen ist, daß es nicht gleich in die Presse läuft und vielmehr Jahr und Tag ruhig in meinem Pulte liegen kann, ohne daß es im mindesten welk wird. Ich betrachte jetzt meinen Antrag als abgewiesen, und ich versichere Ihnen auf mein Wort, daß ich nichts weniger als verstimmt bin, daß ich vielmehr herzlich froh bin, nicht nötig zu haben, in kurzer Frist mein Erbieten zu erfüllen; ich bin wie von einer Last befreit, denn ich fühle, daß ich keineswegs dieses Jahr, sondern erst im Frühjahr mit meinem Buche fertig sein kann, wenn ich ihm den interessanten Inhalt und die vollendete Form erteilen soll, wie mir solches vorschwebt — ja, es hat sich in meinem Geiste der Plan des Werks noch dahin erweitert, daß ich es bis auf die heutige Tagesgeschichte ausdehne, und da mögen wohl Personalschilderungen vorkommen, die es nicht ratsam machen, mit Herausgabe des Buches zu eilen.

Ich bin mir bewußt, nichts gethan zu haben, was Sie berechtigen könnte, meine Loyalität im mindesten zu bezweifeln. Was bedeutet jener empörte Aufschrei über einen Brüderkongreß, der sich in Hamburg gegen Sie verschworen, was bedeutet jene Definition eines Vorkaufrechts,

wobei Sie bemerken, daß ein fingiertes Gebot nicht statthaben dürfte? Wie konnte Ihr Unmut gegen meinen Bruder Gustav, mag derselbe noch so gerecht sein, Sie verleiten, mir, der ich genug zu tragen habe, mit solcherlei Beklagnissen meine Bekümmernisse zu vermehren? Habe ich meinen Bruder Gustav zu Ihnen geschickt? Hat er das geringste Mandat von mir, habe ich Ihnen nicht längst über Gustavs zänkischen Charakter meine Meinung gesagt und Ihnen versichert, daß ich alles so einrichten werde, daß er niemals das Geringste in Bezug auf mich mit Ihnen zu verkehren haben würde? Ich habe Ihnen die Vermittlung von Max vorgeschlagen, der die verträglichste Seele ist und in seiner Gemütlichkeit fast zu weit geht, indem er für den Frieden unserer Ehe selber Opfer bringen wollte — genug davon, Gustav Heine ist mein Bruder, ich liebe ihn als solchen, weil man unter allen Umständen seine Brüder lieben soll. Außerdem hat er mir bedeutende Dienste erzeigt, und ich werde wahrlich der letzte sein, der auf ihn loszöge, aber jeder von der Familie wird Ihnen sagen können, daß er wie eine Bombe in Hamburg hineinfiel und während der wenigen Tage seines Aufenthaltes die meisten Familienglieder gegeneinander zu verhetzen suchte. Was soll ich also lange darüber jammern, daß er auch uns beide brouillieren wollte. Schon an der Plumpheit des Vorgebrachten mußten Sie erkennen, daß ich nicht im Spiele und ein Bruch zwischen uns nicht in Absicht stand. Hierzu mögen noch besondere Interessen Antrieb gewesen sein; ich habe schon längst gemerkt, daß bei meinem hilflos kranken Zustande mein Bruder Gustav sich verpflichtet glaubte, mein litterarischer Vormünder zu sein. In Bezug auf mein Buch hat er noch spezielle Absichten, die ich aus Takt Ihnen nicht gestehen will, die Sie vielleicht aber erraten. Er sagte mir längst, daß er mit seinem Zeitungsinstitute auch den Verlag von Novitäten verbinden wolle, angeregt durch einen Buchhändler, mit welchem er in Verbindung. Max meint wirklich, ich würde ein solcher Narr sein, des Geldes wegen meinen Namen von Gustav für die Feuilletons seines Journales oder sonstwie als Annonce ausbeuten zu lassen. Er hat mir vor drei Wochen einen bedeutenden Geldvorschuß gemacht auf Geschäfte, deren Besorgung ich ihm übertragen; er weiß, er wird remboursieren, und er hat durchaus keine Macht über mich. Nicht er, sondern wirklich Herr Bacher war derjenige, der mit dem Subskriptionsprojekte von freundschaftlichem Sinne an mich abgeordnet worden. Mein Bruder Gustav kann auch nichts wissen über meine „Memoiren,“ wovon in der That ein großer Teil vernichtet ist; er hat nur Vermutungen und sagt immer mehr, als er weiß. Es bekümmert mich unendlich, daß Sie ihn nicht von einer besseren Seite kennen gelernt; er hat sehr viele gute Eigenschaften, er hat sie oft durch die That bewiesen, und nur die verdammte Zwistsucht und die Emanzipation von der Wahrheit kann ihn verhaßt machen; ich aber werde, wie gesagt, einen Bruder unter jeder Bedingung lieben; ich weiß sogar, er hat schrecklich gegen mich raisonniert, aber ich variiere nicht leicht in meinen Affektionen, und auch Freunde, die mich mit Nadelstichen nergeln, können auf meine liebende Toleranz rechnen. Übrigens hat Gustav hier in Bezug auf Sie sich keine böswillige Äußerung zu schulden gemacht, er hat meinen Kontrakt mit Ihnen nie

gesehen. Ihr ehrsamer Neffe, Herr B., ist der einzige, der sich jemals entblödet hat, mir zuzumuten, ihm unsern Kontrakt zu zeigen, um aus irgend einer Schwäche der Abfassung etwelche Vorteile für mich daraus hervorzuklauben.

Ich kann vor innerem Degout kaum weiter diktieren; der Himmel mag es Ihnen verzeihen, liebster Campe, wenn Sie je auf den Gedanken kamen, daß ich zu solchem schändlichen Werke jemals die Hand bieten sollte. Die Rechte, die ich Ihnen zugestanden, sind mir heilig. Ich habe durchaus kein Talent zum Stehlen, wenn ich es auch im Bestohlenwerden bis zur Meisterschaft gebracht habe. Ihre Börse ist vor mir sicher, selbst wenn solche sehr lose aus Ihrer Rocktasche heraushinge. Ich habe einen gewaltigen Respekt vor fremden Rocktaschen. Kommt es Ihnen vor, als ob in Ihrem Kontrakt mit mir die Rechte, die ich Ihnen zugestand, nicht bündig genug formuliert sind, so will ich herzlich gern irgend einen unzulänglichen Ausdruck verändern, und, um übers Grab hinaus gesichert zu sein, daß späterhin der Gültigkeit des Vertrags keine Schikane etwas anhaben kann, mögen Sie immerhin denselben jetzt durch alle mögliche gerichtliche Legalisation mit unumstößlicher Kraft ausrüsten lassen. Ich biete gern dazu die Hand und wünsche jede unklare Besorgnis aus Ihrem Gemüte verscheucht zu sehen. Der Himmel schenke Ihnen noch viele glückliche und gesunde Lebenstage, aber wir sind alle Menschen, und wer wie Sie Weib und Kind hat, muß so viel, als möglich, übers Grab hinaus sorgen, daß sie nicht von Verdrießlichkeiten jemals heimgesucht werden. Das ist meine Meinung als ehrlicher Mann.

Und nun leben Sie wohl, liebster Campe, und lassen Sie mich von meinem Buche nichts mehr hören, besonders verschonen Sie mich mit erneuten Offerten, das Buch auf meine Kosten zu drucken, wie Sie es wieder in Ihrem letzten Brief gethan, obschon ich Ihnen zweimal gesagt, wie mir solche Publikationsweise zuwider sei. Es ist Malice von Ihnen, nichts anderes; wenn das Ihnen Vergnügen macht, immerhin. So machte es Ihnen einst Vergnügen, ein Schauspiel des armen Maltitz in einem Ihrer gedruckten Bücherverzeichnisse als ein Schachspiel anzuzeigen, damit dieser Freund, dem Sie übrigens sehr zugethan waren, sich über den Druckfehler ärgere. Da ich Sie nun kenne und mich an Ihr Schachspiel gewöhnt habe, so wird es Ihnen nie leicht sein, mich aus der idealen Ruhe meines Selbstgefühls herabzuziehen in die Arena eines Flohgefechts. Wer Tag und Nacht an Rückenmarkkrämpfen leidet, dem können solche Stiche nichts anhaben. Mein Geist ist bereits dem Kleintreiben der Welt entrückt — mögen die Würmer sich an meinem Leibe weiden, ich gönne ihnen diesen Schmaus, und es ist mir leid, daß ich ihnen nur Knochen anbieten kann.

Frei und treu,

Ihr Freund

Heinrich Heine.

*409. An Dr. L. Wertheim.

Paris, den 8. Oktober 1852.

Liebster Wertheim!

Ich habe Sie wieder in einer Ewigkeit nicht gesehen, und wenn das so fortgeht, weiß ich am Ende gar nicht mehr, wie Sie aussehen. Schon kann ich mich nicht mehr erinnern, von welcher Couleur das Isabellen-Ordensband ist, welches Sie tragen.

Steuern Sie doch bald der rue d'Amsterdam zu, wo ich Ihnen zwar nichts Angenehmes mitteilen kann, sondern nur von der entsetzlichen Zunahme meiner Krämpfe zu erzählen hätte. Sie haben keinen Begriff davon, wie viel ich Tag und Nacht ausstehe. Kommen Sie daher bald, um mir, wo nicht ein helfendes, doch gewiß ein tröstendes Wort zu sagen.

Ihr freundschaftlich ergebener
Heinrich Heine.

410. An Alfred Meißner.

Heute, lieber Freund, sollen Sie nach längerer Zeit wieder ein Lebenszeichen von mir erhalten. Dies würde schon längst geschehen sein, wenn ich gewußt hätte, wo in der Welt Sie stecken, aber Sie sind bald da, bald dort, bald in der Einsamkeit, bald im Gewühl, und man frägt sich umsonst, wohin man Ihnen schreiben soll, damit der Brief richtig eintreffe. Gehört hab' ich unterdessen ziemlich viel von Ihnen, und es hat mich sehr gefreut, daß Ihr zweites Stück in Prag so günstig aufgenommen wurde. Von jeher war es eine Erquickung für mich, wenn ich die alten Gemeinplätze und Sprichwörter durch die Ereignisse der wirklichen Welt widerlegt sah, und so that es mir bei der Nachricht von Ihrem Triumph in Ihrer Vaterstadt sehr wohl, daß sich das alte Sprichwort: „Es gilt kein Prophet etwas in seinem Lande," obgleich es dem Evangelium entnommen ist, an Ihnen nicht als parole d'évangile erwiesen hat. In anderen Orten, namentlich in Wien, hat das Stück, wie ich höre, nicht so gut gefallen, allein mir scheint: man kann von den Dichtern sagen, was Solon von den Politikern sagt, daß diejenigen die schlechtesten, die es aller Welt recht machen. Übrigens ist es mit dem Publikum im allgemeinen wie mit dem allgemeinen Stimmrecht beschaffen. Es kann sich nur über das äußern, was in ihm liegt und wozu es Verständnis hat. Die Wiener sind Sybariten und an eine sanfte Tragik gewöhnt. Man sollte für sie Trauerspiele schreiben, die mit einer Hochzeit und einem gemütlichen Ländler schließen; solche würden ihnen gewiß gefallen.

Was nun Ihre Tragödie: „Das Weib des Urias" betrifft, so habe ich sie mir zweimal vorlesen lassen und habe auch von den beigelegten Kritiken Kenntnis genommen. Das Stück hat einen sehr bedeutenden Eindruck auf mich gemacht, und ich prognostiziere Ihnen eine schöne Zukunft auf diesem Gebiete. Das Stück ist mit einem kühnen Verstande geschrieben und hat nur den Fehler, daß es der ganzen deutschen

Sentimentalität ins Gesicht schlägt. Interessant war es mir, daß die Handlung eine solche, die fortwährend über die Zwecke der Personen hinaus wächst; das giebt dem Drama etwas Überraschendes, ja Dämonisches, und erinnert mich an Felsen, die, je weiter man geht, mit neuen überraschenden Zacken hervorschießen. Ihre Batseba ist eine schöne, reine Gestalt, mit dem keuschesten Pinsel entworfen, und im Gegensatz zu ihr ihr Gemahl der kalte Tyrann voll Energie und Geistesgegenwart, der er wirklich gewesen. Im dritten Akt ist man wahrlich in die Wüste versetzt; am schönsten aber scheinen mir die zwei letzten Akte gelungen zu sein. Wer solch ein Drama geschrieben, der mag sich freuen

Über die Borniertheit Ihrer Rezensenten ist nicht viel zu sagen. Sie vermissen die patriarchalische Welt in Ihrem Stücke, welches freilich kein biblisches im alten Sinne des Wortes genannt werden kann. Die Weltanschauung darin nennt sie raffiniert. Als ob es eine Zeit gegeben hätte, wo die Juden nicht raffiniert gewesen wären!

Sie fragen mich, ob Sie Ihren Feinden entgegentreten sollen? Nein, Polemik gegen Leute wie ** ist nicht zu führen. Solche Naturen sind nicht zur Anerkennung zu zwingen, und man muß sie an ihrem Neid und ihrer Impotenz sterben lassen. Übrigens kommt im Leben jedes Schriftstellers eine Zeit, wo er statt der Schmeichler, die ihn früher umgaben, und jener, die ihn ermunterten, nur Angreifer um sich sieht. Sobald einer emporwächst über die Köpfe, so wird ihm, als das Gleichgewicht der Schmierlitteratur störend, der Prozeß gemacht. Wohl dem, der ihn überlebt, seinen Appetit behält, und weder in seiner Gesundheit noch in seinem Humor Schaden leidet! . . . . . Nun leben Sie wohl! Behalten Sie Mut und Schwungkraft, und lassen Sie die Bitterkeit Ihres Herzens nicht überhand greifen. Herzlich grüßt Sie Ihr

Heinrich Heine.

Paris, den 13. Oktober 1852.

411. An Julius Campe.

Paris, den 15. Oktober 1852.

Liebster Campe!

Ich habe Ihnen durch meine Mutter die Bücher zurückgeschickt, die Sie mir aus der Bernhardtschen Leihbibliothek verschafft, und ich sage Ihnen nochmals meinen Dank für diese Zusendung. Die Bücher des Herrn Jowien waren eine angenehme Sürprise, indem mir derselbe ohne Auftrag und nach eigener Auswahl jene Bücher hierherschickte, eine Sürprise, die mir 16 Franken und einige Sous kostete, indem nach wie vor die Spitzbuben in Köln mich aufs unverschämteste brandschatzen, unter Vorwand von Spesennachnahme, die sie nicht einmal der Mühe wert halten zu spezifizieren. Sonderbar, daß ich, der ich über die Privatbedrückungen, deren ich so viele zu ertragen habe, mich im Grunde so wenig gräme, bei Anlässen, wo die Spitzbüberei das allgemeine Wohl gefährdet, so leicht in Harnisch gerate. Wäre diesem Unfug nicht abzuhelfen? Ich habe an mehrere Personen in Deutschland deshalb geschrieben. Die Kölner Bahn kann ich daher für Bücherwechsel gar nicht

benutzen, und die Kiste an meine Mutter schicke ich lieber über Havre. Auf diesem Wege müssen Sie mir die Sendung machen, wenn Sie mir Bücher aus der Laeißschen Bibliothek schicken wollen; ich habe aus dem Kataloge von Laeiß das beifolgende Verzeichnis ausgezogen. Die Sendung hat keine allzugroße Eile. Mit ernsten Büchern bin ich noch ziemlich versehen, aber da meine Krankheit seit einigen Wochen furchtbar zunimmt und meine Krämpfe so schauderhaft werden, daß ich meine Gedanken lieber abspannen als anspannen darf, so könnte mir doch wohl eine erheiternde Lektüre mitunter ersprießlich sein. Auch suche ich, da ich doch einmal arbeiten muß, mich jetzt nur mit Stoffen zu beschäftigen, die mir angenehm sind und nicht allzusehr anstrengend meinen Geist in Anspruch nehmen. In dieser Beziehung, liebster Freund, bin ich Ihnen wahrhaft Dank schuldig, daß Sie meine Anträge, noch in diesem Jahre ein starkes und gewaltiges Buch herauszugeben, nicht gleich angenommen. Bei meinem zähen Eifer, meine Schuldigkeit zu thun und das beste zu leisten, hätte ich mich vielleicht über die Gebühr angestrengt, und wahrlich, das reichlichste Honorar wäre nur kümmerliches Blutgeld gewesen, in Erwägung dessen, was mir das Buch gekostet hätte. Die delikateste Freundschaft hätte nicht wirksamer für mein Wohl handeln können, wie Sie es aus andern Motiven gethan, und ich versichere Sie auf meine Ehre, daß ich Ihnen letztere gerne nachsehe und Ihnen in meinen Gefühlen deshalb so zugethan bin, als hätten Sie mich wirklich durch einen großen Dienst verpflichten wollen. Ich hoffe auch, daß Ihre Halluzinationen vom Dreibrüderkomplott, von einer Pulververschwörung gegen Ihre Kasse, und Gott weiß von welchem nächtlichen Einbruch in Ihre Rechte jetzt gänzlich verraucht sind. Dergleichen finden sich sonst nur bei krankhaft nervösen Personen von aufgewiegelter Imagination; Sie aber, der ruhige, praktische Geschäftsmann, sollten nicht von solchen Fieberträumen, von solchen Harpagonsvisionen heimgesucht werden können — Ich kenne, nicht durch eigene Erfahrung, aber durch psychologische Beobachtung, solche überreizte Stimmungen, wo man Zahlen sieht, die auf Flöhen reiten, und wo man die Silberläuschen des Filzes erblickt, die sich wie drohende Elefantenkälber aufblähen. — Möge der Himmel Sie, liebster Freund, vor solchen Zuständen bewahren, und Ihnen überhaupt Gesundheit und häusliche Freude erhalten!

Ihr treu ergebener

Heinrich Heine.

---

412. An Julius Campe.

Paris, den 25. November 1852.

Liebster Campe!

Ich hatte zwar die Absicht, Ihnen erst in einigen Wochen zu schreiben, um Ihnen allerlei Kleinigkeiten zu vermelden, aber da eine Anhäufung von Geschäften mich doch wohl verhindern dürfte, in diesem Augenblick zu einer größern Mitteilung mich fähig zu fühlen, so will ich Ihnen heute vorläufig die Bitte zukommen lassen, mir so bald als möglich eine neue Sendung von deutschen Büchern zu besorgen, wobei

Sie sich des Verzeichnisses, das ich der Laeißschen Leihbibliothek entlehnte, bedienen können.

Ich kann Ihnen über die neue Ausgabe der „Harzreise“ nichts sagen, da ich sie des feinen Drucks wegen noch nicht mit eigenen Augen untersuchen konnte. Ich hoffe, daß Sie bei diesem Abdruck die zweite Auflage der „Reisebilder“ benutzt haben, indem diese sorgsam von mir revidiert und verbessert wurde; ist es nicht geschehen, so vergessen Sie nicht diesen Umstand bei Gelegenheit eines späteren Abdrucks, namentlich beim Abdruck der Gesamtausgabe, im Fall ich dieselbe mortis causa nicht selber leiten würde. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir auch etwa drei Exemplare der Goldschnittausgabe des „Romancero“ schickten. Da ich die „Neuen Gedichte“ in der jetzigen Gestalt nicht besitze, und doch manchen darauf aufmerksam machen möchte, so bitte ich Sie, mir ebenfalls drei Exemplare davon zu schicken. Ich weiß, daß ich sehr schlecht den Augenblick wähle, wo ich Sie mit Aufträgen behellige, da Sie gewiß jetzt schon mit dem Jahresabschluß sich beschäftigen und dem Hamburger Publikum, dem alten Göhr, seinen Weihnachtsbaum bereiten — mit großen Lichtern werden Sie ihn wohl dieses Jahr nicht verzieren können, und Sie werden sich wohl mit einigen litterarischen Pfennigskerzchen behelfen müssen. Aber wenn das Ding einmal angezündet ist, so sieht es immer nach etwas aus, und der kleine Junge untersucht nicht genau, ob ihm ein Wachslicht oder stinkender Talg zum heiligen Christe leuchtet. Ich hoffe, daß alles bei Ihnen wohlauf sei. Mir geht's noch immer schlecht. Heiter und freundschaftlich grüßend,

Heinrich Heine.

415. An Julius Campe.

Paris, den 14. Dezember 1852.

Liebster Campe!

Ich bin heute so krank, daß ich Ihnen nur wenige Zeilen schreiben kann; was ich Ihnen besonders bemerke, damit Sie meine Wortkargheit in keinem Falle mißdeuten.

Gathy hat mir dieser Tage einen langen Brief von Herrn Strodtmann aus Amerika[1] vorlesen wollen, aber sobald ich den Inhalt erriet, bat ich ihn, mich damit zu verschonen, indem die Sache nur Sie anginge, und ich auch wünschte, daß er Ihnen deshalb sobald als möglich schriebe. Verwundert habe ich mich übrigens nicht, da ich bereits vor einiger Zeit durch einen Auswandrer nach Amerika, einen Mann von großer Geldbedeutung, erfuhr, daß in einer andern Stadt der Freistaaten, ich erinnere mich nicht, in welcher, aber nicht in Philadelphia, ein ähnliches Projekt ausgeheckt sei und großartig bald zur Erscheinung käme. Herr Strodtmann ist wahrscheinlich ein Konkurrent, aber weder um sein Projekt, noch um die Projekte anderer, die meines Freundes Campe Interessen schaden können, werde ich mich kümmern.

---

1) Adolf Strodtmann war damals Buchhändler in Philadelphia und beabsichtigte dort eine Ausgabe von Heines Werken zu veranstalten.

Sie werden am besten wissen, liebster Campe, was Sie zu thun haben. Gathy meinte, das Vernünftigste wäre, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und mit Herrn Strodtmann sich zu verständigen, indem Sie sich selbst bei seinem Unternehmen beteiligten, damit Sie selbst in Amerika die Sache in Händen bekämen; aber ich fürchte, die Indignation macht Sie dann unfähig, und ich begreife das sehr gut. Ich habe an mir selbst dieser Tage die Bemerkung gemacht, daß man einen bestimmt ausgesprochenen Schaden leichter ertragen kann, als die geringste Verletzung dessen, was wir unser Recht nennen, und obgleich ich todkrank bin, so habe ich mich gestern zu der schlimmsten Sache, die es in der Welt giebt, nämlich zu einem Prozesse entschlossen, um zu zeigen, daß ich lieber wie ein Mann sterbe, als einer Matzfotze gleich hinzuvegetieren. Mein alter Freund Renduel hat mich schon für tot angesehn, und bei lebendigem Leibe beerben wollen, indem er meine französischen „Reisebilder“ hier nachdrucken ließ, ganz ohne mein Wissen, und wie sich von selbst versteht, ohne meine Erlaubnis. Es hatte dieses tausenderlei Unannehmlichkeiten für mich, der ich in diesem Buche große Veränderungen machen wollte. Der Prozeß wird heute eingeleitet und das Buch saisiert. Verliere ich den Prozeß, so habe ich doch nur Geld verloren und nicht meine eigene Achtung; aber ich weiß wohl, daß dergleichen mich aufreibt, und Sie mögen daran merken, welch ein geplagter Mensch ich bin, und wie sehr ich in solcher bösen Zeit des liebreichen Beistandes wahrer Freunde bedarf. Ich kann kein Unrecht leiden, und darum krepiere ich; aber Gott weiß, daß ich mit derselben Schärfe des Gefühls auch das Unrecht, das andern widerfährt, empfinde, und gewiß um keinen Preis der Welt dabei beteiligt sein möchte. Mein Körper leidet große Qual, aber meine Seele ist ruhig wie ein Spiegel und hat manchmal auch noch ihre schönen Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge.

Grüßen Sie mir freundlich die Ihrigen. Der Himmel schenke Ihnen eine heitere Weihnacht.

Ihr freundschaftlich ergebener

H. Heine.

*414. An den Redakteur des „Journal des Débats.“[1]

Paris, le 10. janvier 1853.

Monsieur,

J'ai trouvé dans votre numéro du 7 janvier, le résumé d'une note explicative de M. Eugène Renduel. Je suis bien peiné que vous n'ayez pas donné en entier cette note, que M. Renduel, lorsqu'il m'a fait la dernière fois l'honneur de venir me voir, avait rédigée sous mes yeux, et qui devait en même temps servir à m'épargner la fastidieuse besogne de m'adresser au public en mon propre nom. Je ne veux pas dire que les faits que contient ce résumé ne soient pas vrais; mais les deux principaux faits, tout

1) Der damalige Chefredakteur des „Journal des Débats“ war Armand Bertin. Das obige Schreiben Heines erschien in der Nummer vom 12. Januar 1853.

en étant vrais dans le fond, sont énoncés d'une manière si vague, qu'ils pourraient donner lieu à des commentaires erronés et très-fâcheux. 1° Il est vrai que j'avais autorisé M. Renduel à traiter dans mon intérêt pour une édition in-12 de mon ouvrage, „Reisebilder" (Tableaux de voyage), dont il était l'éditeur originaire; cependant, comme on pourrait, faute d'autre indication, s'imaginer que cette autorisation eût été donnée tout récemment, je cours risque d'avoir l'air d'un étourdi qui, le lendemain, ne se souvient plus du mandat qu'il a donné la veille. Or, il y a déjà longtemps que j'avais prié M. Renduel de me trouver un éditeur pour une édition in-12 des „Reisebilder," en l'autorisant à traiter à ce sujet avec un libraire de Paris. J'avais donné cette autorisation à M. Renduel quelque temps avant la révolution de février, et depuis cette époque, comme vous savez, beaucoup de choses sont tombées dans l'oubli, et chez plus d'un d'entre nous la mémoire s'est affaiblie. 2° Il est vrai, comme il est dit à la fin du résumé, que „M. Heine restera désormais le seul propriétaire de ses œuvres." C'est tout à fait vrai; seulement le mot désormais pourrait faire croire que cette propriété ne m'appartenait pas auparavant, et dans ce cas j'aurais encore l'air d'un étourneau qui s'engage à la légère dans des poursuites judiciaires. Je passerais pour un amateur de procès, moi qui n'ai jamais eu un procès de ma vie, quoique je sois moi-même jurisconsulte et même docteur en droit, utriusque juris doctor, promu à cette dignité par le doyen de la Faculté de droit à Goettingue, l'illustrissime et savantissime professeur Hugo, qui, à cette solennelle occasion, m'a, dans le plus beau discours latin, fait le compliment que je serais un jour un grand légiste, un vrai Papinien. Je ne suis pas devenu un Papinien, mais je connais assez la jurisprudence pour savoir qu'il faut éviter les procès, et je me serais bien gardé d'en intenter un à l'occasion de la réimpression des „Reisebilder," si, en outre de mes droits matériels, je n'avais pas à défendre des intérêts moraux. En m'entendant à l'amiable avec M. Renduel, j'ai fait bon marché des intérêts matériels. Je n'ai accepté de lui aucune rétribution pour l'édition dont il a concédé la publication à M. Lecou; j'ai renoncé, en faveur des indigents, à toute indemnité sous ce rapport, et M. Renduel, de son côté, s'est noblement engagé à payer une certaine somme stipulée d'un commun accord, aux pauvres d'un village situé près de son château, et dont il m'avait dépeint la détresse. Quant aux intérêts moraux, je ne les aurais pas abandonnés aussi facilement: j'avais à démontrer qu'un auteur reste, en tout temps de sa vie, maître de retoucher pour une nouvelle édition un ouvrage émané de sa plume à une époque antérieure. C'est, selon mon opinion (qui différait peut-être de celle de Papinien), un droit imprescriptible et inaliénable. J'avais bien besoin de revendiquer ce droit à l'occasion d'une réimpression des „Reisebilder," qui ont été écrits il y a plus de vingt ans, et où se trouvaient quelques passages entachés d'une impiété si crue, que j'en ressentis un véritable remords. J'ai eu l'intention de purifier ce livre par une nouvelle édition, en en retranchant les

passages scabreux, ou en les neutralisant par des notes réfutatives, et un aveu sincère, comme je l'ai fait dans des éditions récentes de mes livres en Allemagne. Vous comprenez alors quel tort m'a fait la réimpression des „Reisebilder,“ qui a été faite à mon insu et sans ma participation. C'est un tort irréparable, et qui me compromet autant dans le ciel que sur la terre.

J'attends, monsieur, de votre haute loyauté et de la sympathie que vous avez prouvée pour les intérêts des littérateurs, la publication immédiate de cette lettre.

Recevez d'avance mes remercîments, et agréez l'expression sincère de ma considération très-distinguée.

Henri Heine.

---

*415. An St. René Taillandier.

Mon cher monsieur Taillandier!

Ne croyez pas que j'aie voulu abuser de l'indulgence que vous avez pour moi; je n'ai pas encore répondu à votre dernière et aimable lettre, parce que réellement j'étais trop accablé de mes souffrances corporelles, et par des tribulations extraordinaires qui me sont venues dans ces derniers temps. Je ne vous en parlerai pas. Peut-être, si vous avez lu une lettre que j'ai insérée dans les Débats, vous comprendrez de quoi je parle. J'étais forcé de m'occuper des préliminaires d'un procès assez embrouillé, et dont je ne pouvais pas m'abstenir sans faire une lâcheté. Quelque moribond qu'il soit, l'homme doit faire son devoir de vivant jusqu'au dernier moment. Votre ami Buloz s'est montré, à cette occasion, très-affectueux pour moi; il est accouru chez moi au premier mot de détresse que je lui ai adressé; il m'a procuré tout de suite un bon avocat, et, lorsqu'on a vu que j'étais bien soutenu, on a filé doux, et j'ai pu sortir de cette affaire très-honorablement et avec beaucoup de dignité.

Je m'occupe dans ce moment à écrire un morceau pareil à l'article sur „Faust,“ et je le donnerai peut-être à Buloz dans une quinzaine; à cette occasion, j'obtiendrai bien sûrement de lui qu'il donne une traduction de la „Heimkehr“ (le Retour), aussitôt que vous l'aurez envoyée. Je suis donc certain que ce travail sera imprimé tout de suite, et je vous prie de la faire et de me l'adresser. Comme vous avez une écriture si belle et si délicieusement lisible, je pourrai parcourir votre manuscrit de mes propres yeux; je suis d'avance persuadé qu'il n'y aura pas un mot de mal compris, et j'enverrai le manuscrit, sans tarder, à M. de Mars, en même temps que mon nouveau travail dont je vous ai parlé, et où je donne des légendes allemandes tout à fait inconnues.

Vous me demandez si j'ai quelque nouvelles poésies à ajouter à la „Heimkehr.“ En réponse à cette question, j'ai l'honneur de vous faire remarquer que mes poésies récentes trancheraient trop avec les vieilles, et que l'unité de couleur serait ainsi perdue.

Cependant, il se trouve dans mes „Neuere Gedichte" un cycle d'environ huit ou dix petites poésies, intitulé Catharina, et dont je crois qu'à l'exception de la dernière de ces poésies, les autres pourraient bien se faire intercaler dans la „Heimkehr," vers la fin, où l'on voit poindre un nouvel amour. Je suis bien heureux d'apprendre que vous vous occupez de ce travail, et j'ai au moins la satisfaction de voir que je laisse une grande partie de mes poésies bien traduites en français.

J'ai lu avec grand plaisir votre critique sur Hebbel; vous l'aviez bien jugé, et apprécié avec beaucoup de bonté. C'est un poëte dont les contemporains doivent d'autant plus s'occuper, que la postérité sera trop injuste envers lui, en l'ignorant complétement.

Adieu, mon cher Taillandier. Faites-moi bientôt savoir de vos gracieuses nouvelles. Votre tout dévoué

Henri Heine.

Paris, le 26 janvier 1853.

416. An Julius Campe.

Paris, den 9. Februar 1853.

Liebster Campe!

Ich hoffe, daß diese Zeilen Sie und die Ihrigen im besten Wohlsein antreffen, und möchte damit bei Ihnen in Erinnerung bringen, daß ich Ihnen vor geraumer Zeit ein Verzeichnis von Büchern geschickt, wovon Sie mir eine Portion hieherbesorgen sollten; das Verzeichnis war dem Katalog des Herrn Laeiß entnommen. Da ich nun keine Bücher erhalten habe, so wünschte ich darüber Auskunft zu haben, ob etwa mein Gesuch in Vergessenheit geraten, oder ob die Bücher abgeschickt und nicht angekommen sind.

Ich hatte jemanden beauftragt, Ihnen unter Kreuzkouvert den Artikel des „Journal des Débats" zu schicken, der meinen Originalbrief über meine Prozeßeinleitung enthielt; bemerken Sie mir doch gelegentlich, ob Ihnen das Blatt richtig zu Händen gekommen. Ist letzteres der Fall, so werden Sie zugleich auch daraus ersehen haben, wie dumm, falsch und ekelhaft die deutschen Blätter Auszüge meines Briefes geliefert. Ich muß Ihnen bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die französische Ausgabe der „Reisebilder" ganz anders geordnet ist und einen ganz andern Zuschnitt hat, als die deutsche; so sind z. B. die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" darin aufgenommen. Auf diese bezieht sich meine Selbstanklage der impiété, nicht auf den übrigen Inhalt der „Reisebilder," der harmlos ist, und bei dem ich auch bei gegenwärtiger Denkweise nichts umändern würde. Es wäre nicht übel, wenn Sie diesen Umstand etwas unter die Leute brächten, aber beileibe nicht als von mir ausgehend. Ich überlasse dem Pöbel sein Interpretationsrecht, und reklamiere nie wegen Kleinigkeiten.

Freundschaftlich und heiter grüßend,

Ihr treusam ergebener

Heinrich Heine.

*417. An Gustav Kolb.

Paris, den 22. März 1853.

Liebster Kolb!

Die Veranlassung meines heutigen Briefes ist folgende: Ich habe für die „Revue des deux Mondes“ eine Arbeit übernommen, wovon den 1. April schon ein Teil gedruckt erscheint; sie heißt „Les dieux en exil“, und ich verfolge darin ein altes Lieblingsthema. Einen Teil dieser ersten Partie gab ich schon vor vielen Jahren in Deutschland heraus in meinem „Salon,“ zwei Drittel dieses Artikels hingegen sind ganz neu, und ich bin der Gefahr ausgesetzt, daß ein deutscher Übersetzer darüber herfällt, sobald die „Revue des deux Mondes“ erscheint. Ich muß daher notwendigerweise eine deutsche Version dessen, was ich neu geschrieben habe, zugleich in Deutschland erscheinen lassen. Da bin ich nun in einer anderen Verlegenheit. Schicke ich Ihnen für die „Allgemeine Zeitung“ mein deutsches Manuskript zu, mit der Anfrage, ob Sie davon Gebrauch machen können, so käme ich in große Not, wenn Sie nicht darauf eingingen, und die Zeit verflösse, wo meine Arbeit in Deutschland gedruckt sein müßte. Schicke ich die Arbeit aber einer deutschen Zeitung, namentlich einer rheinischen, die mich so oft um Feuilletons angegangen hat, so könnte es sich wohl ereignen, liebster Kolb! daß Sie, sobald Sie meine Arbeit in solch einer fremden Zeitung abgedruckt sehen, den Gedanken hegen möchten, als ob dieselbe doch auch in der „Allgemeinen“ hätte erscheinen können, mit einer akkomodierenden Einleitung.

Sie würden alsdann ein Recht zu haben glauben, mir einen Vorwurf zu machen, während es mir selber zu gleicher Zeit fatal wäre, daß man im Publikum, wo man meine Beweggründe nicht erraten kann, die Meinung hegen dürfte, als ob zwischen mir und der „Allgemeinen“ ein Zerwürfnis stattfände, was man doch bis jetzt nicht annehmen konnte, so lang mein Name in keiner anderen Zeitung als Mitarbeiter genannt wurde.

In diesem Dilemma, liebster Kolb! will ich mich keines Versäumnisses schuldig machen, und ich schicke Ihnen anbei die mir soeben zugekommenen vollständigen Korrekturbogen meines besagten Artikels, die ich Sie bitte, niemanden zu zeigen, sondern nur flüchtig zu durchlesen und mir unverzüglich Antwort zu schreiben, ob Sie den neuern Teil dieser Arbeit, welcher drei Feuilletons ausmachen würde, sofort in der „Allgemeinen“ aufnehmen wollen. Einen Teil des Artikels, der ebenfalls neu ist, worin meine Betrachtungen über das Tannhäuserlied, würde ich Ihnen nicht im deutschen Manuskript schicken, sondern meine Einsendung da beginnen, wo ich ein Kreuz gemacht (page 15 des épreuves françaises). Ich überließe Ihnen selbst, ein einleitendes Wort zu schreiben, wobei Sie vielleicht überhaupt auf die „Revue des deux Mondes“ Bezug nehmen können; jedenfalls bin ich überzeugt, daß Ihnen Ihr Publikum dankbar sein wird, welches wirklich einer Aufheiterung bedarf. — Ich erwarte also mit umgehender Post Antwort von Ihnen. Sie sehen ein, daß ich keinen Tag warten kann, da mein Aufsatz den ersten April hier ausgegeben wird. —

Politisches schreibe ich Ihnen nicht, da die Dinge zu betrübt sind. Trotz meiner Ihnen bekannten Gesinnung würde ich überhaupt jetzt nicht wagen, in der „Allgemeinen“ meine jetzigen Ansichten zu veröffentlichen. Ich befinde mich übrigens noch immer in demselben elenden Zustande, und bitte Gott täglich, mir meine endliche Erlösung zu gönnen. Leben Sie wohl und behalten Sie lieb

Ihren getreuen Freund

Heinrich Heine.
50, rue d'Amsterdam.

*418. An F. A. Brockhaus.

Wertester Herr Brockhaus!

Ich freue mich, heute eine Gelegenheit zu haben, mein Andenken in Ihrem Gedächtnis aufzufrischen und nachträglich für einige Freundlichkeiten zu danken, die mir bei der Erscheinung meiner letzten Bücher in Ihren Journalen zu teil wurden.

Aus dem kleinen Vorworte des beiliegenden Manuskripts ersehen Sie, wovon die Rede ist. Ich darf Sie versichern, daß der französische Aufsatz, der dieser Tage erschien, ungeheures Furore erregt, allgemein besprochen wird und also schon in dieser Beziehung Ihr Interesse verdient. In der beifolgenden deutschen Version, die vielmehr als Original zu betrachten wäre, habe ich den deutschen Leser im Auge behalten und namentlich alles ausgelassen, was ich in einer früheren Schrift bereits berührte. Indem ich Ihnen nun diese Arbeit zuschicke, stelle ich es Ihnen anheim, ob Sie in Ihrer Zeitung oder in Ihren litterarischen Blättern davon Gebrauch machen wollen; jedenfalls müßte aber der Abdruck unverzüglich geschehen, da es bei der Menge von heimischen Schnapphähnen, denen es an Stoff zu Berichterstattungen nach Deutschland oft mangelt, wohl passieren könnte, daß sie aus der französischen Version schlecht übersetzte Auszüge mitteilten, was mir nicht schadet, wenn Sie das von mir selber abgefaßte authentische Original gleich dem Publikum vor Augen bringen.

Ich hoffe, daß diese Zeilen Sie in bester Gesundheit antreffen; leider kann ich in betreff der meinigen nicht prahlen, und ich kann daher auch nicht die Zeit bestimmen, wo ich die Fortsetzung und den Schluß meines Artikels, die ein großes Ganze bilden sollen, liefern werde.

Sollten Sie, gegen mein Erwarten, von meinem Artikel keinen Gebrauch machen können, so bitte ich Sie dringendst, mir denselben umgehend zurückzuschicken. Was Honorar betrifft, so stelle ich dasselbe Ihrem anständigsten Ermessen anheim. Ich erwarte auch von Ihrer Freundlichkeit, daß Sie mir ein Exemplar Ihres Abdrucks unter Kreuzkouvert gleich hierher schicken. Das Wichtigste ist, ich wiederhole es, der schleunige Abdruck.

Genehmigen Sie, wertester Herr Landsmann, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Heinrich Heine.

Paris, den 7. April 1853.

(Adr.: Mr. Henri Heiné, 50, rue d'Amsterdam.)

419. An Julius Campe.

Paris, den 30. April 1853.

Liebster Campe!

Gestern abend erhielt ich Ihr Schreiben, und beeile mich, auf Ihre Anfrage, ob ich mir das Recht einer deutschen Herausgabe meiner „exilierten Götter" vorbehalten habe, Ihnen zu antworten, daß es sich von selbst versteht, daß ich dieses Recht habe; ja, nicht bloß auf Deutsch kann ich alles herausgeben, was ich in der „Revue des deux Mondes" französisch publiziere, sondern auch die französische Version gehört mir eigentümlich, und ich kann sie jeden Augenblick in einem Buche aufs neue abdrucken. Ich hatte wohl geglaubt, daß man stümperhafte Auszüge meines Artikels in deutschen Journalen geben könnte, und um meine schriftstellerische Ehre zu decken, schickte ich ein für Deutschland bearbeitetes Manuskript an Brockhaus mit dem Gesuche, dasselbe in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" unverzüglich abzudrucken. Auch machte Herr Brockhaus in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" vor etwa 10 Tagen die Anzeige, daß eine deutsche Version der „exilierten Götter," die der Feder des Verfassers entflossen und als allein authentisch zu betrachten sei, unverzüglich in den litterarischen Unterhaltungsblättern erscheinen werde; dieses wird jetzt auch wohl geschehen sein. Nimmermehr konnte ich mir einbilden, daß irgend jemand in Deutschland die Unverschämtheit haben würde, meine Arbeit als eine besondere Broschüre[1]) ohne die geringste Autorisation herauszugeben. Da jeder weiß, daß ich meine französischen Arbeiten auch immer in deutscher Sprache herausgebe und des schriftstellerischen Erwerbs bedarf, so ist der Dolus offenbar, wenn es auch durch Lakunen der Legislation ungestraft geschehen kann, daß mir gleichsam unter meinen Augen mein litterarisches Eigentum stibitzt wird; ja, ich könnte es Diebstahl nennen. Dazu kommt, daß in meinen „exilierten Göttern" ein Teil meinen schon gedruckten Schriften, dem „Salon," entlehnt ist, und ohngeachtet einiger Umarbeitungen dennoch ganze Stellen des gedruckten Textes wörtlich stehn geblieben, und also der Sache nach die Berliner Edition teilweise als Nachdruck zu betrachten ist. Auf diese Weise könnte man jedes deutsche Buch, das einmal im Französischen übersetzt worden, nachher im Deutschen vorgeblich zurückübersetzen, und da hier vielleicht Stil und Anordnung verbessert werden könnte, so käme der wirkliche Verfasser in den größten Schaden. Haben Sie nun Lust, liebster Campe, auf eigene Hand Klage gegen den Berliner Buchhändler anzustellen, so mögen Sie immerhin die dazu gehörigen Schritte gleich thun, und ich autorisiere Sie gern, als mein Verleger meine Interessen zu vertreten. Aber ich selbst bin in diesem Augenblick zu krank, um das Geringste in dieser Sache zu thun, auch zu verdrießlich. Ich zweifle nicht, daß die internationalen Verträge zwischen Preußen und Frankreich über das litterarische Eigentum dem Berliner Buchhändler nicht erlaubten, meine französische Arbeit im Deutschen als Buch herauszugeben — aber ich

---

1) „Die verbannten Götter, von Heinrich Heine. Aus dem Französischen. Nebst Mitteilungen über den kranken Dichter." Berlin, 1853. Vgl Bd. V. S. 423.

bin über diese Materie nicht genau genug unterrichtet, um etwas Dezidiertes thun zu können. — Sie haben keinen Begriff davon, liebster Campe, wie viel Aufsehn bis auf heutige Stunde mein Artikel in Paris gemacht hat. Schon gleich schrieben mir viele deutsche Litteraten, von ihren Verlegern Auftrag zu haben, mit mir über eine deutsche Herausgabe zu unterhandeln, und hier erbot sich jemand, meine „Götter" für ein anständiges Honorar gleich zu drucken. Aber allein Ihretwegen ging ich auf nichts ein, das mich sicher stellen konnte, weil ich Ihnen nicht die geringste Gelegenheit gönnte, irgend eine Handlung von mir falsch zu interpretieren und Ihre Vorrechtsansprüche verletzt zu glauben. Das Einfachste wäre wohl gewesen, Ihnen gleichzeitig mit der „Revue des deux Mondes" die deutsche Übersetzung zur Herausgabe zuzuschicken — aber wie durfte ich dieses thun unter den obwaltenden Umständen, wo Sie ein nergelndes Stillschweigen in alter Weise, ein kindisches Blindekuhspiel, wie es unserm Alter nicht ziemt, gegen mich ausüben, und ich nicht einmal wissen konnte, ob ich gleich Antwort erhielte. Die „Götter im Exil" waren ein in meinem Kopfe ganz fertiges großes Buch, das ich nicht schrieb, weil mein Herr Verleger mir das Schreiben verleidete, und ich gab ein Stück desselben nur notgedrungen an die „Revue des deux Mondes," weil ich ein großes Gedicht, das ich ihr zugesagt hatte, nicht ebenso schnell beendigen konnte. Dabei bin ich sehr krank, und eine Last von Geschäften drückt mich nieder, so daß ich eher Ermunterung als Verhinderungen bei Ihnen finden sollte.

Schicken Sie mir gefälligst sous bande die Berliner Übersetzung meiner „Götter," und womöglich auch die, welche in den Hamburgischen Blättern erschienen. Ich autorisiere Sie ebenfalls, in Bezug auf die Erscheinung der Berliner Übersetzung eine Reklamation in den deutschen Blättern zu inserieren, was Sie um so eher in eigenem Namen thun dürfen, da man meinen Zustand als Kranken kennt. — Und nun leben Sie wohl und bleiben Sie gewogen einem Freunde, der es immer treu und freundschaftlich mit Ihnen meint.

Heinrich Heine.

420. An Charlotte v. Embden.[1]

Was das Datum meiner Geburt betrifft, so bemerke ich Dir, daß ich laut meinem Taufscheine am 13. Dezember 1799 geboren bin, und zwar zu Düsseldorf am Rhein, wie Dir ebenfalls bekannt sein wird. Da alle unsere Familienpapiere durch die Feuersbrunst in Hamburg zu Grunde gegangen und in den Düsseldorfer Archiven das Datum meiner Geburt nicht richtig angegeben sein kann, aus Gründen, die ich nicht sagen will, so ist obiges allein authentisch, jedenfalls authentischer, als die Erinnerungen meiner Mutter, deren alterndes Gedächtnis keine verloren gegangenen Papiere ersetzen kann.

1) Nur dieser Auszug ist bekannt. Das Schreiben ist vom 16. Juli 1853 datiert.

421. An Julius Campe.

Paris, den 5. Oktober 1853.

Liebster Campe!

Ich war wahrlich froh, daß Sie mir letzthin Gathy zuschickten, und ich Ihnen vorläufig durch ihn wissen lassen konnte, warum ich auf Ihre letzten zwei Briefe erst ein paar Wochen später zu antworten im stande sein möchte; die Arbeitslast, die auf mir ruhte, habe ich mir aber leider noch nicht ganz vom Halse schreiben können, und will heute nur noch bestätigen, was ich Ihnen durch Gathy wissen ließ. Ich weiß nicht, ob er Ihnen mitgeteilt, was ich in Bezug auf Cotta überhaupt auf Stuttgart ihm sagte Mein Freund Kolb aus Augsburg, der jüngst hier war, wiederholte mir die Freude, die ich ihnen allen machen würde, wenn ich im Cottaschen Verlag, zu jedem mir beliebigen Honorare, ein Buch herausgäbe. Ich brauchte nur zu bestimmen. Cottas Steckenpferd ist die Lyrik, und für einen Band Poesie könnte ich seine Hose haben. Gewiß hat Ihnen Gathy von Köln gesprochen. Hätte ich mit Ihnen nicht in so schlechtem Gewässer herumgeschwommen, so würde ich Ihnen die „Götter im Exil“ gleich zur Publikation geschickt haben, mit einigen ähnlichen Arbeiten einen Band füllend, und kein Dieb hätte mir das Buch gestohlen, das trotzdem, daß es als schlechte Übersetzung diskreditiert worden, dennoch, wie ich höre, großen, ja sehr großen Absatz findet. Ihre jüngste Devise, daß Freundschaft im Geschäfte nicht in Anschlag gebracht werden könne, habe ich mir nur zu gut gemerkt. Wie kommt es aber, lieber Campe, daß Sie jedesmal, wenn Sie im Interesse Ihres Geschäftes einen Gefallen von mir verlangten, immer von Freundschaft sprachen, während ich jetzt, wo es dieser Freundschaft in meiner Lage wohl bedürfte, jedesmal, wo ich Geld begehre, einem strengen Geschäftsgesichte begegne? Aber es sei! ich will eingestehn, daß ich mein ganzes Leben hindurch mich einer poetischen Täuschung hingab; aber jetzt wollen wir dieser entsagen, und Sie sollen in mir, wo von Geschäft die Rede ist, sich nicht über Intervention von Freundschaftsinteressen zu beklagen haben. Es ist ein bißchen spät, aber Sie werden sehen, daß ich aus dieser Enttäuschung wenigstens den Vorteil ziehe, den mir Pflicht und Würde nicht zu vernachlässigen erlauben. Sie sollen jetzt meine Freundschaft ganz rein genießen, und der Geschäftsmann soll kein Opfer bringen.

Ich brauche wohl nicht zu wiederholen, was ich an Gathy in Bezug auf die Anfragen in Ihrem letzten Briefe gesagt habe. Lassen Sie das „Buch der Lieder“ so drucken, wie ich es in Hamburg selbst, während meiner Anwesenheit dort, korrigiert habe. Mit dem „Wintermärchen“ und dem „Atta Troll“ machen Sie, was Ihnen beliebt.

Ich bin heute zu ermüdet, um weiter zu diktieren, sonst könnte ich Ihnen manches mitteilen, worüber Sie sich wundern würden. Gathy wird Ihnen gewiß gesagt haben, daß der poetische Heine, den Sie mit dem „Atta Troll“ abgeschlossen glaubten, noch ein bedeutend letztes Wort zu sagen hat.

Und nun leben Sie wohl und heiter und glücklich im Kreise Ihrer Familie, die sich hoffentlich ebenfalls gesund und wohl befindet. Sagen

Sie mir doch, ob es sich mit Herrn von Hauenschild gebessert hat. Die Nachricht, die Sie mir über ihn mitteilten, hat mich sehr betrübt Ich glaube, ich habe Ihnen noch nicht gedankt für die zugesandten Goldschnittbücher. Was meine Werke in dieser Gestalt betrifft, so beauftragte ich Gathy, Ihnen in Bezug auf diese Ausstattung zu sagen, daß ich das Gold von Ihnen nicht auf dem Deckel, sondern im Sackel zu haben wünsche.

Ihr getreuer Freund

Heinrich Heine.

422. An Julius Campe.

Paris, den 27. Oktober 1853

Liebster Campe!

Der nächste Zweck dieser Zeilen ist, Ihnen Anzeige zu machen, daß ich die Ehre habe, den ersten November die Summe von sechshundert Mark Banko auf Ihr geschätztes Haus zu trassieren. Dann, liebster Campe, muß ich auch Bücher haben, und bin sehr pressiert. Ich habe vor geraumer Zeit durch meine Schwester Sie angehen lassen, ihr ein älteres, von mir eingeschicktes Verzeichnis von Büchern zu behändigen, damit sie mir dieselben besorge, im Fall Sie keine Lust dazu empfänden. Meine Schwester sagte mir aber, Sie wüßten nichts mehr von einem solchen Bücherzettel, und in der That, ich glaube, das eingeschickte Verzeichnis bezog sich nicht auf den Katalog der Laeißschen Bibliothek, welchen Sie mir zuletzt eingeschickt hatten, und ich habe denselben deshalb wieder vorgenommen und die beifolgenden Nummern aufgezeichnet. Die bekreuzten Märchensammlungen habe ich dringendst nötig, so wie Sie mich überhaupt verpflichten würden, wenn Sie mir vielleicht unbekannte Märchensammlungen einschicken wollten. So z. B. giebt es serbische Volkssagen (nicht Volkslieder), welche ich gut gebrauchen könnte.

Besitzen Sie etwa in der Buchhandlung den neunten Teil (Band) von Scheibles „Kloster" (Mythologie der deutschen Volkssagen enthaltend), so bitte ich, mir dieses Buch zu schicken; besitzen Sie es nicht, so schreiben Sie gefälligst umgehend nach Leipzig, daß man mir es hierher zuschicke.

Können Sie Eisenmengers „Entdecktes Judentum" geliehen bekommen und mir mitschicken, so wäre mir das sehr ersprießlich, da ich es hier nicht auftreiben kann. Ich würde es bald wieder zurückschicken. Von den „Neuen Gedichten" habe ich nur ein Exemplar erhalten. Das Buch sieht verdammt kahl aus ohne das „Wintermärchen." Wir haben uns da vergaloppiert, und es ist hierüber vieles zu bedenken. Das Innere des Buches ist jetzt sehr schwächlich ausgestattet in Vergleichung mit den übrigen, und es hat nur das Gute, daß ich diese Gedichte und vielleicht auch den „Romancero" durch eine spätere Vegetation desto sicherer überbieten kann.

Ich bin ganz ohne Lektüre, und in dem Verzeichnis steht manches, was mich unterhalten würde, noch außer den Märchensammlungen, die ich nötig brauche. Schicken Sie mir daher die Bücher bald.

Ihren hiesigen ministre plénipotentiaire, Monsieur Gathy, habe ich, seitdem er mir Ihre letzten Depeschen brachte, nicht gesehen, und ich weiß nicht, ob er die Dardanellen passiert hat, oder sich am Pruth gegen die Türken schlägt.

Leben Sie wohl, grüßen Sie mir freundschaftlichst die Ihrigen, und bleiben Sie heiter gewogen

Ihrem ergebenen

Heinrich Heine.

---

423. An Julius Campe.

Paris, den 7. März 1854.

Liebster Campe!

Herr Dr. Trittau hat Ihnen gewiß umständlich gesagt, wie sehr mich Ihr jüngstes Schreiben erfreut hat. Ich danke Ihnen nochmals herzlich dafür, daß Sie mir die Hand zum Frieden bieten, und in einer so wahrhaft unumwundenen Weise, daß ich keinen Augenblick Bedenken trage, mich wieder mit ganzem Zutrauen Ihnen zuzuwenden. Es wäre unrecht von mir, wollte ich bei solchen Worten noch den Verdacht eines Hintergedankens hegen, und ich sehe darin eine schöne Reaktion Ihres Freundschaftsgefühls, das Ihnen Ehre macht. Weit entfernt, dieses auszubeuten, will ich vielmehr alles aufwenden, um Ihnen zu zeigen, wie sehr mir Ihre Interessen am Herzen liegen, und wenigstens mit den Geistesschätzen, die ich Ihnen bieten kann, will ich nicht knickern. Ich hatte bereits an Herrn Trittau gesagt, daß ich die Absicht hegte, für dasselbe Honorar, das ich Ihnen für zwei kleine, dreißig Bogen betragende Bändchen älterer Arbeiten mit einigen neuen Zufügungen abverlangte, Ihnen jetzt zwei große Bände zu liefern, die jeder zwanzig Bogen stark, ja wovon einer sogar eine noch größere Bogenzahl betragen würde, und worin ich zehn Druckbogen meiner jüngsten Muse geben wollte. Ich war entschlossen, etwas Außerordentliches für Sie zu thun, doch war ich noch nicht mit mir einig in der Wahl der Manuskripte, die ich fertig machen könnte, und so wußte ich Herrn Trittau nichts ganz Exaktes, nichts ganz Bestimmtes, darüber zu sagen. Sie schreiben mir, liebster Campe, Ihnen gleich Manuskript zu schicken, vergaßen aber, daß ich, ehe ich Ihren Brief erhielt, nicht wissen konnte, ob ich unter den obwaltenden Umständen etwas fertig machen müßte; so war also nichts bereit zum Mitnehmen für Herrn Trittau, und derselbe drang vergebens in mich, mit wahrem Freundschaftseifer für Sie, und bei dieser Gelegenheit auch eine hohe Anerkenntnis Ihres Charakters an den Tag legend. Ich habe aber nun seitdem mit mir selber Rat gehalten, und ich sehe, daß ich das Allererfreulichste, weit mehr als Sie gewiß erwarten, in Ihrem Interesse thun kann, und, statt zehn Bogen neues, liefere ich Ihnen jetzt einen ersten Band, worin alles ganz neu ist, worin alles, mit Ausnahme einer einzigen, aber noch ungedruckten kleinen Piesse von anderthalb Bogen, im letzten Jahre aus meiner Feder geflossen: über zwanzig neue Bogen, und darunter — sechs Druck-

bogen ganz neue Gedichte. Ich will Ihnen nichts darüber sagen, da Sie das Manuskript dieses ersten Bandes in acht bis vierzehn Tagen in Händen haben werden, denn ich will das ganze Manuskript der Kiste beipacken, worin ich meine Bibliotheksbücher zurückzuschicken im Begriff bin. Ich adressiere die kleine Kiste an Sie, und nicht an meine Schwester, um der weiblichen Neugier keine Gelegenheit zur Sünde zu geben. Ich nehme auch Ihnen Ihr Ehrenwort ab, daß Sie niemanden eine Zeile meines Manuskripts lesen lassen; weder in geschlechtlicher noch in politischer Beziehung ist darin etwas Häkliches, aber Sie werden fühlen, wie es nötig ist, daß vor dem Erscheinen des Buches niemand davon Wind habe, und mir der Spektakel nicht zu schnell auf den Hals kommt. Ich nenne das Buch: „Vermischte Schriften von Heinrich Heine, zwei Teile."

Der erste Teil enthält:

1) „Geständnisse;" etwa acht bis zehn Bogen betragend, eine Schrift, die Ihnen sehr zusagen wird, weil sie gleichsam den Vorläufer zu meinen „Memoiren" bildet, die freilich in einem populäreren und noch viel pittoreskeren Stil geschrieben werden —
2) „Gedichte;" ein ganz neuer Ton, und zu dem Eigentümlichsten gehörend, das ich gegeben; etwa sechs Druckbogen —
3) „Die Götter im Exil;" zusammengezogen, so daß sie nebst einem Anhang, welcher „Die Göttin Diana" betitelt ist, höchstens sechs Bogen betragen —
4) Etwa zwei Druckbogen über die jüngste politische Umwälzung und das Empire, welche ich am Ende des zweiten Bandes geben wollte, der mir aber dadurch zu dick würde.

Der zweite Band der „Vermischten Schriften" enthält in bunter Reihe die besten Aufsätze, die ich in der „Allgemeinen Zeitung" während der kurzen Zeit des Thiersschen Ministeriums und zu Anfang des Ministeriums Guizots geliefert, so daß ich hier die Blütenperiode des parlamentarischen Regimes, also ein Ganzes, gebe. Die Berichte über schöne Künste, Theater, Salons, musikalische Saisons, Tanzböden, Volksleben, untermischt mit vielen Porträts, das alles, gottlob reichlich mit Witz gepfeffert, raubt der Politik ihre Monotonie, und manche neuere Zuthat oder ungedruckt Gebliebenes wird Sie sehr ergötzen. Ich tituliere das Ganze: „Briefe und Berichte aus der Glanzperiode des parlamentarischen Regimentes." Das Buch wird hoffentlich eine Chrestomathie der Prosa, und der Bildung des Stils für populare Themata sehr förderlich sein. Das ist mein Verdienst, aber Sie werden den Gewinn haben.

Sie zahlen mir für dieses Werk ein für allemal, und für das Recht, so viele Auflagen zu machen, als Sie wollen, dasselbe Honorar wie für den „Romancero." Meine Ambition, das dumme Tier, wird solcherweise zufrieden gestellt, indem ich mir einbilde, ich könnte immer von Ihnen bekommen, was ich verlange, und es geht mir hier wie meinem Universitätsfreund Adolf, welcher vier Thaler nötig hatte und dem Herrn Abraham dafür zwei Westen verkaufen wollte; Herr Abraham ward aber mit ihm einig, daß er ihm für diese Summe zwei Röcke,

worunter ein ganz neuer, überließ, gegen mich aber prahlte der Bengel, daß er sich in Geldsachen, wenn er einmal etwas verlangt habe, keinen Groschen abziehen lasse, und richtig bekomme, was er begehrt habe. Ich hatte anfangs Lust, wie ich Herrn Trittau sagte, meine „Shakespeareschen Frauen" in die „Vermischten Schriften" aufzunehmen, aber ich besann mich anders. Herr Trittau sagte mir, daß diese „Shakespeareschen Frauen" ja später der Gesamtausgabe zufielen, wie Sie ihm bemerkt. Das hat ganz seine Richtigkeit, und ich bin verpflichtet, diese Arbeit der Gesamtausgabe einzuverleiben, da sie unter meinem Namen erschienen. Aber das Buch ist seitdem ganz vergriffen, es kann nicht mehr wieder neu aufgelegt werden, weil die Stahlplatten der Bilder untergegangen, aber der Text, den ich dazu geschrieben, ist ganz mein Eigentum, ich habe außerdem bei dem Debacle von Delloye eine kleine Summe eingebüßt, und es wäre mir wohl zu gönnen, daß ich noch vor der Erscheinung der Gesamtausgabe einigen Vorteil von meiner Arbeit ziehe. Doch das steht jetzt im weiten Feld, da es mir jetzt an Zeit zu Umarbeitungen fehlt.

Sie haben keinen Begriff davon, welche Höllenarbeit mir die Aufsätze aus der „Allgemeinen Zeitung" bereits gemacht, und ich habe noch jetzt saure Mühe daran zu verwenden. Denn ich mache alles, wie gesagt, gleich fertig. Es ist wahrhaft betrübend, daß diese zerstückelnden Arbeiten, wie auch der erste Band meines Buches war, mir zu einer Zeit auf den Hals kamen, wo ich mit meiner Memoirenschreibung so hübsch im Zuge war. Herr Trittau wird Ihnen gewiß die Mitteilung gemacht haben, daß ich mich mit Heroismus einer ganz neuen Abfassung meiner „Memoiren" unterziehe, und ich hoffe, daß dieses die Krone meiner Schriften sein wird. Aber Heroismus war es, statt zu flicken, gleich wieder Neues zu weben, und ich hoffe, wenn ich ohne Störung bleibe, schon in diesem Jahre eine große Portion fertig zu machen und unverzüglich zu publizieren. Da ich jetzt weiß, was ich nicht sagen darf, so schreibe ich mit großer Sicherheit, und nichts hindert mich mehr, das Geschriebene schon bei Lebzeiten vom Stapel laufen zu lassen.

Ich breche hier ab, da mein Kopf heute wüst vom vielen Arbeiten ist, und ich mich auch hundeschlecht befinde. Was ich Ihnen noch zu sagen habe, schreibe ich Ihnen, sobald ich das Kistchen mit dem Manuskripte abgeschickt; das soll dieser Tage geschehen, und Sie können dasselbe schon in nächster Woche erhalten. Ich packe hinzu das Manuskript über Grabbe[1]), sowie auch einige Bücher aus der Lesebibliothek von Jowien, die ich Sie bitte, demselben im Namen meiner Schwester zurückzustellen. Meine Schwester hat mir längst gesteckt, daß nach der Unterredung, die sie mit Ihnen gehabt, sie gemerkt habe, wie sich bereits in Ihrem Gemüte eine Reaktion zu meinen Gunsten gebildet, und wie ich einer größern freundschaftlichen Teilnahme bei Ihnen jetzt sicher sei; Sie haben ihr gesagt, daß ein mündliches Gespräch zwischen uns von einigen Minuten hinreichend gewesen wäre, jede Differenz auszugleichen. Da haben Sie wahrlich recht, und wir haben uns nur vor Mißver-

---

1) Campe hatte das Manuskript von K. Zieglers „Leben Grabbes" dem Dichter zur Beurteilung gesandt.

ständnissen zu hüten, die in Lappalien ihren Grund haben, und nicht aus persönlicher Dissidenz hervorgehen.

Und nun leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich zugethan

Ihrem ergebenen

Heinrich Heine.

---

424. An Julius Campe.

Paris, den 10. März 1851.

Liebster Campe!

Ich habe gestern, um nicht mehr von Bedenken allerlei Art angefochten zu werden, den Entschluß gefaßt, Ihnen mein Manuskript zuzuschicken, ohne erst die Gedichte, die einer Durchsicht bedurften, wieder durchzugehen, was einige Tage erfordert hätte. Auch der Anfang der „Götter im Exil," den ich umzuarbeiten habe, fehlt, und ich schicke Ihnen denselben dieser Tage in einem Briefe. Sie werden gleich einsehen, welch ein wichtiges Stück die „Geständnisse" sind, und auf den Wert meiner Gedichte verstehen Sie sich ebenso gut wie der Juwelier Delon auf Pretiosen. Doch des Geschäftslaufs wegen kann ich Ihnen nicht die Notifikation erlassen: „Im Fall Ew. Wohlgeboren mit meiner Arbeit nicht zufrieden wären, und die Offerte zu den in meinem letzten Briefe erwähnten Bedingungen nicht annehmen wollten, Dieselben mir unverzüglich davon Anzeige machen wollen, wo ich dann Ew. Wohlgeboren melden würde, an wen das Manuskript in loco oder anderswo zuzusenden wäre." Ich kann bei dieser Notifikation, liebster Campe, nicht ohne Lachen daran denken, daß sie dem Dekret des Hamburger Senates gleicht, welches den Bürgern notifiziert, daß sie ihren Dienstboten nicht zweimal die Woche Lachs zu essen geben dürften. Ich habe aber einmal die Form beobachten wollen, obschon ich wohl weiß, daß mein Manuskript aus Ihren Händen nur in die des Druckers übergeht.

Das Manuskript über Grabbe, das ich Ihnen zurückgesandt, ist höchst merkwürdig für die Litteraturgeschichte, und würde auch außerdem viel Aufsehen erregen. Aber es sind doch für den Verleger, wenn er mit seinem Gewissen sich abfinden will, sehr häklige Dinge darin, über die ich mich ein andermal äußern will. Gedruckt muß das Manuskript werden so wie es ist, sonst geht sein Wert verloren; doch ist die Frage, ob solches noch bei Lebzeiten der Frau geschehen kann.

Ich befinde mich noch immer hundeschlecht. Hoffentlich geht es Ihnen und den Ihrigen wohl, und ich bitte, mich gelegentlich der Frau Campe artigst zu empfehlen.

Mit freundschaftlicher Ergebenheit

Heinrich Heine

425. An Julius Campe.

Paris, den 19. März 1854.

Liebster Campe!

Der Mangel an Nachricht über den Empfang meiner Kiste setzt mich in Unruhe, in der Sie mich nicht lassen dürfen. Da mir in keinem Fall das Manuskript wieder hierher kömmt, so schicke ich zur Vervollständigung desselben Ihnen anbei:

1) Den Anfang der „Götter im Exil," welchen ich Sie bitte dem Manuskript derselben beizufügen als Anfang;
2) schicke ich Ihnen ein kleines Opus [1]), worüber Ihnen die neu hinzugeschriebene Nachbemerkung hinlängliche Auskunft giebt; legen Sie dasselbe zwischen dem Dianastück und dem Waterloo-Fragment.

Zum Glück fand ich mein altes Brouillon, worin ich den besten Teil jenes Opus fand, den die „Allgemeine Zeitung" nicht gedruckt hatte, und den ich hier interkalierte. Wenn Sie diese Denkrede lesen, so lassen Sie sich vorher von Ihrer Frau ein Kissen geben und lesen Sie das Werk knieend, denn Sie werden nicht alle Tage Gelegenheit finden, einen so guten Stil anzubeten. Ich überzeugte mich mit Freuden, daß fast der ganze zweite Teil anbetungswürdig ist in stilistischer Beziehung.

Leben Sie wohl und bleiben Sie freundschaftlich gewogen Ihrem

Heinrich Heine.

---

426. An Julius Campe.

Paris, den 23. März 1854.

Mein Herr Freund und Verleger!

Die Pakete, die man auf die königlichen Messagerien giebt, sind immer richtig angekommen, und soviel ich weiß, ist es meines Freundes Julius Campe Gewohnheit nicht, krank zu sein, folglich muß mein Manuskript, das ich vor vierzehn Tagen von hier abschickte, längst in Ihren Händen sein, und die Verzögerung der Anzeige des Empfangs und einer freudigen Übereinstimmung mit meinen Wünschen darf ich daher den betrübsamsten Ursachen zuschreiben. Sie wissen, daß ich in meiner Krankheit durch eine Verzögerung dieser Art aufs grausamste agitiert werden konnte, und Sie warten dennoch mit Antwortschreiben, um Gott weiß welche niedrige Vorteile zu erzielen, während ich doch, in der vollen Aufwallung meiner Freude über die mir zuversicherte Wiederkehr Ihrer Freundschaft, jedes kleinliche Bedenken zurückweisend, Ihnen mit dem freundschaftlichsten Vertrauen mein Manuskript zuschickte. Ich traute Ihnen vorzüglich die Einsicht zu, wie groß das Opfer ist, das ich bei diesem Buche bringe, für welches ich unter andern Umständen wenigstens ein um die Hälfte erhöhtes Honorar verlangt hätte, und hielt Sie für zu gescheit, um nicht das alte Sprichwort zu kennen: „Während sich der Fuchs besinnt, besinnt sich auch der Esel."

---

1) Die Denkworte auf Ludwig Marcus. Vgl. Bd. VIII. S. 246.

Ich fordere Sie daher jetzt mit den bestimmtesten Worten als Ehrenmann auf, mir, im Fall Ihnen meine Verlagsofferte mit jeden ihren Bedingnissen nicht zusagt, unverzüglich mein Manuskript hierher pr. Schnellpost zurückzusenden. Es ist unverantwortlich, wie Sie mir die Freude an meinen Arbeiten verderben, während ich doch beständig darauf denke, Ihre Interessen zu fördern. Ich will nicht hoffen, daß Sie, bloß um eine einzige Suppe zu kochen, die Henne schlachten, welche goldne Eier legt; Sie töten mich wahrhaftig durch solches nergelnde Verfahren, und das ist wahrhaftig kein Akt der Klugheit.

Ihr

H. Heine

*427. An Alexandre Dumas.[1]

Paris, le 28. mars 1854.

Mon cher Dumas,

La chronique de votre journal[2] annonce que je publie en ce moment un nouveau poëme, dont elle indique même le titre; c'est une nouvelle controuvée.

Je n'ai jamais écrit un poëme qui puisse avoir un rapport quelconque avec ce titre, et je vous prie, mon cher ami, d'insérer cette rectification dans votre journal.

Je ne serais pas fâché si vous aviez l'obligeance d'annoncer en même temps à vos lecteurs que je ferai paraître sous peu une édition complète de mes poésies traduites de l'allemand, tant par moi-même que par des collaborateurs amis.

Ne donnez pas à cette insinuation l'air d'une réclame, vu qu'elle a uniquement pour but de mettre mes pauvres poésies à l'abri du zèle malencontreux de certains littérateurs et industriels, qui veulent s'ériger en truchements de mes vers sans avoir reçu pour cela la moindre mission ni de moi-même, ni de mon auguste père Phœbus Apollo. Après un pareil avertissement, toute tentative ultérieure d'empiéter sur mes prérogatives d'auteur ne serait plus seulement de l'outrecuidance, ce serait de la déloyauté.

Il y a quelques semaines, vous exprimiez dans votre feuille l'intention de venir bientôt me voir. C'était une bonne pensée. Mais je vous préviens que, si vous remettez votre visite encore longtemps, il se pourra bien que vous ne me trouviez plus dans mon appartement actuel, rue d'Amsterdam, 50, et que je sois déjà parti pour une autre demeure, qui m'est tout à fait inconnue; de sorte que je ne pourrai laisser à mon portier ma nouvelle adresse pour le cas où des amis retardataires comme vous viendraient demander après moi. Je ne me fais pas une grande idée de ma future résidence; je sais seulement qu'on y entre par un couloir obscur et fétide, et cette entrée me déplait d'avance: aussi ma femme pleure quand je parle de ce déménagement.

---

1) Die Briefe an Dumas sind der französischen Ausgabe des Briefwechsels, Bd. III S. 326 ff. entnommen.

2) Le „Mousquetaire."

Madame Heine a bonne souvenance de toutes les amabilités que vous nous avez prodiguées il y a douze ans ou même plus.

Depuis six ans, je suis alité: dans le fort de la maladie, quand j'endurais les plus grandes tortures, ma femme me lisait vos romans, et c'était la seule chose capable de me faire oublier mes douleurs.

Aussi, je les ai dévorés tous, et, pendant cette lecture, je m'écriais parfois: „Quel ingénieux poëte que ce grand garçon appelé Alexandre Dumas!“

Certes, après Cervantes et madame Schariar, plus connue sous le nom de la sultane Scheherazade, vous êtes le plus amusant conteur que je connaisse.

Quelle facilité! quelle désinvolture! et quel bon enfant vous êtes! En vérité, je ne vous sais qu'un seul défaut: c'est la modestie. Vous êtes trop modeste.

Mon Dieu! ceux qui vous accusent de vanterie et de rodomontades ne se doutent pas de la grandeur de votre talent. Ils ne voient que la vanité. Eh bien, je prétends, moi, que, de quelque haute taille que soit la vôtre, et quelques soubresauts élevés qu'elle fasse, elle ne saurait atteindre les genoux, que dis-je! pas même les mollets de votre admirable talent. Encensez-vous tant que vous voudrez, prodiguez-vous à vous-même les louanges les plus hyperboliques, donnez-vous-en à cœur joie, et je vous défie de vous préconiser autant que vous le méritez pour vos merveilleuses productions.

Vos merveilleusses productions! „Oui, c'est bien vrai!“ s'écrie en ce moment madame Heine, qui écoute la dictée de cette lettre; et la perruche qu'elle tient sur la main, s'évertue à répéter: „Oui, oui, oui, oui, oui!“

Vous voyez, cher ami, que, chez nous, tout le monde est d'accord pour vous admirer. — A vous de cœur.

Henri Heine.

---

428. An den Fürsten Hermann Pückler-Muskau.

Paris, den 1. April 1854.

Ew. Durchlaucht

haben mir einen Besuch versprochen, und jetzt sehe ich mit einer empfindsamen Ungeduld, wie sie bei den Kranken gewöhnlich ist, der Erfüllung jenes Versprechens entgegen. Um ganz sicher zu sein, daß Sie recht bald, und wenn es Ihnen möglich ist, bereits morgen, Sonntag, zu mir kommen, beeile ich mich Ihnen zu sagen, daß Sie mir durch Ihren Besuch nicht bloß eine Freude bereiten, sondern auch einen Dienst erweisen. Ich habe nämlich die Absicht, Sie wegen einer sehr wichtigen Sache zu konsultieren; und wenn mir auch da Ihr Rat nicht viel hälfe, so wäre die Besprechung mit einem Manne von so viel Geist und Gemüt für mich wenigstens eine große Herzenserleichterung in einem Augenblick, wo ich keinen vernünftigen Menschen sehe, welcher der transrhenanischen

Zustände nur halbwegs kundig wäre. Ehrlich gesagt, ich darf auch denjenigen Landsleuten, die sich am eifrigsten hier um mich zu bekümmern scheinen, kein sonderliches Zutrauen schenken. Sie finden mich zu jeder Tagesstunde bereit, Sie zu empfangen. Ich bitte Sie, niemandem zu sagen, daß ich Sie noch durch einen besonderen Beweggrund antreibe, Ihren freundlichen Besuch nicht länger aufzuschieben. Ich setze voraus, daß Sie von Ihrer Unpäßlichkeit wieder befreit sind.

Mit der Bewunderung, die ich immer Ihrem Genius zollte, und mit den Gefühlen der Dankbarkeit, welche ich Ihnen schulde für die große Teilnahme, die Sie mir erwiesen, verharre ich

Ew. Durchlaucht getreusam ergebenster

Heinrich Heine.

429. An den Fürsten Hermann Pückler-Muskau.

Paris, den 3. April 1854.

Ew. Durchlaucht

erhalten anbei die Bevollmächtigung für Campe. Ich glaube, daß es ratsam wäre, daß die Dame, welche das Manuskript abfordert, nicht sagt, von Ihnen ersucht worden zu sein, das Manuskript hierher nach Paris zu schicken. Es ist besser, ihn in der Meinung zu lassen, es bliebe gleich in Deutschland und werde gleich an einen anderen Buchhändler befördert.

Sie haben mir wahrhaftig, großfühlender und tiefdenkender Fürst, einen Alp von der Brust gewälzt! Sie kommen wahrhaftig wie ein Deus ex machina mir zu Hilfe. Entschuldigen Sie, daß ich mit Bleistift schreibe — jede Zeile, die ich mit Tinte schreiben muß, kostet mir unsägliche Anstrengung. — Ich habe eine fatale, schlaflose Nacht ausgestanden, und befinde mich sehr schlecht. Ich hoffe, daß Ihnen der gestrige große Weg nicht geschadet. Ihr Besuch hat mich unendlich erquickt. Es ist mir nur leid, daß ich Ihnen unerquickliche Aufträge aufladen muß, und Ihnen einige heitere Pariser Stunden dadurch raube

Hoffentlich habe ich bald wieder die Ehre und die Freude Ihres Besuches. Unterdessen grüßt sie mit wahlverwandter Hingabe und getreuer Geistesbrüderschaft

Ew. Durchlaucht ergebener

Heinrich Heine.

430. An den Fürsten Hermann Pückler-Muskau.

Paris, den 8. April 1854.

Ew. Durchlaucht

danke ich von ganzer Seele für die edle und liebenswürdige Teilnahme und Bemühung, die Sie mir widmen. Das Wort Abreise in Ihrem Billette schnitt mir durchs Herz, und es erschüttert mich der Gedanke, daß ich Sie so wenig hier sehen konnte und Sie doch gewiß in diesem Leben nicht wieder erblicke. Wenn es Ihnen nur irgend möglich, kommen

Sie doch zweimal noch zu mir, statt einmal. — Von Campe habe ich noch immer keinen Brief. Ich glaube zwar nicht, daß er das Manuskript zurückgiebt, aber im Fall er es doch thäte, wird es unversiegelt geschehen, da wir ihm von versiegelter Rückgabe nichts gesagt. Für diesen Fall rechne ich ganz auf die Diskretion Ihrer Freundin. Haben Sie doch die Güte, wenn Sie es noch nicht gethan, diese Dame zu bitten, daß Sie mir das Manuskript unverzüglich per Eisenbahn hierher unter meiner Adresse: Henry Heine, rue d'Amsterdam 50, à Paris, zurückschicke, im Fall ihr Campe dasselbe zurückgegeben. Ich kenne nicht den Grad der freundschaftlichen Bezüge, in welchem Sie zu der erwähnten Dame stehen; aber wenn es Ihnen möglich ist, die erwähnte Dame zu vermögen, mir ebenfalls direkt wissen zu lassen, ob Campe ihr bei der Rückgabe des Manuskriptes eine Kommunikation in betreff meiner gemacht, so wäre mir das außerordentlich lieb. Da Sie nämlich, verehrter Herr Fürst, dem Herrn Campe notifiziert, daß er Ihnen poste restante nach Koblenz schreiben könne, und ich also während Ihrer Abwesenheit auch nicht erfahre, was Ihnen die Frau Senatorin Jenisch geschrieben, so bliebe ich gar zu lange in der Unwissenheit über das, was Campe eigentlich will, wenn ich nicht direkt von Hamburg aus durch Ihre Freundin Nachricht darüber erhalte. Der deutsche Dichter würde der verehrten Dame für solche Güte unendlich verbunden sein.

Indem ich hoffe, Sie recht bald, womöglich schon morgen, bei mir zu sehen, verharre ich mit wahrhaftiger Verehrung und Treue

Ew. Durchlaucht ergebenster

Heinrich Heine.

---

431. An Julius Campe.

Paris, den 15. April 1854.

Liebster Campe!

Mein Sekretär ist unpäßlich und ich selbst bin so krank, daß ich nicht sehe, was ich schreibe. Ich werde Ihnen daher erst morgen oder übermorgen auf Ihren jüngsten Brief ordentlich antworten. Das Dringendste ist heute, daß ich mich des peinlichen Gefühls entlaste, welches mir Ihr Brief verursacht, und Ihnen wissen lasse, wie tief es mich schmerzt, wenn ich Sie mit Unrecht gekränkt hätte. Bei Ihrem unbegreiflichen Stillschweigen konnte ich allen möglichen Qualgedanken Spielraum geben, aber ich hatte kein Recht, die geringste beleidigende Beschuldigung auszusprechen, ehe ich wußte, was passiert sei. Vergessen Sie aber nicht, daß ich Poet bin und ich nicht denken konnte, daß man nicht alles stehen und liegen lasse, um nur gleich meine Gedichte zu lesen — in solchem Gefühl der Eitelkeit würde Wolfgang Goethe einem Ludwig Wihl nicht nachstehen. Aber bei solcher Voraussetzung, daß Sie meine Gedichte gleich gelesen, mußte der Poet das Stillschweigen für Mißbilligung seiner Poemata halten und unwirsch und toll werden. Dazu bin ich sehr krank, die Ungeduld steigert meine Krämpfe, und es drängt die Zeit, wo ich meine schlechten Finanzen regulieren muß. Unter solchen Umständen durften Sie keinen schäferlichen Liebesbrief

erwarten, als ich drei Wochen ohne Nachricht war über das Schicksal meines Manuskriptes, das auch, außer den Gedichten, eine höchst wichtige Lebensurkunde, die in der Welt viel Aufsehen machen wird, meine religiösen „Geständnisse," enthält. — Todkrank vor Kummer und Sorge entschloß ich mich mit blutendem Herzen, einem sicheren Freunde, dem Fürsten Pückler, alle meine litterarischen Geschäfte zu übertragen, und bis zum letzten Augenblick zögerte er, ehe ich ihm die Vollmacht zur Rücknahme meines Manuskriptes behändigte. Ich wollte mich um nichts mehr bekümmern. . . Ich habe jetzt das Manuskript, welches ich, um es nötigenfalls dem Fürsten mitgeben zu können, rasch förderte, fast ganz, bis auf Vorrede und Zwischenstücke, vor mir liegen, und es enthält circa 400 Seiten von der Handschrift meines Sekretärs — Tag und Nacht beschäftigte mich diese Hundearbeit des Umarbeitens, des Hinzuschmiedens von etwa 8 bis 10 Bogen, alles um das Werk artistisch vollendet und mit den Zeitfragen im Einklang erscheinen zu lassen. „Pariser Briefe und Berichte aus der parlamentarischen Periode — vom 1. März 1840 bis Juni 1843" — ist der Privattitel des zweiten Bandes und Sie sehen schon, daß die Zeit kaum mehr als drei Jahre umfaßt und das Buch, trotz der gaukelnden Abwechselung der Themata, dennoch eine geschlossene Einheit hat — und ein Geschichtsbuch ist, das den heutigen Tag anspricht und in der Zukunft fortleben wird. In dieser Beziehung hat es für Sie weit mehr Wert, als der erste Band.

Kaum, liebster Campe, sehe ich noch, was ich schreibe; aber es erleichtert mir das Herz, daß ich so nahe bin, ins alte Freundschaftsgeleise zu kommen. Der Himmel weiß, daß Ihnen meine besten Wünsche gelten und Ihr und Ihrer lieben Familie Glück mir am Herzen liegt. Zerwürfnis mit Ihnen wär' mir wahres Gift.

Apropos! da Sie vielleicht, den Inhalt dieses Briefes genehmigend, den ersten Band gleich in die Presse geben, so bemerke ich Ihnen, daß ich anstatt des herben Gedichtes über Herwegh ein spaßhaftes neues Gedicht auf ihn geschrieben, das ich Ihnen schicke; das erstere fällt aus. Auch soll das kleine Gedicht „Erlauchtes"[1], wodurch ich mir zwei reiche Hamburger Juden aufsacke, ganz ausfallen und ersetzt werden. Und nun, leben Sie wohl, glauben Sie nie an absichtliche Verletzung von meiner Seite und sein Sie überzeugt, daß, wenn Sie mich jetzt durch Nachgiebigkeit erfreuen, mein Dank Ihnen nicht ausbleiben wird.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

432. An den Fürsten Hermann Pückler-Muskau.

Paris, den 15. April 1854.

Mon prince!

Ich setze voraus, daß diese Zeilen Sie weit eher noch in Paris als in Koblenz, antreffen, und wenn ersteres der Fall ist, gebe ich der Hoffnung Raum, Sie noch auf einige Augenblicke bei mir zu sehen. Erst gestern war ich im stande, alles innere Mißbehagen besiegend, an Campe nach Hamburg zu schreiben; ich sagte ihm, daß ich in der That

1 Vgl. Bd. II. S. 481 und 493.

kein Recht hatte, sein Stillschweigen, ehe ich die Gründe desselben kannte, für eine Büberei zu halten, daß auch dieses nicht der Fall gewesen, daß es mir leid sei, wenn er in meinen Worten eine Ehrenkränkung ergrübelt, daß ich noch wie immer sein Freund, aber durchaus nicht gesonnen sei, die Honorarkondition, wie er sie mir vorschlage, einzugehen, indem ich des Geldes bedürftig und durch die generöse Verwendung des Fürsten Pückler sicher sei, bei einem anderen Verleger meine gerechten Ansprüche erfüllt zu sehen. Ich machte ihm noch einige, für ihn sehr wichtige Privatkonzessionen, so daß ich von der verlangten Summe höchstens tausend Franken einbüßen würde, forderte ihn aber nun desto bestimmter auf, mir gleich seinen Bescheid zu erteilen, da ich Ihnen so bald als möglich wissen lassen wollte, ob Sie Ihre Demarchen in meinem Interesse fortsetzen oder sistieren sollten. Sie sehen also, verehrter Fürst, ich lasse das Schwert des Damokles noch über Campes Haupt hängen, und dieses allein gewährt mir die Hoffnung, daß ich jetzt bald mit ihm ins Reine und mit einem blauen Auge davon komme. Sie haben daher die Güte, noch immer in derselben Position zu bleiben und keineswegs in irgend einer Weise in Hamburg merken zu lassen, daß Sie von einer nahen Ausgleichung unterrichtet seien. Er wird ja jetzt in keinem Fall das Manuskript herausgeben, und die Einrede gebrauchen, daß er mir eine acceptable Offerte gemacht und eine neue Unterhandlung mit mir begonnen sei. Entschuldigen Sie, daß ich Sie mit dieser öden Affaire so sehr belästige.

Ich habe eben einen deutschen Reisenden gesprochen, der mir Dinge erzählte, die keineswegs im stande wären, meine Nerven zu kalmieren Ich versichere Sie, das ehrliche Deutschland ist der fruchtbarste Boden für alle Bübereien, und dieser Gedanke verstimmt mich sehr. Die Halbzivilisation ist schlimmer, als russische Barbarei und französisches Raffinement der Unsittlichkeit. So viel herrliche Menschenleben dort, und doch passieren dort so viele schändliche Dinge! — Ach, lassen Sie sich doch vor Ihrer Abreise noch einige Momente in meiner Zelle sehen; da ich doch dieses Frühjahr keinen grünen Baum zu Gesicht bekomme, so gönnen Sie mir wenigstens den Anblick eines Menschen.

Wissen Sie, daß der Graf Schlabrendorf während dreißig Jahren alle Tage im Begriffe stand, den anderen Morgen Paris zu verlassen?

Indem ich Ihnen recht viel Erheiterung, und zwar die Gesundheit wenig anstrengende Erheiterung wünsche, verharre ich

Ew. Durchlaucht getreusamst ergebener

Heinrich Heine.

455. An Julius Campe.

Paris, den 21. April 1854.

Liebster Campe!

Gestern abend spät erhielt ich Ihren Brief, den ich erst in diesem Augenblick lese und gleich eigenpfötig beantworte, da mein Sekretär erst morgen kömmt und ich keinen Tag mehr mit Hin- und Herzerren mir verleidet sehen will. Ich glaubte das Außerordentlichste gethan zu haben, und jetzt, wo mein Buch fertig, mit Seelenruhe die Frühlingskur,

die ich so lang erwartete, anfangen und mich dem lustigen Memoirenschreiben, das für mich keine Arbeit, sondern eine Erquickung, ergeben zu können — und eben um nicht mit Campe zu brechen, um das Dilemma, worin ich stecke, zu lösen, muß ich mich einer neuen Geistesanstrengung just in dieser Zeit überliefern und Dinge publizieren, die eben nicht meinem Frieden mit den Menschen förderlich sein können. Ich habe nämlich Ihnen nichts Geringeres zu offerieren, als den Vorteil, Ihren Kunden drei Bände statt zwei Bände verkaufen zu können. Dadurch, so viel verstehe ich vom Handel, gewinnen Sie einen dreifachen statt eines zweifachen Profit, Sie sind hier, selbst wenn keine neue Auflage während den 1000 Jahren meiner deutschen Unsterblichkeit gemacht würde, vor jedem Risiko sicher gestellt — und ich, der Freund und gehorsame Packesel, habe zwar kein Risiko, aber auch keinen Sou Vorteil davon zu ziehen, wenn auch, sei es auch spät, der größte Succeß des Buches einträte. Ich hatte längst diese Idee, aber die Arbeitsscheu stieß sie zurück, und erst heut, wo ich mich bestimmt entschließen muß, etwas zu thun, um meiner Lage ein Ende zu machen, bringe ich Ihnen diese Offerte, und da ich eben nicht lange mehr trödeln und feilschen kann und will, stelle ich es Ihrer eigenen Generosität, Ihrer Ehrliebigkeit, Ihrem Rechtssinn, jedenfalls Billigkeitsgefühl, anheim, selbst zu bestimmen, wie viel oder in welcher Weise Sie mich dafür remunerieren wollen, daß ich mich der Höllenarbeit unterziehe, aus dem vorhandenen zweiten Teil der vermischten Schriften durch Interkalierung von neuen Berichten, sonstigen Zu- und Nachsetzungen, statt eines Bandes, zwei Bände zu machen, wovon jeder wenigstens 300 Seiten, ja wahrscheinlich ganze 20 Bogen enthalten würde.

Das ist, liebster Campe, meine Offerte, worauf ich mit umgehender Post Ihren Beschluß erwarte. — — Ich kann nicht weiter schreiben, ich kann nicht mehr sehen. Dieser Brief ist ein großes Opfer. Antworten Sie mir gleich — Sie sehen, Herkules steht am Scheideweg und muß wählen zwischen der Tugend und dem Laster, zwischen Campe und — ich sehe nicht mehr.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

434. An Julius Campe.

Paris, den 22. April 1854.

Liebster Campe!

In meinem vorgestrigen Schreiben vergaß ich Ihnen zu sagen, daß Sie mir gefälligst das Waterloo-Fragment [1]) umgehend per Briefpost zurückschicken möchten; ich gab es ungern, da es, aus dem Zusammenhang gerissen, leicht mißverständlich werden kann von Böswilligen, und es stört die Harmonie des ersten Bandes, wo ich dieses Stück durch ein Dutzend Gedichte ersetzen will, die ich Ihnen unverzüglich zuschicke, sobald ich Antwort von Ihnen erhalte und daraus erfahre, ob der Druck rasch stattfindet. Letzteres ist sehr nötig, da besonders die zwei anderen

1) Vgl. Bd. VII. S. 493 ff.

Bände viel Aktualitäten haben werden. Ich hoffe, in 4 Wochen die fehlende Masse fertig zu haben, wobei ich freilich genötigt, manche halbfertige Arbeit, die ich später ausführen wollte, zu Ergänzungen zu benutzen, z. B. eine Personalbeschreibung von der George Sand, von den französischen Kurtisanen, von Rothschild und seinem Kontor, von der deutschen Klatschboutique in Paris — freimütig, furchtlos. Es treibt mich, fertig zu werden, und daß ich dann auch etwas für den kranken, sehr leidenden Leib thun kann.

Ihr Freund

H. Heine.

435. An Julius Campe.

Paris, den 2. Mai 1854.

Liebster Campe!

Ich will Ihnen heute nur den Empfang Ihres Briefes vom 27. April anzeigen, bin aber zu krank, ihn gehörig zu beantworten. Ich befinde mich seit zwei Tagen herzlich schlecht, was mir bei meinen großen Arbeiten sehr fatal ist. Gottlob, daß ich jetzt mit Ihnen ins Reine gekommen, und wenigstens von dieser Seite keine Störung mehr habe. Bei meiner jetzigen Empfindlichkeit hat mich am meisten in Ihrem Briefe die Nachricht affiziert, daß Ihr Kleiner das Scharlachfieber hat. Ich begreife sehr, daß Ihnen dabei nicht rosig zu Mute, und ich bitte Sie sehr, nicht zu vergessen, mir die Besserung des Kleinen nur gleich zu melden. Ihr Befragen, die verlangte Schlußnote betreffend, über den nähern Inhalt des zweiten und dritten Bandes der „Vermischten Schriften," kann ich heute nicht umständlich beantworten. So viel bemerke ich Ihnen als Hauptsache, daß ich, Ihr merkantilisches Interesse im Auge behaltend, nichts Heterogenes in diese zwei Bände mische, sondern daß sie beide ein für sich bestehendes Ganzes bilden, welches Sie auch unter einem Einzeltitel verkaufen können Als solchen Einzeltitel schlage ich Ihnen vor:

Pariser Berichte
aus der parlamentarischen Periode.
(1840 bis 1843.)

oder auch:

Pariser Berichte
über Politik, Kunst und Volksleben.
(1840 bis 1843.)

oder auch ganz einfach:

Pariser Berichte
aus den Jahren 1840 bis 1843.

Ihrem in solchen Dingen erprobten Ingenio überlasse ich nun die Wahl des Titels jener zwei Bände, worin ich, eine künstlerische Einheit bezweckend, mir die heillose Mühe gebe, aus alten, ungedruckten Brouillons so viel anzufertigen, daß ich die Bogenzahl herausbekomme.

— Aber sagen Sie mir: ist das gesetzliche Erfordernis präzise 21 Bogen, oder ist es hinreichend, daß ich einige Seiten über 20 Bogen gebe? Vergessen Sie nicht, mir das zu sagen.

Ich glaube, daß es für Sie sehr vorteilhaft ist, daß der zweite und dritte Teil der „Vermischten Schriften“ auch als Einzelbuch von Ihnen verkauft werden können. Der Himmel weiß, ob es mir vergönnt sein wird, einen vierten Teil auf die Beine zu bringen. Ich befinde mich hundeschlecht, und auf die Beklagnisse in Ihrem Briefe will ich wahrlich jetzt nichts antworten. Der Teufel plagt Sie wieder, von meinem Bruder und seiner Kravatte[1]) zu reden, nachdem ich Ihnen zu seiner Zeit doch bestimmt gesagt, wie sehr ich seine Äußerungen mißbilligte. Auch in Bezug auf meine Klagen über Sie sind Sie im Irrtum; sie betreffen nicht so sehr Geldinteressen, als Ambitions- und Gefühlsinteressen. Ich will nicht behandelt sein als ein Rekrut. Als Sie hier bei mir waren, und ich Ihnen offerierte, meinen „Romancero“ erst zu lesen, ehe Sie ihn mir abkauften, sagten Sie zu mir: „Sie können nichts Schlechtes schreiben, und Sie brauchen mir nur ein Buch und Ihren Namen dabei zu geben.“ So, liebster Campe, stand auch das Verhältnis zwischen Cotta und Goethe, obgleich der letztere manches Schwache gab. Er ließ sich nie ein auf Buchhändlerkritik. Was habe ich nun Schlechtes seitdem geliefert, weshalb Sie sich berechtigt glauben, eine andre Sprache zu führen? Trauen Sie nur meiner geistigen Solvabilität, wie ich Ihrer merkantilischen Solvabilität vertraue. Nachdem Sie fast ein Jahr boudiert, boten Sie die Hand zum Frieden, und verlangten, daß ich gleich Manuskript schickte. Herr Trittau, welcher zugleich kam, drang so sehr in mich, Ihnen nur gleich etwas zu schicken, weil das eben bei Ihnen eine moralische Wirkung des befriedigten Selbstgefühls ausübe, und ich, dessen Gutmütigkeit immer gleich, wie ein Mops, auf die Hinterbeine sich stellt, eilte, Ihnen über Hals und Kopf ein Manuskript zu schicken, unter Bedingungen, von denen ich mir nicht träumen ließ, daß sie Ihnen nicht willkommen wären — und daraus erblühte mir so viel Ärger und Verletzung des Selbstgefühls, wie Sie sich es nie träumen lassen. Wenn ich mich über Sie bei andern beklagte, liebster Campe, so habe ich wahrlich nie Ihre Redlichkeit in Frage gestellt, sondern bloß geäußert, daß Sie mir durch Ihr Nergeln das Herausgeben von Büchern verleideten. Denken Sie daher nur an die Förderung meiner Ruhe, und halten Sie nicht das für Mißtrauen, was nur die Ängstlichkeit eines Kranken ist. Deshalb schicken Sie mir auch nur gleich die verlangte Schlußnote, denn, wie ich sehe, habe ich Ihnen, ohne es zu wollen, das Nötige gemeldet.

Nächste Woche schreibe ich Ihnen wohl mehr und proponiere Ihnen aufs uneigennützigste, was für Sie von merkantilischem Interesse ist. Bis dahin leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich zugethan

Ihrem treu ergebenen

Heinrich Heine.

---

1) Vgl. S. 433.

436. An Alfred Meißner.

Den 4. Mai 1854

Lieber Meißner!

Ich habe mit Freuden aus Ihrem Briefe ersehen, daß Sie nicht nur mich und die anderen Pariser Freunde in heiterem Andenken bewahren, sondern auch den Vorsatz, recht bald in die korrupte Welt an den Ufern der Seine wieder zurückzukehren, nicht im mindesten verlassen haben . . . Mit mir geht es täglich schlechter; meine Sehkraft nimmt von Woche zu Woche ab, und ich sehe die Zeit voraus, wo auch mein Geist, der auf Momente noch stark war und heiter, den körperlichen Schmerzen erliegen wird . . . Im Personal unserer Bekannten werden Sie, wenn Sie kommen, wenig verändert finden. Von Wihl wäre eine artige Geschichte zu erzählen; da ich aber sehr krank bin, begnüge ich mich, sie in ihren Kontouren anzudeuten. Unser Freund trat vor einigen Monaten in eine jener Anstalten ein, die, so sehr mit Unrecht, den Namen Cabinets inodores führen. Dort, wo sonst die Menschen eine harmlose Erleichterung suchen, traf ihn der Pfeil des kleinen Cupidos, und er verliebte sich in die junge Dame, die dort am Kassiertisch die Sousstücke einnimmt. Um sich der Teueren zu nähern, simulierte er eine chronische Diarrhöe, bis es ihm durch die Assiduität seiner Besuche gelang, ihr Herz zu gewinnen. Er soll, wie mir verläßliche Berichterstatter melden, jetzt stundenlang im Zauberkreise der Geliebten weilen, und aus dem Verhältnisse, das allmählich entstanden, entkeimen ihm duftige Blüten der Poesie. Wie ich höre, wird er sie demnächst unter dem Titel „Violen und Kaktus“ dem Publikum übergeben. — Und nun, leben Sie wohl! Möchten Sie, wenn Sie kommen, noch unter den Lebenden antreffen

Ihren treuen

Heinrich Heine.

437. An Michael Schloß.

Paris, den 4. Mai 1854.

Wertester Herr Schloß!

Das Paket mit den Büchern nebst Ihrer freundlichen Zuschrift habe ich richtig erhalten. — Doch bevor ich Ihnen hierfür danke und auf Ihren Brief antworte, muß ich Sie inständig bitten, mich bei Madame Schloß, meiner liebenswürdigen Freundin, zu entschuldigen, daß ich ihr noch nicht direkt gemeldet, wie sehr sie mich durch ihren gemütreichen Brief erfreut und erquickt hat. Es ist ganz der wahrhaftige Abdruck ihrer schönen Seele, ihrer edlen Natur, und der Anhauch derselben bot mir einigen Ersatz für die Bäume und Blumen, deren Anblick ich entbehren muß, ein Entbehrnis, das wirklich so schmerzlich ist, wie das weibliche Mitgefühl es so richtig ahnte. Ich kann ihr nicht genug für diese Teilnahme danken und wünsche ihr viel Heil

und Heiterkeit in ihrer neuen Heimat. Ich bitte, sie freundlichst in meinem Namen zu umarmen, und ich denke, daß Ihnen diese Kommission nicht schwer fallen wird.

Ich habe mit Vergnügen, liebster Herr Schloß, aus Ihrem Briefe ersehen, wie auch Meyerbeer sich dahin geäußert hat, daß das Berliner Ballett aus meiner Mephistophela hervorgegangen und ich die gerechtesten Ansprüche auf Droits d'auteur geltend machen könne. Ich bin aber in diesem Augenblick so krank und so sehr beschäftigt, daß ich mich um diese Sache nicht eifrig bemühen kann; ich will abwarten, ob Meyerbeer Herz genug hat, aus freien Stücken in dieser Sache meine Interessen zu betreiben und in seiner Eigenschaft eines General-Intendanten aller königlichen Musik die an mir verübte Usurpation gehörig zurechtzuweisen. Er hat alle Befugnisse dazu in seiner Machtvollkommenheit, und sein Einfluß ist so groß, daß er nur zu befehlen hat, und das Unrecht wird redressiert; ich darf ihn daher wohl in dieser Sache als selbstverantwortlich mir gegenüber betrachten, selbst wenn ich ihm nicht direkt schreibe, wie Sie mir insinuieren. Seine Beklagnis, daß ich ihn in der Presse angreife, muß auf Irrtum beruhen, oder auf falschen Angebereien; seit dem Mai 1847 habe ich niemals mit einem Worte seiner öffentlich erwähnt. Ein Scherzgedicht über ihn aus meiner Feder[1]) ist ohne meine Erlaubnis, durch Mißbrauch von Zutrauen, verstümmelt genug gedruckt worden. Ihren Wunsch, die beabsichtigten Publikationen über Meyerbeer zu unterdrücken, werde ich soviel als möglich erfüllen. Drei Bände publiziere ich bei Campe; im ersten ist ein sehr unbedeutender Angriff, und ich würde ihn ausmerzen, wenn er noch in meinen Händen wäre, und wenn er überhaupt etwas mehr als Scherz bedeutete; die zwei anderen Bände aber, die ich an Campe erst in vier Wochen zu schicken brauche, sind noch in meinen Händen, und da, was ich darin über Meyerbeer schrieb, ziemlich voluminös ist, so kann ich es vor der Hand leicht herausnehmen, und ich habe nur die Mühe, es durch eine andere Arbeit zu ersetzen; es ist kein großes Opfer, da die Konjunktur nicht günstig, und es jedenfalls eine bessere Wirkung thäte, wenn dergleichen bei einer prägnanten Gelegenheit erschiene. Es ist das höchste Bedürfnis für mich, jedenfalls meine Meyerbeeriana der Welt nicht vorzuenthalten und nicht wie ein Hund mit einem Maulkorb zu krepieren. Ich gestehe Ihnen, dieses Mißgefühl kann ich nicht überwältigen, und Sterbende haben keine Furcht vor den Mitteln, die dem großen General-Intendanten der Musik zu Gebot stehen.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich zugethan

Ihrem ergebenen

Heinrich Heine.

1) Vgl. Bd. II. S. 344.

438. An den Fürsten Hermann Pückler-Muskau.

Paris, den 9. Mai 1854.

Viel verehrtester Fürst!

Ich danke Ihnen herzlich für die zwei freundlichen Zuschriften, womit Sie mich aus Koblenz beehrten, und in Beantwortung derselben beeile ich mich, Ihnen wissen zu lassen, daß ich glaube, mit Campe aufs reine zu sein, und Sie nicht mehr mit diesen fatalen Angelegenheiten weiter zu behelligen haben mag. Ich setze meine Worte mit Absicht ganz dubitativ, da bis jetzt Campe den von ihm verlangten Kontrakt mir noch nicht eingeschickt hat, und entre la coupe et les lèvres immer ein mißlicher Spielraum für die Dämonen des Zufalls sich befindet. Da ich mit Campe nicht brechen wollte, und dennoch des verlangten Geldes notwendig bedurfte, brachte ich dem lieben Hausfrieden das Opfer eines ganzen 20 Bogen großen Bandes, indem ich Campe jetzt, statt zwei Bänden, drei Bände vermischte Schriften liefere; die französischen Berichte werden jetzt ganze zwei Bände ausmachen, was mir nicht wenig Plage und quälende Schreibereien kostet. Es wird dem großen Kind, welches Fürst Pückler heißt, manchmal im Leben nicht besser ergangen sein, daß er drei eine gerade Zahl sein ließ, um nur ruhig im Sonnenschein sein harmloses Spiel forttreiben zu können.

Lassen Sie doch dann und wann einige Zeilen zu mir hinflattern, damit ich in meiner Einsamkeit immer weiß, wo Sie herumfahren und galoppieren, während ich auf meiner Matratze festgenagelt liege. Ich verharre

Ew. Durchlaucht
treu ergebenster und wahlverwandter
Heinrich Heine.

439. An Julius Campe.

Paris, den 20. Mai 1854.

Liebster Campe!

Bis am Halse stecke ich in meinen neuen Büchern, und kann heute Ihnen erst den Empfang Ihres Briefes anzeigen. Ich danke Ihnen für die Freundlichkeit der bewilligten 2000 Mark im Fall einer neuen Auflage. — Ich habe genug Manuskript, ohne daß ich zu Aufschriften meine Zuflucht zu nehmen brauche, und daß es nötig ist, etwas zu recken, kommen vielleicht fünf bis sechs Bogen mehr heraus, als ich dachte, aber um das Ganze künstlerisch zu runden, habe ich eben über drei Bogen noch hinzu zu schreiben. Dies geschieht auch, um im stande zu sein, dem Buche einen Sondertitel zu geben, der Ihnen gefallen wird, und den mein Buch durch seinen Inhalt justifizieren muß. An dem Gesamttitel „Vermischte Schriften" kann ich wohl nichts ändern, aber dem zweiten und dritten Band gebe ich den abgesonderten Titel:

„Lutetia."

Ich weiß nicht, ob nötig sein wird, hinzuzuschreiben:

„Tagesberichte oder Berichte) über Politik, Kunst und Volksleben."

Das überlasse ich ganz Ihren Bedürfnissen. Halten Sie aber diesen Titel geheim, damit ihn mir niemand wegschnappt, mir wegkapert, denn er scheint mir ein guter Fund, wie der Titel „Romancero" es war. Klingt schön und läßt viel erwarten. Für den Gesamttitel: „Vermischte Schriften" wüßte ich aber keinen bessern, und er kann uns von Nutzen sein, im Fall ein bedeutender Erfolg mich bewegt, einen vierten Band auf die Beine zu bringen.

Mit Vergnügen habe ich aus Ihrem Brief die Besserung Ihres Knaben ersehn. — Ich kann niemandem schreiben vor zu großer Beschäftigung, und meine Angehörigen klagen. In diesem Augenblick ist August Lewald hier, den ich bereits längst hier erwartete, und dessen freundschaftlicher Besuch mir viel Vergnügen machte. Er ist einer der Menschen, mit denen ich am leichtesten verkehrte, und der sich durch seinen praktischen Sinn bei mir sehr beliebt gemacht hat. Gathy habe ich gesehen, aber nur auf wenige Augenblicke. — In Eile grüßt Ihr freundschaftlich ergebener und sich so schlecht als möglich befindender

Heinrich Heine.

440. An Julius Campe.

Paris, den 30. Mai 1854.

Liebster Campe!

Diesen Morgen erhielt ich durch Herrn Klincksiek ein unversiegeltes Paket, welches Schiffs „Luftschlösser" und das Manuskript meines Fragments „Waterloo" enthielt.

Mit dem Manuskript des ersten Teils der „Vermischten Schriften" wären wir nun im Reinen. Was den Druck betrifft, so bemerke ich Ihnen, daß jetzt bei hinlänglichem Manuskript der Druck etwas wohl habender ausfallen darf, als in den „Reisebildern," nämlich daß der Setzer nicht nötig hat zu recken, was schlecht aussieht. Ich kann den Bierschaum nicht vertragen, und will dem Leser ehrlich klaren Breihahn einschenken.

Vorgestern drängte sich jemand bis in meine Stube, indem er sich unter dem Namen Campe aus Hamburg ankündigen ließ. Er sagte, einen Auftrag von Ihnen zu haben. Als ich ihm einen Brief von Ihnen abverlangte, stotterte er, er habe einen gehabt, aber verloren, worauf ich ihn aufforderte, er möge ihn suchen und nicht früher wieder meine Thürschwelle betreten. Verdutzt trollte er sich fort.

Von Schiffs Buch habe ich noch keine Zeile lesen können. Ich werde es mit größtem Interesse mir vorlesen lassen. Unterdessen grüßen Sie ihn mir dankbarlichst. Der närrische Kauz amüsiert mich sehr. Sein „Schief Levinche" war vortrefflich.

Ihr freundschaftlichst treu ergebener

Heinrich Heine.

441. An Michael Schloß.

Paris, den 10. Juni 1854.

Wertester Herr Schloß!

Ich habe heute das Vergnügen, Ihnen heute Ihre letzte Büchersendung mit Dank zurückzuschicken. Sie hatten es sehr glücklich getroffen, und fast alle diese Bücher gewährten mir eine große Unterhaltung.

Ich danke Ihnen auch für die zugeschickte satirische Schrift. Die Broschüre von Liszt über Chopin habe ich richtig durch Brandus erhalten, aber noch nicht gelesen; an wen muß ich sie zurückschicken? In Bezug auf Wagner haben Sie mich mißverstanden; ich habe nämlich keinen Aufsatz über denselben geschrieben, sondern ein Gedicht[1]), welches in einem Cyklus enthalten, den der erste Band meiner „Vermischten Schriften" bringen wird. Von letzteren, die bei Campe herauskommen, hat derselbe noch nicht den Druck angefangen, und erst wenn ich meine Aushängebogen erhalte, könnte ich jenes Gedicht kommunizieren.

Grüßen Sie mir freundschaftlich die liebe Prinzessin Ingier aus Norwegen, die hübsche Fee, die dermalen in Köln als dero Frau Gattin und Hausfrau sich etabliert hat. Ich denke oft an ihre Feen-Erscheinung in Paris, und ihr freundliches Wohlwollen bleibt mir unvergeßlich.

Ist etwa etwas neues von Boz-Dickens erschienen? Hat der Otto Müller noch andere Romane geschrieben? Die „braunen Märchen" und den „Lessing" von Sternberg kenne ich nicht, auch nicht „die deutschen Leinweber", Roman von L. Storch. Ich bemerke das für den Fall, wo Sie mir eine neue kleine Sendung machen würden.

Unterdessen empfangen Sie die freundschaftlichsten Grüße Ihres
treuherzig ergebenen

Heinrich Heine.

---

442. An Julius Campe.

Paris, den 26. Juni 1854.

Liebster Campe!

Aus Fürsorge, damit Sie nicht etwa von Ihrer Seite den Empfang des Gesamt-Manuskripts abwarten, um den Anfang in Presse zu geben, beeile ich mich, Ihnen heute durch die Eisenbahn das Gesamt-Manuskript zuzuschicken; es fehlen nur: eine kleine Vorrede, ein Inhaltsverzeichnis, welches ich nach meinen Brouillons noch anfertigen will, sowie auch einige Blätter im zweiten Teile, wozu ich noch einige Notizen mir verschaffen muß; und diese drei Dinge werde ich Ihnen nächste Woche mit der Briefpost nachschicken. Schon der Anblick des Manuskripts wird Ihnen zeigen, daß ich mehr gebe, als ich versprochen, und ich darf sagen, daß ich seit sechs Wochen unablässig gearbeitet habe, um das Buch zu verschönern, und daß dasselbe mir mehr Mühe kostete, als jede andre Schrift, die ich je herausgab. Wenn Sie beide Teile in einem Zug durchlesen, werden Sie bemerken, welche falsche Idee Sie sich von dem

---

1) „Jung-Katerverein für Poesie-Musik;" vgl. Bd. II. S. 471.

Buche machten, als Ihnen die „Französischen Zustände" vorschwebten. Nur inmitten des ersten Teiles kommen einige trockene Steppen vor, doch das Ganze liest sich wie ein Roman, während es zugleich ein historisches Aktenstück ist, und mein prägnantester Stil sich darin kund giebt. Ich glaube, die Konjunktur ist gut, und wenn Sie das Buch gleich bringen, dürfte mir wohl eine zweite Auflage bald zu teil werden. Jedenfalls ergänzt dieses Buch die Serie meiner Schriften sehr vorteilhaft, und Sie werden mir gewiß Dank wissen, daß ich aus schon verlorenen Materialien etwas so höchst Brauchbares geschaffen habe. Denn ich wiederhole Ihnen, es wäre mir viel leichter gewesen, ein ganz neues Buch zu diktieren. Sobald ich Ihnen die obenerwähnten Blätter geschickt, gebe ich mich gleich wieder an die Arbeiten, die leider durch die Unterbrechung unendlich gelitten haben. Ich bin außerdem sehr krank, und leide sehr an Krämpfen. Lassen Sie nur niemand etwas wissen von den Personalien, die in meinem Buche enthalten, und später hinlängliche Grunzlaute hervorbringen werden. Haben Sie auch die Güte, mir unverzüglich den Empfang meines Manuskripts anzuzeigen.

Ich habe jetzt Schiffs „Luftschlösser" gelesen, doch ist mir heute der Kopf zu wüst, als daß ich sie ordentlich bespräche. Schiffs Talent ist auch hier unverkennbar, doch gerät er leicht in Strömungen, die für ihn nicht passen. Er darf höchst selten gesellschaftliche Kultursphären darstellen, muß sich sehr hüten, ins Räsonnieren zu verfallen, und besonders bekömmt es ihm immer schlecht, wenn er die eigene Person bespricht, es sei denn, daß er unter der Maske eines fingierten Geschöpfes sich selber und seine Lebensnöten so thatsächlich als möglich darstelle. Der lyrische Humor eines Sterne paßt nicht für ihn, und er muß sich an die plastische Weise des Cervantes halten, die mit ihrer Ironie seinem Talente zusagt. Wenn er glaubt, daß ich, der Meister der Ironie, nicht herauslugе, wie sehr er den Schalk im Nacken hat, und wie man seinem verstellten Blödethun mißtrauen muß, so irrt er sich sehr. Grüßen Sie ihn herzlichst und freundschaftlichst.

Ich war wieder dieser Tage durch eine Feuersbrunst in Lebensgefahr; mein Nachbarhaus ist bis auf den Grund abgebrannt. Leben Sie wohl, und erfreuen sich mit Ihrer Familie der schönen Jahrzeit.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

445. An Julius Campe.

Paris, den 1. Juli 1854.

Liebster Campe!

Ihren Brief vom 24. v. M. habe ich vor drei Tagen erhalten. Der Druck meines Buches, wie ich Ihnen bereits gesagt, kann gleich anfangen. Im ersten Bande, in den „Geständnissen", hätte ich wohl, Ihrem Rate folgend, einige Ausdrücke zu mildern, und da fällt mir z. B. ein, daß die Stelle, wo ich von Blücher spreche, wirklich gemildert werden kann. Statt der ihn betreffenden Worte kann gestellt werden: „Der Vater Blücher, diese alte Spielratte, dieser ordinäre Knaster,

welcher einst in einem Tagesbefehl" ꝛc.[1]) Sonst fällt mir nichts ein. Alles, was diesen Band betrifft, habe ich in meinem vorletzten Briefe Ihnen gesagt.

Hoffentlich haben Sie jetzt die Kiste mit dem Manuskript in Händen, und ich bitte Sie, nicht zu vergessen, mir gleich Anzeige davon zu machen. Ich hatte zu gleicher Zeit ein Kistchen an meine Schwester zu schicken, wollte im Anfang das Manuskript hinzupacken, besann mich aber anders, und schickte Ihnen das Manuskript apart. Meine dumme Haushälterin, welcher ich gesagt hatte, daß sie die Kiste an meine Schwester frankieren sollte, frankierte aus Unbedacht auch das Kistchen an Sie, und so können Sie sich als Versehen erklären, was Ihnen gewiß auffiel. Sie lächeln über meine Entschuldigung.

Ich befinde mich noch immer herzlich schlecht, und werde unaufhörlich gequält von Besuchern aus allen vier Ecken der Welt und von dem Klopfen der Arbeiter, welche an den verbrannten Mauern restaurieren.

Heiter grüßend
Ihr freundschaftlich ergebener
Heinrich Heine.

N. S. Jemand sagt mir jüngst, daß in den kleinen Heften der „Zeitgenossen", welche in Leipzig erscheinen, auch ein Heftchen über mich enthalten sei; im Fall Sie solches haben, schicken Sie es mir doch unter Kreuzkouvert. — Ich wundre mich, daß Sie gar nie wußten, welche Büberei die königliche Oper zu Berlin an mir verübt hat. Vor fünf Jahren ließ ich ihr durch Laube das Manuskript meines Balletts zukommen, und es wurde kein Gebrauch davon gemacht; seitdem aber stahl man mir die Idee desselben, und meine „Mephistophela" tanzte mit großem Beifall unter dem Namen „Satanella." Wäre ich nicht mit meinen Büchern beschäftigt, so würde ich bereits jetzt den Berliner Generaldirektor Meyerbeer in dieser Beziehung tüchtig zausen. Er hat selber gegen den Kölner Schloß geäußert, daß die Satanella wirklich meine Mephistophela sei, und daß ich das Recht habe, droits d'auteur zu verlangen — da er dieses nun weiß, warum hat er nicht seine Amtsbefugnisse geübt und mir Genugthuung verschafft? Ich bin übrigens immer sehr froh, wenn mir ein großes Unrecht öffentlich geschieht, und das Lumpenpack sich dadurch blamiert.

444. An Julius Campe.

Paris, den 13. Juli 1854.

Liebster Campe!

Da ich sehe, daß es mit dem Druck nicht so rasch vorwärts geht, so benutze ich diese Säumnis, um einige Dutzend Blätter mit Aktualitäten schreiben zu können, welche eine Piesse im zweiten Teil der „Lutetia" ersetzen sollen, welche dort nicht an ihrer Stelle ist und ausfallen soll.

---

1) Vgl. Bd. VII. S. 443.

Es ist nämlich dieses die Piesse, betitelt: „Irische Revolution und Landung der Franzosen in Irland“; der Harmonie wegen soll sie wegbleiben, und ich schicke Ihnen dafür anderes Manuskript.[1] Sie erkennen darin die Delikatesse meines Sinns für künstlerische Harmonie.

Ich erhielt bereits von Halle die Korrektur des ersten Druckbogens. Werden meine Augen nicht besser, so kann ich nur sehr kursorisch die Korrektur besorgen, nur die Überwachung haltend, daß kein Imbroglio oder ein Sinnfehler stattfindet, während ich das Detail der Durchschau Ihnen oder dem Faktor der Druckerei überlassen muß. Leben Sie wohl!

Ihr freundschaftlichst ergebener

Heinrich Heine.

445. An Julius Campe.

Paris, den 15. Juli 1854.

Liebster Campe!

Vor einigen Stunden erhielt ich Ihren Brief vom 12. d. Da ich aber sehr krank bin und kaum reden kann, so diktiere ich nur das Höchstnotwendige. Gestern habe ich Ihnen den zweiten und dritten Bogen der „Geständnisse“ nach Hamburg geschickt. Vor einigen Minuten bringt man mir auch ein Paketchen mit dem vierten Bogen der „Geständnisse“ und dem zweiten und dritten Bogen der Gedichte. Ich kann diese erst morgen früh, weil es heute zu spät ist, korrigiert auf die Post geben. Nicht bloß habe ich mich darüber zu beklagen, daß die „Geständnis“-Bogen so entsetzlich viel Druckfehler enthalten, die kein Kind stehen läßt, so daß dergleichen mir sehr unheimlich vorkommt; was aber das Allerschlimmste ist, ist, daß deutsche Grobheit und Eselhaftigkeit diese Korrektur-Zusendung benutzt hat, um eine gemeine Sottise mir zu sagen. In dem dritten Bogen der „Geständnisse“, von welchem ich zwei Exemplare erhielt und Ihnen eins korrigiert nach Hamburg schickte, stand auf der Seite 41 eine geschriebene Randglosse, die ich ausschneide und diesem heutigen Briefe anklebe, damit Sie das Außerordentliche dieser Infamie selbst sehen und auch selbst nach der Handschrift beurteilen können, daß es nicht der schlechte Witz eines Druckerjungen, sondern eines schon bejahrten Esels sein muß. Sie werden Ihre Maßregeln nehmen, daß dem Eigentümer der Druckerei dieser unerhörte Unfug angezeigt wird und mir von der Druckerei aus kein miserabler Schabernack gespielt werden kann. Jedenfalls sehen Sie daraus, daß meine Korrekturbogen in schlechte Hände geraten, und Sie müssen aus leicht begreiflichen Gründen strenge Maßregeln nehmen.

Wie wäre es, wenn Sie Detmold beauftragten, Ihnen einen Prospektus in meinem Interesse zu machen? Jedenfalls müssen wir ihn anspannen, bei dem Erscheinen des Buches etwas für mich zu thun, wozu er gewiß gern bereit ist. Sie haben keinen Begriff, liebster Campe, wie sehr ich leiblich herunter bin und heroische Anstrengungen machen muß, um mich herauszubeißen. Suchen Sie mir daher den Weg so-

---

1) Vgl. Bd. IV. S. 85 ff.

viel als möglich zu applanieren, sonst streckt der Hase alle vier Füße von sich, wie auf dem allerliebsten Bilde von Lyser, dessen Humor von der köstlichsten und wahrsten Art ist. Daß für solche Menschen in Deutschland nichts geschieht, ist empörend.

Leben Sie wohl! Grüßen Sie mir Ihre Familie, und bleiben Sie freundlich ergeben

Ihrem

H. H.

446. An Julius Campe.

Paris, den 18. Juli 1854.

Liebster Campe!

Ich schickte Ihnen gestern die Bogen, worin die Gedichte stehn, und heute schickte ich Ihnen noch zwei andere Bogen „Geständnisse", die ich durchgesehn, aber nicht nach Halle, sondern Ihnen direkt schicken wollte, weil ich einen Ekel davor habe, mich mit einer Druckerei, durch die ich so beispiellos insultiert worden, selbst in Verbindung zu setzen. Ich begreife nicht die Pagination der Gedichte; letztere müssen an dem vorgeschriebenen Ort stehen, weil sonst die Harmonie des Buches gestört wird; sie sind die Nase im Buche; sie dürfen an keiner andern Stelle stehn; sie sind eine Fortsetzung der „Bekenntnisse", und am Schlusse des Buches komme ich wieder auf dasselbe Thema zurück. Es sind die letzten Gedichte, die ich geschrieben in der jüngsten Zeit, kein einziges derselben wollte ich drucken lassen, wie sehr man mich auch anging, und ich gab immer vor, ich müßte für Campe einen zweiten Teil des „Romancero" liefern und dürfte denselben nicht deflorieren. Ich hoffe, daß sie den Zug des Buches bestimmen werden, und habe für letztern so große Hoffnung, daß ich mir die Expektanz der zweiten Auflage meines Buches nicht mit 1900 Mark Banko gleich abkaufen ließe. Ich glaube, unter den ungünstigsten Umständen noch immer etwas Bedeutendes hervorgebracht zu haben, während jetzt nichts am Markt ist. Die „Lutetia" enthält einen geistigen Schatz für die Erwecker des politischen Lebens in Deutschland. Hier wird nicht bloß amüsiert, sondern auch gelehrt, und da Sie jetzt das Buch bezahlt haben, werden Sie wohl meiner Meinung sein. — Heiter grüßend,

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

447. An Julius Campe.

Paris, den 1. August 1854.

Liebster Campe!

Soeben erhalte ich Ihren Brief, und eile, Ihnen wissen zu lassen, was auf anhängendem Blatte steht.

In Bezug auf die „Lutetia" bemerke ich Ihnen, daß das Wort „Kächenäer" eine Nachbildung eines griechischen Wortes ist und Maul-

aufsperrer bedeutet. Doch ich habe es vielleicht fehlerhaft geschrieben. Ein weit schlimmerer Fehler ist im zweiten Bogen, wo von der George Sand gesagt ist: „ihre antinationalen Grundsätze", statt ihre „antimatrimonialen Grundsätze." Je leserlicher ein Manuskript geschrieben, desto leichter machen die Setzer Fehler dieser Art, und der Korrektor, der eben keinen Unsinn wittert, übersieht ihn. Das genaue Kollationieren ist daher so wichtig. Die Vorrede gebe ich in der Form eines Zueignungsbriefes an einen Freund, und wenn ich nicht gar zu krank wäre, wäre sie schon fertig; doch schreibe ich sie noch Ende dieser Woche, und Sie haben dieselbe in acht Tagen. Ein Inhaltsverzeichnis kann kein dritter machen, das kann nicht bei einem Buche von solcher Gattung geschehen, und nur allenfalls ein glücklicher Prospektus kann aus einer fremden Feder fließen. Sie werden gesehen haben aus meiner letzthin gesandten retrospektiven Verteidigung, daß es nicht rätlich ist, im Prospektus die Eigennamen von französischen Ministern wie Thiers oder gar Guizot zu oft oder zu stark hervortreten zu lassen. Die Hauptsache ist, auf das viele thatsächliche Material und den Erfahrungsschatz, den ich in dem Buche niedergelegt, aufmerksam zu machen. In dem erwähnten Vorredebrief werde ich übrigens das beste selbst thun.

Ich bin sehr leidend. Die Hitze hat mich zu Grunde gerichtet, und der Hase streckt alle Viere aus. Ich hoffe, daß Sie und die Ihrigen sich wohl befinden.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

448. An Julius Campe.

Paris, den 3. August 1854.

Liebster Campe!

Ich habe wieder die Konzepte der „Lutetia" durchgesehen und die Überzeugung erlangt, daß die Natur des Werkes kein Inhaltsverzeichnis zuläßt, ja daß dasselbe von vornherein schaden würde. Diejenigen, welche irgend eine Partikularität, von der man ihnen gesprochen, in dem Buche nachsehen möchten, sollen sich gefälligst die Mühe geben, das ganze Buch durchzulesen, und wenn sie vielleicht nicht finden, was sie suchten, werden sie hoffentlich manchen Fund machen, den sie nicht erwarteten. Ein anderes ist es mit einem Prospektus, und ich werde Sorge tragen für eine geschickte Anzeige. Von Ihrer Seite, zweifle ich nicht, wird alles geschehen, um für das Buch Freunde zu gewinnen, die nicht lobhudeln, sondern das Verständnis vermitteln. Die Poesien sind etwas ganz Neues, und geben keine alten Stimmungen in alter Manier; aber zu ihrer Würdigung sind nur die ganz naiven Naturen und die ganz großen Kritiker berufen. Die „Geständnisse" sind ebenfalls nicht jedem zugänglich, doch sind sie wichtig, indem die Einheit aller meiner Werke und meines Lebens besser begriffen wird. Die „Lutetia" hat ihr inwohnendes Interesse, und man wird allenfalls sich darüber aufhalten, daß die Karikaturen, die darin vorkommen, ihre Eigennamen behalten; es wäre mir leicht gewesen, statt Herr Leo

Monsieur Schléo zu setzen, aber das sind feige Konzessionen, die keiner machen darf, der stark ist.[1] Die verbündeten Mittelmäßigkeiten mögen immerhin die Gevatterschaft schonen; ich gehöre zu keiner solchen Kompaneia, die sich einander trägt und belorbeert, und schuld daran ist, daß die tüchtigsten Kerle in Deutschland nicht aufkommen und beachtet werden können. Es mag Sie daher nicht befremden, wenn ich mit manchen Leuten nichts zu schaffen haben will, die momentan meinem Buche nützlich sein könnten, aber später mit widerwärtigen Ansprüchen mich belästigen dürften; und es mag Sie noch weniger befremden, wenn von solcher Seite aus an meinem Buche dieselben Treulosigkeiten ausgeübt werden, die wir schon früher erfahren. Es gilt, treu und ehrlich gegen sich selber sein, und man kommt dann schon zum Ziele, wenn auch etwas später. — Und nun leben Sie wohl. Ich habe heute schon einen Zentner Opium verschluckt und bin sehr schläfrig.

Ihr Freund

H. H.

449. An Julius Campe.

Paris, den 10. August 1854.

Liebster Campe!

Dieser Tage war Alfred Meißner hier, und wollte einige Zeit hier verweilen, reiste aber gleich wieder ab, als er sah, wie die Cholera in dem Quartier, das er bezogen, wütete. Er kehrt zurück nach Prag, fast direkt, und ich habe ihm versprochen, daß von Ihnen, noch ehe mein Buch verschickt wird, ihm sogleich ein Exemplar nach Prag zugesendet werde, damit er unverzüglich einen Artikel darüber schreibe. Die beste Reklame wird wohl sein, wenn ich in der hiesigen „Revue des deux Mondes“ etwas daraus übersetzt — ich weiß noch nicht, was — mitteile. Sonst aber bin ich ganz abgeschnitten von litterärischer Kompèreschaft, und ich muß ganz auf Ihre Thätigkeit rechnen. Sagen Sie mir nun, werden Sie die drei Bände gleichzeitig ausgeben? was Sie leicht können, da Sie nach der Befugnis, die ich Ihnen gebe, selbst die Korrektur zu besorgen, den Druck schnell zu fördern vermögen. Und wann glauben Sie wohl, daß das Buch erscheinen kann? Ich bitte mich darüber zu unterrichten, damit ich auch frühzeitig an die „Allgemeine Zeitung“ schreibe, was sie thun soll. Ich habe manches in dem Buch gesagt, was ihr freilich nicht sehr schmecken wird, und in der Vorrede, die fertig, aber noch nicht abgeschrieben ist, lasse ich ihr ebenfalls einige Unannehmlichkeiten riechen.

Und nun leben Sie wohl! Freundschaftlich grüßt

Ihr

H. H.

---

1) Vgl. Bd. VI. S. 388 ff.

450. An Julius Campe.

Paris, den 21. August 1851.

Liebster Campe!

Die obigen Blätter sind das Ihnen längst angekündigte Zueignungsschreiben, welches der „Lutetia" als Vorrede dienen soll und dem ersten Bande besagter „Lutetia" vorgedruckt werden muß. Ich wünsche, daß der Druck dieser Zueignung gar nicht abweichend sei von den zwei Bänden des Buches und keine größern Lettern genommen werden, wie oft bei Vorreden geschieht. Durch diese Gleichmäßigkeit des Druckes erscheint die Zueignung als ein Brief kameradlicher Laune, und nicht als ein devotes Schreiben an einen Gönner. Hierdurch ehre ich auch den Mann weit mehr, als durch Kurialien-Geschnörtel. — Schon seit sechs Tagen liegen diese Blätter fertig zur Absendung, und ich konnte bis zu dieser Stunde noch nicht dazu kommen, sie durchzulesen. Sie erhalten sie daher etwas spät. Ich bin nämlich außergewöhnlich stark krank, und in meinem Hause wird wieder gebaut, so daß das Klopfen mich wahnsinnig macht. — In verdrießlichster Eile,

Ihr freundschaftlich ergebener

H. H.

451. An Michael Schloß.

Paris, den 25. August 1851.

Wertester Herr Schloß!

Ich habe bis heute gezögert, Ihnen die beiliegenden Bücher zurückzuschicken, um einige Zeilen hinzuschreiben zu können. Sie haben keinen Begriff davon, wie meine Zeit seitdem durch Tagestribulationen in Anspruch genommen worden. In diesem Augenblicke bin ich beschäftigt mit Anstalten zu einer Übersiedlung in eine Wohnung, wo ich endlich einen großen Garten habe und frische Düfte der Bäume und Blumen einatmen kann, welche Nachricht gewiß der Madame Schloß Freude machen wird. Mit meiner Hamburger Bücherquälerei bin ich noch nicht zu Ende. Das wird wohl erst Ende September der Fall sein. Ich danke Ihnen für Ihre Büchersendung, doch ist es selten, daß, wenn die Wahl dem Zufall überlassen wird und keine Angabe von mir vorhergegangen, irgend ein Buch mir zukommt, das mir unbekannt wäre oder mich interessieren konnte. So habe ich ganze Sendungen von Hamburg unbenutzt lassen müssen.

Bis jetzt habe ich kein Wort Bescheid von Meyerbeer, und Sie werden sehen, ich bin dupiert. Sie haben mir gütigst versprochen, mir entweder das Libretto der sogenannten „Satanella", oder eine thatsächliche Berichterstattung darüber zu schicken; ich bitte Sie, diesem Versprechen nun recht bald nachzukommen.

Mit meiner Gesundheit geht es immer schlimmer, aber ich bin heiter und ruhig. Ich bitte, meine schöne Freundin recht herzlich von mir zu grüßen. Ich hoffe, daß sie sich wohl befinden wird.

Indem ich Sie freundlichst grüße, verharre ich

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

452. An Julius Campe.

Paris, den 3. September 1854.

Liebster guter Campe!

Ich bin vor drei Tagen ausgezogen und wohne:

Aux Batignolles, grande Rue No. 51.
Barrière de Paris,

brachte die größten Opfer, um mich zu verbessern, und siehe! meine Wohnung hat andre, noch unerträglichere Fehler, und ich muß vielleicht schon dieser Tage wieder ausziehen und mich neu einrichten. — Das größere Unglück ist, daß ich sehr krank bin und vielleicht die Cholera habe. — Gestern war ich nah, ins Grab zu beißen. Ich stehe auf, um Ihnen gleich zu melden, daß ich den Druck des ersten Teils keineswegs verzögere; sagen Sie Herrn Schmidt, daß er immerhin nach den vorhandenen Korrekturen den Plunder ganz in die Presse gebe. Mein Sekretär fehlt mir, und ich bin zu krank.

Die Bogen von Halle durchsehend, bemerke ich zu meinem Schrecken die Note, die mein Herr Verleger, in die Befugnisse und Rechte des Schriftstellers übergreifend, mir unter meinen Text gesetzt hat, was mich aus tausend Gründen verletzt, sowohl ästhetischen als moralischen, nicht bloß aus Schriftsteller-Eigensinn. Warum machen Sie mir diesen Kummer? Ich bin ein Satiriker und habe den Berliner Lump, ohne ihn zu nennen, tüchtig genug gegeißelt — und jetzt bin ich ein Scharfrichter, ein Schinder und ein Abdecker! Was ist da zu thun, damit, ohne daß ich davon rede, das Publikum erfahre, daß diese Note nicht in meinem Manuskript stand? Ich lege dieses dem Freunde bitterlichst bittend ans Herz.

Die Lutetia hat kein Inhaltsverzeichnis nötig; ich hätte ein solches angefertigt, wenn ich nicht dadurch dem Titel seinen mystischen Anreiz geraubt hätte. Auf keinen Fall könnte es ein anderer als ich machen; das mir gesandte Inhaltsverzeichnis enthält nur Namen von Personen, welche die Staffage bilden, und man käme auch auf die Idee, daß ich nur Zeitungsnachrichten wiederkäue, statt daß meine Personen nur Träger und Anknüpfungspfosten von Gedanken.

Ihr Freund

H. Heine.

453. An Julius Campe.

Paris, den 7. September 1854.

Liebster Campe!

Infolge meines Umziehens stecke ich noch immer im mißbehaglichsten Zustand. Im Kulminationspunkte desselben schrieb ich Ihnen vor einigen Tagen, um Ihnen auf der Stelle wissen zu lassen, daß es nicht an mir liegt, wenn nicht der erste Band der „Vermischten Schriften" längst aus der Presse gegangen. Um keine Minute zu verlieren, braucht auch von dem Zueignungsbrief, welcher dem ersten Teil der „Lutetia" vorgedruckt wird, mir keine Korrektur geschickt zu werden. In solcher

Weise ist der von Ihnen angegebene Termin des 15. September, wo Sie das Buch ausgeben wollen, also auch auf die „Lutetia" zureichend. Alsdann aber tritt die große Frage hervor, wie am besten für die Aufnahme des Buches im Publikum gesorgt werden kann. Auch diese Lösung überlasse ich ganz Ihnen. Ich bin hier ganz isoliert, und der einzige Mensch, der etwas für mein Buch thun konnte und Geist genug hat, daß man sich mit ihm in etwas einlassen kann, ist, wie ich höre, in diesem Augenblick aus Paris ausgewiesen worden. Es ist dieses Engländer, und das ist mir in diesem Augenblick sehr fatal. Übrigens vertraue ich dem Inhalt des Buches hinlänglich, daß es sich durchbeißen kann, und nur den kleinen Reklam-Manövern der kleinen Feinde muß durch Ihre Vermittlung auf demselben Wege entgegengewirkt werden.

Ich befinde mich etwas besser; doch der Verdruß, keine rechte Wohnung gefunden und ein Heidengeld falscher Ausgaben gemacht zu haben, betrübt mich sehr. Meinem jungen Freund und künftigen Verleger Campe junior lasse ich für seine freundlichen Zeilen vielmals danken, und ich werde gewiß seine Fabeln nicht vergessen; in diesem Augenblick aber kann ich mich nicht in die unschuldige Tierwelt versenken, obgleich die Menschen, mit denen ich zu thun habe, sich hinlänglich viehisch gebärden.

Indem ich Sie heiter grüße, verharre ich

Ihr

Heinrich Heine.

---

454. An Julius Campe.

Paris, den 14. September 1854.

Liebster Campe!

Sie sagten mir bestimmt, daß Sie mein Buch den 15. dieses Monats ausgeben wollten; ich kenne nicht die dortigen Förderungsmittel, und weiß nicht, ob Sie dieses durchsetzen. Im festen Glauben an den anberaumten Termin eilte ich mich sehr, über Hals und über Kopf, die „Bekenntnisse" ins Französische zu übersetzen, und ich bot sie der „Revue des deux Mondes" an, damit sie daraus nähme, was sie wolle, um mit einer vorläufigen Anzeige meiner „Vermischten Schriften" auch durch eine Übersetzung die Aufmerksamkeit des Publikums zu kaptivieren. Ich schrieb dazu auch eine Note, worin ich ankündigte, daß die „Lutetia" besonders in Ihrem Verlag erscheine. Ich glaubte nicht, daß die Revue sogleich darauf eingehe; doch zu meiner Freude und zugleich zu meinem Mißvergnügen ersah ich aus einem Billett, das ich gestern erhielt, daß die Revue schon in ihrer nächsten Nummer die zweite Hälfte der „Geständnisse" mit einer großen Reklame für unsere Publikation geben werde, so daß das Publikum durch keine falschen Korrespondenzartikel über den Geist meiner jüngsten Publikation irre geleitet werden könne; ich fürchtete nämlich zumeist übelwollende Auszüge aus dieser Partie in deutschen Blättern. Aber leider, da ich auf baldigen Abdruck drang, hatte man mir keine Korrekturbogen ge-

schickt, und ich, der ich gerne in der Korrektur meine französischen Stilverbesserungen unternommen hätte, muß jetzt die Dinge laufen lassen, wie sie sind. Ich glaubte schon, da die Revue nur alle vierzehn Tage erscheint, daß der Aufsatz erst im Oktober gedruckt werde, und voraussetzend, daß Sie den 15. d. mein Buch publizierten, wäre ich nicht hinlänglich gedeckt gewesen. Ich bin aber schneller bedient worden, als ich erwartete, und für das Buch ist dieses eine kolossale Reklame, die von keinem deutschen Korrespondenzartikel aufgewogen wird. Sobald ich die Nummer erhalte, schicke ich sie Ihnen. Ich habe in meiner „Revue des deux Mondes"-Note vorläufig angezeigt, daß ich auch eine französische Übersetzung der „Lutetia" publizieren werde; aber dieses that ich, um meine deutschen Schnapphähne irre zu leiten.

Ich hoffe, daß Ihnen und Ihrer Familie das Helgolander Seebad wohl bekommen habe. Mir ist die Gartenluft, die ich jetzt genieße, sehr heilsam, doch ist meine Wohnung leider mit dem Fehler behaftet, daß sie im Winter etwas kalt und feuchtlich sein wird, und ich deshalb auf eine neue Umsiedelung bedacht sein muß. Neue Quälnisse und, was noch schlimmer ist, neue Kosten, die mich wieder aufs neue ruinieren.

Freundschaftlich grüßt Sie

Ihr

Heinrich Heine.

455. An Julius Campe.

Paris, den 16. September 1854.

Liebster Campe!

Den Empfang Ihres Briefes vom 12. zeige ich Ihnen an, und ich habe mit Vergnügen daraus ersehen, daß Sie guter Laune sind und das Leben in einer Weise genießen, die am meisten bietet, nämlich im häuslichen Behagen. Mir armen Schelm geht's nicht so gut, und wo ein Loch in der Brücke ist, plumpse ich hinein. So glaubte ich in meinem jüngsten Briefe, den Vogel abgeschossen zu haben mit der „Revue des deux Mondes", und siehe! in diesem Augenblicke kommt mir das Journal zu, und die Bescherung ist, um rasend zu werden. Nur die zweite Hälfte der „Geständnisse" sollte gedruckt werden, aber unverändert, und jetzt wird diese sehr verstümmelt gegeben und ein Stück vom Anfang sehr ungeschickt hineingeklatscht. Meine Note, worin ich mich über unsere Publikation aussprach und die eine bedeutende Reklame war, ist kaum erwähnt, mein Titel ist willkürlich verändert. Die schnödesten Veränderungen werden gemacht — kurz, es ist, um rasend zu werden. Das hätte nicht viel zu bedeuten, wenn Sie das Buch den 15. ausgegeben hätten, wie ich erwartete. Aber die Verzögerung, die Sie mir jetzt melden, setzt mich in die größte Verlegenheit, und ich muß Sie dringendst bitten, den ersten Teil der „Vermischten Schriften" so schnell als möglich auszugeben. Die beiden Teile der „Lutetia" müssen freilich zusammen ausgegeben werden, da sie ein Ganzes bilden, und ich habe gar keinen Zweifel, daß der zweite Teil der „Lutetia" den ersten aufwiegt.

Ihres Sohnes Vogelfänge haben mich sehr amüsiert. Der bildet

sich frühe. Sowie ich nur im geringsten in Ordnung bin, suche ich ihm meine Fabeln hervor, und besondern Succeß verspreche ich mir bei ihm von meiner Rattenfabel.[1]

Bis zum 15. wahrscheinlich des nächsten Monats verharre ich in meiner Gartenwohnung, und dann beziehe ich eine Wohnung in den Champs-Elysées, die meine Frau für mich gemietet hat. Vor Ende Oktober werde ich also nicht zur Ruhe kommen.

Leben Sie wohl und bleiben Sie freundschaftlich zugethan
Ihrem
Heinrich Heine.

P. S. Apropos! Der Herr Warrens von der Lloydszeitung in Wien ist nicht geeignet, für mein Buch etwas zu thun. Er ist nämlich eben derselbe, mit welchem mein Bruder die skandalösesten Auftritte hatte und noch jetzt, wie man mir sagt, beständig Händel hat. Es ist mir lieber, Sie schicken ein Exemplar an meinen alten Freund, der die Ost-Post herausgiebt, der ehemalige Herausgeber der „Grenzboten", Kuranda. Dieser ist ein alter Freund von mir, und ich kann auf ihn zählen.

456. An Julius Campe.

Paris, den 21. September 1854.

Liebster Campe!

Ich bin im Augenblicke ungewöhnlich krank und geplagt durch außerordentliche Fatalitäten, die teils in meiner Lokalveränderung begründet, teils auch durch Todesfälle entstanden sind. Die Mutter meines Lektors, die an der Cholera starb, wurde heute begraben, und seit acht Tagen fehlt mir jederlei Vorlesung. Als Kontrast erlebe ich in diesem Augenblick einen großen Triumph; nämlich mein Artikel der „Revue des deux Mondes" macht, trotz seiner Verstümmelung, die ungeheuerste Furore, und wie mir gestern der Redakteur der Revue sagte, wird in diesem Augenblick nur von diesem Artikel geredet, und viele, welche deutsch verstehen, erwarteten mit Spannung, das Ganze im Deutschen zu lesen. Mein Zweck, eine ungeheure Annonce zu machen, ist erreicht, aber es ist, wie ich Ihnen schon gesagt, nötig, daß Sie das Buch rascher aus der Presse jagen. Wie mir der Direktor der Revue sagte, habe noch nie ein Aufsatz ein so großes Aufsehen erregt, und er stünde nicht im geringsten Vergleich mit dem Succeß der „Götter im Exil". Ich kann Ihnen dies nicht ohne Schadenfreude schreiben, denn eben dieser Piesse stellte mein Freund Julius Campe ein so schlechtes Prognostikon. Im „Mousquetaire" standen den andern Tag darüber einige Bemerkungen, die ich Ihnen vielleicht zusende, wenn ich des Blattes wieder habhaft; Sie können's vielleicht für Deutschland ausbeuten. Mein journalistisches Faktotum hier liegt paralysiert in einer Maison de santé, so daß ich gar nichts erfahre, was in deutschen Blättern vor-

1 Vgl. Bd. II. S. 469.

geht. Die Adresse Engländers, welcher wirklich nicht mehr hier ist, weiß ich nicht; er steht in beständiger Verbindung mit Hebbel in Wien, und der kann sie Ihnen gewiß sagen. In den ersten Tagen des nächsten Monats kommt Herr Taillandier nach Paris, und wenn ich ein vollständiges Exemplar meines Buches habe, macht er mir gewiß einen Artikel. Ich bitte Sie daher, dem Buchdrucker in Kassel zu sagen, daß er mir die fertigen Bogen, die er mir nicht geschickt hat, sobald als möglich zuschicke. Der Succeß meines Artikels giebt mir große Hoffnung, meinen Hamburgschen Fabius Kunktator durch einen großen Absatz zu beschämen und auch zugleich die 2000 Mark Banko zu gewinnen, die ich gewiß ehrlich genug verdient haben würde.

Freundschaftlich grüßt Sie
Ihr
H. Heine.

*457. An Lady Duff-Gordon. [1])

„Hochgeehrte, großbritannische Göttin Lucie!

Ich ließ durch den Bedienten zurückmelden, daß ich, mit Ausnahme des letzten Mittwochs, alle Tage und zu jeder beliebigen Stunde bereit sei, your Godship bei mir zu empfangen. Aber ich habe bis heute vergebens auf solche himmlische Erscheinung gewartet. Ne tardez plus de venir! Venez aujourd'hui, venez demain, venez souvent. Vous demeurez si près de moi, dem armen Schatten in den Elysäischen Feldern! Lassen Sie mich nicht zu lange warten. Anbei schicke Ihnen die vier ersten Bände der französischen Ausgabe meiner unglückseligen Werke. Unterdessen verharre ich Ihrer Göttlichkeit

unterthänigster und ergebenster Anbeter
H. Heine.

P. S. „The parson drank gruel water."

458. An Julius Campe.

Paris, den 3. Oktober 1854.

Liebster Campe!

Ihren Brief nebst dem gedruckten Buchhändler-Zirkular habe ich erhalten. Letzteres ist ganz vortrefflich. — Bei Durchlesung des zweiten Teils der „Lutetia" werden Sie am Ende sehen, daß der zweite Teil weit bedeutendern Wert hat, als der erste. Ich kann die Bogen nicht lesen, da ich äußerst leidend bin und eine Halsentzündung bekommen habe durch die Kälte und Feuchtigkeit meiner neuen Wohnung. Noch außer den ungeheuern Unkosten habe ich fatale Streitigkeiten, noch vor dem Ausziehen, welches bereits in diesem Monat geschieht. Ich hatte früher dem Kolb der „Allgemeinen Zeitung" ein Stück der „Geständ-

1) Lady Duff-Gordon, eine Freundin Heines. Das Billet ist Ende September 1854 geschrieben. Vgl. Bd. I. S. 150, Anm.

nisse" versprochen, ich schickte sie ihm aber nicht, da ich erstens fürchtete, es könnte Ihnen nicht recht sein, und zweitens weil ich doch schon wußte, daß Augsburg gemeinschaftliche Sache mit München macht, daß meine schlimmsten Feinde dort die Hand und zwar mehrere Hände im Spiele haben, und ich unter dem Deckmantel der Freundschaft von dorther nur Verrat zu erfahren habe. Ich habe mich nicht geirrt, denn, wie mir mein Herr Sekretarius gestern erzählte, hat die „Allgemeine Zeitung," obgleich sie wußte, daß meine „Geständnisse" im Begriff sind, vom Stapel zu laufen, dennoch sich nicht entblödet, von dem Fragment, das in der Revue erschienen ist, eine hundsföttisch miserable Übersetzung zu liefern, und durch eine solche Parodie meines Gedankens mir mehr zu schaden, als der offenkundigste Feind vermöchte. Haben die Herren dort vielleicht schon Wink gehabt, daß ich in der „Lutetia" mich unumwunden über die „Allgemeine" ausspreche, und ich nicht mehr daran mitarbeiten kann? Genug, Sie sehn, liebster Campe, daß ich nicht unrecht habe, wenn ich zuweilen Lunte rieche, und zwar sehr stinkige Lunte, da wo Ihnen alles wie Rosenduft vorkommt. Merken Sie es sich, daß Meyerbeer, selber schweigend, eine Rotte Banditen in seinem Solde hat, und bei jedem Journal, in Frankreich wenigstens, gewiß auch in Deutschland, seine Kreatur sitzen hat, die nichts gegen ihn durchläßt und überall für ihn wirkt. Vergessen Sie nicht, daß die Klatschbude, die ich unumwunden geschildert, in Hamburg, eben in Hamburg, ihre Familie und ihre Familiarien hat; dieses wissend, wird es Ihnen leicht sein, wenigstens die Hamburger Klatschblätter zu überwachen, damit keine Lügen (an Schimpfreden ist nichts gelegen) eingeschmuggelt werden. Das ist nun Ihre Sache. Ich bin ganz isoliert hier, erfahre nichts, vielleicht auch aus Schonung wird mir alles verschwiegen, und es könnte doch vorfallen, daß ich von etwas Notiz nehmen müßte. Ich erhalte viele Briefe aus Deutschland voll Enthusiasmus, und andererseits wieder einige anonyme Drohbriefe; von beiden will ich Ihnen nächstens einige zukommen lassen. Ich kann meines Halses wegen nicht länger diktieren und will Ihnen übermorgen erst schreiben, wie ich über die Exemplare, die Sie mir geben wollen, teils in unserm gemeinschaftlichen Interesse, teils auch in meinem bürgerlichen Privatinteresse verfügen will.

Freundschaftlich grüßend

Ihr ergebener

H. Heine.

---

*459. An J. H. Detmold.

Paris, den 3. Oktober 1854.

Liebster Detmold!

Der ältere Meister, welcher lahm und kaduk ist, wendet sich heute an den jüngeren Meister, der ihm durch seine noch frische Kraft und sein ungeschwächtes Ingenium beistehen soll. Ich hoffe, daß Campe Ihnen die 3 Bände meiner „Vermischten Schriften," die er im Begriff ist herauszugeben, schon jetzt geschickt hat und Ihnen bereits mitteilte, welchen Dienst ich bei dieser Gelegenheit von Ihnen erwarte. Aus dem

2ten und 3ten Teil, nämlich aus dem Buche „Lutetia," werden Sie gleich ersehen haben, welche neuen Miseren ich mir aufgesackt habe. Unter uns gesagt, ich that solches zu einer Zeit, wo ich dieselben leicht zu bewältigen hoffte durch die großen Mittel, die mir zu Gebot standen, und die Kräfte, die ich noch in mir fühlte. Aber beides fehlt just in diesem Momente, und durch ein Zusammentreffen von Fatalitäten bin ich nicht bloß ganz isoliert, sondern auch in einem Körperzustande, der so niederträchtig ist, so entsetzlich ist, wie ich ihn noch nie ertrug. Mit Campe haperte ich in der fatalsten Weise, und nur durch die größten Geldopfer erwarb ich mir Ruhe vor seinen Nucken und Nergeleien; ich habe an ihm den unsichersten Bundesgenossen, und er stänkert mich in Feindschaften hinein, die mich gar nichts angehen, und spekuliert auf Absatz durch Skandale, die ich gern vermiede. Ich habe hier keinen Menschen, der mir eine Silbe nur erzählt von dem, was vorgeht in der Makulaturwelt, und ich habe dort auch nicht das geringste Organ zu meiner Verfügung. Früher konnte ich einigermaßen mich der „Allgemeinen Zeitung" bedienen, aber diese steckt jetzt ganz zusammen mit der infamen Clique zu München, und wie Sie aus meinem Buche ersehen haben, ich muß mit diesen Menschen endlich bestimmt brechen. Sie haben keinen Begriff davon, wie unter dem Mantel deutscher Biederkeit und Freundschaft die gemeinste Perfidie sich bei diesen Leuten in Bezug auf mich verborgen hielt. Die Art und Weise, wie Meyerbeer seinen Krieg führt, ist Ihnen bekannt. Es giebt kein Journal in der Welt, wobei er nicht seine wachsamen Agenten hat. Er gebraucht die gemeinsten Kreaturen, um mich indirekt anzufeinden, während ich ihm immer mit ehrlichem Gesicht entgegentrat, und ich habe von dieser Seite das Schlimmste zu befahren; an ihn hängt sich alles Lumpengesindel, und er ist die Seele aller Klatschbuden. Wie ich die alte Klatschbude der Madame Leo daguerreotypierte, wird Sie amüsiert haben; es ist ein Verdienst, das ich mir um die Menschheit erworben. Hier wurde immer der gemeinste Unglimpf gegen mich und meine Frau ausgeheckt und zumal nach Hamburg, wo die sukkursalen Familien und Klatschschwestern blühen, spediert. Es handelt sich nicht, liebster Detmold, wie Sie merken, um einen Lobartikel für mein Buch, sondern es handelt sich darum, dem bösartigen Kleintreiben der Gegner durch dieselben Mittel, die sie anwenden, entgegen zu wirken, durch ganz kurze Notizen in den verschiedenartigsten Blättern zusammenwirkend dem Publikum den Wink zu geben, wie das böse Gewäsche, das vielleicht jetzt gegen mich aufkommt, durch die Machination verletzter Persönlichkeiten und die Koalition derselben hervorgebracht wird. Ich habe es mit den schlimmsten Feinden zu thun, denn es sind eben die feigsten und schleichendsten Kreaturen, Wanzen aus alten wohlbekannten Bettstellen. Ich glaube, meine Andeutungen genügen Ihnen, und Sie werden das Mögliche für mich thun. Da ich weiß, was Ihr Geist vermag, so fühle ich mich beruhigt, nachdem ich demselben meine Sache übergeben, und ich weiß, es wird Ihnen noch viel Spaß machen, das Gesindel mit kaltem Blute zu ärgern, das auf die Empfindsamkeit, die Krankheit und die Hilflosigkeit Ihres armen Freundes rechnet. Sie sehen, liebster Detmold, daß ich Sie in der Not nicht vergesse. Aber Sie glauben gewiß auch meiner

Versicherung, daß ich ohne besondere Benötigung oft genug an Sie denke, und der umdüsterte Geist manchmal durch eine Erinnerung an Sie wie durch einen Zauberschlag aufgeheitert wird. Jüngst war eine Verwandte von Ihnen hier, ... die ich mehrmals sah; eine schöne Seele, die das Bedürfnis empfindet, sich um die Angelegenheiten derjenigen, denen sie gewogen ist, aufs dringlichste zu bekümmern, aus liebreicher Schwesterlichkeit im stande wäre, uns über das geringste Detail unsers Budgets zu befragen, dann vielleicht auch gefühlvoll herumbringt, was ihre Liebe erforscht; kurz eine gemütliche Klatsche. Beileibe kein Wort über diese unchristliche Beurteilung, die vielleicht eine ungerechte. Von Ihnen sprach sie, da sie wußte, daß wir Freunde sind, mit sehr inniger Teilnahme, lobte Sie sehr, was um so rühmlicher für sie ist, da ihr dieses Lob gewiß sehr sauer ankam. Sie ist sehr befreundet mit Pückler, auch mit dem Musikenthusiasten Gathy, der jetzt in Hamburg lebt. — Ich habe vor einigen Wochen ausziehen müssen und wohne jetzt: aux Batignolles, 51 grande rue, außerhalb der Barrieren von Paris; meine Wohnung aber ist kalt und feucht, und wenn ich nicht noch schlimmer erkranken will, muß ich in einigen Wochen wieder ausziehen. Diese äußeren Tribulationen haben mir noch gefehlt, und Sie haben keinen Begriff davon, wie viel ich durch Mathildens Unfähigkeit häuslicher Einrichtung und Geschäftsführung mir Verdrießlichkeiten und ungeheure Geldkosten zugezogen. In dieser Not nun schreibe ich Ihnen heute. Es versteht sich von selbst, daß Sie Campen von meinem Begehr nichts sagen. Vergessen Sie nicht, Hamburg im Auge zu behalten und sowohl durch Campe als selbst dahin zu wirken, daß an diesem Orte, wo meine bedenklichsten Familienverhältnisse und Interessen gefährdet werden können, nichts Bösartiges geschieht.

Und nun leben Sie wohl und bleiben Sie mit Liebe und Treue zugethan

Ihrem Freunde

Heinrich Heine.

---

460. An Joseph Lehmann.

Paris, den 5. Oktober 1851.

Ihren freundlichen Brief habe ich gestern erhalten, und beeile mich um so mehr, Ihnen zu schreiben, da ich Ihnen anzeigen muß, daß die Piessen, die Sie mir zugeschickt haben, mir durchaus nicht zu Händen gekommen sind.

Ich habe meine Wohnung geändert, und wohne jetzt aux Batignolles 56, grande rue. Diese neue Wohnung, die ich komfortabel einrichtete, werde ich dennoch gegen Ende dieses Monats verlassen müssen, da die darin herrschende Feuchtigkeit mir eine Halsentzündung bereits zugezogen hat.

Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Mitteilung in betreff der „Allgemeinen Zeitung." Wenn nicht durch Zufall, erfahre ich jetzt gar nichts, da ich gänzlich isoliert lebe, und außer meinen beiden Sekretären,

die beide zu anständig sind, um sich mit deutschem Klatsch zu beschäftigen, sehe ich keinen einzigen Deutschen. Mein Buchhändler Julius Campe in Hamburg schreibt mir nur, was eben seine eigenen Interessen betrifft. Aus Schonung wird mir vielleicht auch manches von dorther verschwiegen, was sehr lächerlich ist, da ich bereits früher gegen alle Roheiten abgehärtet war, und jetzt gar den meisten weltlichen Eitelkeiten abgestorben bin.

Meine Frau hat die meisten Deutschen von meinem Hause verscheucht, manchen sogar im wahren Sinne des Wortes hinausgeschmissen. Auch sind viele in den letzten Jahren durch den Tod fortgerafft worden; teils auch sind sie abgereist, oder sitzen in Irren- oder Zuchthäusern, so daß ich, wie ich Ihnen sage, vom Vaterlande nichts erfahre, was mir doch manchmal notwendig wäre, in Fällen, wo ich einer bestimmten Lüge widersprechen müßte, und in dieser Beziehung wäre es mir sehr lieb, wenn Sie mir häufiger schrieben; sicherlich kann mich nichts verletzen, und manches kann mich sogar amüsieren. Dann auch, da ich, sobald ich wieder zur Ruhe komme, mich ganz in meine Memoiren versenken werde, kann irgend eine Mitteilung über Schicksale und Transformationen landsmännischer alter Freunde für mich von einigem Nutzen sein. Manchen glaube ich lebend, der längst tot ist; und manchen glaube ich tot, der unterdessen bloß dumm geworden oder schlecht. Sie haben keinen Begriff davon, welch ein Furore des Beifalls mein Aufsatz in der „Revue des deux Mondes“ gemacht hat. In einigen Wochen soll er ganz gedruckt in meinem Buche „De l'Allemagne“ erscheinen, für welches derselbe als Schlußkapitel geschrieben ist.

Ich gebe meine Werke auf Französisch bei Michel Levy frères heraus, die man mir als Verleger empfahl. Ich hatte die Wahl zwischen ihnen und einem anderen Verleger, der ein ehemaliger bonnetier, d. h. baumwollener Nachtmützenfabrikant war, und ich gab ersteren den Vorzug, vielleicht eben, weil sie vom Stamme Levy. Ich glaube, daß Herr Levy darum nicht minder ein ehrlicher Mann ist und mein Vertrauen verdient, und wenigstens ich, sollte ich mich auch zu meinem größten Schaden irren, ich darf vom alten Vorurteil gegen die Juden mich nicht leiten lassen. Ich glaube, wenn man sie Geld verdienen läßt, so werden sie wenigstens dankbar sein und uns weniger übervorteilen, als die christlichen Kollegen. Eine große Zivilisation des Herzens blieb den Juden durch eine ununterbrochene Tradition von zwei Jahrtausenden. Ich glaube, sie konnten deshalb auch so schnell teilnehmen an der europäischen Kultur, weil sie eben in betreff des Gefühls nichts zu erlernen hatten, und nur das Wissen sich anzueignen brauchten. Doch das wissen Sie alles besser, als ich, und es mag Ihnen nur als Wink dienen zum Verständnis dessen, was ich in meinen „Geständnissen“ gesagt habe. Aber wenn ich auch Campe den Auftrag gebe, dieselben Ihnen zu senden, so bekommen Sie sie gewiß erst an dem Tage, wo auch der Messias eintrifft, wenn er, der alten Tradition nach, auf einem Esel kommt und nicht die Eisenbahn benutzen will.

Es ist mir unendlich lieb, daß Sie das, was ich Ihnen über die Gasbeleuchtungsfilouterie des wackeren Herrn Friedland gesagt, nicht vergessen haben; er hat meinen Bruder Gustav wirklich durch die ab-

gefeimtesten Lügen von seiner Verfolgung meiner Interessen abzustehen vermocht, und er spekuliert auf meine Krankheit, die ihn von jeder Ahndung eines Morgens befreien würde. Er irrt sich aber sehr.

Ich weiß kaum, was ich diktiere, so schläfrig macht mich nämlich der Übergenuß des Opiums, und ich schließe indem ich Ihnen nochmals für Ihre Güte danke und Sie freundschaftlichst grüße.

Ihr

Heinrich Heine.

461. An Julius Campe.

Paris, den 5. Oktober 1854.

Liebster Campe!

Ich habe Ihnen vorgestern geschrieben, daß die „Allgem. Ztg." den Aufsatz aus der „Revue" übersetzt hat, wie mir der Freund sagte, der nur die erste Hälfte gesehen. In diesem Augenblick erhalte ich einen Brief aus Breslau, woraus ich ersehe, daß der Aufsatz mit den schnödesten Injurien begleitet war, wahrscheinlich am Schluß, doch immer weiß ich noch nicht was, weil mir nur Einliegendes geschrieben wird, und auf diese Weise weiß ich noch nicht, was ich zu thun habe. Die Hauptsache ist, daß ich jetzt der „Allg. Ztg." ein für allemal einen Tritt in den Hintern gebe und mich zweideutiger Freundschaften entledige. Ist die verübte Gemeinheit groß, so kann man sie sogar in meinem Interesse ausbeuten. Ich kann aber die ganze Sache nicht begreifen, da mir noch jüngst Cotta den liebreichsten Brief geschrieben, und Kolb immer seit 25 Jahren sich als Freund bewährte, bis auf die Narretei, die ich in der „Lutetia" besprach. Die Übersetzung muß von einem der Messieurs Redakteurs gemacht worden sein, die ohne Kontrolle von Kolb zu handeln pflegen. Aber brechen muß ich in jedem Fall.

In betreff der Exemplarverteilung brauche ich Ihnen wohl nicht zu wiederholen, daß ich meine Freiexemplare im Interesse meines Buches verwende. Für Hamburg verlange ich von meinen „Vermischten Schriften" nur 2 Exemplare, wovon Sie das eine an meine Schwester und das andere an meinen Vetter Karl Heine gefälligst zuschicken wollen. Letzteres ist eine Kourtoisie, die ich nicht unterlassen darf, wenn ich nicht mit Recht der Lieblosigkeit und des Undanks bezichtigt werden soll. Ja, auch meiner Mutter schicken Sie die „Lutetia" (beide Bände), aber nicht den ersten Band der „Vermischten Schriften," durch meine Schwester, die ihr weißmachen soll, daß der erste Band noch nicht erschienen sei; Sie begreifen, warum. Auch nach Berlin schicken Sie ein Exemplar der drei Bände an Varnhagen von Ense. Ja, Sie müssen auch ein Exemplar der „Lutetia," jeder Band unter Kreuzkouvert, an den Fürsten Pückler-Muskau, poste restante in Koblenz, sobald das Buch heraus ist, zuschicken. Die Exemplare, die Sie mir hierher gefälligst schicken wollen, senden Sie mir durch die Eisenbahn unter meiner jetzigen Wohnungsadresse. Ich verlange 12 Exemplare von allen drei Bänden der „Vermischten Schriften," womit ich kaum auskomme, da ich zwei für meine Ärzte, zwei für meine Sekretarien, zwei für französische

Journalistik, drei nach England für ähnlichen Zweck, und gewiß auch drei für dringende Ansprüche nötig habe. — Ich habe durchaus nichts Deutsches in diesem Augenblick zu lesen, und haben Sie noch meinen alten Bücherzettel und wollen Sie mir einiges aus der Laeißschen Bibliothek beipacken, in der Exemplarenkiste, so käme mir das im Augenblick eben recht. Ich habe verdammt viele Geschäfte um die Ohren, teils meine Wohnungen betreffend, teils auch französische Publikationen betreffend, und habe dabei Tag und Nacht die furchtbarsten Leiden.

Wenn Sie Schiff sehen, so sagen Sie ihm, daß nur das Übermaß von Beschäftigungen mich abhielt, mit ihm über seine Freundlichkeit mit heiterm Sinne direkt mich auszusprechen. Grüßen Sie mir Ihren Kronprinzen, den kleinen Heinrich den Finkler.

Ihr treusam ergebener

Heinrich Heine.

---

462. An Julius Campe.

Paris, den 12. Oktober 1854.

Liebster Campe!

Sie hatten ganz recht, daß eine Parterrewohnung für mich nichts taugt, und um nicht durch Kälte und Feuchtigkeit ganz auf den Hund zu kommen, lasse ich in diesem Augenblick in den Champs-Elysées eine wärmere Wohnung einrichten, die ich noch vor Ende des Monats beziehen kann. Ich kann nicht sprechen wegen Halsentzündung. Für Ihre freundlichen Briefe danke ich Ihnen. Der Gedanke einer französischen Version der „Lutetia" hat viel für sich, und ich werde in jedem Fall durch die Herren Michel Levy frères, mit welchen ich über die Herausgabe in Charpentier-Format meiner Werke auf Französisch kontrahiert habe, meine „Lutetia" ankündigen lassen, und ich verlangte deshalb von Ihnen unter Kreuzkonvert gleich zwei Exemplare, um sie beim Ministerium zu deponieren. Ich habe mich schon jetzt sicher gestellt, daß man mich meines Eigentums nicht beraubt. Verflucht wenig bringt mir jene französische Ausgabe ein, und kostet mir doch so viele Mühe; aber da man mich in Deutschland herunter haben will, so thue ich hier für meinen Namen etwas Bedeutendes, und die Steigerung meiner Reputation wird wieder meinem deutschen Herrn Verleger zu gute kommen. Ein Angriff auf meine Reputation ist eine Beeinträchtigung Ihrer Interessen, liebster Campe, und von diesem Gesichtspunkt aus müssen Sie eine Belangung der „Allg. Ztg." motivieren; diese Belangung braucht gar nicht stattzufinden, sondern muß nur in den Journalen angekündigt sein. Es handelt sich hier nicht, muß man zeigen, um die paar Honorarthaler, die mir entzogen wurden, sondern um die, durch eine illegale und treulose Übersetzung geübte Schmälerung meiner Reputation. Haben Sie den Berliner Artikel, den Sie mir geschickt, nicht in Hamburg abdrucken lassen, so thun Sie es noch jetzt und unterlassen es beileibe nicht. Die Schmähung in der „Allg. Ztg.", die mir noch nicht zu Gesicht gekommen, ist ein böses Symptom, und zeugt von einer Koalisation, welche an die Zeit erinnert, wo Sie mein Buch über

Börne herausgegeben. Es wäre nicht übel, wenn an Cotta geschrieben würde. Ich bin zu krank, als daß ich jetzt mehr als meine Haushaltungsbedrängnisse bewältigen kann, und werde daher nicht nach Stuttgart schreiben. Das Diktieren ist mir heute nicht mehr möglich, und ich sage Ihnen vielleicht nicht das Wichtigste. Gottlob, daß ich bei all meinem Leid sehr heiteren Gemütes bin, und die lustigsten Gedanken springen mir durchs Hirn. Meine Phantasie spielt mir in schlaflosen Nächten die schönsten Komödien und Possen vor, und zu meinem Glück ist auch meine Frau sehr heiterer Stimmung.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

463. An den Fürsten Hermann Pückler-Muskau.

Paris, den 17. Oktober 1854.

Hochgeehrter Fürst!

Ich bin wirklich in Verlegenheit, wohin ich diesen Brief adressieren soll, da es schon eine geraume Zeit her ist, daß Sie mir Ihre Koblenzer Poste-Restante-Adresse gaben, wozu noch kommt, daß mir jüngst gesagt wurde, Sie machten wieder eine Ausflucht nach dem Orient. Wie dem auch sei, ich lasse diese Zeilen wie eine Taube aus meiner Arche fliegen, und zwar zuerst nach Koblenz, von woher mir vielleicht bald ebenfalls eine Taube von Ihnen, mit einem Blatt im Munde, zukommt. Ich stecke momentan bis an den Hals in tausenderlei Fatalitäten, die zu meinem ebenfalls fatalen Gesundheitszustand nicht sonderlich passen, schreibe Ihnen daher eilfertigst, in Sturm und Drang, nur das Wenigste. So bin ich zum Beispiel genötigt gewesen, meine Behausung in der rue d'Amsterdam zu verlassen, und zu meinem Unglück ist meine jetzige Wohnung, grande rue 51, aux Batignolles, so feucht und kalt, daß ich sie gegen Ende dieses Monats wieder verlassen und mir jetzt in den Champs-Elysées, avenue Matignon, 3, eine neue Leidensstätte zubereiten lassen mußte. Sie haben hier meine zwei Adressen, für den Fall, daß Sie mir früh oder spät etwas zu melden hätten. Meine drei Bände „Vermischte Schriften", wovon Ihnen der 2. und 3. Teil, die besonders unter dem Namen „Lutetia" erscheinen, gewidmet sind, haben bei Campe bereits die Presse verlassen; ich habe zwar Campe dringendst beauftragt, Ihnen gleich jene zwei Bände unter Kreuzkouvert nach Koblenz zuzuschicken, doch ist es möglich, daß er meinen Auftrag etwas saumselig ausführt, und in diesem Falle melden Sie mir es gefälligst, damit ich, wenn ich Exemplare erhalte, Ihnen eine direkte Zusendung mache. Unter Kreuzkouvert schicke ich Ihnen den Dedikationsbrief, der besser ausgefallen wäre, wenn ich ihn in ruhiger Muße schreiben konnte, und die Korrektur selbst besorgt hätte; zu meinem Schreck sehe ich, daß sich zwei Sätze ineinander verlaufen, doch da das Publikum nicht weiß, was es liest, so hat das nichts zu bedeuten. Aber was sagen Sie zu der unbegreiflichen, unerhörten und unqualifizierbaren Niederträchtigkeit, welche die „Allgemeine Zeitung" an mir begangen hat, indem sie einen Aufsatz der „Revue des deux Mondes,"

den ich als gleichzeitig in deutscher Version erscheinend angekündigt hatte, und den Campe schon seit 6 Wochen seinen Vertrauten mitteilte, — indem, sage ich, die „Allgemeine" diesen Aufsatz aus dem schon verstümmelten Französisch in das plumpste Bayrisch übersetzte, mit neuen Verstümmelungen und unter den Versicherungen der Treue, während sie nach dieser Perfidie noch die Unverschämtheit hat, mir die schnödesten Sottisen in den Kauf zu geben, die ich zwar noch nicht selber gelesen habe, die aber nach deutschen Berichten alle Pöbelhaftigkeit durch Schmutz und Gift übertreffen sollen. Sogar über meine Krankheit sollen die infamsten Schmähungen vorkommen. Ich kann Ihnen versichern, daß mir wenig daran liegt, aber daß ich nicht begreife, wie die „Allgemeine Zeitung" erstens so tief sinken und zweitens so dumm sein konnte, an mir ein solches zu verüben. Ich glaube noch immer, daß der Dr. Kolb ganz unschuldig ist, und seit dem Tode meines alten braven Mebolds, der die französischen Angelegenheiten besorgte, die letzteren in Hände gerieten, welche Kolb nicht überwachte oder nicht überwachen konnte. So bricht man selbst im schlimmsten Falle nicht mit jemandem, mit welchem man fast fünfundzwanzig Jahr, ja noch länger, innig befreundet war. Durch ein Gutheißen solcher Missethat würde Kolb ja nicht bloß die „Allgemeine Zeitung," sondern auch sich selbst an den Pranger stellen. Was Cotta betrifft, so ist dieser ein wahrer Edelmann von Loyalität und Ehrgefühl, und war immer so liebreich gegen mich, daß es unrecht von mir wäre, ihn auch nur im entferntesten der Mitwissenschaft zu zeihen. Ich bin deshalb in der größten Verlegenheit, während ich unter anderen Umständen, wenn mir nämlich von anderer Seite solche Unbill passiert wäre, meine beste Klinge hervorziehen würde, und die ganze Welt würde beistimmen, daß ich im Rechte bin, was sehr viel wert ist. Ich versichere Sie, werter Fürst, erst während dem Schreiben kommt mir der Gedanke, daß ich am besten thue, noch gar nichts Feindliches gegen die „Allgemeine" zu unternehmen, ehe ich von dem Baron Cotta erfahre, wie die Sachen zusammenhängen, und daß ich durch Sie vielleicht am besten zu einer solchen Erkenntnis gelange; denn bei einer Anfrage von Ihnen wird Herr von Cotta sich noch unumwundener aussprechen können, als auf eine direkte Anfrage von mir, gegen den er keinen der Redaktoren bloßstellen möchte, wenn er dessen Handlungen auch noch so sehr mißbilligt und gerügt hat. Das Maul der „Allgemeinen Zeitung" ist in Augsburg, aber die Nase kommt immer von Stuttgart, und ich sollte mich sehr irren, wenn nicht eine solche in Bezug auf mich längst dorthin abgegangen ist. Das sagt Ihnen aber Herr von Cotta in seiner offenen Weise, wenn Sie ihn ernstlich befragen, nämlich als Ehrenmann befragen, nicht als Zeitungseigentümer [1]), und erfahre ich, daß mein armer Kolb nur ein altes Weib war und die Schandthat nur unbewußt hingehen ließ, so bekümmere ich mich gar nicht mehr um die Sache, und zucke nur mitleidig die Achsel. Ich wollte schon an Varnhagen dieser Sache wegen schreiben, da derselbe ebenfalls mit Herrn von Cotta sehr befreundet,

1) Der Brief des Fürsten Pückler an Cotta findet sich in dem Briefwechsel desselben, l. c. Bd. V. S. 70 ff.

aber Sie, liebster Fürst, haben nun einmal das Privilegium, mir in meinen Nöten beizustehen, ich vergesse sie fast schon, indem ich Ihnen davon Mitteilung mache, und meine einzige Sorge ist nur, daß mein Brief Sie richtig antreffe. Ich kann wegen Halsentzündung nicht länger diktieren, und indem ich Sie mit Liebe und Heiterkeit grüße, verharre ich, liebster Fürst,

Ihr getreuester und ergebenster
Heinrich Heine.

464. An Julius Campe.

Paris, den 24. Oktober 1851.

Liebster Campe!

Ich kann Ihnen nicht sagen, in welche Verlegenheit es mich setzt, daß ich die Exemplare meines Buches, die ich aufs schleunigste mir zuzusenden Sie bat, bis auf diese Stunde noch nicht erhalten habe. Ich beabsichtige nämlich, der Gesetzesvorschrift zufolge, durch Niederlegung von zwei Exemplaren bei dem Ministerium mir meine Eigentumsrechte bei diesem Buche zu sichern, so daß keine diebesfingrige Übersetzung von dem ersten, besten deutschen Lump hier verfertigt würde, und ich auch zugleich verhüte, daß nicht litographierte Abschriften des deutschen Textes von Spekulanten gemacht werden, die, auf den exorbitanten Preis des Buches spekulierend, wie jemand sich bereits geäußert hat, ihre gute Rechnung dabei finden würden. Ist es nicht schon verdrießlich genug, daß gewisse Personen aus Frankfurt (man sagt mir nämlich, es seien Frankfurter) das Buch täglich für einen Franken per Band ausleihen? Als vorigen Sonnabend noch keine Nachricht von der Eisenbahn über Ihre Sendung angelangt war, schickte ich zu Vieweg, um von ihm zwei Exemplare der „Lutetia“ für mein eigenes Geld zu verlangen. Ich schickte die zwei Exemplare der „Lutetia“ sogleich meinem französischen Verleger, den Herren Michel Levy frères, um sie in unser beiderseitigem Namen dem Ministerium zu übergeben, welches auch sogleich geschah. — Das Buch kostet mir mehr als Leben, sondern auch die Ruhe, die ich nötig hätte, um meinen wichtigsten Arbeiten mich hinzugeben, und wahrhaftig, wenn mir in dieser mißlichen Zeit der Atem ausgeht, so ist auch für Sie der Schaden groß. Ich hatte Sie inständigst gebeten, mich selber aus dem Spiele zu lassen in jeder direkten und indirekten Polemik mit der „Allgemeinen,“ und jetzt treiben Sie mich durch innere Notwendigkeit auf den Fechtplatz. Wie ich aus dem Zirkular ersehe, das Sie an alle meine Gegner erlassen, zeigen Sie denselben an, daß ich mich über den Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ zu Tode ärgere. Erstens ist es nicht wahr, denn ich kann Ihnen mein Ehrenwort geben, daß ich bis auf diese Stunde noch keine Zeile von jenem Artikel gelesen. Das von Ihnen geschickte Exemplar ist uneröffnet aus den Händen meiner Wärterin in die Hände des Schreibers dieses übergegangen. Mein Freund hat mir noch keine Zeile daraus vorgelesen. Ich gebe Ihnen darauf mein Ehrenwort, und ich werde mir erst dann den Artikel vorlesen lassen,

wenn ich über die Sache schreiben muß. Zweitens aber sehen Sie nicht ein, welche Freude Sie eben meinen Gegnern machen, wenn diese sich einbilden können, daß man mich durch einen Artikel zu ärgern vermag. Sie sollten nur die Deloyalität des Verfahrens ausbeuten, aber keine larmoyante Rundschreiben machen. Hätte ich nur Ruhe! Das Ausziehen ist für mich eine Lebensfrage. Ich kann bei diesem Transport Accesse bekommen, die der ganzen Komödie ein Ende machen. Höchstens acht Tage bleibe ich noch hier in den Batignolles, dann transportiert man mich, wenn ein schöner Tag ist: 3, Avenue Matignon (Champs-Elysées), Paris. Freilich haben Sie recht, daß ich um jeden Preis mir Ruhe verschaffen muß, um zu arbeiten; doch habe ich Mühe, die ungeheuern Ausgaben, die fast fabelhaft groß sind, zu verschmerzen. Mit aller Arbeit gerate ich doch dieses Jahr wieder in ein Defizit, da die Vor- und die Nachwehen meines Buches mir nicht erlaubten, etwas Neues zu schreiben. Ich würde gern die französische Ausgabe der „Lutetia" durch die herrlichsten Zusätze ausschmücken, aber ich verzettele viel Zeit, und überhaupt bringt mir dieses Buch im Französischen, sowie überhaupt die ganze französische Ausgabe meiner Bücher, nur wenig ein, und dient nur als Reklame meines Namens. Wer keine große, ungeheure Anerkennung in Frankreich sich erworben hat, darf sich keiner europäischen Reputation rühmen; und so wird indirekt dem Eigentümer meiner deutschen Werke, durch die Mühen, die ich mir bei den französischen Versionen gebe, wieder das beste zu gute kommen, nämlich die Sicherheit, daß mein Name immer mehr und mehr ziehen wird.

Leben Sie wohl, liebster Campe, und forschen Sie gefälligst nach, warum ich von der Eisenbahn noch nicht meine Kiste erhalten. Es ist, als ob ich bei diesem Buche nur Verdruß haben sollte, da durch seine Verzögerung meine besten Einleitungen zu schanden werden. Setzen Sie mit der „Allgemeinen Zeitung" nur die Drohung der Beklagnis fort, lassen aber mich gefälligst immer aus dem Spiele, und vergessen Sie nicht, daß, wenn Ihnen manchmal der Skandal fruchtet, so muß ich am Ende doch dafür büßen; beim Dukatenschlagen bekommen Sie die Dukaten und ich die Schläge. Ich schließe, denn das Sprechen greift mich zu sehr an.

Ihr sich hundsföttisch schlecht befindender und Ihnen freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

Wie geht's dem armen Gathy?

---

465. An Julius Campe.

Paris, den 8. November 1854.

Liebster Campe!

Ich habe Ihnen die angenehme Nachricht mitzuteilen, daß ich vorgestern abend ohne mißlichen Vorfall in meiner neuen Behausung angelangt bin, mit welcher ich bis jetzt sehr zufrieden. Die Reise war lang und mühsam, da ich einige Tage vorher eine Operation erlitten

hatte, und ich bin in diesem Augenblick äußerst angegriffen und schwach. Ich habe im Augenblick so viel Zerstreuung um die Ohren, daß der Verdruß, den mir das Ausbleiben meiner Exemplare verursacht, nicht so ausschließlich die Seele beschäftigen kann, obgleich durch dieses Ausbleiben mir unsäglich viel Unheil erwachsen. Ich habe wohl gewußt, liebster Campe, und Dero Freunde haben's mir deutlich genug verstehen lassen, daß Sie in diesem Augenblick keinen einzigen Menschen in der deutschen Schriftstellerei mehr haben, auf dessen Sympathien Sie rechnen könnten, wenn ein neues Buch von mir von Stapel liefe, und daß also in einem solchen Falle ich selber das Nötige thun müsse, um nicht den Feinden gleich von vornherein die Muße zu lassen, mein Buch durch die bekannten Mittel im Publikum zu präjudizieren; wie letzteres die Absicht ist, haben Sie bei Gelegenheit der „Allg. Ztg." wohl bemerkt, wo der Angriff im Momente stattfand, wo Sie das Buch ausgeben wollten. Da ich keine Exemplare hatte, so konnte ich auch nicht mit der geringsten Annonce für Deutschland jemand betrauen, und nicht einmal für Taillandier hatte ich die „Lutetia." Ich gab ihm nur den ersten Teil der „Vermischten Schriften," und nur diese konnte er in der „Revue des deux Mondes" besprechen; ich schicke Ihnen anbei im französischen Original die wenigen, aber schönen Worte, die er der Übersetzung meiner Gedichte vorandruckte. Ich sagte ihm, sie „Das Buch Lazarus" zu nennen, indem spätere Gedichte sich daran knüpfen und ein Ganzes bilden werden. Die Übersetzung ist sehr gut, und ich bekomme von allen Seiten Lobspenden, die ich kaum erwartete; ich wundere mich, daß die Leute gleich eingesehen, wie hier wieder ein ganz neuer Ton angeschlagen worden, und also ein Fortschritt vorhanden. Sie schreiben mir, daß die „Grenzboten" und die „Kölner Zeitung" mein Buch besprochen, und letztere Zeitung über Cotta geredet. Schicken Sie mir doch diese Sachen, die mir nützlicher sind, als der Wiener Jesuitenbrei, der, wie mir mein Sekretär sagt, nur Auszüge aus der „Aveux"-Übersetzung der „Allg. Ztg." enthält, mit deren direkter Lektüre ich mich in diesem Augenblick noch nicht befassen will. Für schimpfenden Dreck, wie Sie mir oft geschickt, gebe ich nicht gern einen Sou aus, und ich bitte mir aber zu schicken, was ich wissen muß und worüber mein Freund Reinhardt, der alle Kreuzkouverte erbricht, mir getreulich referiert. Lassen Sie doch die Taillandierschen Worte von Gathy übersetzen, und fördern Sie dieselben in ein bedeutendes deutsches Journal. Der schöne Prospektus, den ich Ihnen geschickt, ist zwar ruhmredig, schildert aber sehr wahrhaftig meine Stellung in Frankreich, und zumal mein erstes Auftreten. — Sie schreiben mir, daß die Jahreszahlen bei meinen Briefen dem Absatz schädlich. Erkundigen Sie sich bei einem Kunstverständigen, welcher Ihnen sagen würde, daß, wenn solche Jahrzahlen nicht existiert hätten, ich als Künstler gezwungen gewesen wäre, sie zu erfinden. Die Briefe von Junius haben ihre Jahrzahlen und leben noch heute. Die Annalen des Tacitus haben Jahrzahlen und leben ebenfalls noch heute. Ich hoffe, daß Ihr Junge dies einst besser verstehen wird, als Sie. Da ich doch einmal ins Schwatzen gerate, so bitte ich Sie um des Himmels willen, mir nicht mehr von der „Ostdeutschen Post" zu sprechen. Ich hatte von Kuranda seit acht Jahren nichts erfahren, und daß er

in Bezug auf mich etwas gegen Sie in seinem Journale druckte, erfuhr ich erst durch Sie selbst, als ich, unschuldig wie ein Kind, Sie anging, ihm ein Exemplar zu schicken. Verderben Sie mir doch nicht meine gute Laune und die wenigen Augenblicke, die ich wichtigeren Dingen zu widmen hätte. — Hier wurde ich gestern unterbrochen durch den Besuch von Personen, welche mir auf das erfreulichste erzählten, daß man in der ganzen Gesellschaft in Paris mit dem größten Enthusiasmus von meinen übersetzten Gedichten in der „Revue des deux Mondes“ spreche. —

Während die Perfidie in Augsburg gegen mich verübt wurde, war Kolb in der Schweiz, und er liegt jetzt seit einigen Wochen todkrank in Stuttgart. —

Leben Sie wohl und melden mir bald etwas Angenehmes. Ich hoffe, daß Ihre Familie sich wohl befindet. —

Ihr

H. Heine.

466. An Michael Schloß.

Paris, den 9. November 1854.

Liebster Herr Schloß!

Sie müssen mich wahrhaftig für einen Windbeutel halten, weil ich Ihnen mein jüngstes Buch noch nicht geschickt; aber ich bin doch unschuldig an dieser Verzögerung. Seit fünf Wochen erwarte ich täglich vergebens die Kiste mit Exemplaren, welche Campe mir versichert, daß er sie durch die Eisenbahn an mich abgehen ließ, so daß ich keinem meiner Freunde das Buch mitteilen konnte, während es doch in den Händen aller meiner Feinde und gottlob zahlreicher Mißgönner. Gestern ließ ich mir einige Exemplare aus der hiesigen Buchhandlung kommen, und von diesen schicke ich Ihnen das beifolgende durch die Eisenbahn. Ich wünsche, daß das Buch Sie amüsiere, und die darin enthaltenen Gedichte empfehle ich als Lektüre meiner lieben norwegischen Prinzessin Ingier, die ich freundlichst und herzinnig grüßen lasse. — Ich habe seitdem zweimal umziehen müssen, und hatte dadurch tausenderlei Tribulationen; jetzt aber wohne ich sehr gut, und meine Adresse ist: aux Champs-Elysées, 3, avenue Matignon.

Man sagt mir, daß in der „Kölner Zeitung“ ein kleiner Artikel stehe, welcher eine Schweinerei betreffe, die mir in der „Augsburger Zeitung“ während der Abwesenheit des Hauptredakteurs, meines Freundes, des Dr. Kolb, passiert ist. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir denselben zuschicken wollten. Ich bin so isoliert von allem deutschen Treiben, sehe keinen einzigen Deutschen, und erfahre nur zufällig, was dort vorfällt, zumal da mir meine Herren Sekretäre nur kärglich referieren, was sogar in Zeitschriften enthalten; meine Augen erlauben mir nicht selbst zu lesen, obgleich ich, sonderbar genug, mit der Bleifeder schreiben kann und das Geschriebene nicht sehr unleserlich ist. In dieser Weise schreibe ich viel.

Ich bin gegen Meyerbeer, obgleich mir der zweite Teil der „Lutetia“ hinlängliche Gelegenheit böte, noch nicht ernsthaft hervorgebrochen, und

habe dennoch bis auf diese Stunde noch immer keine Antwort auf meine Anfragen. Schon diese Beleidigung verdient Züchtigung, und der liebe Gott weiß, daß ich in solchen Fällen nichts schente.

Leben Sie wohl, empfehlen Sie mich gütigst Ihrer Frau, und bewahren Sie mir Ihre freundliche Zuneigung.

Ihr

Heinrich Heine.

*467. An St. René Taillandier. [1])

Mon cher monsieur Taillandier!

J'ai encore à vous remercier de la traduction de mes poésies, qui a eu, comme on me dit, un succès foudroyant. Vous m'avez fait un grand plaisir, et rendu en même temps un grand service, un service pour ainsi dire cuit à point.

N'ayant pas encore reçu de Hambourg les exemplaires de la Lutèce, j'ai été dans la nécessité d'en demander quelques-uns à la librairie de Frank et je m'empresse de vous envoyer ce livre, qui, j'espère, vous amusera beaucoup.

Je ne sais si je vous ai dit que Cotta est consterné de l'infâme perfidie qu'on a ourdie contre moi dans la Gazette d'Augsbourg, pendant l'absence du rédacteur en chef, mon ami Kolb, qui était en Suisse, et qui, depuis, se trouve mortellement malade à Stuttgart. Vous voyez que la bonne foi ne réside pas dans la vieille Allemagne, comme des touristes sentimentaux veulent le faire croire aux Français.

Depuis deux jours, je suis installé dans mon nouvel appartement, où j'espère vous voir bientôt.

Votre tout dévoué.

Henri Heine.

*468. An St. René Taillandier.

Mon cher monsieur Taillandier!

J'ai infiniment regretté que, l'autre jour, vous soyez venu pour me voir juste au moment où je subissais une vilaine opération. qui me rendait inaccessible pour qui que ce fût. C'est un guignon tout particulier, mais je serais désolé s'il devait me priver du plaisir de vous entretenir encore avant votre départ. Outre les remerciments que j'ai de nouveau à vous faire pour les compliments que m'attire tous les jours la réussite de votre traduction, j'ai aussi à vous parler d'une affaire qui regarde la Revue, et dont je ne voudrais rien dire à Buloz avant de vous avoir consulté et de m'être concerté avec vous à ce sujet: car, vous le

[1]) Dieser Brief ohne Datum ist vermutlich vom 9. November 1854.

savez, aussitôt qu'on lui parle de quelque chose, il en presse trop l'exécution.

Je vous en prie donc, tâchez de venir me voir aussitôt que vous pourrez, et, s'il est possible, dès demain, où j'espère être un peu mieux; car je me trouve très-malade aujourd'hui, — même excessivement malade. Vous voyez que je mets toujours mon espoir dans le lendemain, et cela ira jusqu'au jour qui n'aura plus de lendemain. — Tout à vous de cœur.

Henri Heine.

Paris, le 14. novembre 1854.

---

469. An Julius Campe.

Paris, den 14. November 1854.

Liebster Campe!

Bis zu dieser Stunde ist weder Kiste noch Laufzettel von der Nord-Eisenbahn an mich gelangt, und Sie können sich wohl vorstellen, daß bei dem Krankheitszustand, der sich täglich bei mir steigert, meine Ungeduld darüber alle Grenzen übersteigt. Dergleichen Miseren fehlten noch, um mir die Schriftstellerei zu verleiden, wenigstens alles, was sie ungesundes hat; absonderlich das Publizieren bei Lebzeiten werde ich hinfüro zu vermeiden wissen. — Meine neue Wohnung ist wunderschön, und lebe ich nur noch ein einziges Jährchen, so entschädigt sie mich reichlich für die Opfer, die ich gebracht durch das zweimalige Umziehen. Aber meine Finanzen hat letzteres erschöpft, und indem ich mir Barschaft zusammentrommeln muß, werde ich bereits morgen die Summe, die als Semester meiner Pension den 1. Februar fällig, auf Sie trassieren; ich glaubte erst im Dezember diese Tratte machen zu müssen.

Ich befinde mich hundeschlecht, und der große Succeß durch die „Revue des deux Mondes," welcher mir täglich enthusiastische Visiten und alles, was der Eitelkeit des Menschen nur schmeicheln kann, zuzieht, erheitert mich nur wenig, und verdoppelt sogar manchmal meinen Trübsinn, wenn ich bedenke, wie das alles zu spät kommt. Ich habe nicht die Kourage, in meinem jetzigen Zustand zu blasphemieren, sonst würde ich wohl über die Perfidie Gottes mich ärgerlich äußern.

Leben Sie wohl, und bleiben Sie freundschaftlich, so wie auch so zuverlässig als möglich, zugethan

Ihrem treu ergebenen

Heinrich Heine.

*470. An Alexandre Dumas.[1]

Mon cher Dumas!

On m'a lu plusieurs de vos derniers numéros, et je vois que vous faites, avec votre bonté de cœur infatigable, une nouvelle quête au profit de votre grande clientèle, les malheureux. Je m'empresse de répondre à cet appel, en vous envoyant ci-joint un billet de cinquante francs sur la banque de Zurich que j'ai reçu d'un de mes compatriotes résidant en Suisse, et qui prétend m'avoir emprunté la somme de cinquante francs il y a vingt ans. Je voudrais au plus tôt me débarrasser de ce billet, et voici pourquoi: il sent mauvais. Il exhale une odeur d'âne qui me donne des nausées; l'âne est vraiment l'animal qui m'est le plus antipathique; c'est une idiosyncrasie qui date déjà de mon enfance; quand j'entendais braire un âne, j'avais toujours une peur horrible, et je me sauvais à toutes jambes.

Je n'ai jamais pu vaincre cette aversion que je partage avec beaucoup des nôtres; le rugissement d'un lion ou d'un tigre ne me fait pas trembler; les loups affamés qui me poursuivaient quelquefois la nuit dans la forêt, ne m'effrayaient guère davantage par leurs hurlements. Le miaulement des chats m'est déjà plus pénible, mais il ne m'inspire pas une épouvante telle qu'en ressent mon illustre compatriote Meyerbeer, qui pâlit à la seule vue d'un chat; un disciple de Pythagore, qui croit à la métempsychose, dirait que le grand maestro a été une pauvre petite souris pendant son existence antérieure, et qu'il se trouve avoir encore dans son corps actuel le cœur peureux de la souris qui a peur du moindre chat. Le grognement du cochon ne m'amuse pas non plus, et, lorsqu'on tue un porc, je préfère aux mélodies qu'il fait entendre la musique du même grand maestro Giacomo Meyerbeer.

Ce n'est que par une longue habitude que je me suis fait aux aboiements des chiens de toute espèce, depuis le bouledogue jusqu'au plus petit roquet, et je suis arrivé à me moquer des efforts combinés de toute une meute qui voudrait troubler mon sommeil; mais la bête que je redoute, comme je l'ai dit, c'est l'âne: et, ce qui m'est tout à fait insupportable, ce sont les braiments d'un âne qu'on a mis en fureur, comme font nos petits espiègles, en lui fourrant une poignée de poivre dans le derrière. Les cris que pousse alors l'animal irrité, qui voudrait mordre mais qui ne saurait que braire, me saisissent d'effroi, et je ne ris nullement, comme mes amis, de ce terrible et intarissable y-an! y-an! de ce hoquet aussi épouvantable que baroque et scurrile, enfin de tous ces accents inouïs et presque sublimes de stupidité, qu'un âne enragé trouve dans sa colère impuissante. Le monstre, non moins atroce

1) Im „Mousquetaire" vom 14. Februar 1855 zuerst abgedruckt. Alexander Dumas sammelte damals zur Unterstützung Notleidender bei der strengen Winterkälte. Heine hatte von Jakob Venedey, der sich durch das Gedicht: „Kobes I." vgl. Bd. II. S. 183 beleidigt fühlte, jene ihm geliehene Summe zurückerhalten. Vgl. auch noch das Sendschreiben an Venedey Bd. VIII. S. 273.

que ridicule, est tellement exaspéré qu'il ne veut plus rien ménager, ni les oreilles des hommes ni celles des dieux, et il les déchire sans merci, ne pouvant déchirer autre chose. Il est vrai que le premier tort est aux hommes, qui lui ont mis du poivre où j'ai déjà dit; mais cet âne torturé n'en est pas moins une vilaine bête, car ces cris désespérés révèlent tout ce qu'il y avait d'arrogance, d'envie, d'impertinence, d'ignoble rancune, d'insigne mauvaise foi et même d'astuce, profondément caché dans les entrailles de cet être absurde, qui d'ordinaire était si humble, qui supportait les coups de bâton avec une si touchante modestie, qui possédait cette vulgarité grave qu'on croit toujours alliée à une certaine honnêteté, qui était trop sot, trop insipide, trop niais pour qu'on ne le tînt pas pour honnête, qui semblait toujours dire: „Je suis un imbécile, donc je suis honnête!“ et qui, en effet, parvenait parfois à être nommé l'honnête...

Halte-là! mon cher Dumas, j'allais faire une brioche en donnant un nom propre à ce soi-disant âne honnête; je m'en garderai bien, j'ose à peine le nommer Martin, quoique j'aie pour moi ce dicton populaire: Il y a plus d'un âne qui s'appelle Martin; car je risque toujours qu'il se trouve par hasard dans un coin de mon pays quelque obscur Martin qui puisse saisir une semblable occurrence pour faire une réclamation. Je connais cette espèce qui s'accroche avec avidité au moindre propos échappé à une plume de quelque renommée, pour l'exploiter au profit de sa sotte vanité, et qui ne demande pas mieux que de pouvoir braire dans les journaux, et écrire au rédacteur: „Monsieur, l'âne dont il est question dans une lettre de M. Henri Heine, cet âne, c'est moi! y-an! y-an! y-an! y-an!“

Non, je ne veux pas fournir l'occasion d'une telle réclame à un âne qui veut à tout prix mettre son ânerie en évidence, et je quitte ce sujet dont j'ai dû cependant vous entretenir pour vous faire comprendre pourquoi je veux me débarrasser d'un billet de banque qui a l'odeur d'un âne qu'on a mis en fureur en l'assaisonnant peut-être d'une trop forte dose de poivre. Il m'importait, en outre, de vous montrer que la bienfaisance n'entre pour rien dans l'envoi de cet argent, dont je vous prie de disposer comme bon vous semblera au profit de votre clientèle.

J'aurais beaucoup d'autres choses à vous dire; mais des crampes de gorge et de poitrine, qui menacent de me suffoquer à tout instant, ne me permettent pas de trop prolonger cette dictée; mon médecin m'a même ordonné de ne pas parler du tout. Ce sont les suites d'un accident fâcheux qui m'est survenu il y a deux mois, et dont je commence seulement à me remettre un peu. Imaginez-vous quel devait être mon état. Toute distraction par le travail m'était impossible, même la parole m'était interdite: j'étais, comme un chien, garrotté et muselé.

Mais pourquoi ne venez-vous pas me voir? J'apprends que vous demeurez à présent dans la même rue d'Amsterdam, d'où j'ai déguerpi il y a quelque temps, pour résider dans les Champs-

Élysées, 3, avenue Matignon, où vous me trouverez à toute heure. Ce n'est pas loin de chez vous, et votre cabriolet pourrait vous y mener en cinq minutes. Ayez honte! tandis que vous, jeune homme, tardez à venir, un vieillard de soixante-quinze ans, qui demeure au Marais, et qui s'obstine à faire toutes courses à pied, enfin notre illustre doyen Béranger, est venu me voir l'autre jour, malgré le mauvais temps qu'il faisait. Je n'avais pas vu Béranger depuis vingt-quatre ans, et je l'ai trouvé alerte comme un gamin de Paris. Une dame, dont vous devinez le nom, et qui était présente lors de la visite de Béranger, était émerveillée de sa bonne mine, et, lorsqu'il nous disait qu'il avait soixante-quinze ans, elle ne voulait absolument pas l'en croire, et s'évertuait à soutenir qu'il ne pouvait avoir que soixante ans tout au plus. La réponse que lui fit le chansonnier m'a égayé pour toute une journée; car, avec ce ton à la fois triste et malin, avec cette feinte bonhomie sous laquelle se cache la finesse la plus narquoise, il dit, en traînant doucereusement sur ses paroles: „Vous vous trompez, madame, et, si vous pouviez me permettre de vous en donner la preuve, je vous prouverais bien que vous avez tort, et que j'ai réellement mes soixante-quinze ans." Quel vénérable polisson!

La dame dont je viens de parler et qui, entre paranthèse, se gardera dorénavant de faire aux vieillards des compliments sur leur âge, m'avait depuis longtemps chargé de vous dire ses plus sincères remercîments pour la gracieuse surprise que vous nous avez faite en lui envoyant le manuscrit que vous aviez tracé si soigneusement et expressément pour elle, de cette même main qui a donné au monde 33 1/3 de chefs-d'œuvre. Je dis trente trois et un tiers, car je présume et j'espère que vous avez encore bien deux tiers des Mohicans de Paris, en réserve pour votre public, qui les attend le bec tendu.

Mais il faut que je cesse ma dictée, — j'étouffe.

Tout à vous. — Votre ami.

Henri Heine.

Paris, le 8 février 1855.

---

471. An Michael Schloß.

Paris, den 19. Februar 1855

Liebster Herr Schloß!

Sie wissen nicht, daß ich zwei Monat lang todkranker als jemals war, und noch jetzt bin ich nicht im stande zu sprechen. Dies mag Ihnen erklären, warum ich Ihnen erst heute schreibe und für Ihre letzten freundlichen Mitteilungen danke. Lassen Sie mir nun aber bald wissen, wie sich meine liebenswürdige, norwegische Freundin nach ihrem großen Feldzug befindet. Ich habe viel an sie deshalb gedacht, und kann nicht ohne Emotion diese Bitte an Sie richten.

Wäre es nicht sehr betrübend für den Menschenfreund, daß die Esel, wie wir bisher glaubten, mit ihrer Eselei nicht auch eine gewisse

Ehrlichkeit verbinden, so hätte mich die Schlingelei des Monsieur V. sehr ergötzt;[1] denn so was ist noch nicht vorgekommen, daß die Eselswut sich sogar in Versen ausbreitet. Dieses Verbrechen muß Apollo züchtigen, nicht ich, denn die ganze Poesie wird dadurch ekelhaft und stinkig. Man hätte diese Verse gleich nach Sebastopol an Mentschikoff schicken sollen, und er hätte sich gewiß gleich übergeben. Ich werde kein solcher Narr sein und mich lächerlich machen, indem ich mit diesem neuen Dichter öffentlich in die Schranken träte und einen Wettgesang anstimmte; um so mehr, da ich weiß, wie einige Zeitungsredakteure (ich meine beileibe nicht die „Kölnische Zeitung") darauf spekulieren, amüsante Aufsätze für ihre Leser, und zugleich gratis, mir durch Angriffe zu entlocken. Was ich auf schnöde Insinuationen zu erwidern habe, dazu bieten sich bessere Gelegenheiten, und das hat keine Eile. Hat denn dieser Unglückliche wirklich eine reiche Heirat gemacht? so daß der sonst so demütige Esel plötzlich in die Frechheit überschnappt und mir 50 Franken zuschickt, die er behauptet, mir vor zwanzig Jahren abgeborgt zu haben, während ich doch gut weiß, daß ich ihm diese kleine Summe schenkte, und von keinem Leihen die Rede war. Wenn ich Geld lieh, waren es leider immer bedeutendere Summen und manche unsrer Bekannten werden aus Erfahrung dieses bezeugen. Ich habe dieses stinkige Geld den Armen gegeben, wie ich es erhalten, öffentlich, da der Esel öffentlich darauf anspielt, und ich habe nur die Vorsicht genommen, ihm keine Gelegenheit zu geben, sich durch Reklame geltend zu machen. Das Seltsame an der Sache ist, daß noch ein anderer aus Ihrer Stadt die Karnevalsmaske des Kobes auf sich bezieht, indem er der Dickes sei, den ich gemeint haben müsse.

Und nun leben Sie wohl, grüßen Sie mir Ihre Frau, und bleiben Sie freundschaftlich wohlwollend

Ihrem

Heinrich Heine.

P. S. Ich erfahre nichts aus der deutschen Druckwelt, und jede Mitteilung von Ihnen, mich betreffend, werde ich dankbar entgegennehmen.

---

*472. An Dr. L. Wertheim.

Paris, den 28. April 1855.

Liebster Wertheim.

Da Sie mich sehr freundschaftlich vernachlässigen und ich Sie oft Ewigkeiten lang nicht sehe, so will ich heute, um Ihres Besuches ganz sicher zu sein, Ihnen sagen, daß ich Sie für eine höchst wichtige, in Ihren ärztlichen Beruf einschlagende Sache zu sprechen habe. Es ist also nicht bloß als Freund, sondern auch als Arzt, daß ich Sie sehen will. —

---

1) Venedey hatte in der „Kölnischen Zeitung" seinem Ärger in Versen Luft gemacht. Vgl. Strodtmann l. c. Bd. II. S. 423.

Ich befinde mich sehr schlecht, und Gruby, welcher mich eben verläßt, sagt mir, daß er Sie gestern gesehen. Der alte Jaubert ist die Treppe hinabgefallen und hat sich sehr beschädigt. Meine „Lutetia" auf Französisch macht hier viel Spektakel; ob sie gefällt, weiß ich nicht, ist mir auch sehr gleichgültig. Nur Narren wollen gefallen; der Starke will seinen Gedanken geltend machen.

Ihr freundschaftlich ergebener
Heinrich Heine.

475. An Julius Campe.

Paris, den 30. Mai 1855.

Liebster Campe!

Obgleich hundeelend und blinder als je (denn mein rechtes Auge sieht auch nichts mehr), schreibe ich Ihnen dennoch, um nur flüchtig zu melden, daß ich noch lebe und mehr als je in freundschaftlicher Gesinnung für Sie verharre. Es sind keine Gemütsdissidentien, sondern nur berechenbare Geschäftsdifferenzen, welche allenfalls ein Häpern und Kabbeln verursachen konnten. Zwischen mir und Herrn Richard Reinhardt, meinem ehemaligen Sekretär, steht es anders; obgleich er meine Interessen, materielle wie moralische, sehr warm vertritt, so fehlt ihm doch jene Gefühlstoleranz, die ich in so hohem Grade besitze und wodurch es mir möglich ist, in Fällen, wo nur mein Geldinteresse oder meine Eitelkeit im Spiele ist, 5 eine grade Zahl sein zu lassen, und trotz aller Widerbellerei den Ehefrieden aufrecht zu erhalten. — Gestern hab' ich die Gemütsverschiedenheit, die zwischen mir und meinem ehemaligen Sekretär besteht, ganz einsehen müssen, und das Beiwort ehemalig sagt Ihnen, daß wir uns trennen mußten. Nächstens sage ich Ihnen, was er von mir verlangte, was ich nur versprechen sollte für den Fall meines Todes, und was ich dennoch bestimmt versagte, ehrlich wie immer auf alle momentane Vorteile verzichtend, um keinen späteren Vorwürfen von Zweideutigkeit mich auszusetzen. Ich will lieber hilflos in meiner isolierten Lage verschmachten. Sie werden, wenn ich Ihnen das Reinhardtsche Begehrnis melde, mir gestehen, wie sehr Sie unrecht hatten, mir durch Lappalien nur einige Minuten zu verbittern. — Durch Reinhardt konnte ich Ihnen nicht schreiben lassen und hatte auch nichts andres zu melden, als daß ich nach Ihrer Abreise acht Tage lang dem Tode nahe war: jetzt leide ich nur durch die unaufhörlichen Krämpfe; bekomme ich Ruhe, so werden sie wohl nachlassen.

Die „Lutetia" hat das Außerordentlichste erreicht: während vier Wochen sprach ganz Paris von diesem Buch. Aber welche Arbeit hatte ich! Todkrank, trotz meiner Krämpfe, arbeitete ich zwei Monat täglich 5 bis 6 Stunden an dieser französischen „Lutetia" und war doch nicht im stande, ihr die stilistische Ründung zu geben, die das Original besitzt. Leben Sie wohl und behalten Sie lieb und wert Ihren Freund

Heinrich Heine.

(Den Kleinen zu grüßen!)

*474. An Erèle Montégert.[1]

Monsieur!

J'avais chargé M. de Mars de vous faire une apologie (terme albionique) de ma part, et de vous dire combien j'étais désireux de vous voir aujourd'hui samedi. Mais l'homme propose et Dieu dispose! J'ai subi, cette nuit, une attaque de crampes de gorge si étouffante, que je suis condamné à un mutisme complet au moins pour quelques jours. J'ai hâte de vous en avertir, et, au risque d'abuser de votre aimable indulgence, je vous prie de remettre le bienfait de votre visite à mercredi prochain, ou à l'un des jours suivants de la semaine. Je compte sur votre bienveillance, — j'allais dire dear sir, car, d'après tout ce que j'ai lu de vous, vous êtes tellement imprégné d'Angleterre, que je suis toujours tenté de vous écrire en anglais. — J'admire véritablement votre connaissance parfaite de ce singulier pays d'outre-Manche, qui restera longtemps une énigme pour tant de Français!

Mille compliments empressés de votre tout dévoué.

Henri Heine.

---

*475. An Alexandre Dumas.

Mon cher Dumas!

Je ne saurais vous dire combien m'ont ému vos articles sur Dorval; ces pages, plutôt sanglotées qu'écrites et remplies d'une pitié presque cruelle, m'ont fait verser bien des larmes!

Merci pour ces larmes, ou, pour mieux dire, pour ce prétexte de pleurer: car le cœur humain, cet orgueilleux chien de cœur! est ainsi fait, que, quelque oppressé qu'il se sente, parfois il voudrait crever plutôt que chercher à se soulager par des larmes; ce chien de cœur orgueilleux doit être très-content chaque fois qu'il lui est permis de se désaltérer de ses propres douleurs par des larmes, tout en ayant l'air de ne pleurer que sur les infortunes des autres! Merci donc pour vos pages attendrissantes sur Dorval!

Le lendemain de votre appel aux sympathies posthumes des amis de la défunte, je me suis empressé d'y répondre en envoyant vingt francs aux bureaux du Mousquetaire. Aujourd'hui que vous retirez la souscription, et que vous invitez les souscripteurs à retirer aussi leurs versements, vous me causez un petit embarras; mes sentiments superstitieux ne me permettent pas de remettre dans ma bourse de l'argent destiné à m'associer à une œuvre pieuse, même en me proposant de l'employer plus tard à une œuvre analogue. Je vous prie donc, mon cher ami, de disposer de ces pauvres vingt francs en faveur des petites filles incurables, pour lesquelles vous avez quêté souvent d'une manière si touchante. J'ai oublié le nom de la petite communauté des bonnes sœurs qui se vouent aux soins de ces enfants malheureux, et je vous prie

1) Zuerst in der französischen Ausgabe der Briefe, Bd. III. S. 420 veröffentlicht.

de m'en donner de nouveau l'adresse; car il pourrait bien arriver que j'en eusse besoin dans un moment où des velléités de charité me passent par la tête; j'aime de temps en temps à faire remettre une carte chez le bon Dieu.

Je suis toujours dans le même état: mes crampes de gorge sont toujours les mêmes, et elles m'empêchent de faire de longues dictées. Le mot dicter me rappelle, dans ce moment, l'imbécile Bavarois qui était mon domestique à Munich. Il avait remarqué que souvent, pendant des journées entières, j'étais occupé à dicter, et, lorsqu'un de ses dignes compatriotes lui demandait quel était mon état, il répondait: „Mon maître est dictateur!"

Adieu; je dois déposer ici ma dictature, et j'ai hâte de vous dire mille amitiés. — Votre tout dévoué.

Henri Heine.

Paris, le 2 août 1855.

---

476. An Julius Campe.

Paris, den 26. August 1855.

Liebster Campe!

Durch die Dummheit meiner Wärterin blieben gestern einige Zeilen, die ich Ihnen schrieb, auf dem Tische, und in die Enveloppe, worin ich sie zu stecken hieß, kam nur eine kleine Gelegenheitsfabel für unsern Kleinen [1]), über welche ich Ihnen vielleicht später Aufklärung und Kommentar erteile. Vielleicht auch bedürfen Sie dessen nicht, wenn Sie etwa auch dort erfuhren, welche Lüge die Wiener Presse gegen mich ausgeheckt. Es liegt mir wenig dran und zeigt nur, welch ein Stichwort die reiche Clique, die gegen mich verbündet ist, gewählt hat.

Ich habe Ihnen gestern nur wenige Worte über die Anträge mitteilen wollen, die mir aus Amerika zugingen. Doch ich unterlasse es und begnüge mich, Ihnen zu sagen, daß ich auch auf die Vorschläge, mich bei einer englischen Übersetzungs-Gesamtausgabe meiner Werke reichlich zu beteiligen, wenn ich etwas Ungedrucktes oder Biographisches hinzugäbe — daß ich auf solche pekuniär lockende Anträge keine Zeile Antwort schreibe, ja keine Antwort, um ganz sicher zu sein, daß nichts von meiner Seite geschehen, wodurch im Interesse des dortigen Nachdrucks mein Name mißbraucht werden und auch Sie, in Bezug auf meine Loyalität, im geringsten auf falsche Annahmen und irrige Gedanken geraten könnten. Sie sehen, wie ängstlich ich alles vermeide, was Ihr Mißtrauen erregen dürfte, wie kein Gewinn mich lockt, und wie Sie mir mit vollem alten Vertrauen, ohne kleinliches Widerstreben, ohne unbilliges Knickern, zeigen sollten, daß, wo unsre Interessen kollidieren, Sie mir immer die Ausgleichung zu erleichtern bemüht sein wollen. Ich kann nicht sehen, was ich schreibe, indem meine Augen in in der Hitze so leidend. Hab' noch keinen sichern Sekretär und dadurch meine liebe Not. Deshalb konnte ich Ihnen noch nicht Be-

1) „Der Wanzerich;" vgl. Bd. II. S. 463.

stimmtes selbst direkt mitteilen über alles, was ich Herrn Gathy mündlich auftrug, Ihnen provisorisch wissen zu lassen. Ich wollte nur, daß Sie durch Gathy erführen, wie sehr mir Ihre Wünsche am Herzen liegen, und wie ich sobald als möglich dafür sorgen werde, alles fortzuräumen, was spätere Differenzen hervorbringen konnte. Heinrich Laube war hier, und dieser praktische Freund, dem ich unsre schriftliche Übereinkunft zeigte, beteuerte mir, daß er nicht begreife, wie Sie einen Augenblick über meine Befugnisse in Zweifel sein konnten. — Sie sehen, liebster Campe, wie ich der Einsicht und dem Rechtsgefühl jedes braven Menschen getrost das Urteil überlassen darf, ob ich die Arbeit, die jetzt vielleicht als Pfand meine vorzüglichste Unterstützung werden muß, Ihnen gleichsam zum Teil umsonst hingeben muß, wenn wir über Nachlaßhonorar nichts stipuliert. — In solchem Falle wäre ich ja ein Thor, nur eine Feder anzusetzen. — Doch davon soll heute nicht ausführlich die Rede sein, und ich beschränke mich darauf, Sie freundschaftlich zu grüßen.

Ihr wahrhaft ergebener

H. Heine.

---

*477. An St. René Taillandier.

Paris, le 8 septembre 1855.

Mon cher Taillandier!

Comme j'ai dans ce moment quelques lignes à envoyer en message à la Revue, je saisis cette occasion pour vous envoyer les feuilles ci-jointes, afin que vous ayez le loisir d'y jeter un regard avant de venir me voir. Dans tous les cas j'attends demain votre aimable visite. Venez à l'heure qui vous plaira, mais pas trop tard. Votre traduction est magnifique, et mes corrections ne sont que des variantes que je vous propose, seulement pour y avoir mis la main.

Ah! qu'il est difficile pour moi d'exprimer mes sentiments poétiques allemands! Ma sensiblerie d'outre-Rhin, dans la langue du positivisme, est d'un bon sens par trop prosaïque. Croyez-moi, mon cher ami; il se trouve très-mal à son aise, ce pauvre rossignol allemand qui a fait son nid dans la perruque de M. de Voltaire.

Donc, à demain. — Votre tout dévoué.

Henri Heine.

---

478. An Adolf Stahr. [1])

Liebster Freund!

Ich bin nicht nachlässig, aber sehr krank, und konnte Ihnen erst heute die beifolgenden Bücher besorgen.[2])

---

1) Aus dessen Buche: „Zwei Monate in Paris" (Berlin 1856) Bd. II. S. 256.

2) Es waren einige Bücher über die Geschichte der französischen Malerei, welche Heine Stahr zu seinen Studien über die Kunstausstellung in Paris 1855 verschafft hatte.

Die „Allemagne," die „Lutèce" und die „Poëmes et legendes" bitte ich Sie als ein hommage respectueux de l'auteur zu empfangen, und dieselben mögen als Kuriosität in Ihrer Bibliothek prangen.

Den zerrissenen ersten Teil des „Salons," sowie auch die „Revue des deux Mondes" bitte ich jedoch, sobald Sie derselben nicht mehr bedürfen, mir zurückzusenden. — Ich habe dem Herrn Taillandier Ihre Adresse gegeben, und ich denke, er wird unserer hochgeehrten und vielgeliebten Freundin[1]) seine Aufwartung machen. Ich selbst schmachte nach ihrem Roman —[2]) um so mehr, da ich nichts mehr zu lesen habe!

Ich bin krank wie ein Hund, und kämpfe gegen Schmerz und Tod wie eine Katze; Katzen sollen ein sehr zähes Leben haben!! —

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Paris, den 7. Oktober 1855.

479. An Julius Campe.

Paris, den 1. November 1855.

Liebster Campe!

Ich habe mit Schreiben gezögert, weil ich seit Monaten jeden Tag meine Schwester hier erwartete, welche mein Bruder, von Wien über Hamburg reisend, zur Ausstellung, begleiten wollte. Ist sie noch nicht abgereist, so wird sie gewiß von Ihnen Aufträge für mich fordern oder fordern lassen, und in diesem Fall könnten Sie auch einige Bücher aus der Bibliothek von Laeiß für mich mitgeben; beiliegend einige Nummern seines Bücherverzeichnisses zu diesem Zwecke. Schicken Sie mir auch den Schluß des Romans von Meißner; ich hab' nur den ersten und zweiten Band. — Mit Gustav werde ich ernsthaft sprechen, und das fruchtet mehr, als alle Briefe; ich werde ihm bestimmt sagen, wie er Ihre Freundschaft für mich und den Wert, den ich darauf lege, mehr beachten solle, als er bisher gethan. Es ist mir aus sehr vielen Gründen lieb, ihn zu sehen; ich bin noch immer bedeutend krank und bedarf liebender Zusprüche. — Mr. Gathy hab' ich seitdem nicht gesehen und schließe daraus, daß er meinen Auftrag verrichtet und Ihnen gezeigt, wie ich Ihren erprobtesten Freunden die geschäftliche Differenz, die noch zwischen uns obwaltet, und zwar nur eventualiter obwaltet, zur Beurteilung überlassen kann. Die Hauptsache ist leider, daß ich in diesem Augenblick verflucht wenig arbeiten kann, und dieses Jahr ein Defizit von etwa 15000 Franken (durch verfehlte Hilfsversuche) darbieten dürfte. Deshalb muß ich auch im Beginn dieses Monats die 600 M ℒ Banko, die den 1. Februar als Pensionssemester zahlbar, also 3 Monat dato (an die Ordre von Homberg & Comp.) auf Sie trassieren. Solche Symptome können Ihnen immer zeigen, wie mich die Finanzfragen importunieren. Vergessen Sie das nie, und Sie werden nie mir verargen, wenn ich auch Sie mit diesen Fragen behellige.

---

1) Fanny Lewald-Stahr.
2) Die „Wandlungen."

Ich kann heut fast gar nicht sehen, und meine Augen brennen. Seit ich mich von Herrn Reinhardt getrennt, habe ich niemand, dem ich einen Brief im Deutschen diktieren kann; sonst würde ich Ihnen öfter schreiben. Niemand erhält Brief von mir, niemand Antwort. Viel passiert. Drei niederträchtige Cliquen machen mir den gemeinsten Krieg — und ich bekümmere mich nicht darum. — Grüßen Sie mir herzlich den Schiff; seine Novellen haben mich höchlich ergötzt, und ich werde ihm durch meine Schwester alles wissen lassen, was mir zu schreiben oder gar zu diktieren unmöglich, z. B. meine Lage, wo ich hier oft die besten Freunde monatlang nicht sehen darf. Eben weil ich Madame Embden erwartete, schrieb ich nicht an Schiff.

Hier ist Stahr nebst Fanny Lewald, die ich oft sehe. Eine Menge Deutsche bringt die Ausstellung, ich hab' aber nur wenige empfangen können.

Ich hoffe, es geht Ihnen gut und unser lieber junger Bursche gedeiht leiblich und geistig; ich lasse ihn, sowie überhaupt Ihre Familie, freundlichst grüßen.

Meine Gedichte haben im Französischen einen fabulosen Beifall. Ich, ich selbst, übersetze jetzt auch die noch ungedruckten, und das ist mir eine heitere, anregende, höchst anziehende Beschäftigung geworden.

Ihr freundschaftlich ergebener

Heinrich Heine.

*480. An Emile Montégut.[1])

Paris, le 6 novembre 1855.

Mon cher confrère,

J'ai reçu votre billet d'hier, et je suis très-sensible à votre bonté. Vous devenez de moins en moins étranger à moi. Tandis que vous pensiez à moi, je me suis beaucoup occupé de vous. Votre article sur la Jeune Irlande, qui a paru il y a deux mois, ne m'est tombé sous la main que la semaine dernière, et je ne saurais assez exprimer l'intérêt qu'il m'a inspiré, tant par rapport aux idées neuves qu'à cause du genre de critique tout nouveau qui s'y révèle. Vous expliquez la position politique et sociale d'un peuple par des aperçus ethnographiques, psychologiques et historiques, ou plutôt légendaires, que les écrivains de la routine et de la cuistrerie auront de la peine à comprendre. — Quelle heureuse expression que ce mot cuistrerie, qui répond si bien à notre philisterthum allemand, dont je désespérais déjà de trouver un équivalent. Nous en causerons, mais pas jeudi 7 novembre; nous en causerons, si vous voulez, le jeudi de la semaine suivante; car je reçois dans ce moment la visite d'un frère et d'une sœur qui arrivent d'Allemagne, et à qui je dois consacrer huit jours. Ce n'est qu'après leur départ que j'aurai la tête libre et ma pauvre gorge assez reposée pour pouvoir communier avec vous de vive voix. J'espère que ce retard de notre rendez-vous ne vous dérange pas.

1) Zuerst in der französischen Ausgabe der Briefe, Bd. III. S. 425 veröffentlicht.

Les „Reisebilder“ sont à peine imprimés à moitié: ce livre ne paraîtra pas de sitôt. Votre article viendra donc à temps.

Je ne peux pas lire mon propre griffonnage.

Votre tout dévoué et très-malade.

Henri Heine.

*481. An die Mouche.[1]

Liebenswürdigste und reizendste Person!

Ich bedaure lebhaft, Sie neulich so wenig gesehen zu haben. Sie haben mir einen sehr angenehmen Eindruck hinterlassen, und ich empfinde ein großes Verlangen, Sie wiederzusehen. Kommen Sie von morgen ab, wenn es Ihnen möglich ist, unter allen Umständen, kommen Sie sobald wie möglich. Ich bin bereit, Sie zu jeder Stunde zu empfangen, jedoch wäre mir's am liebsten von 4 Uhr bis — so spät wie Sie wollen.

Ich schreibe Ihnen selbst, trotz meiner schwachen Augen, und zwar weil ich im Augenblick keinen Sekretär habe, auf den ich mich verlassen kann. Meine Ohren sind betäubt von allerlei widerwärtigem Geräusch, und ich bin die ganze Zeit über sehr leidend gewesen.

Ich weiß nicht, warum Ihre liebevolle Sympathie mir so wohl thut; ich abergläubisches Wesen — bilde ich mir doch ein, mich habe eine gute Fee in der Stunde der Trübsal besucht. Nein, war die Fee gut, so war auch die Stunde eine Stunde des Glücks. Oder wären Sie eine böse Fee? Ich muß das bald wissen.

Ihr

Heinrich Heine.

*482. An die Mouche.

Heute keine Schule, denn der Schulmeister ist noch nicht „curé,“ wie das alte Weib Liszt sagt; darum will ich auf Deinen Besuch verzichten. Laß mich aber wissen, ob Du morgen, Montag, kommen kannst Ich habe starkes Kopfweh; es wäre selbstsüchtig, Dich kommen zu lassen, ohne mich mit Dir unterhalten zu können.

Deiner Antwort gewärtig, bleibe ich

der liebsten Mouche

allertollster

Heinrich Heine.

*483. An die Mouche.

Süßeste, feinste Mouche!

Oder soll ich von Ihrem Siegelring absehen und Sie nach dem Parfüm Ihres Briefes benennen? In diesem Falle müßte ich Sie nennen: „Zierlichste Moschuskatze.“

1 Sämtliche Briefe an die Mouche sind deren Buche: „Les derniers jours de Henri Heine“ Paris 1884 entnommen. Einige derselben hatte schon Alfred Meißner vorher veröffentlicht, l. c. S. 244 ff. Da die deutschen Originale zum Teil nicht zu erhalten waren, folgen diese Briefe in der Übersetzung, die E. Engel im „Nachlaß,“ S. 322 ff. gegeben.

Ich habe Ihren Brief gestern erhalten, — die pattes de mouche hüpfen mir beständig im Kopf herum, vielleicht gar im Herzen. Mein lebhaftester Dank für all die Zuneigung, die Sie mir bekunden. Die Übersetzung der Gedichte ist sehr schön, und ich wiederhole, was ich Ihnen vor Ihrer Abreise darüber gesagt habe. Auch ich freue mich, Sie bald wiederzusehen und auf das liebe Schwabengesicht poser une empreinte vivante[1]) zu können. Ach, dieser Satz würde eine weniger platonische Bedeutung gewinnen, wenn ich noch ein Mann wäre! Aber ich bin nur noch ein Geist; das mag Ihnen schon ganz recht sein, mir aber behagt es nur so so.

Die französische Ausgabe meiner Gedichte erscheint soeben und macht Furore. Es kann aber immerhin noch 2 oder 3 Monate dauern, ehe die noch nicht veröffentlichten Gedichte, z. B. der „Neue Frühling," in einem der letzten Bände der französischen Ausgabe erscheinen werden. Sie sehen, Sie haben nicht viel versäumt.[2])

Ja, ich freue mich, Sie wiederzusehen, holde Mouche meiner Seele! Die anmutigste der Moschuskatzen und doch zugleich lieblich wie eine Angorakatze, gerade, die Art, die ich gern habe.

Früher habe ich lange Zeit die Tigerkatzen geliebt, aber die Sorte ist zu gefährlich und die empreintes vivantes, die sie manchmal auf meinem Gesicht zurückließen, waren sehr fatal.

Mir geht's immer noch sehr schlecht; fortwährend Widerwärtigkeiten, Wutanfälle, — Wut über meinen verzweifelten Zustand.

Ich bin ein Toter, den es dürstet nach den glühendsten Genüssen, die das Leben gewährt! Es ist entsetzlich.

Lebe wohl! Möge Ihnen das Bad Stärkung und Gesundheit bringen.

Herzlichste Grüße

von Ihrem Freunde

Heinrich Heine.

---

*484. An die Mouche.[3])

Paris, le 20 juillet 1855.

Ma chère amie!

Vous êtes à Paris et pourtant vous tardez encore à venir me serrer la main. J'ai grande envie de sentir le musc de vos gants, d'entendre le son de votre voix, de poser une empreinte vivante sur votre Schwabengesicht. — Ne vous fâchez pas: — quelque gracieuse que vous soyez, vous avez une figure de Gelbveiglein souabes!

Mais venez bientôt. Tout à vous,

Henri Heine.

---

1) Ein Lieblingsausdruck der „Mouche."
2) Die Dame war um die Zeit (Sommer 1855) in Wildbad.
3) Dieser Brief ist auch im Original französisch.

*485. An die Mouche.

Liebste Seele.

Ich bin so verwirrt, daß ich nicht mehr weiß, ob ich Sie gebeten habe, heute Donnerstag oder erst morgen Freitag zu kommen.

Heute bin ich leidend, und um sicher zu gehen, wollen wir Ihren lieben Besuch auf nächsten Sonnabend legen, aber dann rechne ich auch darauf. — Komm bald! —

Ich benutze die Gelegenheit, um Ihnen das Manuskript der Gedichte zu schicken, und bitte Sie, es wieder mitzubringen, damit Sie nach erfolgter Durchsicht es mit mir zusammen lesen und mir Ihre Bemerkungen über die vielleicht zweckmäßigerweise vorzunehmenden Änderungen mitteilen können.

Liebstes geliebtes Geschöpf! ich bin sehr krank, moralisch ebenso krank wie physisch. Die deutsche Ehrlichkeit und Redlichkeit benehmen sich gegen mich hundsföttisch.

Ich schließe die Lotosblume in meine Arme und bin

Ihr ergebener

Donnerstag. Heinrich Heine.

*486. An die Mouche.

Freitag, den 11. Januar 1856.

Liebes Kind.

Ich habe einen Anfall von Migräne, der, wie ich fürchte, noch bis morgen anhalten, oder noch schlimmer werden wird. Ich schreibe Dir eiligst, um Dich wissen zu lassen, daß morgen keine Schule ist, und daß Du folglich über Deinen Nachmittag ganz nach Belieben verfügen kannst. Ich rechne aber auf Dich übermorgen, Sonntag. Solltest Du nicht kommen können, so laß mich's wissen, liebstes süßes Kind.

Ich werde Dich niemals prügeln, selbst wenn Du eine solche Strafe durch allzu große Dummheit verdienen solltest. Um die Rute zu schwingen, bedarf es vor allem einer größeren Kraft, als ich sie besitze. Ich bin niedergedrückt, leidend und traurig.

Küsse die pattes de mouche.

Dein Freund

Heinrich Heine.

*487. An die Mouche.

Ich denke fortwährend an die Mouche, will sie aber weder heute Dienstag noch selbst morgen sehen: — ich bin sehr krank! Aber Donnerstag rechne ich auf die liebste Mouche.

Ich kann nicht sehen, was ich schreibe.

Heinrich Heine.

*488. An die Mouche.

Liebe Freundin,

ich bin immer noch sehr krank und kann Dich heute nicht sehen, hoffe aber, Du wirst morgen, Dienstag, kommen können. Schreibe mir ein Wort, ob Du nicht vor übermorgen kommen könntest.

Dein armer Freund

Nebukadnezar II.

Ich bin nämlich ebenso verrückt wie der König von Babylon und esse nur noch gehacktes Kraut, welche Nahrung meine Köchin Spinat nennt.

---

*489. An die Mouche.

Liebste, zierlichste Katze!

Ich will Sie morgen, Mittwoch, nicht sehen, und zwar, weil ich eine Migräne nahen fühle; wenn Sie aber einige Augenblicke am Freitag nachmittag bei mir zubringen können, so würde mich das dafür entschädigen, daß ich Sie so lange nicht sehen kann. Von Freitag ab sollen mir alle Tage recht sein, und je öfter Sie kommen, desto glücklicher für mich.

Meine gute, reizende, holde Mouche, komm und sumse mir um die Nase mit Deinen kleinen Flügeln! Ich kenne ein Lied von Mendelssohn mit dem Refrain: „Komm bald!" Diese Melodie klingt mir fortwährend durch den Kopf: „Komm bald!"

Ich küsse die beiden lieben Pfötchen, nicht auf einmal, sondern eines nach dem andern.

Leb' wohl.

Heinrich Heine.

---

*490. An die Mouche.

Liebstes Geschöpf.

Ich habe heut entsetzliches Kopfweh und fürchte die Folgen dieser Migräne für morgen. Ich bitte Sie demnach, nicht morgen, Sonntag, zu kommen, sondern erst Montag, es sei denn, Sie hätten in meinem Viertel zu thun, in welchem Falle Sie auf Ihre Gefahr herankommen mögen.

Ich habe ein großes Verlangen, Dich wiederzusehen, letzte Blume meines trübseligen Herbstes, tolle Geliebte.

Ich bin nach wie vor mit toller Zärtlichkeit

Dein ergebener

Heinrich Heine.

---

*491. An die Mouche.

Ich benutze sofort die reizenden Briefkouverts, um die geliebte Hand zu küssen, die Hand, die sie so liebenswürdig mit den Adressen versehen hat.

Ich habe eine schlechte Nacht gehabt, mich halbtot gehustet und kann nicht sprechen.

Danke gleichfalls für die ausgezeichnete Abschrift des Briefes an Frau von Rothschild.[1])

Zärtlichen Gruß! Ich lache vor Schmerz und knirsche mit den Zähnen, ich werde verrückt.

Heinrich Heine.

492. An die Mouche.

Liebste Freundin!

Ich stecke noch immer in meinem Kopfschmerz, der vielleicht erst morgen endigt, so daß ich die Liebliche erst übermorgen sehen kann. Welch ein Kummer! Ich bin so krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow! Nie war ein Poet elender in der Fülle des Glücks, das seiner zu spotten scheint.

Ich drücke eine empreinte vivante auf all Deine Lieblichkeit, aber nur in der Phantasie. Ich habe Dir nichts weiter zu bieten als die Phantasie, poor girl.

Leb' wohl.

Dienstag Mittag. H.

Die Aushängebogen brauche ich nicht vor Donnerstag.

*493. An die Mouche.

Liebste Mouche.

Ich habe eine schlechte, sehr schlechte Nacht mit Stöhnen zugebracht und verliere fast den Mut. Ich rechne darauf, Dich morgen um mich sumsen zu hören.

Bei alledem bin ich sentimental wie ein Mops, der zum erstenmale liebt. Warum kann ich nicht all diese Sentimentalität den Reizen der Frau Koreff widmen. — Aber Du verstehst nichts von dem, was ich da sage, Du bist eine Gans.

Dein Gänserich

Genserich der Erste,
König der Vandalen.

494. An die Mouche.

Liebste holde Freundin!

Ich danke für die süßherzlichen Zeilen — bin froh, daß Sie wohl sind — ich leider bin immer sehr krank, schwach und unwirsch, manchmal bis zu Thränen über den geringsten Schicksalsschabernack affiziert. — Jeder Kranke ist eine Ganache. Ungern lasse ich mich in solchem miserablen Zustande sehen, aber die liebe Mouche muß ich dennoch sumsen hören.

1 Anläßlich eines Trauerfalls im Rothschildschen Hause in Paris.

Komm Du bald — sobald Ew. Wohlgeboren nur wollen, sobald als möglich, — komm mein teures liebes Schwabengesicht! — Das Gedicht hab' ich aufgekritzelt — pure Charenton-Poesie — der Verrückte an eine Verrückte.

H. H.

*495. An die Mouche.

Paris, den 15. August 1855.

Liebstes Wesen.

Ich schrieb Ihnen gestern diese Zeilen, ohne sie indessen abzusenden, denn ich war so krank! — Heute höre ich zu meinem lebhaften Bedauern, daß Sie gestern gekommen sind, und ich beeile mich, Ihnen zu schreiben und Sie zu bitten, bald, aber recht bald diesen Besuch zu wiederholen. Ich bin viel wohler. Tausend Dank für die Gedichte, obwohl ich sie noch nicht gelesen habe.

Allerzärtlichst
der Ihrige
Heinrich Heine.

*496. An die Mouche.

Der Besuch meiner lieben Mouche hat mir gestern wohlgethan, ich denke immerfort an die Beste, die Holdeste, die Lieblichste der Mouches! Aber ich kann sie erst übermorgen wiedersehen — welche Ewigkeit! Hundertmal könnte ich über dem Warten sterben, ohne mich besonders dabei anzustrengen.

Denk ein wenig an mich, kleine Gans.

Dein ergebenster
Hans.

*497. An die Mouche.[1])

Ma chère enfant!

Je ne suis plus souffrant, mais seulement embêté: car, depuis deux jours, on travaille devant ma fenêtre pour y construire une tente dont je pourrais bien me passer. Je lis et relis votre petit manuscrit avec le plus grand plaisir; nous en causerons. Venez donc demain, si c'est possible! J'ai grand' soif de vous revoir, et ne cesse de penser à la fine Mouche.

Jeudi matin. Henri Heine.

*498. An die Mouche.

Holde Freundin!

Ich bin heute derartig krank, daß ich ernstlich fürchte, ich werde es auch morgen noch sein. Ich muß Sie somit bitten, mir das Glück Ihres Besuchs bis zum Sonnabend oder Sonntag vorzubehalten.

1) Auch im Original französisch.

Ihr Schleierchen ist sorgfältig zusammengefaltet auf meinem Schreibtisch liegen geblieben.

Ich liebe Sie mit der Zärtlichkeit eines Sterbenden, somit zärtlicher als sonst jemand auf Erden.

Dienstag. Heinrich Heine.

*499. An die Mouche.

Sonntag, den 30. September 1855.

Liebes Herz.

Das Wetter ist schlecht, mit mir steht's ebenso schlecht wie mit dem Wetter, und ich will meine Lotosblume nicht den Unbilden dieser spleenigen Nebel aussetzen. Ach du lieber Gott, wie gern gäbe ich Ihnen einen jener strahlenden indischen Sonnentage, wie man sie an den Ufern des Ganges erlebt und wie sie sich für die Lotosblumen schicken.

Komm bald — aber wie gesagt, nicht heute. Ich erwarte Sie am Mittwoch nachmittag.

Hoffentlich paßt Ihnen der Tag.

Je pose etc. H. Heine.

*500. An die Mouche.

Liebste.

Ich bin leidend und fürchte, es wird noch zwei Tage so dauern. Ich beeile mich also, Sie wissen zu lassen, daß ich Sie erst um die Mitte nächster Woche wiedersehen kann, um unser Zusammensein nicht durch meinen Kopfschmerz zu stören.

Liebend und treulich

Sonntag morgen. H. H.

501. An die Mouche.

Liebste Mouche!

Ich bin sehr leidend und zum Tode verdrießlich. Auch das Augenlid meines rechten Auges fällt zu, und ich kann fast nicht mehr schreiben. Aber ich liebe Dich sehr und denke an Dich, Du Süßeste!

Die Novelle hat mich gar nicht ennuniert und giebt gute Hoffnungen für die Zukunft; Du bist nicht so dumm als Du aussiehst! Zierlich bist Du über alle Maßen, und daran erfreut sich mein Sinn.

Werde ich Dich morgen sehen? Noch weiß ich es nicht, denn wenn mein Leiden so fortdauert, erhältst Du Nachricht.

Eine weinerliche Verstimmung überwältigt mich. Mein Herz gähnt spasmatisch. Diese bâillements sind unerträglich. Ich wollte, ich wäre tot, oder ein gesunder Mops, der sich aus Medizin nichts macht.

Tiefster Jammer, Dein Name ist

Heinrich Heine.

502. An die Mouche.[1])

Mittwoch, 3 Uhr.

Liebste Seele!

Bin sehr elend. Hustete 24 Stunden lang; daher heute Kopfschmerz, wahrscheinlich auch morgen — deshalb bitte ich die Süßeste, statt morgen (Donnerstag), lieber Freitag zu mir zu kommen. Bis dahin muß ich lungern. Mein Serinsky[2]) hat für die ganze Woche sich krank melden lassen. Welche unbehagliche Mißstände! Ich werde fast wahnsinnig vor Ärger, Schmerz und Ungeduld. Ich werde den lieben Gott, der so grausam an mir handelt, bei der Tierquälergesellschaft verklagen. Ich rechne auf Freitag. Unterdessen küsse ich in Gedanken die kleinen pattes de mouche.

Dero wahnsinniger

H. H.

503. An die Mouche.[3])

Liebes Kind!

Ich gratuliere Dir zum neuen Jahr und schicke Dir anbei eine Schachtel Schokolade — die wenigstens de bon goût ist. Ich weiß sehr gut, daß es Dir nicht ganz recht ist, wenn ich dergleichen Konvenienzen beobachte, aber es geschieht auch unserer äußeren Umgebung wegen, die in der Nichtbeachtung der üblichen Aufmerksamkeit einen Mangel an wechselseitigem Estime sehen würde. Ich liebe Dich so sehr, daß ich für meine Person gar nicht nötig hätte, Dich zu estimieren. Du bist meine liebe Mouche, und ich fühle minder meine Schmerzen, wenn ich an Deine Zierlichkeit, an die Anmut Deines Geistes denke. Leider kann ich nichts für Dich thun, als Dir solche Worte, „gemünzte Luft,“ sagen Meine besten Wünsche zum neuen Jahre, ich spreche sie nicht aus — Worte!

Ich bin vielleicht morgen im stande, meine Mouche zu sehen, dann lasse ich es ihr wissen. Jedenfalls aber kommt sie übermorgen zu ihrem

Nebukadnezar II.,

ehemaliger preußischer Atheist, jetzt Lotosblumenanbeter.

---

1) Vom November 1855.
2) Heines letzter Sekretär.
3) Vom 1. Januar 1856.



Personen-Register

zu

Heinrich Heine's Werken.

(Die arabischen Ziffern bedeuten die Seitenzahl, die römischen die des Bandes. Mit einem * sind die Namen Derjenigen versehen, an welche Briefe Heine's in Bd. VIII. und IX. gerichtet sind.)



A.

G.

J.

L.

M.

N.

O.

S.

T.

U.

V.

Chronologisches Register

zu

Heines sämtlichen Werken.

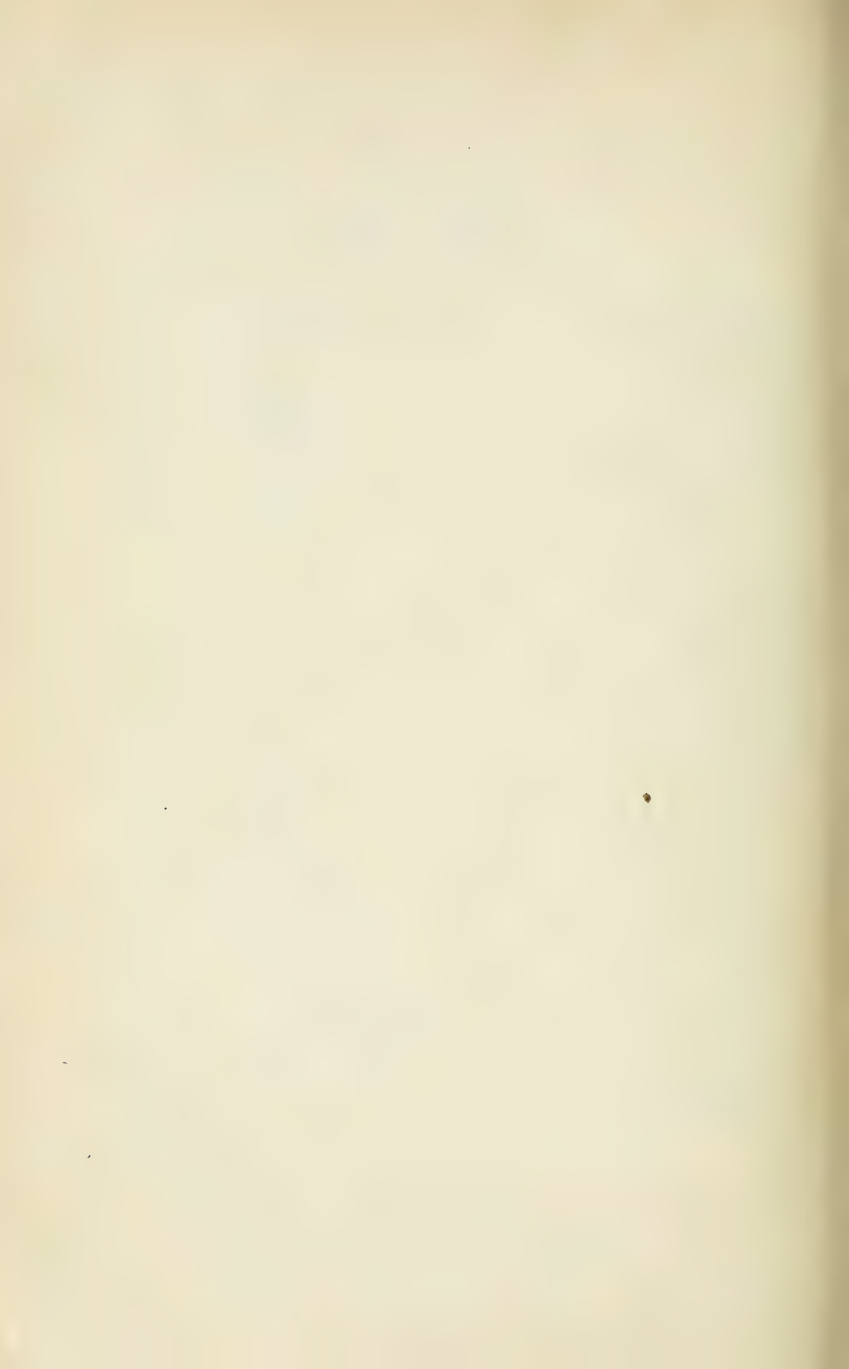
(Die ersten Ziffern bezeichnen die Jahre der Abfassung; die eingeklammerten Ziffern weisen auf die Veröffentlichung, die römischen auf die Bandzahl der gesammelten Werke hin.)

Inhaltsregister

zu

Heines sämtlichen Werken.

(Die Teile sind mit römischen, die Seitenzahlen mit arabischen Ziffern bezeichnet.)

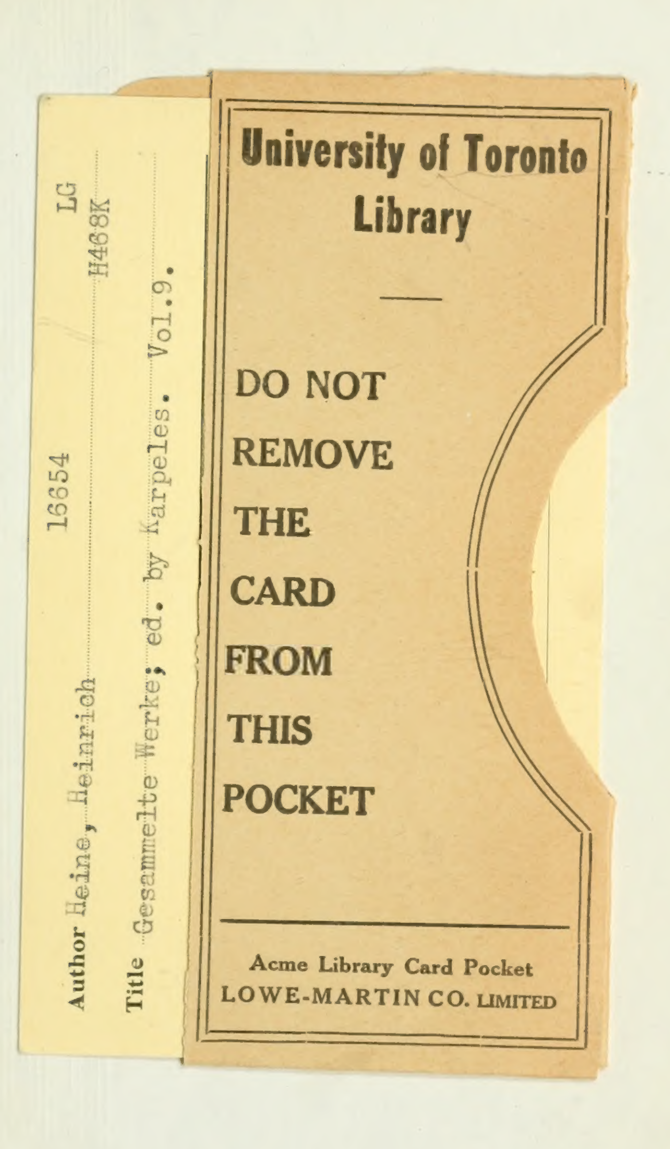











University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED
LG
H468K
16654
Author Heine, Heinrich
Title Gesammelte Werke; ed. by Karpeles. Vol.9.

